
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00104439 9





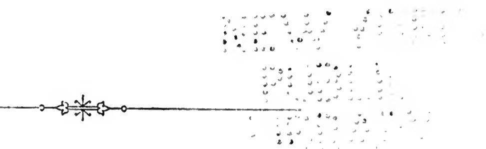
Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher
Vorträge

herausgegeben von

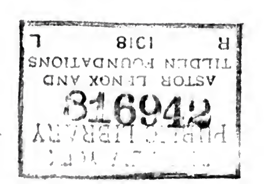
Rud. Virchow und **Fr. v. Holtzendorff.**

Neue Folge. II. Serie.

Heft 25—48.



Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.



Inhalts-Verzeichniß.

Wilhelm Tell
in Poesie und Wirklichkeit.

Eine
poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen
von

Dr. J. Nover.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte!“

so jubeln wir mit Schiller, und mit unwiderstehlicher Sehnsucht zieht es uns immer wieder von neuem in das Hochgebirge, wo die ewigen und erhabenen Denksäulen der Schöpfungsgeschichte emporragen zu den Wolken und dem Himmelsblau, dem Throne des Unsichtbaren. Ist es doch einem jeden Menschen von Natur eingeboren, „daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt“, und wie es uns schon in der Kindheit trieb, den Hügel der Heimath zu ersteigen, so reizt es uns in der Jugend und selbst im Alter, die luftigen Höhen zu erklimmen, um fröhlich auf lachende Thäler und Auen, auf freundliche Städtchen und glitzernde Ströme und wimmelnde Ameisenhaufen bewegten Menschenlebens hinabzuschauen.

Vor allem aber zieht es uns mächtig hin zu den Alpen, jenem Riesenbauwerk der Schöpfung, das sich am dämmernden Horizont in bläulicher Ferne wie eine blendendweiße Gebirgsmauer erstreckt mit wildphantastischen Zinnen, mit seinen zerrissenen Zacken, Hörnern und Nadeln, zu jenem Wunderlande jungfräulicher Schneegefilde, frischer Matten, smaragdgrüner Krystallseen, aber auch voll donnernder Lawinen, rauschender Bergströme und gähnender Höllenschlünde. Und eine Reihe lieblicher, sowie das Herz gewaltig erhebender Bilder tritt vor unser strahlendes Auge. Wir schauen im Geiste die bunten Heerden auf

den kräuterduftigen Auen, und „lieblich tönt der Schall der Glocken in des Waldes Lustgesang". Wir lagern dem Fischerknaben gleich am grünen Gestade des „lächelnden, zum Bade ladenden Sees" und hören mit ihm im Traume die Lockrufe der Wassergeister, „wie Flöten so süß, wie Stimmen der Engel im Paradies". Doch am liebsten folgen wir dem kühnen Alpenjäger zu „der Felsen nackte Rippen", wie er die „zitternde Gazelle" verfolgt, „die der gewagte Sprung durch den Riß geborstner Klippen trägt, — bis zum höchsten Grat, — wo die Felsen jäh versinken, und verschwunden ist der Pfad".

Ja das reizt unseren Wagemuth, und zugleich dehnt sich uns weit die Brust, die wonnige Hochlandsbrise einzusaugen, uns Städtern, die wir „aus der Straßen quetschender Enge" entflohen sind dem Geräusch und Qualm betäubender Industrie in den freien Gottestempel der Natur; lieblich tönt in unsere, durch sinnenkitzelnde Musik verwöhnte Ohren des Alphorns lieblicher Ton, „gar so zauberisch wunderbar". Ja, —

„'s ist doch eine eigne Welt,
Nah dem Himmel schon fürwahr!"

Und wenn wir hinabsteigen von der Alm und einkehren in einer jener schmucklosen Sennhütten, wo uns mit treuherzigem Gruß die von keinen Toilettenkünsten verfälschte, schmucklose Tochter des Gebirges die frische Schweizermilch kredenzt, da wird es uns verzärtelten und verwöhnten Städtern ganz eigen zu Muthe, und ein Gefühl beschleicht uns, als seien wir lange in der Fremde herumgeirrt und kehrten in die Heimath zurück zu unserer trauten Mutter, ja zur Mutter Natur. Und wir können es begreifen, warum der Sohn der Berge so sehr an seinem Mutterlande hängt und auch draußen im Wohlleben mächtig vom Heimweh ergriffen wird selbst nach seinem unfruchtbaren Geburtslande, daß ihm die Thränen entstürzen, wenn er des Alphorns melancholischen Klang vernimmt, daß es ihm mit Walther

Tell bei seines Vaters Schilderung von Italiens Pracht „zu enge wird im weiten Lande“ und er „lieber wohnen will bei den Lawinen“.

Das ist nicht nur der Zauber der uns gewaltig umgebenden Natur, es ist vor allem der Hauch der Freiheit, der uns hier allüberall umweht. Ja, wenn es uns einleuchtet, daß Ideen und Thaten, Phantasie und Geschichte geboren und gezeitigt werden von Boden und Klima, von Natur und Umgebung, so finden wir es begreiflich, daß die Göttin Freiheit selbst ihren Tempel in diesem Riesenbau der Schöpfung aufgeschlagen, — daß hier ein Tell dem Bedrücker der Freiheit einen Pfeil ins Herz gesandt, — daß sich hier ein Winkelried in den Lanzenwald der Feinde stürzte mit dem todes- und opfermuthigen Rufe: „Der Freiheit eine Gasse!“

Diesen Nimbus wesentlich erhöht, den Reiz der herrlichen Schweiz poetisch noch ungemein gesteigert zu haben, ist bekanntlich ein unsterbliches Verdienst unseres Schiller, der dem Biedersinn und der Freiheitsliebe ihrer Bewohner in seinem Meisterdrama „Tell“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Giebt es darum unter den Tausenden, die alljährlich wie die Muhamedaner zu ihrem Mekka so in die Schweiz pilgern, Viele, die nur ihrer Naturschwärmerei folgen, Andere aus rein wissenschaftlichem Trieb, — Viele aus Gesundheitsrücksichten, manche wohl auch aus fader Modesucht oder Langeweile, — sicherlich hat es auch für ein poetisches Gemüth seinen eigenthümlichen Reiz, die Stätten zu besuchen, die ein edler Mensch betrat und die durch seine Thaten eingeweiht sind für alle Zeiten.

Darum lade ich Dich, freundlicher Leser ein, mich im Geiste auf einer poetischen Pilgerfahrt zu allen jenen Orten zu begleiten, die das Andenken Tell's verklärt und geheiligt hat, so daß sie besucht werden gleich vielberühmten Wunder- und Gnadenstätten.

Denken Sie sich, wir kämen vom Hospiz des St. Gotthard, wo unseres schönsten vaterländischen Stromes Mutterhaus, — wir wären am Abgrund den schwindligen Steg gewandelt, zwischen Leben und Sterben, leise und bange, um die schlafenden Lawinen nicht zu wecken, wir hätten die hoch über den Rand der furchtbaren Tiefe gebogene Teufelsbrücke betreten, darunter der Strom ewig hinausspeit, ohne sie zu zertrümmern, —

„Da öffnet sich schwarz ein schauriges Thor, —
Du glaubst Dich im Reiche der Schatten, —
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal . . .

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter,
Sie halten dort oben den einsamen Reih'n,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer ein. . . .“

Wir sind also die vielbesuchte, auch von Schiller dem Parricida beschriebene Gotthardstraße gewandelt, darunter die berühmte Bahn mit dem Riesentunnel läuft, und wir treten aus der Wildniß der Natur zu den anheimelnden Stätten der Menschen. Wir wenden uns von Andermatt der Reuß zu, und ihrem Laufe folgend treibt uns die Sehnsucht zunächst nach Bürglen, dem Geburtsorte Wilhelm Tell's. Anmuthig an einem Hügel, links am Eingang in das romantische Schächenthal liegt der schmucke Ort, und an der Stätte, wo einst des großen Freiheitshelden Wohnhaus gestanden, ist eine mit seinen Thaten bemalte Kapelle. Unwillkürlich tritt uns das reizende Familienbild vor Augen, das uns Schiller in seinem Tell entwirft. Wir glauben im Geiste den wackeren Hausvater mit der Zimmeraxt an der Reparatur der Thüre, die züchtige Hausfrau im

Innern arbeiten zu sehen, während die beiden Knaben mit der Armbrust spielen, und der ältere das nette Liedchen singt: „Mit dem Pfeil dem Bogen durch Gebirg und Thal". Wir fühlen das Bangen und Sorgen der liebenden Gattin und Mutter, wir freuen uns der männlichen Unerschrockenheit, der Gradheit und Biederkeit des allzeit zum Helfen bereiten Tell und des echten Jugendsinns seines wackeren Burschen Walther. Und wie sein ganzes Leben eine Reihe muthiger Thaten war zum Heile seiner Brüder, so war auch noch sein letzter Athemzug der Rettung eines Menschenkindes geweiht. Da, wo der wilde Schächenbach hinabstäubt in das Thal, — „und Fels und Tanne brechen von seiner wilden Flucht", — da brach einst der Steg unter den Füßen eines Knaben, und der greise Tell, der dies ersah, stürzte sich rasch entschlossen in die Wellen und trug „mit Adlerschnelle" das Kind ans Ufer; ihn selbst aber riß die Flut von dannen und spülte seine Leiche ans Land. Da erscholl ein lauter Weheruf wie aus einem Munde: „Der Tell ist todt, der Tell!" — So feiert Uhland in einer stimmungsvollen Ballade die hochherzige That des Befreiers der Schweiz als ein schlichtes Heldenthum nach dem großen, — der Befreiung seines Landes. — Die Stätte bezeichnet ein schmuckloses Kreuz von Stein:

„Weithin wird lobgesungen,
Wie Du Dein Land befreit;
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch späte Zeit:
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von Deinem Tod."

Bedeutender freilich war das Heldendrama, dessen Eröffnung in dem benachbarten Altorf spielt. Hier auf dem Marktplatz war ja Geßler's Hut aufgepflanzt, vor dem sich zu beugen Tell unter seiner Würde hielt; hier an dem Brunnen, oder

etwas weiter an dem Thurm, an dessen Wänden sich Abbildungen vom Apfelschuß, dem verwegnen Sprung auf die Tellsplatte und Geßler's Tod befinden, soll die Linde gestanden haben, unter welcher Walther, ohne zu zucken, dem sicheren Pfeile seines in Todesangst kämpfenden Vaters entgegensah. Und an der Stelle, wo Tell zielte, errichtete 1861 die Züricher Schützengesellschaft eine von Siegfried gearbeitete Kolossalstatue aus Gyps. Der Künstler hat den wirkungsvollen Moment gestaltet, wo Schiller seinen Helden mit Freimuth und Unerschrockenheit ausrufen läßt:

„Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Eurer, — wahrlich! hätt' ich nicht gefehlt!"

Wir erleben im Geiste die hochdramatische Scene und begleiten den gebundenen Tell zu Schiffe von Flüelen aus über den Vierwaldstättersee. Vor der Abfahrt werfen wir einen Blick auf das Schlößchen Rudenz, das der Familie jenes alten Bannerherrn der Schweiz, des würdigen Freiherrn v. Attinghausen gehörte und in seinem Namen an den seinem Lande wiedergewonnenen Neffen erinnert. Mit Entzücken und einem Gefühl der Weihe zugleich betreten wir den Dampfer, der uns über die blaugrünen Wellen des unvergleichlich malerischen und schönsten aller Schweizer Seen, des Vierwaldstättersees, denselben Weg führen soll, den Geßler und seine Landsknechte dereinst mit ihrem gefesselten Opfer genommen. Am rechten Ufer zieht sich die kühn in die Felsen gesprengte Axenstraße über Brunnen nach Gersau, und daneben oder darunter läuft in einer fast ununterbrochenen Reihe von Tunneln und Felseinschnitten die Gotthardbahn. Pyramidenförmig steigt der Bristenstock empor und vom See steil aufsteigend der Gitschen mit seiner kastellartigen Kuppe, zwischen den beiden Hörnern des Uri-Rothstocks erscheint ein prächtiger Gletscher. Wir versinken in Träumerei

und fühlen mit dem Angesichts dieser großartigen Natur schmählich gebundenen Tell. Da plötzlich verfinstert sich vor unseren Augen das Firmament, ein dumpfes Grollen läßt sich vom Himmel vernehmen, — es ist, als ob der Föhn in Gestalt eines grimmigen Ungethüms herausführe aus der Felsschlucht, los auf den Tyrannen, der es wagte, den freien Sohn der Berge gefangen davon zu führen. Da bebt die feige Knechtesschar, zitternd klagt der Eine dem finstern Landvogt ihre Noth und räth zugleich, den Tell seiner Bande zu entledigen und ihm das Steuerruder anzuvertrauen. Noth bricht Eisen, und bald lenkt der befreite Fährmann kräftig das Schiff durch Sturm und Wogendrang. Da plötzlich hinter den Einbiegungen und Knickungen der Kalkfelsschichten der Axenfluh, gerade am Fuße des großen Axen tritt eine Platte hervor, wo jetzt die Tellskapelle steht, — da hinauf schwingt sich die kühne Heldengestalt, —

„Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff:
Nicht aus Stein ist das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geistigen Blick Freier erscheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauset die Brandung,
Um so mächtiger nur hebt sich die Heldengestalt."

Mit diesen Versen verherrlicht Uhland den kühnen Sprung. Wir betreten die malerisch von Bäumen umrahmte, ursprünglich 1388 vom Kanton Uri erbaute und 1880 restaurirte Kapelle und betrachten die auf Tells Thaten bezüglichen Fresken. Alljährlich pilgern oder fahren hier am Sonntag nach Christi Himmelfahrt die Uferbewohner in festlich geschmückten Schiffen, um an der großen Erinnerungsstätte Gott für die Befreiung des Landes zu danken. Haben wir dann auf einer Fußwanderung über die prächtige Axenstraße noch einmal unsere Augen an dem romantischen Schauplatz der Großthat geweidet, dann zieht es uns hinüber zu dem denkwürdigen Rütli, unterhalb des Seelis-

berges, wo die drei Freiheits-Koryphäen von Uri, Schwyz und Unterwalden: Walter Fürst, Werner Stauffacher und Erny an der Halden, d. i. Arnold Melchthal mit ihren Genossen den Bundeseid leisteten:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr! —
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, — als in der Knechtschaft leben.“

Der ganze Zauber jener von Schiller so herrlich geschilderten Mondnacht taucht vor uns auf. Und siehe da! an der Stelle, wo die drei Männer den heiligen Eid leisteten, „zu stehen für ihre Weiber und ihre Kinder“, zu weihen Blut und Leben der Freiheit des Vaterlandes, — da rieselten drei lebendige Quellen aus der Steinwand.

Versunken in Erinnerungen und Bilder aus der großen Geschichte rasten wir gern in dem altdeutsch eingerichteten Wohnhaus und steigen dann zum Seelisberg hinan, wo wir im Geiste dem Rufe des Wächterhorns lauschen. Hier oben ist gut sein, und entzückend ist die Aussicht auf den kleinen Seelisbergersee. Doch wir haben keine Zeit, uns in der reizenden Umgebung weiter umzusehen, — etwa auf der Schwändifluh oder dem jähstotzigen Teufelsmünster, Schloß Beroldingen oder dem Bauen, — wir steigen hinab zu dem See und lassen uns zu dem anmuthig gelegenen Brunnen übersetzen. Grade an der scharfen Ecke, die in den See vorspringt, ragt eine 25 m hohe Felspyramide empor, der Mythenstein, der in großen vergoldeten Lettern die Inschrift trägt: „Dem Sänger Tell's, Friedrich Schiller, die Urkantone 1859.“ So einfach dieses Denkmal ist, so erhaben wirkt es hier mitten in dem herrlichen, von dem Dichter noch unsagbar verklärten See.

Wir landen in Brunnen, dem schönsten Ruhepunkte in diesem Eden Gottes. Von hier steigen wir den Axenstein hinan zu dem

großartigen Kurhause und weiden unser trunkenes Auge an dem unvergleichlichen Panorama; denn hier im verengten s. g. Urnersee treten die fast senkrechten Felswände dichter heran, und durch die hin und wieder sich öffnenden Schluchten blicken steile, schneebedeckte, halb in Wolken gehüllte Berggipfel herab. Doch wir müssen weiter!

An den kahlen Spitzen der beiden Mythen, zu deren Füßen landeinwärts Schwyz liegt, trägt uns das Schiff vorbei gen Gersau. Unterwegs passiren wir die nach einer schaurigen Sage benannte Kapelle „Kindlimord", wo einst ein von einer Hochzeit aus Treib heimkehrender armer Geiger sein hungerndes Kind an einer Felswand zerschmetterte. Den biedern „Kunz v. Gersau" können wir leider nicht besuchen, — unser Ziel ist Vitznau, wo die beiden s. g. Nasen den See einengen und der Ausgangspunkt der Rigibahn ist. Bald dampfen wir leitersprossenartig in die Höhe, immer prächtiger und umfangreicher eröffnet sich die Aussicht auf den See und die benachbarten Höhen, den Bürgenstock, das Stanserhorn und den Pilatus und weiter über die Urner, Engelberger und Brenner Alpen. Jetzt hinter dem Tunnel überfährt die Bahn auf einer Brücke eine wildromantische Schlucht, durch die ein Bach stürzt, und hält in Kaltbad. Wollen wir hier rasten, so besuchen wir die Michaeliskapelle, welche zwei vor den Nachstellungen des Vogts sich flüchtende Schwestern erbaut, — und dann das aussichtsreiche Känzli. Von hier führt die Bahn um den Rigi-Rothstock herum, von dem die Aussicht oft freier ist, wie von Rigikulm, nach Rigi-Staffel und so weiter bis zur Höhe.

Doch wozu soll ich meinen verehrten Lesern beschreiben, was sie vielleicht in Wirklichkeit selbst geschaut, was keine Feder zu schildern, kein Pinsel zu malen vermag? Wohl dem Touristen, dem das seltene Glück eines prächtigen Sonnenaufgangs dort oben gelacht hat! Auch will ich eigentlich keine

Schweizerreise beschreiben, — mein Ziel ist eine Pilgerfahrt zu Tellserinnerungen.

Seit seinem verwegenen Sprung auf die Tellsplatte ist er uns ganz aus den Augen verschwunden. „Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich sprach?" — Auf zur hohlen Gasse nach Küßnacht! — Belauschen wir dort den herrlichen Monolog, den ihm Schiller in den Mund gelegt, und erwarten wir dort in athemloser Spannung die Ankunft des Wütherichs. Die ganze packende Scene tritt vor unsere Augen, der erschütternde Kontrast des Hochzeitszugs, die erbarmungslose Hartherzigkeit des Tyrannen gegen ein unglückliches Weib, — das Sinnen und Brüten des Scheusals nach neuen Grausamkeiten, — da mitten in seinem Wüthen schwirrt die Bogensehne, — und tödtlich getroffen sinkt der Teufel in Menschengestalt vom Pferde mit dem Ausruf: „Das war Tell's Geschoß!" — Hoch oben aber erscheint der sichere Schütze mit dem Jubelruf:

„Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld vor Dir, —
Du wirst dem Lande nicht mehr schaden! —"

Zur Erinnerung an den Tyrannenmord steht auch hier eine alte, 1834 erneuerte Tellskapelle mit bezüglicher Abbildung und Inschrift. Auch zeigt man auf einem waldigen Hügel die Reste der 1308 zerstörten Geßlerburg. Wir sind am Ende unserer Wallfahrt. Im Geiste begleitet uns der Jubel der freien Schweizer, die ihre Zwingburgen brechen und die übrigen Vögte verjagen. Wir denken noch an das Strafgericht Gottes, das den ländergierigen Kaiser Albrecht eher ereilte, bevor er seine Rache an den Schweizern ausüben konnte. Zur Verklärung unseres Helden stellt uns zuletzt der Dichter den ehrgeizigen Königsmörder Demjenigen gegenüber, der aus gerechter Nothwehr sein Theuerstes beschützt und vertheidigt, sein Vaterland vom Tyrannenjoch befreit hat. —

In diesem Sinne hatte ich, statt des Bädeker in der Hand

mit meinem Schiller begeistert meine Schweizerreise vollendet. Noch ganz erfüllt von den Schönheiten des Landes, die der Dichter mit dem Seherauge der Phantasie so herrlich geschildert, ohne sie je gesehen zu haben, noch ganz versunken in die erhebenden Erinnerungen, an die Großthaten eines biederen Gebirgsvolkes, saß ich im Kreise verwandter Seelen zu Luzern am Ufer des herrlichsten aller Seen. Wir kehrten grade von Weggis zurück und waren noch voll von den Eindrücken der erhabenen Natur, der unvergleichlichen Bilder, die uns der Anblick des Rigi und Pilatus, des Bürgenstocks, des Buochser und Stanser Horns vor die Augen gezaubert. Und über den Sachseler Bergen die imposante Kette des Wetterhorns, der Schreckhörner, des Mönchs, Eigers und der Jungfrau, von welch' letzterer Schiller so schön in seinem „Berglied" singt:

„Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn' umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamant'ner Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht."

So saßen wir und tauschten unsere Empfindungen aus, während von ferne die pompöse Ouvertüre aus Rossini's Tell an unsere Ohren klang. Wovon aber sprachen wir? Von Tell, dem wackeren Schützen, dem Befreier und Erretter seines Landes.

Nicht weit von uns saß seit einer Weile ein älterer Herr mit etwas pergamentfarbigem Teint, großen Brillengläsern und langer spitzer Nase. Derselbe hörte lächelnd unserem Gespräche zu und mischte sich plötzlich in unsere Unterhaltung:

„Verzeihen Sie, meine verehrten Damen und Herren," — so fiel er uns plötzlich ins Wort, — „wenn ich mir erlaube, Sie zu unterbrechen, — aber Sie reden da mit einer solchen Ueberzeugung von Tell, vom Apfelschuß und dem Sprung auf

die Tellsplatte, von Geßler's Ermordung und der Befreiung der Schweiz zu Kaiser Albrecht's Zeiten, daß ich annehmen muß, Sie halten dies Alles für wahr!"

Diese Interpellation des gelehrten Professors, — denn ein solches Gepräge trug der Fremde ohne Zweifel, — hatte ungefähr die Wirkung einer plötzlich hereingeplatzten Bombe. Betroffen sahen wir uns eine Weile schweigend an, endlich faßte ich Muth und erwiderte:

„Aber, mein Herr, Sie werden doch nicht die ganze Geschichte von Tell, seine Ermordung Geßler's und die der Befreiung der Schweiz für eine reine Erdichtung erklären wollen! Soviel mir bekannt ist, schöpfte Schiller den Stoff aus den Chroniken der Schweizer Aegidius Tschudi und Joh. von Müller, die Erzählung lebt in der Tradition und Erinnerung des Schweizer Volkes und ist durch heilige Gedenkstätten geweiht und bis heute wie ein Evangelium geglaubt. Daß ein Dichter wie Schiller die Begebenheit ausgeschmückt und nach seiner Weise zusammengestellt, ist bekannt; dies berechtigt aber nicht, an der Wirklichkeit und Wahrheit der ganzen Geschichte zu zweifeln."

„Sachte, mein junger Herr!" fiel mir der Gelehrte in ruhigem Tone ins Wort. „Wir müssen hier scheiden zwischen Tell und Geßler: Ersterer gehört ins Bereich der Mythe mitsammt seinem Apfelschuß und seiner wunderbaren Rettung, letzterer aber ist als Landvogt ganz aus der Geschichte zu streichen, wie überhaupt eine Bedrückung der Schweiz durch österreichische Vögte zu Kaiser Albrecht's Zeiten."

„Aber wie wäre es möglich," — wandte ich ein, — „eine Person wie Tell in die Geschichte einzuschmuggeln, seine Thaten und Verdienste um die Befreiung der Schweiz mit solcher Bestimmtheit zu erzählen, wenn es nie einen solchen Freiheitshelden gegeben hätte?"

„Ja," — versetzte der Professor, — „es verhält sich damit

wie mit so vielen anderen liebgewordenen und von Generation zu Generation fortgepflanzten Historchen, die schließlich vor der Kritik gründlicher Forschung nicht standhalten, wie z. B. das bekannte vom „tapferen Schweppermann“ und den „treuen Weibern zu Weinsberg“.

„Was?“ fiel hier rasch eine Dame unserer Gesellschaft ein, „die schöne Geschichte von der Weibertreue soll auch nicht wahr sein? Das ist aber recht häßlich von den Herrn Gelehrten, uns so die Poesie des Daseins zu zerstören und nichts als trockene, langweilige Geschichten übrig zu lassen.“

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte der Professor, „wenn ich so nüchtern Ihre schönen Träume zerreiße. Aber mit dem Gefühle darf man nicht rechnen, wenn es sich um Wahrheit handelt. Von der „Weibertreue“ erzähle ich Ihnen vielleicht ein andermal, wenn Sie erlauben, und stellt sie sich dann auch als unhistorisch heraus, — es bleibt hoffentlich auf der Welt noch genug Weibertreue übrig. Jetzt, wenn Sie mir gestatten, kehren wir zu unserem Tell zurück.

Bekanntlich wird das Auftreten Tell's und die landläufige Geschichte von der Befreiung der Schweiz ins 14. Jahrhundert verlegt (1307 und 1308). Aber erst um's Jahr 1470 finden sich in dem „weißen Buche“ (der Farbe seines Einbandes wegen so genannt) im Archiv von Obwalden Nachrichten von der Vergewaltigung der ehedem freien Schweiz durch zwei Vögte, Geßler in Uri und Schwyz, und Landenberg in Unterwalden. Weitläufig wird uns darin von ihren Freveln gegen die Landleute, ihre Frauen und ihre Töchter berichtet, auch die Blendung eines alten Bauern „im Melchi“, weil sein Sohn einem Knechte des Landenbergers, der ihm sein schönes Ochsengespann wegnehmen wollte, einen Finger entzweischlug; ferner Geßler's Mißmuth über das schöne Haus Stauffachers in Schwyz, — die Verbrüderung Stauffachers mit einem Fürsten in Uri und dem

Flüchtling aus „Melchi". Dann folgen die nächtlichen Zusammenkünfte am Rütli, die Aufsteckung des Geßler-Hutes und die Weigerung des „Tall", sich vor dem Hute zu neigen; — der Befehl Geßlers an den Tall, seinem Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen, — das Einstecken eines zweiten Pfeils und hierauf die freimüthige Erklärung, daß dieser zweite Pfeil für Geßler bestimmt gewesen, wenn Tall sein Kind getroffen. Darnach wird der Tall gebunden abgeführt, ein Sturm erhebt sich auf dem See, es folgt der Sprung auf die „Tallenblatte", die Ermordung Geßler's in der hohlen Gasse bei Küßnacht und die Brechung der Zwingburgen. Der Verfasser dieser Chronik legt bezüglich der bekanntesten historischen Fakta die unglaublichste Unwissenheit an den Tag. Eine Zeitbestimmung fehlt ganz, doch scheint er die Vertreibung der Vögte unmittelbar vor die Schlacht bei Morgarten (1315) zu setzen.

Also erst 1½ Jahrhunderte nach der Ermordung Albrecht's I. und der Schlacht bei Morgarten und etwa 220 Jahre nach der ersten Erhebung der Schwyzer und Unterwaldner gegen das Haus Habsburg (um 1250) erfahren wir etwas von Gewaltthaten eines Geßler und Landenbergers und von Tell. Warum besitzen wir hierüber keine gleichzeitige Aufzeichnungen? Chronisten gab es doch im 14. Jahrhundert schon genug. So verfaßte noch zu Albrecht's Zeiten ein steirischer Ritter Ottokar eine Reimchronik bis zum Jahre 1310, gedenkt aber unserer, doch sicherlich merkwürdigen Geschichte mit keiner Silbe. Ebensowenig erwähnt sie der Chronikenschreiber Joh. v. Winterthur, der noch als Knabe die Schlacht bei Morgarten erlebte. Auch Konrad Justinger, ein Berner (um 1420), der uns viel von alten Fehden der drei Waldstätte mit dem Hause Habsburg berichtet, sowie von Freveln der herrschaftlichen Amtleute und Vögte gegen die Landleute, weiß von einer Ermordung Geßler's durch Tell zu Kaiser Albrecht's Zeiten nichts. Schon etwas detaillirter

sind die Angaben über solche Frevel habsburgischer Beamter bei dem Züricher Felix Hemmerlin (um 1450); dieser erzählt uns z. B. von der Ermordung eines Schloßverwalters durch zwei Schwyzer, mit deren Schwester derselbe ein sträfliches Verhältniß gehabt habe, und von der Zerstörung eines gräflichen Schlosses. Auch die Unterwaldner hätten das Schloß Sarnen, während der Landenberger in der Kirche gewesen, in der Christnacht demolirt. Aber von einem Geßler und einem Tell hören wir nichts.

Erst das „weiße Buch" und die ungefähr gleichzeitig (1482) verfaßte eidgenössische Chronik des Luzerner Geschichtsschreibers Melchior Ruß erwähnt bei den Frivolitäten der Amtleute den Apfelschuß Tell's. Darnach sei der kühne Schütze nach seinem Meisterschuß gen Uri gefahren und habe sich da vor der versammelten Gemeinde beschwert, weßwegen ihn der Landvogt später nach Schwyz in das Schloß im See führen wollte. Hierauf folgt der Sturm auf dem See und Tell's verwegener Sprung auf die Platte. Hier, von der Platte aus, erschießt auch Tell den Vogt, dessen Namen Ruß gar nicht nennt. Vermuthlich schöpfte er aus Justinger und mündlichen Ueberlieferungen. Zu letztern gehören ohne Zweifel drei alte Tellenlieder aus dem 15. und 17. Jahrhundert. In dem ältesten: „vom ursprung der eidgenossenschaft" heißt es u. a.: „Daß Einer seinem liebsten Sohn „ein öpffel" von seinem Scheitel schießen mußte." Darauf fragte der Landvogt nach Tell's Kindern, welches er am meisten liebte, und als der Vater antwortet, wie bekannt, will ihn der Tyrann zwingen und fährt ihn auf seine Weigerung nicht eben sehr poetisch an:

„Schweig, es muss sein,
Obschon Dich staltest wie ein schwein!
Es that ihn sehr verdriessen."

Kein Wunder! Und der Landvogt droht ihm:

„Nun lug, dass dir dein kunst nit fäl'
vnd merck mein red gar eben:
triffsttu jn nit mit dem ersten schutz,
fürwar, es bringt dir keinen nutz
und kostet dich dein leben!
zwentzig und hundert schritt die must er stân,
ein pfyl vf seinem Armbrust hân,
da was gar wenig schertzen;
er sprach zu seinem liebsten sohn:
ich hoff', es soll vns wohl ergohn,
hab Gott in deinem hertzen!
da baht er Gott tag vnd nacht,
daz er den öpffel zu ersten traff,
das that den Landvogt verdriessen;
die gnad hat er von Gottes krafft,
das er vss rechter Meisterschafft
so höflich konnte schiessen.
Da er den ersten schutz hat thôn,
ein pfyl hat er in seim göller stôn:
„hett ich mein' Sohn erschossen,
so sag' ich euch, Herr Landvogt, gut,
so hat' ich das in meinen muht,
ich wölt' euch auch hân troffen!" u. s. w.

Tell steckt also hier noch einen zweiten Pfeil zu sich und antwortet auf Befragen mit Freimuth, daß er damit den Landvogt erschossen haben würde, wenn er sein eigenes Kind getroffen hätte. Der Landvogt, dessen Namen hier wieder nicht genannt wird, nimmt dies auffallenderweise gar nicht übel, — Züge, die sich grade so in uralten indogermanischen Sagen finden, und aus einer solchen Sage ist auch ohne Zweifel die ganze Tellgeschichte entstanden."

„Aber womit wollen Sie das beweisen?" fiel jetzt Jemand aus unserer Gesellschaft ein, die bis dahin den Ausführungen des gelehrten Forschers aufmerksam zugehört.

„Aus inneren und Wahrscheinlichkeitsgründen," erwiderte unser Professor, — „bitte, hören Sie mir zu! —

Glauben Sie wirklich, es könne einen solchen Teufel in Menschengestalt geben, wie Geßler, ein Vaterherz in so ausgesuchter Weise zu quälen? Und wenn auch, glauben Sie wirklich, ein Vater könne es über sich gewinnen, nach dem Haupte seines Kindes zu zielen?"

„Ja, aber was wollte er denn machen?" unterbrach ihn Jemand von uns. „Wenn er nicht gehorchte, war er ja mitsammt seinem Knaben verloren!" —

„Und wenn auch," fuhr der Gelehrte fort, — „dann ließe es sich noch viel eher begreifen, daß der Vater in seiner Verzweiflung dem Tyrannen einen Pfeil ins Gehirn jagte, wie dies in einer ähnlichen Situation der rheinische Sänger Wolfgang Müller von einem geblendeten Schützen auf Burg Sooneck berichtet. Nein! ich will Ihnen später den tiefen Sinn dieser Sage erklären, denn eine Sage ist es, ja eine Sage und zwar eine sehr weitverbreitete, besonders im Norden, bei den Schweden, Dänen, Norwegern, ja sogar bei Finnen, Esthen, Lappen, in England und bei vielen anderen Völkern des indogermanischen Sprachstamms, wie z. B. den Persern. Am meisten stimmt aber die Tellsage mit der dänischen Tokosage überein, die uns Saxo Grammatikus (ums 12. Jahrhundert) überliefert. Sie lautet kurz also:

Zu Zeiten des Dänenkönigs Harald Blauzahn (935—986) diente in seinem Heere ein Krieger Toko (nach Grimm soviel als „Schütze"), auch mit seines Vaters Namen zusammen Palnatoko geheißen, der sich einst bei einem Gelage brüstete, daß er einen kleinen Apfel, auf einen Stock gesteckt, mit dem ersten Schusse herabholen könne. Der König, der dies hörte, war grausam genug, ihn zu zwingen, einen Apfel bei Strafe seines Lebens von seines Söhnleins Haupt herabzuschießen. Toko

steckte noch zwei Pfeile zu sich, ehe er den Meisterschuß vollbrachte. Auf Befragen Haralds, wozu er noch die beiden andern Pfeile an sich genommen, erwiderte der Schütze freimüthig: „Für Deine Gewaltthätigkeit, wenn ich mein unschuldiges Kind getroffen!" Sonderbarerweise ließ der Tyrann diesmal Toko ungestraft, aber suchte ein andermal sein Verderben. König Harald besaß nämlich eine große Fertigkeit, auf Schneeschuhen das Gebirge zu durchfahren. Als sich nun auch hierin Toko einst seiner Geschicklichkeit rühmte, zwang ihn Harald, von einer Meeresklippe aus den lebensgefährlichen Rutsch in die Tiefe zu wagen. Toko steuerte mit seinem Leitstab zwar blitzschnell, — für die Zuschauer ein grausiger Anblick! — aber sicher die Klippe hinab. Unterwegs zerschellten seine Schneeschuhe, er selbst aber kam heil am Gestade an, wo ihn ein Schiff aufnahm. Als man später die Trümmer seiner „Schrittpatten" auffischte, hielt man ihn für todt.

Harald fuhr in seinen Grausamkeiten auch gegen andere Unterthanen fort zu wüthen, so z. B. spannte er Menschen und Ochsen zusammen ins Joch. Darüber entstand eine Empörung, an deren Spitze Sweno, des Königs eigener Sohn, trat. Diesem gesellte sich auch unser Toko zu und erschoß hinter einem Gebüsch den Tyrannen, als er sich allein in den Wald verlor.

Dies die Sage von Toko, der nach Andern ein Finnenhäuptling gewesen sein soll. Von seinem Vater Palne erzählt man sich eine ganz ähnliche Sage. Offenbar ist dieser Palne oder Palnatoke eine Abzweigung des höchsten Sonnengottes Wodan (Odin), der in Schweden als „wilder Jäger", s. g. Palnejäger jagt.

Die Aehnlichkeit dieser Sage mit unserer Tellgeschichte liegt auf flacher Hand. Ja auch einzelne Züge verrathen eine auffallende Verwandtschaft. So erinnert das Zusammenjochen von Menschen und Ochsen an die That und Aeußerungen des Landen-

bergers dem Melchthal gegenüber: „Wenn der Bauer Brot wollte essen, mög' er selbst am Pfluge ziehn.“ Auch der verwegene Bergrutsch hat etwas Familienähnlichkeit mit dem Sprung auf die Tellsplatte. Saxo's Werk ist zwar erst 1514 gedruckt, hat aber sicher schon früher in den Klosterbibliotheken kursirt. So existirte schon um 1431 ein Auszug daraus, und die erste Schweizer Chronik, die der Tellsgeschichte Erwähnung thut, das „weiße Buch“, ist um 1476 verfaßt, also kann die erstere Arbeit auf die Schweizer Chronik literarisch sehr wohl eingewirkt haben.“

„Aha!“ fiel ich ein, „jetzt kommt mir eine Idee, wie sich die nordische Sage in die Schweiz verlaufen hat. Auch Schiller legt dem Stauffacher beim Schwur auf dem Rütli die alte Tradition in den Mund, daß die Schwyzer aus dem hohen Norden infolge einer Hungersnoth eingewandert seien.“ —

„Ja, damit hat es doch seine eigene Bewandtniß“, erwiderte lächelnd unser Professor, „auch diese Einwanderungstradition steht auf sehr schwachen Füßen. Einmal sind die Schweizer sprachlich nicht näher mit den Schweden verwandt, sondern mit den Nachbarvölkern; es sind nämlich Allemannen. Dann haben nachweislich die Schweden erst im 16. Jahrhundert von den Schweizern etwas von dieser Einwanderung gehört; bei ihnen selbst war diese Tradition früher nicht einheimisch. Allerdings erzählt ein Luzerner Oberschreiber Joh. Fründ († 1468), einst hätten 6000 Schweden und 1200 Friesen mit Weib und Kind ihre Heimath verlassen und ihre neuen Wohnsitze hier am Pilatus aufgeschlagen; das neue Land aber nannten sie Suitia nach ihrer alten Heimath Suetia. Soviel Bestechendes nun auch diese Wandersage haben mag, so ist sie doch mit Vorsicht aufzunehmen. Es steht ihr eine andere Geschichte des Züricher Chorherrn Hemmerlin gegenüber, der mit ebensoviel Hartnäckigkeit behauptet, die Schweizer seien Abkömmlinge der alten unter Karl dem Großen dahin deportirten Sachsen. Ihren Namen trügen sie

von dem „Blutschweiße", den sie in fremden Kriegsdiensten geschwitzt hätten. Nun besitzen wir auch eine niedersächsische Schützensage, die nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Sammler in die skandinavische Wilkinasaga übergegangen ist. Es ist die bekannte vom kunstfertigen Schmied Wieland und seinem Bruder, dem Schützenkönig Eigil, die unzweifelhaft älter ist als die Tokosage, denn sie reicht ins 6. Jahrhundert zurück.

Hierin scheint sich die Grausamkeit des Tyrannen auf beide Brüder gleichmäßig vertheilt zu haben. Wieland wird gefesselt und gelähmt, erfindet aber, dem griechischen Dädalus gleich, die Kunst des Fliegens und entrinnt seinem Peiniger. Nun hält sich der Wütherich an dem Bruder, dem Schützen Eigil, und es wiederholt sich die Scene mit dem Apfelschuß, ganz ähnlich wie bei Saxo Grammatikus.

Daß die Eigilsage aber eine ursprünglich deutsche war, beweist außer dem ausdrücklichen Zeugniß ihrer Sammler auch die Etymologie des Wortes eigil. Dies bedeutet zunächst „schreckenverbreitend", dann „hellsehend", und läßt sich schon im 9. Jahrhundert urkundlich nachweisen. In Bonn existirt noch der Familienname „Schützeichel", und bekanntlich nennt man am Rhein und an der Mosel alte Gemäuer aus Römerzeiten wie in Mainz: „Eigelsteine". Nicht anders verhält es sich mit dem Namen von Eigil's Sohn Orendel d. i. „Pfeilarbeiter" und mit Eigil's Bruder Wieland, die auch in Mitteldeutschland urkundlich nachgewiesen sind. Also was beweist dies? Daß die Schützensage nicht blos im Norden, sondern auch in Mittel- und Süddeutschland verbreitet gewesen sein muß. So finden sich auch am Rheine außer der schon früher erwähnten vom geblendeten Schützen Sooneck ähnliche, wie die vom Helden Puncher von Rohrbach bei Heidelberg, der gezwungen wird, seinem Sohne einen Denar vom Haupte zu schießen; auch er steckt noch einen zweiten Pfeil zu sich u. s. w. Also was geht

aus allem dem hervor? Wir haben hier eine uralte, indogermanische Natursage vor uns. Findet sich doch auch bei den Persern eine ganz ähnliche Sage vom Apfelschuß, und schwerlich hat sie der Orient vom Occident entlehnt; eher umgekehrt. Die persische Sage theilt uns der Gelehrte Benfey folgendermaßen mit:

„Ein König hatte einen Lieblingssklaven; diesem pflegte er einen Apfel auf den Kopf zu legen nnd darnach mit seinen Pfeilen zu schießen. Jedesmal spaltete er den Apfel, der Sklave aber war währenddeß vor Furcht krank.“

Diese Sage erschien 1175 von einem persischen Dichter behandelt, ist aber sicher viel älter. Ihr tiefer Sinn bedeutet wohl den siegreichen Kampf des Sonnengottes mit seinen Strahlenpfeilen gegen den Winterdämon. Dabei stellt der Apfel oder anderwärts die Nuß muthmaßlich den noch winterlich schlummernden Samenkern des noch nicht geborenen Sommerlebens vor. Ja, man kann den bedrohten Knaben selbst für ein Sinnbild der Pflanze, das gehegte Schoßkind des Sonnengottes betrachten, das er mit seinem Strahlenpfeil im Hochsommer bedroht.“

„Recht sinnig!“ bemerkte eine Dame unserer Gesellschaft, — „aber es will mir scheinen, als ob die Herren Mythologen alles mit ihren „Sonnenstrahlen“ erklären wollen.“

„Sie mögen nicht so ganz Unrecht haben,“ — erwiderte der Professor, — „aber es unterliegt wohl keinen Zweifel, daß den ersten Sagengestalten Vorstellungen von einem Kampfe des Lichts mit der Finsterniß, des Sommers mit dem Winter zu Grunde lagen. Die Natur der Sache, der kindliche Standpunkt unserer Vorfahren, die ersten Anschauungen in der Schöpfung selbst gaben diese Sagenkeime und ursprünglichen Bilder an die Hand. Die Sagenvergleichung mit dem Nachweis dieser Aehnlichkeit und der Verwandtschaft der Bilder bestätigt dies, und noch sind deutliche Spuren in unseren Volksgebräuchen erhalten. Die mimisch

dargestellten Zweikämpfe mit Bären und Drachen, die Einholung der entführten Maibraut, die Vertreibung des personifizirten Winters in Gestalt eines Strohmanns u. dergl. gehen alle auf diese beliebte Vorstellung hinaus. Mitunter rückt der Frühlingsgott mit Laub geschmückt wie ein Belagerer heran, ja er heißt geradezu „König Grünewald", und so entstand ja auch die bekannte Sage vom „wandelnden Walde", die Sie aus Macbeth kennen."

„Aber Herr Professor!" rief Einer unserer Gesellschaft, — „wir verlieren uns ja ganz im Nebelmeer der Mythologie. Wo bleibt denn unser Tell? Wo taucht denn der Name „Tell" zuerst auf und was bedeutet er?"

„Ja, ich verstehe, was Sie meinen," versetzte unser Professor, — „Sie wollen sagen, bis jetzt sei Ihnen noch kein sagenhafter Schütze, Namens Tell, begegnet, und es könne sehr wohl einen wirklichen Tell gegeben haben, der Aehnliches vollbracht, wie der sagenhafte Eigil, Toko, oder Wulf in Holstein oder Cloudesly in England u. a. Nun, es fehlt auch nicht an Sagenhelden, Namens Töllo oder Tell von mehr riesenhaftem Charakter, die auf den von Schweden und Esthen bevölkerten Inseln Oesel, Dagden u. a. am finnischen und Rigaischen Meerbusen zu Hause sind. Wie man in der Schweiz eine Tellsplatte zeigt, so auf den beiden oben genannten Inseln einen Tellsstein. Wie man in der Schweiz auch von drei Tellen spricht, worunter man die drei Koryphäen des Rütlibundes versteht, und einer Tellskapelle, so spricht man auch bei den Inselschweden von Töll und seinen beiden Brüdern und einer ihnen gehörigen Kapelle, die jedoch vor das Christenthum fällt. Wie man in der Schweiz den sagenhaften Tell dadurch zu einem historischen Nationalhelden stempeln wollte, daß man zu Bürglen sein Wohnhaus zeigte und ihn zu einem Adligen machte, so zeigt man auch auf der Insel Oesel die Burg Töllist als Edelsitz

des Töllus. Wie man ferner vom Schweizer Tell erzählt, er habe bei Morgarten mitgefochten, so soll auch Töllus gegen die Feinde siegreich gekämpft haben. Wie endlich Tell der Volkssage nach verzaubert im Axenberge sitzt, so liegt auch Töllus im Zauberschlafe. Die Scene mit dem Apfelschuß fehlt freilich bei dieser Töllus-Sage, doch sie findet sich bei den benachbarten Finnen wieder. Dort fehlt auch nicht der in seinem Ursprung ohne Zweifel riesenhafte, in Wirklichkeit ganz unmögliche Sprung auf die Felsplatte. Die Uebereinstimmung dieser Sagen selbst kann aber nur die Sagen- oder Sprachvergleichung erklären.

Was bedeutet nun der Name „Tell"? Darüber ist vielerlei gefabelt worden. Nach Einigen bedeutet „Tell" eine Vertiefung oder Mulde, wie unser volksthümliches Wort: „Die Delle". Darnach heißt die Tellsplatte eigentlich die Felsplatte „an der dellen", d. i. Seeeinbuchtung oder Thalmulde. Nach Andern ist tell eine Mauth- oder Zollstelle, und davon leitet man die Tellenburg oder den Tellenthurm in der Schweiz her. Die bekannteste Ableitung des Namens Tell ist von einer Verbalwurzel dal (tal) d. h. „unnütz, albern plaudern". Mit Bezug darauf heißt es schon in der ältesten Schweizerchronik, die von Tell redet, im s. g. weißen Buche von Obwalden: „denn were ich witzig, vnd ich hießi anders vnd nit der Tall". Und so schreiben die nächstfolgenden Chronisten Etterlin und Tschudi nach. Auch in dem 1511—1525 verfaßten und von Tell's angeblichen Landsleuten auf dem Markte zu Altorf aufgeführten Urner Tellenspiel heißt es:

„Wer' ich vernünftig, witzig und schnell,
So wer' ich nit genannt der Thell!"

Bekanntlich hat Schiller diesen keineswegs schmeichelhaften Geistesmakel abgeschwächt mit den Worten: „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell." Demnach wäre „Tell" eigentlich ein

Spitzname, und in welches Dilemma die Schweizer Tellsvertheidiger damit gerathen, liegt auf der flachen Hand. Um nicht wirklich den Helden zu einem „Dummerjahn" zu stempeln, nehmen sie einen fingirten Narrenzustand an oder behaupten, der Name Tell sei doch schon damals der Eigen- und Personennamen eines Urner Geschlechts gewesen. Nun hat aber der gründliche Forscher Rochholz nachgewiesen, daß es in Uri kein Mannsgeschlecht Namens Tell gegeben. Anderwärts kommen wohl ähnlich klingende Namen vor, wie ein Dall in Sempach. Der Schweizer Geschichtsforscher Kopp hat aus Attinghäuser Kirchenbüchern eine Namensfälschung von Tell aus Näll evident nachgewiesen. Ebenso ist in Schatdorf, der ehemaligen Filial-Kirche Bürglens, aus „trullo" nachträglich mit blasserer Hand „de tello" gefälscht worden; später wiederholen sich die trullo's, wie oben die Nell's. Aehnliches geschah auch anderwärts. Ein Vorkommen des Namens Tell wenigstens für den Kanton Uri erscheint mehr als fraglich. Auffallend bleibt auch der lose Zusammenhang Tell's in der gangbaren Befreiungsgeschichte: es werden ihm gewissermaßen drei geistige Vormünder gesetzt, die drei Telle auf dem Rütli: Werner Stauffacher, Walter Fürst und Arnold Melchthal. Diese sind die drei eigentlichen Freiheitshelden und werden auch von der Volkssage als die drei Telle verklärt und verzaubert in die Berge entrückt. Tell schließt sich ja von ihrer Verbrüderung nach Schiller mit den Worten aus: „Was Ihr auch thut, laßt mich aus Eurem Rath!" — er kann nichts als sich heimlich in den Busch legen und vom Hinterhalt aus einen gemeinen Meuchelmord begehen, — wahrhaftig keine Heldenthat!" —

„Oho!" — fiel ich hier hitzig ein, — „wollen auch Sie das einen Meuchelmord nennen, was ein verfolgter Vater zum eigenen Schutze und zur Vertheidigung seiner Familie aus gerechter Nothwehr that?" —

„Wer kann hier von Nothwehr sprechen?" erwiderte ruhig

der Professor. „Tell war aus seines Gegners Hand, auch hatte er nichts zu rächen, sein Söhnlein war unverletzt."

„Wohl!" — entgegnete ich, — aber was mußte Tell von der Rache des Wütherichs erwarten, wenn er mit Uebermacht seiner oder seiner Familie habhaft wurde? War es nicht seine Pflicht, dem zuvorzukommen und ist es nicht an und für sich eine verdienstliche That, sein Land von einem Tyrannen zu befreien?"

„Wir wollen darüber nicht streiten, junger Mann," — erwiderte der Gelehrte, — „wir kommen hier auf das heikle Kapitel der Moral, und ich habe da andere Ansichten. Jedenfalls kann ich die Ermordung Geßler's für keine heroische That halten. Ruft doch schon in einem 1542 aufgeführten Tellen-Schauspiel von Joh. Ruoff bei Geßler's Ermordung einer seiner Knechte: „Wär hat's thon? Gewüß kein Bidermann!" — Und dieses peinlichen Gefühls werde ich nur ledig, wenn ich mir ins Bewußtsein rufe, daß ich es auch hier nicht mit einer wirklichen Begebenheit, sondern eben nur mit einem ursprünglich mythologischen Bilde zu thun habe. Tell, — dessen Namen die Mythologen für eine Abkürzung des Sonnengottes Heim-dall, des besten Schützen, erklären und das soviel bedeutet wie der „Strahlende",* — erlegt mit seinem Sonnenpfeil seinen Gegner, den bösen Winterriesen, denn kein anderer ist Geßler."

„Wie? Ist denn auch kein Geßler geschichtlich nachweisbar?" warf hier Jemand von uns ein.

„Nein!" versetzte unser Professor, — „wenigstens kein habsburgischer Landvogt dieses Namens um's Jahr 1307. Der Name „Geßler" ist zwar in der Schweiz sehr verbreitet, aber erst 1375 kommt ein Vogt dieses Namens zu Grüningen und Rapperswyl vor. Um 1307 gab es in den drei Waldstätten überhaupt keine

* Auch seinen Vornamen „Wilhelm" bringt man mit der Vorsilbe des Wortes Heimdall zusammen; andere denken an eine Analogie mit dem verwandten englischen Schützen William Cloudesly.

Reichsvögte; denn zu Kaiser Albrecht's I. Zeiten waren Uri und Unterwalden keine Reichsländer und in Schwyz lag die Verwaltung in den Händen eines Landammanns. Die Burg Brunegg kam erst Ende des 14. Jahrhunderts an einen Ritter Heinrich II. Geßler. Auch die Burg Küßnacht gehörte damals keinem Geßler. Ein Sohn dieses Heinrich II. heißt Hermann. Kleinlicher Klatsch und geringfügiger Streit der Bauern haben diesen Hermann und seinen Vater Heinrich zu Verräthern am Herzog von Oesterreich und an Rapperswyl gestempelt. Dabei ward ein Dienstmann Hermann Geßler's, ein Zürcher Bürger, vom österreichischen Herzog, mit dem sich Geßler inzwischen wieder verglichen hatte, auf eine Anklage der Veruntreuung hin grausam verstümmelt und geblendet. Da sein Herr, Hermann Geßler, sich seiner nicht annahm, sondern auf des Peinigers Seite stand, so schob man ihm die Mitschuld zu. So kam es, daß später Herrmann Geßler als Partisan jenes Vogtes Landenberg erschien, der den alten Melchthal blenden ließ. Durch Tschudi und Joh. v. Müller kam auch Hermann Geßler v. Brunegg als Landestyrann in den Schiller-schen Theaterzettel. Ja, der Name „Geßler" wurde infolge dessen so verhaßt, daß noch bis in die jüngste Zeit die Träger desselben in der Schweiz davon zu leiden hatten.

Die Unabhängigkeit der Waldstätte war nicht die Errungenschaft einer Verschwörung von 33 Männern unter Albrecht I., sondern in Folge langen Ringens gegen Habsburg's Oberhoheit, deren Schlußpunkt der Sieg bei Morgarten (1315) über Herzog Leopold von Oesterreich bildete. Albrecht hat den Waldstätten nachweislich nichts zuleide gethan. Obwohl er sich zwar seine Rechte nicht schmälern ließ, achtete er doch das Herkommen und ernannte die Landammänner aus einheimischen Geschlechtern. So bekleidete in Altdorf ein Attinghausen, in Schwyz ein Stauffacher und Yberg dieses Amt. Wohl mochten die

Waldstätte unruhig und besorgt sein; denn auch Albrecht war auf neue Erwerbungen bedacht; doch weiß die Geschichte nichts von einer Erhebung derselben zu damaliger Zeit. Daß man gleichwohl eine solche in seine Regierung verlegt hat, mag sich aus dem finstern, abstoßenden Wesen dieses Kaisers erklären, so daß er den ganzen alten Groll gegen Habsburg auf sich nehmen mußte. Immerhin mögen früher Bedrückungen der Amtleute vorgekommen sein, die man auf übermüthige Vögte übertrug. So erzählt der Züricher Chorherr Hemmerlin von einem Schloßfräulein, dessen Geist den Burgvogt verfolgt, weil er ihr Gewalt angethan. Und ein Junker Wilh. Geßler soll seine Gemahlin Anna mehrere Wochen heimlich im Kerker zu Brunegg gefangen gehalten haben. So entstand die Sage vom gefangenen „Schloßfräulein von Brunegg", woraus Schiller seine Bertha schuf, die von Rudenz (aus einem seit dem 14. Jahrhundert beurkundeten Unterwaldner Geschlecht) und Melchthal bei der Erstürmung und Verbrennung der Burg gerettet wird.

Andrerseits liegt in den überlieferten Handlungen und Aeußerungen des Landvogts Geßler gar so keine große Vergewaltigung, als daraus gemacht wird. Wenn er z. B. beim Vorbeireiten an Werner Stauffacher's neugebautem Wohnhause nach Schiller ausruft:

> „Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt,
> Ich will nicht, daß der Bauer Häuser baue
> Auf seine eigene Hand. Ich werd' mich untersteh'n,
> Euch das zu wehren. . . ."

so entspricht dieser Ausspruch nur dem üblichen Landrecht, nach dem ohne Wissen und Erlaubniß der Obrigkeit nicht gestattet war, die Zahl der bestehenden Häuser und Sondergüter, zumal mit Schmälerung des Gemeindelandes zu vermehren. Auch der gehässige Nebenbegriff, der in den Namen „Zwing-Uri" gelegt wird, schwindet bei näherer Betrachtung, indem „Twing" ursprüng-

lich nichts wie „Eigenthum" bedeutet, abgesehen davon, daß bei Altorf sich keine Geßlerburg nachweisen läßt.

Sie sehen, meine verehrten Damen und Herren," — so schloß der Professor seine Beweisführung, — „daß der wackere Schütze Tell als Tyrannenmörder in das Bereich der Mythe gehört, wie Geßler als grausamer österreichischer Landvogt aus der Geschichte zu streichen ist. Das angebliche Scheusal und Schreckensgespenst verschwindet bei näherer Beleuchtung in nichts."

„Ja, das ist recht häßlich von den Herren Gelehrten," — schmollte eine der Damen, — „daß sie von den schönsten Geschichten nichts Wahres übrig lassen. Ich kann es mir trotzdem nicht recht vorstellen, wie man so lang und so fest an die Existenz eines Tell glauben konnte und bis auf den heutigen Tag noch Erinnerungsstätten an seinen Namen zeigt, wenn es nicht irgendwo in der Schweiz einen Mann dieses Namens gegeben hätte, der sich in der Geschichte der Befreiung seines Landes durch irgend eine besondere That ausgezeichnet hätte."

„Was Sie da sagen, verehrtes Fräulein," — erwiderte der Professor, — „hat sicherlich seine Berechtigung und will ich und kann ich Ihnen diesen Glauben nicht benehmen. Es ist wahrscheinlich, ja es wird sogar durch die amtliche Aussage von 114 Personen in Uri (1388), welche ausdrücklich erklären, daß sie den Tell noch gekannt hätten, bestätigt, daß es einen Tell gegeben hat. Derselbe mag immerhin ein kühner Schütze und muthiger Fährmann gewesen sein, sich vielleicht auch durch irgend eine freimüthige Handlung gegen österreichische Amtleute bemerklich gemacht haben, aber daß er durch eine auffallende That, wie gar Tyrannenmord, entscheidend in die Befreiungsgeschichte seines Volkes eingegriffen habe, ist historisch durchaus unverbürgt. Schwerlich wird die überlieferte Verweigerung der Reverenz vor Geßler's aufgestecktem Hute jene folgenschwere That Tell's gewesen sein. Auch dieser Zug der landläufigen Tellsgeschichte

steht auf sehr schwachen Füßen. Denn einmal findet sich in dem benachbarten und stammverwandten badischen Taubergrunde ganz dieselbe Sage von der zwangsweise anbefohlenen Verehrung eines aufgesteckten Vogtshutes, andrerseits läßt sie sich auf einen ganz harmlosen Ortsgebrauch von der Aufsteckung eines Bauernhutes zum Zeichen des Weiderechts zurückführen, und jene anbefohlene Reverenz ist wohl nur eine bloße Erdichtung.

Was nun das lange Festhalten an der Wahrheit der Tellsgeschichte betrifft, so läßt sie sich sehr wohl erklären. Nachdem sie, obgleich die gleichzeitigen Chronisten nichts davon berichten, wohl durch Hereinziehen mündlicher Ueberlieferung und volksthümlicher Tellenlieder, sowie verwandter beliebter Sagen, 200 Jahre später von den Chronisten Ruß, Etterlin und namentlich dem antiösterreichisch gesinnten Tschudi zum Evangelium gestempelt worden war, wagte fast niemand daran zu zweifeln. Nur zaghaft und insgeheim regte sich hie und da ein Bedenken. So hat schon 1607 ein Freiburger Professor Guillimann in einem Privatbrief die landläufige Tellgeschichte für eine bloße Fabel erklärt. Als aber 1760 der Berner Pfarrer Freudenberger in einer anonymen Schrift: „Guillaume Tell, fable danoise“ die Existenz Tell's leugnete und eine deutsche Uebersetzung unter dem Volke verbreiten wollte, da ließ die Regierung von Uri dieselbe durch Henkershand verbrennen und verlangte auch von den übrigen Kantonen den Ausdruck ihres Mißfallens. Auch der bekannte Joh. v. Müller, dem Schiller in seinem Drama den ehrenvollen Titel eines „glaubenswerthen Mannes“ giebt, spricht seine Bedenken und Zweifel bezüglich der Existenz Tell's unverhohlen aus (1785). Und in der Neuzeit hat zuerst Professor Kopp in einer Reihe von gründlichen Arbeiten die Haltlosigkeit der bisherigen Ueberlieferungen der Schweizer Geschichte schonungslos dargethan, die Nebel, welche dieselben einhüllten, zerstreut und der Wahrheit zum Sieg verholfen. Zahllos

sind denn nun die nachfolgenden Schriften, theils zur Verthei-digung und Rettung eines geschichtlichen Tell, meistens aber zur gründlichen Widerlegung der geläufigen Tradition, wie die Werke Huber's, von Rochholz u. v. a.

Es bleibt mir noch ein Wort übrig von den Tellslokalitäten, speziell von den Tellskapellen zu sagen. Die Kapelle in Bürglen bei Tell's angeblichem Wohnhaus und die an der Tellsplatte stammen erst aus dem 16. Jahrhundert, und alle Beziehungen zu dem Befreier der Schweiz sind nachweislich erst später auf-gebracht und vermuthlich durch ähnlich klingende Ortsbenennungen in der Nachbarschaft z. B. Tellingen bei Bürglen veranlaßt worden. Auch standen die üblichen Bittfahrten und Prozessionen ursprünglich nicht mit Tell in Verbindung. Die Seefahrten hingen zum Theil mit alten Einsegnungen der Fischweide zusammen, theils gab es Prozessionen nach Steinen zur Kapelle bei Stauf-facher's Haus und nach Bürglen zu einer Heiligen, Namens „Kümmerniß", einer Personifikation des Herzeleids. — Die Tellsplatte endlich hieß, wie ich bereits bemerkt, ursprünglich die „Platte an der dellen", d. h. an der Einbuchtung des Sees. Dies führte zur Erfindung der Sage des verwegenen und riesen-haften Sprunges unseres Helden zu seiner Rettung, woran zahllose Züge in Mythen von verfolgten Göttern und Heroen, sowie fliehenden Riesen anklingen. Es fehlt auch in unserer Tellsage nicht an unglaublichen Ungeheuerlichkeiten zur Aus-schmückung dieses Riesensprungs. So soll der Vater nach einer Version sogar noch sein Söhnlein im Arme beim Sprunge hin-übergerettet haben. Daß man aber an Lokalitäten Sagen an-geknüpft, um ihren Namen zu erklären, darf Sie nicht wundern, — meine verehrten Damen und Herren! — Sie haben ja am Rhein ganz Aehnliches. Hat man nicht aus Mauts-turm d. i. Zoll-thurm, oder nach Anderen aus Museturm d. h. Auflaurerthurm einen „Mäusethurm" gemacht und daran die bekannte Sage vom

hartherzigen Bischof Hatto geknüpft? Und wie steht's mit der Lorelei, ursprünglich Lurlei d. h. „Lauerfels", oder nach Anderen „Echofels?" Und schauen Sie da drüben den Pilatus, wie er jetzt im Abendnebel einem weißen Filzhut gleicht, der Etymologie vom lat. pileatus entsprechend? Hat man dort nicht aus Mißverständniß den irrenden Geist des römischen Landpflegers Pilatus hinversetzt?"

Unwillkürlich schauten wir nach dem bezeichneten Berge. Glühend war während unseres Gesprächs der scheidende Sonnenball hinter den Höhen verschwunden. Leichte Nebelschleier senkten sich über die in dunkelblauen, violetten und rothbrauen Tinten verdämmernden Berge. Den in wunderbaren Farbennüançen schimmernden See durchfurchten nach allen Seiten hin Schiffe und Kähne in bunter Abwechslung; ein unnennbarer Zauber lag über den glitzernden Wogen und dem sich immer mehr verschleiernden Gebirge. Wie eine Nebelkappe hatte der Pilatus seinen Hut aufgesetzt, der den Bewohnern wie ein sicherer Wetterprophet für den folgenden Tag einen schönen Himmel prophezeit. Darauf machte uns der ortskundige Gelehrte aufmerksam, indem er den üblichen Vers zitirte: „Hat der Pilatus einen Hut, dann wird das Wetter gut!" Mit dieser tröstlichen Aussicht wollte er sich verabschieden.

„Wissen Sie, Herr Professor, daß ich Ihnen recht böse bin," sagte eine Dame unserer Gesellschaft, „daß Sie uns den Glauben an die Wahrheit der schönen Tellsgeschichte benommen haben, — aber das schadet nichts. Unser Schiller hat den wackeren Schützen so unsterblich verherrlicht, daß ihn kein Gelehrtenstaub unsichtbar machen, kein Secirmesser geschichtlicher Kritik tödten kann. Darum wird es wahr bleiben, was der Dichter sagt:

> „Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
> So lang' die Berge steh'n auf ihrem Grunde."

„Jetzt sind Sie auf dem rechten Wege," entgegnete der

Professor, — „für die Poesie und die ästhetische Erbauung ist es ganz gleichgiltig, ob eine Geschichte wahr sei oder nicht. Ja, ich möchte behaupten, daß unsere Künstler die wirkungsvollsten Stoffe nicht aus dem wirklichen Leben, sondern aus den Sagen und Märchen, aus ihrer eigenen ewig schaffenden Phantasie schöpften. Selten, oder vielleicht nie boten die alltäglichen, oder doch in ewigem Kreislauf sich wiederholenden Ereignisse des Lebens dem Künstlergeiste den geeigneten Stoff, stets mußte er das vorgefundene Material umbilden nach seiner Phantasie; stets flüchtet sich der Geist aus der Prosa des Alltaglebens in das Reich der Gedanken, — nur da findet er Trost und ewig neue Nahrung; denn, wie Schiller sagt:

„Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie:
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie! —"

(34) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Die Stenographie.

Nach
Geschichte und Wesen.

Von
Hans Moser.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Es existirt wohl kaum ein Gebiet innerhalb des Rahmens der modernen Kulturäußerung, auf welchem ebensoviel gestritten und gerechtet, wärmer und selbstloser gekämpft worden wäre und noch wird, als es auf dem der Stenographie der Fall ist. Dies erscheint insofern erklärlich, als jenes Gebiet mehr wie jedes andere einer gesichteten Systematik in der Theorie, einer allseitig anerkannten Vollkommenheit in praktischer Beziehung entbehrt.

Es giebt bis heute noch keine allgemeingültige, wissenschaftliche Methode der stenographischen Kritik, und jede Meinung, jede Ueberzeugung in stenographischen Dingen muß daher, so wunderbar dies auch scheinen mag, strenggenommen noch als einfach persönliche Ansicht bezeichnet werden; da diese aber vom Individuum abhängt, welches wiederum mehr oder weniger von den geistigen Strömungenin seiner Umgebung berührt wird, so erhellt, welch' bedeutende Rolle hier Vorurtheil und Beeinflussung noch spielen dürften. Gleichwohl aber befindet sich die Stenographie bereits in manigfacher Hinsicht mit staatlichen Einrichtungen der Jetztzeit, sowie mit zahlreichen Zweigen des bürgerlichen Berufslebens in so enger Verbindung, daß einerseits eine eingehendere Befassung der Wissenschaft mit ihrer theoretischen Fortentwickelung nothwendig erscheint, andrerseits die breitere Masse des Publikums sich endlich aus dem bleiernen Schlafe der Theilnahmlosigkeit gegenüber einer Kunst ringen möchte, die dem Einzelnen das bietet, was Alle bewußt oder unbewußt ersehnen: Enthebung von einem großen Theil jenes niederdrückenden Ballastes der rein mechanischen Arbeit, Gewinn an Stunden des Lebens, die sich zu

Tagen, zu Jahren sammeln und unser Dasein gehaltvoller machen und reicher gestalten.

Es dürfte aus dem Gesagten ersichtlich werden, welch' großen Schwierigkeiten Derjenige begegnet, der es unternimmt, stenographischen Streitfragen selbst in unparteilichster Weise näher zu treten, und so wollen wir uns innerhalb dieses wissenschaftlichen Vortrags zunächst mehr auf dem auch für den Laien interessantesten und verständlichsten Gebiet des Geschichtlichen bewegen, unseren eigenen Ansichten aber meist nur insoweit Raum geben, als sie sich mit gültigen Urtheilen Anderer decken.

Nicht nur in der stenographischen Systemkritik, auch in der stenographischen Geschichtschreibung ist bis auf unsere Tage verhältnißmäßig wenig geleistet worden. Die einschlägigen Werke sind meist lediglich wiederholend und ohne Prüfung der Quellen abgefaßt; soweit eine solche aber doch stattgehabt hat, ermangeln sie in mehrfacher Beziehung, befremdlicher Weise, der unerläßlichen Objektivität und sind auch vielfach der Zeit nach weit unter dem modernen Höhepunkt zurückgeblieben. Eine streng objektiv gehaltene, auf gewissenhaftestem Studium der älteren und alten Quellen beruhende, in umfassender Weise auf der Höhe der Zeit stehende Geschichte der Stenographie ist noch zu schreiben und wird hoffentlich nicht allzulange mehr auf sich warten lassen.

Daß der Wunsch, die Schreibarbeit an sich zu vereinfachen, nicht erst in unserer Zeit sich geltend gemacht hat, sondern empfunden worden ist, seit man sich im Besitz einer vorgeschrittenen Kultur befand, davon giebt das Vorhandensein der Kurzschrift bereits im klassischen Alterthum hinreichend Zeugniß. Nicht allein die Römer besaßen eine hochwichtige Schnellschrift, auch die Griechen kannten die Stenographie, obwohl sie dafür nicht ein staatlich anerkanntes Schriftsystem ähnlich dem römischen hatten.

Die Untersuchungen, welche das Vorhandensein der Schnellschrift in der vorchristlichen Zeit ins Auge fassen, bewegten sich

bis in sehr neue Zeit herein besonders in Bezug auf den Orient und Griechenland in einer Richtung, die befremdliche Ergebnisse zu Tage fördern mußte. Man gefiel sich darin, Stellen der alten Schriftsteller, in welchen einfach von der Thätigkeit von Schreibern die Rede ist, in philologisch nicht haltbarer Weise so auszulegen, als ob diese Schreiber Geschwindschreiber, Stenographen gewesen sein müßten. Auf diesem Wege vermag man die Anfänge der Stenographie schon bei Aegyptern und Phönikern finden, ließ man Xerxes bei der Musterung seiner Flotte von Leibstenographen begleitet sein und Xenophon, den nachmaligen großen Feldherrn, die Reden seines Lehrers Sokrates nachstenographiren. Man verstand sich sogar dazu und thut es zum Theil heute noch, jene Vereinfachung der Hieroglyphen im 7. Jahrhundert v. Chr., welche den Namen der enchorischen, demotischen, führt, als zur ältesten Geschichte der Stenographie gehörig zu betrachten.

Das Verdienst der neuesten Forschung nun ist es, in besonnener Weise dargelegt zu haben, daß auf Grund der schriftlichen Ueberlieferung wenigstens — wir heben dies besonders hervor — eine wirkliche, angewendete Stenographie bei den orientalischen Völkern garnicht, bei den Griechen erst in der zweiten Hälfte des zweiten christlichen Jahrhunderts sicher nachweisbar wird.[1] Soweit also die schrifliche Ueberlieferung, und wir müßten ihr glauben, wenn nicht ein unvermutheter Fund ganz neues Licht auf diese Ansicht würfe, durch welchen zwar nicht diese direkt umgestoßen wird, da sie sich auf eine nachweisbare Verwendung der Kurzschrift bezieht, aber doch der Beweis ersteht, daß man sich in Griechenland bereits in früher, vorchristlicher Zeit mit kurzschriftlichen Versuchen befaßt hat. Bei den Abräumungsarbeiten auf der Akropolis in Athen ist vor wenigen Jahren das Bruchstück eines Inschriftensteines ans Licht gefördert worden, der nach dem Urtheil der besten Kenner des Alterthums etwa aus der Mitte des 4. vorchristlichen

Jahrhunderts stammt. Dieser Stein weist 26 Zeilen leider stark beschädigten griechischen Textes auf, welcher von einem geistreichen Wiener Gelehrten möglichst wiederhergestellt und als Bruchstück der Darstellung eines kurzschriftlichen Alphabets entziffert worden ist.[2] Nach den Ausführungen des hergestellten Textes haben die Buchstaben dieses Alphabetes aus geraden Strichen mit Haken und Bögen bestanden. Der Inhalt der Inschrift lautet wie folgt: „Ein schräger Querbalken mitten auf einem Stamme ist I. Der fünfte der Vokale aber, Y, hat drei gegen die Senkrechte gezogene Schrägstriche. Der erste von den langen Vokalen nimmt als Zuthat einen solchen, der zweite aber zwei, oben auf jedem Schenkel einen, wobei die Senkrechte wegfällt. Die Vokalbezeichnung nun vorzuführen ist nicht nöthig. Von den Konsonanten aber bedeutet die gerade und zwar kurze Horizontallinie unterhalb des Vokalzeichens gesetzt Delta (d), oben Tau (t), am Ende aber Ny (n); oben vorn angesetzt Pi (p), hinten My (m), in der Mitte vorn angesetzt Beta (b), hinten Psi (ps)." —

Wenn der Stein der Akropolis das angeführte Alter in der That besitzt, so hat man in Griechenland bereits an die Vervollkommnung des Schreibgeschäfts gedacht, als bei den künftigen Weltbeherrschern auf der italischen Halbinsel die inneren Verhältnisse noch der ersten Abklärung entgegengährten und die junge ewige Stadt sich im Kampf um die Befestigung ihrer Existenz gegen die kleinen Völkerstämme ihrer nächsten Umgebung befand.

Und dennoch sollte eben von Rom schon nach drei Jahrhunderten der griechischen Kurzschrift ein leuchtendes Vorbild erstehen.

Ueber die früheste Zeit der römischen Stenographie steht nichts fest. Es findet sich über dieselbe eine Stelle bei dem bekannten römischen Grammatiker Valerius Probus, welcher unter Nero lebte; in dieser heißt es:[3] „Bei den Alten, als die Anwendung der Noten noch nicht bekannt war, bezeichneten be-

hufs größerer Schreibgewandtheit diejenigen, welche nur des Nachschreibens halber in den Senatssitzungen gegenwärtig waren, zur schnellen Aufnahme des Gesagten gewisse Wörter und Namen auf gemeinsames Uebereinkommen hin nur mit den Anfangsbuchstaben, und es war so nicht zweifelhaft, was diese für eine Bedeutung besaßen."

Man schrieb somit in ältester Zeit in Rom eine stark, vielfach bis auf die Anfangsbuchstaben der Worte abgekürzte Kurrentschrift, welche übrigens auch im Volke überhaupt die größte Verbreitung gewann und daher den Namen der notae vulgares [vulgus, Volk] erhielt. Die einzelnen Abkürzungen hießen singulae literae [Einzelbuchstaben], siglae, woraus unser stenographisches Wort Sigel entstand; 1100 solcher Siglen fügte den bereits vorhandenen der römische Grammatiker Ennius (um 115 v. Chr.) bei, wohl schwerlich der Dichter gleichen Namens, welcher ja viel früher lebte, 239—169 v. Chr.

Diese notae vulgares sind ausschließlich in Gebrauch gewesen bis zur Zeit Ciceros, welche der römischen Kurzschrift ein völlig neues Gepräge giebt. Am bezeichnendsten hierfür ist eine Stelle bei Plutarch,[4] welche folgenden Wortlaut hat: „Diese eine Rede [jene, welche Cato von Utica im Catilinarischen Prozeß gegen die mildere Ansicht Caesars bezüglich der Bestrafung der Verschwörer hielt, und mit welcher er die Fällung des Todesurtheils erzielte] soll dadurch erhalten worden sein, daß der Konsul Cicero die gewandtesten Schreiber vorher Zeichen gelehrt, die in kleinen und kurzen Zügen die Bedeutung vieler Buchstaben zusammenfaßten, und jene dann einzeln in der Curie zerstreut postirte."

Nach diesen Worten des alten Geschichtschreibers hätte also Cicero selbst die römische Stenographie erfunden, doch steht dem eine Aeußerung des etwas älteren römischen Philosophen Seneca entgegen, welcher bei der Erwähnung der Kurzschrift diese als „Erfindung niedriger Sklaven" bezeichnet.[5] Daß sich mit Schreibarbeit abzugeben zu jeder Zeit im römischen Staate als des

vornehmen Bürgers unwürdig erachtet wurde, ist bekannt; auch aus Cicero's Schriften, in welchen der Kurzschrift mehrfach Erwähnung geschieht, geht hervor, daß dieser mit Schreibern oder Sekretären gearbeitet hat, und wäre er in der That nach Plutarch der Erfinder der römischen Stenographie, so hätte der noch nicht hundert Jahr nach Cicero gestorbene geistvolle und vornehme Seneca unmöglich zu obiger Aeußerung kommen können, und zwar um so weniger dann, wenn er selbst der Seneca wäre, dem Einige die Vermehrung der tironischen Noten zuschreiben möchten. Plutarch stand jedenfalls auf dem im Alterthum üblichen Standpunkt, dem Herrn die Verdienste seiner Sklaven zuzuschreiben, womit die Frage sofort Klarheit erhält. Ist es doch fast allgemein gekannte Thatsache, daß Cicero sich ganz besonders der Hülfeleistungen seines früheren Sklaven, des späteren gelehrten Freigelassenen Marcus Tullius Tiro als Sekretärs bediente, mit welchem er sogar, seinen Briefen zufolge, in herzlichen, freundschaftlichen Beziehungen stand. Plutarch's Worte gelten zweifellos dem Tiro, und so führt auch die eigentliche römische Kurzschrift später den Namen der tironischen Noten, [nota hieß das Zeichen für ein gekürztes Wort] welcher allerdings erst im Mittelalter aufkommt, jedenfalls aber doch das Echo der Ueberlieferung bildet. Jenes wird von den Alten mehrfach bezeugt, und über Tiro's Person äußert Gellius: „Er war von hellem Geist und in den Wissenschaften wohl erfahren. Seiner bediente sich Cicero als Unterstützer und Helfer bei seinen wissenschaftlichen Forschungen."

Die tironischen Noten, neben denen die alten notae vulgares ungestört ihre Geltung behielten, vertreten also die römische Stenographie, und sie gelangten bei der mächtigen Blüthe der römischen Redekunst und Gerichtspflege zu außerordentlicher Bedeutung und Verbreitung. Sie wurden nicht nur in den Jugendunterricht aufgenommen, wie eine im Jahre 103 n. Chr. erlassene

Verordnung Kaiser Diocletians bezeugt, in welcher dem notarius, hier dem Lehrer der Schnellschrift, ein Monatsgehalt von 75 Denaren für jeden Schüler (etwa 6 M. 42 ₰) angesetzt wird, sondern es wurden mit Beginn des 3. Jahrhunderts sogar amtliche Stellen für Schnellschreiber durch den römischen Bischof Fabian in Vorschlag gebracht, in denen solche als notarii ecclesiastici die Geschichte der Märtyrer der Kirche aufzuzeichnen hatten; solcher Stenographen werden mehrere genannt. Bald darauf wird es auch Sitte, die Vorträge der alten Kirchenlehrer stenographisch aufzunehmen.

Die griechische Kurzschrift, welche in dieser Zeit erscheint, wird ebenfalls mehrfach erwähnt, doch steht sie nach dem, was die beiden Handschriften in den Bibliotheken des Vatikan und von Paris an Proben darüber enthalten, weit unter den tironischen Noten und zeigt eine Schwerfälligkeit, welche sie kaum über die Schreibschrift erhebt, weshalb der Schluß berechtigt erscheint, daß die erwähnten Handschriften vielleicht gar nicht die eigentlich im Gebrauch gewesene griechische Tachygraphie enthalten, welche möglicherweise spurlos verloren gegangen ist.[6]

Mit dem Untergang des römischen Reichs werden die tironischen Noten das Eigenthum des christlichen Klerus, dessen Amts- und Umgangssprache freilich dem Fortbestehen der griechischen Kurzschrift bald in den Weg treten mußte, obwohl in dieser noch im 5. Jahrhundert schnellschriftliche Aufnahmen gemeldet werden. Im 6. und 7. Jahrhundert wird über Papst Gregor I. (den Großen), welcher bekanntlich als abgesagter Feind des klassischen Alterthums dessen Literaturdenkmäler als Werke des Teufels erklärte, geschrieben, daß er sich der Notarien bei seiner Arbeit bedient habe; er selbst äußert in der Widmung seiner Homilien über Ezechiel an den Bischof Maximus, daß er diese von Tachygraphen aufgenommenen Reden durchgesehen und verbessert habe. Nach Ende des 8. Jahrhunderts,

im Jahre 805, verfügt Karl der Große, daß bei den Konzilien Notare hinzuzuziehen seien, doch beginnt der mehr und mehr um sich greifende Verfall der Bildung die Kenntniß der tironischen Notenschrift bald zurückgehen zu lassen, wozu wohl außerdem noch die strengen Verbote und Strafen, welche über gewissenlose, unzuverlässige oder fälschende notarii publici im Gerichtswesen zuerst von Kaiser Justinian (528—565 n. Chr.) verhängt worden, beitragen mochten. Im 9. Jahrhundert finden die tironischen Noten nur noch in den Kanzleien der fränkischen Könige Anwendung, doch vermindert sich auch diese in der Folge bis zu nur noch vereinzelt hier und da vorkommenden Unterschriften bei Erlassen, Rekognitionen u. dgl. Das völlige Verschwinden der tironischen Noten bis auf das soeben angedeutete vereinzelte Vorkommen tritt im 10. Jahrhundert ein.

Die folgende Zeit weist bis zum 16. Jahrhundert hin für die Geschichte der Stenographie dieselbe Oede auf, welche die gesammte Kulturbewegung des Mittelalters charakterisirt. Nur ein vereinzelter Versuch in tachygraphischen Bestrebungen ist in dieser Zeit zu erwähnen, welcher in England, dem Mutterland für die Stenographie der Neuzeit, von dem Mönch John of Tilbury, einem Freunde des Erzbischofs von Kanterbury, Thomas Becket, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts veröffentlicht wurde, doch war derselbe noch schwach und mangelhaft genug, um auch in der Heimath des Erfinders kein sonderliches Aufsehen zu erregen, obgleich die Bibliotheken von Florenz, Oxford und London über diese „Ars notaria aristotilis“ oder „notaria nova“ Handschriften aufbewahren.

Zu Irrthümern der verschiedensten Art hat das Predigtwesen des 13. und der folgenden Jahrhunderte Anlaß gegeben, aus denen mehrfach gemeldet wird, daß die Predigten der berühmtesten Kanzelredner, welche von diesen vielfach im Freien gehalten wurden, in der Form, in welcher sie vernommen, von

Zuhörern nachgeschrieben worden seien. Dies wird über die Reden des bekannten Franziskaners Bertold, Taulers, Johann Geilers von Kaisersberg, Joannes Gersons, des heiligen Bernhardin von Siena und Girolamo Savonarolas berichtet. Daß diese Nachschriften sich nicht mit dem Begriff einer stenographischen Aufnahme decken können, liegt schon darin begründet, daß man während jener Zeit die Kurzschrift nicht kannte und somit unbedingt nicht imstande gewesen sein kann, die wörtlich getreue Wiedergabe einer Rede zu bewirken — wenn sich nicht gerade ein Mensch mit phänomenaler Gedächtnißkraft in einzelnen Fällen damit befaßt hat. — Auch die Ausgabe der Tischreden Luthers, deren Wortlaut „aus seinem Munde" von Freunden des Reformators aufgezeichnet wurde, beruht jedenfalls nur auf der Verwendung einer Schrift, in welcher die häufigsten Worte durch selbstgebildete Zeichen vertreten gewesen sein dürften; dies war gewiß auch bei der Schrift des treuen Mitarbeiters am Reformationswerk, Dr. Crucigers, der Fall, welcher während des zwischen Melanchthon und Eck 1540 in Worms abgehaltenen Religionsgesprächs mit einer erstaunlichen Gewandtheit die ganze Disputation wörtlich nachschrieb und dabei noch Zeit fand, dem von überstandener Krankheit angegriffenen Freund durch eingeworfene Bemerkungen Beistand zu leisten. Der Kanzler Granvella, welcher dem Reichstag präsidirte, rief darob ganz erregt aus: „Die Lutheraner haben einen Schreiber, welcher weit gelehrter ist, als alle römisch katholischen!"

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Stenographie nicht allein in Deutschland bis in das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts hin noch nicht existirte, wohl aber eine Art Vorläuferin in der Kryptographie, Geheimschrift, besaß, wie sie als die Schwester der Alchymie, der Magie und Astrologie für den Aberglauben jener Zeit bezeichnend ist. Wie gefährlich übrigens die Beschäf-

tigung schon mit der Vereinfachung der üblichen Schrift war, geht daraus hervor, daß bereits der obenerwähnte John of Tilbury es für nothwendig hielt, sich in seinem Werk gegen den Verdacht, dasselbe könne ein Teufelsding sein, zu verwahren. Viele solcher kryptographischer Schriften verfielen dem Feuer, ja auch ihre Verfasser, als Beförderer der „Spitzbubenschrift", haben mehrfach dieses Schicksal gehabt.

So wurden vom Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz die Schriften des Benediktinerabtes Johannes Trithemius (1462—1516) verbrannt, eines Mannes, welcher sich voll Interesse auch mit den tironischen Noten beschäftigte und ein Werk über Steganographie — Zeichenschrift bei Geisterbeschwörungen — herausgab, das ihn in den Verdacht der Zauberei brachte. Das Gutachten, welches der Kurfürst hatte einholen lassen, enthielt folgenden Passus:

„Ich hab' mich zum Trithemio verfüget, welchen ich wohl als einen trefflichen Zauberer, aber darneben in keinem Stück der Philosophi gefaßt befunden hab, ein Buch hat er geschmiedtet, und demselben den Namen Steganographia gegeben, welches ich überrumpelt, und nicht mehr denn etlicher Capitulen Anfang gelesen, aber kaum zwo Stund in Händen behalten, und negsten von mir geworffen hab, dann mich ein Grausen und Schröcken ankam von wegen solcher Beschwehrungen, und so Barbarischer und ungebräuchlicher Namen der Geister, ich hätte schier gesagt, der Teuffeln, welche meines Bedunckens mehrer Theil aus frembden Sprachen genommen sind: Aber eine Unzahl seltzamer Zeichen, damit die Beschwehrungen (Beschwörungen) bezeichnet, werden da gefunden und daß Trithemius in einer Missiven an Bostium schreibt, es seyn alles heitere, klare Worte, ohne alle Versetzung der Buchstaben und Worten, also daß sie männiglich lesen und verstehen können, jedoch so werde das Secretum und Geheimniß, so darunter verdeckt seye, wol verborgen bleiben, daran hat er nicht gelogen, dann in seiner ganzen Stegano-

graphie läßt er hin und wieder herrliche göttliche Gebettlein einlauffen, die anstatt eines Sendbrieffs zu einem guten Freund möchten geschickt werden, aber in der Wahrheit seynd es nichts anders, denn wie das Sprichwort lautet, Crocodils-Zäher."

Die verpönte Geheimschrift des Trithemius beruhte somit nicht wohl, wie meist angenommen worden ist, auf dem in erforderlicher Weise umgewandelten Prinzip der tironischen Noten, welche der fleißige Forscher noch ciceronianische nennt.

Der Beweis dafür, daß auch im Beginn des 17. Jahrhunderts, also ein Jahrhundert nach Trithemius, Deutschland noch keine Kurzschriftmethode besaß, wird in einem lateinisch geschriebenen Buche des alten Genfer Professors Franciscus Bonnaeus „De ratione discendi" („Wie man studiren soll") von 1619 klar ersichtlich, in welchem zugleich auch der Hinweis auf die Wiederaufnahme des Studiums der tironischen Noten gegeben wird; es heißt dort:

„Ich beziehe mich auf unser Zeitalter, und diesem ist die Methode der Schnellschrift durch Zeichen abhanden gekommen, welche bei den Alten in so häufigem Gebrauch und von so bedeutendem Nutzen war. Freilich haben wir infolge des Buchdrucks gegenüber den Alten große Errungenschaften voraus, indessen waren uns jene doch darin überlegen, daß sie mit Hilfe der Schnellschrift in einer Stunde mehr schreiben konnten, als wir in sechs. Einige von den neueren Schriftstellern haben versucht, das System dieser Kunst wiederherzustellen, aber ohne Erfolg, denn wer nicht von Kindheit an sich eifrig mit derselben beschäftigt hat, wird kaum jemals zu ihrem Verständniß gelangen. Man lese darüber den Justus Lipsius in seinen Briefen und den Janus Gruter in der Vorrede zu dem Buche über die Noten der Alten. Indessen wenn schon die den Alten bekannte Schnellschrift uns heutzutage nicht mehr zum Gebrauche dienen kann, so möchte ich doch den Studenten gerathen haben, sich zum schnellen Excerpiren eigene Zeichen und zwar möglichst viele

zu bilden. So lesen wir, daß Pico della Mirandola sich eigene schnellschriftliche Zeichen gebildet und mit denselben seine Schriften aufgesetzt habe, welche aus diesem Grunde nach dem Tode des Pico († 1494) von niemandem gelesen werden konnten."

Dieser Pico della Mirandola lebte in Florenz und war ein Zeitgenosse Savonarolas, welcher von dem als Wunder der Gelehrsamkeit angestaunten Manne sehr verehrt wurde.

Daß der während des Erscheinens der Bonnacischen Schrift ausbrechende dreißigjährige Krieg mit seiner die Lande verderbenschwanger umlagernden Atmosphäre, seinem Tod und Verödung athmenden Walten der Befassung mit kurzschriftlichen Bestrebungen ebensowenig wie derjenigen mit irgend einem anderen Gebiet von Kunst und Wissenschaft förderlich werden konnte, ist kaum hervorzuheben; nachdem aber die geprüfte Bevölkerung mit dem Friedensschluß sich wieder zu ermannen begann und die Trümmer der kulturgeschichtlichen Blüthe des sechzehnten Jahrhunderts zu sammeln versuchte, um auf ihnen den stolzen Bau der erhabensten Bildungsstufe der Weltgeschichte zu begründen, da zeigen sich auch die ersten mattflimmernden Vorläufer an dem Sternenhimmel der modernen Stenographie für Deutschland.

Deutschland tritt seine früheste Periode der modernen Stenographie nicht auf Grund eigener Geisteserzeugnisse an, sondern verdankt die früheste Veröffentlichung einer Kurzschriftmethode England. Daselbst finden sich die ersten Versuche bereits mit Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts zuerst in den Werken von Thimoty Bright, 1588, der nach den neuesten Forschungen als der thatsächlich älteste Systemverfasser zu betrachten ist, als welcher bisher Ratcliff galt, dessen System erst 1688 ganz veraltet ein Jahr nach des Erfinders Tode herausgegeben wurde und von Peter Bales, 1590 — welcher entgegen den neuesten Untersuchungen eines englischen Gelehrten,[7] die zu widerlegen hier der Raum mangelt — darnach mit Jenem den Platz wechselt und

an zweite Stelle tritt, während der Geistliche John Willis von 1602 an dritter steht.

Die genannten Arbeiten indeß wie auch viele darauf folgende beruhten auf noch gänzlich unentwickelter Grundlage, und Bischof Wilkins, welcher sich übrigens auch auf dem Gebiet der Universalsprache bekannt gemacht hat, nennt sie in einem 1688 erschienenen Werke „rohe Versuche". In der That verfolgten dieselben, ähnlich wie die alten römischen Noten, den Grundsatz, ein ganzes Wort durch ein bestimmtes Zeichen auszudrücken, woraus erhellen mag, in welcher Weise das Gedächtniß des Lernenden belastet ward. Der leitende Gedanke an die alte Schnellschrift der Römer kommt bedeutungsvoll auch darin zum Ausdruck, daß Thimoty Bright, Doktor der Medizin und Rektor of Methley in York, welcher sein Werk der Königin Elisabeth von England widmete, sich bei der Entgegennahme des Privilegiums von der Königin die Erlaubniß erbat, den Beinamen Cicero führen zu dürfen; Bright, gestorben 1616, gilt in der stenographischen Welt Englands als der eigentliche Begründer der englischen Stenographie; die erste Nachricht über sein System stammt aus dem Jahre 1586; das System ist in einem einzigen Exemplar erhalten, welches in Oxford aufbewahrt wird. In Deutschland erwähnt zuerst der Jesuit Kaspar Schott in Nürnberg 1665 das englische System von Thomas Shelton (zuerst wohl von 1620), und Harßdörffer veröffentlicht zu etwa derselben Zeit das Alphabet des obengenannten John Willis, welcher Baccalaureus der Theologie war. Das erste deutsche Kurzschriftsystem aber erschien 1678 in lateinischer Sprache zu Frankfurt am Main, im folgenden Jahre in deutscher Uebersetzung. Der Verfasser dieses Werkes, anfänglich Ch. A. R. gezeichnet, nennt sich auf späteren Ausgaben von 1684 bis 1743 Ramsay; er war ein schottischer Edelmann, scheint aber mit seinem point d'honneur nicht allzu streng gewesen zu sein, denn das Buch des Charles Aloys

Ramsay, welcher in Deutschland und Frankreich reiste, ist nichts Anderes, als dasjenige des Engländers Shelton, welches 1679 für das Deutsche und 1681 für das Französische bearbeitet wurde. Die französische, Pariser, Ausgabe widmete dieser literarische Freibeuter dem König Ludwig XIV., welcher ihm dafür ein Privileg verlieh; das Werk fand infolge dessen sehr bedeutende Verbreitung, ist aber der Stenographie in keiner Beziehung förderlich geworden.

Um diese Zeit war bereits in England eine zweite Stufe der tachygraphischen Fortentwickelung durch William Mason angebahnt worden, welche zum Theil schon von dem 1654 auftretenden Jeremiah Rich, dessen System eigentlich seinem Oheim Cartwright (1642) zuzuschreiben ist, und das noch bis heute in England Vertreter besitzt, eingeleitet ward.

Nach dem Urtheil des Begründers der verbreitetsten englischen Kurzschrift, des jetzt lebenden Isaak Pitman, ist William Mason, dessen Werk 1672 in London erschien, später aber, 1707, eine sehr gediegene Umarbeitung erfuhr, der bedeutendste stenographische Schriftsteller des 17. Jahrhunderts; auch sein Zeitgenosse, der Schullehrer Elisha Coles (1674) vervollkommnete das stenographische Können bedeutend in seinem zehn Auflagen erlebenden Buche. Die politischen Verhältnisse des britischen Inselreichs begünstigten infolge der vom Prinzen Wilhelm von Oranien zum Reichsgesetz erhobenen Bill über die Rechte des Volkes und der vier Jahre darauf, 1693, eingeführten allgemeinen Preßfreiheit die Entwickelung der Stenographie, welche jetzt überall willkommen war, ungemein; außer der Menge minder guter Systeme, welche in der Folge herausgegeben wurden, traten auch einige auf, deren Bedeutung hoch anzuschlagen war. Unter diesen Nachfolgern Mason's sind namentlich John West und Thomas Gurney zu nennen; insbesondere vereinfachte Letzterer, 1705 in Bedfordshire geboren,

das System seines Meisters ganz außerordentlich und bekleidete eine ausgebreitete Thätigkeit an den Londoner Gerichtshöfen. Gurney's Werk von 1753 wurde achtmal aufgelegt und erschien 1778 in der neunten, von seinem Sohne Joseph besorgten verbesserten Auflage mit dem Bildniß des Erfinders; dieses System bildet noch heutigen Tags Englands offizielle Parlamentsstenographie. Eine dritte Stufe der englischen Kurzschrift vermittelt John Byrom, geboren 1691 zu Kersall bei Manchester, ein tüchtiger Stenograph und Mitglied der Königlichen Gesellschaft und des Trinity-College zu Cambridge. „Die Veröffentlichung des Byromschen Systems 1767 bildet eine neue Aera in der Geschichte der Kurzhand," sagt Lewis, ein englischer Autor über Stenographie zu Beginn unsres Jahrhunderts, und mit Recht, denn auf Byrom und dessen Schüler, dem sieben Jahr späteren Palmer fußend, konnte nach Vorantritt William Williamson's, Samuel Taylor, die Säule der englischen, französischen und älteren deutschen Stenographie, im Jahre 1786 sein „Universal System of Stenography or Shorthand-Writing" zu London herausgeben. John Byrom vollendete sein System, welches den ersten Grund zu einer praktisch und theoretisch brauchbaren Kurzschrift legte, bereits 1720, hat aber wohl infolge zu großer Bescheidenheit oder Zaghaftigkeit dasselbe lange Zeit hindurch, ohne es durch den Druck zu veröffentlichen, privatim gelehrt. Ein gewisser Aulay Macaulay wurde ebenfalls mit dem System bekannt und gab es ganz eigenmächtig heraus. Das Lob, welches er für die Vorzüge „seines" Systems erntete, ist somit gestohlenes Gut. Byrom sah sich durch diesen Mißerfolg nicht entmuthigt, er verbesserte vielmehr sein Werk immer mehr, und ließ im Jahre 1749 für seine Schüler 50 Exemplare desselben als Manuskript drucken; erst vier Jahre nach seinem 1763 erfolgten Tode erschien es im Buchhandel. Zu dem Schluß dieser Periode gehört Thomas Hervey, dessen System

von 1779 wegen des wissenschaftlichen Charakters des Alphabets hier genannt werden muß. Zur größten Bedeutung und Verbreitung indessen gelangte das Werk Samuel Taylors, welcher Professor der Moralphilosophie zu Oxford und Lehrer der Stenographie an den Hochschulen Schottlands und Irlands war.

Taylor vollendete, was Byrom begründet, Palmer und Williamson verbessert und erweitert hatten, und er that dies mit einem Scharfblick, einem Talent und einer Umsicht, die sein System noch heute als das in der englischen Praxis wohl vorwiegendste gelten lassen. Im Jahre 1786 erschien sein „Versuch zur Herstellung eines allgemeinen, mustergiltigen Stenographiesystems", in dessen Vorwort er eine rücksichtslose Beurtheilung der bisherigen Kurzschriften und ihrer Mängel hauptsächlich hinsichtlich der Auswahl der Schriftzeichen veröffentlichte. Gleichwohl und ungeachtet der Uebertragung der Taylorschen Grundsätze nach dem Kontinent, besitzt aber auch dieses System noch mehrfache Schwächen, unter welchen eine schwierige Lesbarkeit nicht die geringste ist. Ein etwas früher, 1780, hervortretender Zeitgenosse des Oxforder Professors, Dr. William Mavor, steht inbezug auf Vervollkommnung des Verfahrens auf gleicher Höhe, ja in Einzelheiten noch über jenem, seine Kurzschrift hat indessen mehr in Amerika, welches kaum eigene Stenographiesysteme besitzt, Verbreitung gefunden.

Die Kurzschriftmethode Taylor's fand auch in Deutschland bald Eingang, aber nicht unmittelbar, sondern erst durch die französische Uebertragung von Bertin. In Frankreich waren zwar während der zweiten Hälfte des siebzehnten und während des achtzehnten Jahrhunderts Anläufe, die Stenographie einzubürgern, unternommen worden, — es sei hier besonders an Ramsay erinnert —, aber erst im Jahre 1787 zieht ein stenographisches System von Coulon de Thévenot die Aufmerksamkeit auf sich, welches lebhaften Anklang fand und heute noch in Frankreich verwendet wird. Thévenot war ein vorzüglicher

Stenograph, gleich seiner Tochter, und erfreute sich auch späterhin der Begünstigung des Conseils für den öffentlichen Unterricht. Sein Lehrbuch zählt mehr als zwanzig Auflagen. Bald sollte aber diesem allein in Frankreich herrschenden System ein überlegener Nebenbuhler in der Uebertragung von Taylor's berühmter Methode durch Théodore Pierre Bertin erstehen, welcher unter dem englischen Professor selbst Stenographie erlernt hatte und, nach Paris zurückgekehrt, sich auch als Uebersetzer aus dem Englischen bekannt machte.

Das System Taylor-Bertin wurde von den sog. Coulonisten heftig bekämpft, aber ungeachtet dessen ging es seinen Weg und gehört jetzt noch, gehoben durch Verbesserungen des Professors der Stenographie und Ritters der Ehrenlegion M. Bréton, welcher schon in der großen Revolution 1790 als Stenograph für das „Journal des Débats" den Konventen beiwohnte und Anfang der fünfziger Jahre starb, zu den vorzüglichsten Frankreichs.

Diese Bertinsche Arbeit bildete die Grundlage für die erste deutsche Schnellschriftmethode desjenigen Zeitabschnitts, welcher dem machtvollen Aufleuchten der höchsten, der modernen Entwickelung der Kurzschrift voranging: für das stenographische System von Mosengeil.

Schon seit längerer Zeit hatte sich Friedrich Mosengeil aus Frauenbreitungen im Hennebergischen mit der Abfassung einer Schnellschrift beschäftigt; im Jahre 1796 gab er dieselbe heraus. Er ist als der eigentliche Begründer der Stenographie in Deutschland zu betrachten, ein Vorzug, welcher durch die Wärme, mit der er in den widrigen Zeitläuften dieser Kunst Anerkennung zu erringen strebte, an Berechtigung gewinnt. Freilich war diese erste Arbeit Mosengeil's noch ziemlich schwach und auch die spätere Bearbeitung, welche von ihm als Konsistorialrath im Jahre 1819 vorgenommen wurde, litt an dem Kampfe mit der Schwierigkeit, die Prinzipien Taylor's, welche trotz ihres vorgeblich universalen Charakters nur für das Eng-

lische und Französische am meisten geeignet sind, dem so ganz anders gearteten Deutschen anzupassen. Die einfachen geometrischen Linien, die Gerade in verschiedenen Lagen und der Halbkreis, welche Taylor anwendet, reichten für die Darstellung des deutschen Alphabets nicht aus, es mußte zur Einführung einer größeren Zahl von Unterscheidungen, von Anhängseln und Häkchen verschritten werden, welche die Schrift schwerfällig und minder einfach machten.

Indessen der erste entscheidende Schritt war gethan, und es folgten sich nun schnell verschiedene ähnliche Schaffungen. Im selben Jahre mit Mosengeil trat der Konsistorialrath Karl Gottlieb Horstig mit einem zweiten System hervor, in welchem sich schon eine geschicktere Verwendung des Prinzips zeigt, welches sein Vorgänger eingeführt hatte, doch leidet auch Horstig noch an dem Uebelstand der schwierigen Lesbarkeit. Im Jahre 1798 erschien in Nürnberg bei Bieling eine stenographische Arbeit von einem Unbekannten, R. gezeichnet, unter dem Titel „Kurze Anleitung zur deutschen Stenographie“, welche ebenfalls auf Taylor-Bertin beruhte, Horstig nachstand, gleichwohl aber eine zweite Auflage 1808 zu Salzburg erlebte. Es folgt nun bis in die neueste Zeit herauf eine Reihe von stenographischen Systemen, welche fast sämmtlich auf der Horstigschen Arbeit beruhen und in deren kurzer Aufzählung hier der Entwicklungsgang der französisch-englischen Kurzschriftmethode in Deutschland ersichtlich werden mag, insofern man bei der großen Zahl mittelmäßiger oder gar nur korrumpirender Bearbeitungen von Mosengeil und Horstig von einer Entwickelung reden darf.

Im Jahre 1800 oder 1801 erschien das System des österreichischen Oberlieutenants Danzer, welches sich eine Zeitlang der Einführung in die Militär-Akademie in Wiener-Neustadt erfreute. Nach ihm arbeitete auf Mosengeil 1808 Thomas Alois Reischl, welcher 1835 als k. k. Landgerichtsregistrant, wegen einer vielseitigen Bildung allgemein beliebt, starb. Einige

völlig werthlose Leistungen abgerechnet, zeigt das folgende zweite Jahrzehnt bis gegen sein Ende hin keine nennenswerthe neue Erfindung. Erst infolge der deutschen Bundesakte von 1815, welche die landständische Verfassung und Preßfreiheit zusagt, und der Wiener Schlußakte, welche die Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen und deren Publikation verspricht, gewinnt die stenographische Systemproduktion, wie dies vorher ähnlich schon bei Erwähnung der englischen Bill of Rights des Prinzen von Oranien bezüglich Englands angedeutet wurde, neue Anregung, und so treten mit dem Jahre 1819 fast unmittelbar hintereinander vier neue Systeme vor die Oeffentlichkeit. Das erste war das des Archivraths Julius Leichtlen zu Freiburg in Baden, dann folgte Mosengeil mit seiner nach Horstig verbesserten Stenographie, darauf in Mosengeilscher Richtung der Oberlieutenant Berthold in München und schließlich ein Anonymus in Prag. Im nächsten Jahre, 1820, veröffentlichte Pfarrer Heym in Kloster Reichenbach nach Horstig, Ellison von Nidleff zu Wien nach Danzer; letztere Arbeit wurde 1848 nochmals aufgelegt. Im Jahre 1822 arbeitete der Geodät Stärk in Berlin ziemlich gründlich nach Mosengeil und vervollkommnete sich in zweiter Auflage 1829 so, daß er vom preußischen Ministerium eine Belobigung und Geldprämie erhielt; das Stärksche Werk kann als die beste Bearbeitung Mosengeils gelten. Nach Horstig erscheint 1825 das System des Dr. Th. Thon, Professors an der Universität Jena und eifrigen Freundes der Kurzschrift; mehr Rückbildungen als Ergebnisse des Fortschritts werden durch die Systeme von Julius Brede (1827), dem weiland bekannten Schachfreund in Hamburg, von Dr. Friedrich Erdmann, Leibarzt des Königs von Sachsen, F. J. Gerbode und Professor J. Ineichen in Luzern bis 1830 geboten. Bemerkenswerth ist der im Jahre 1830 zuerst hervortretende J. Nowack, dessen Tachygraphie vier Jahre

später die englisch-französischen Grundsätze verläßt, und welcher als Erster die rechten und stumpfen Winkel verwirft, auch den Anschluß der Schnellschrift an die Schreiblage der üblichen Kurrentschrift empfiehlt. 1838 veröffentlicht Billharz eine Bearbeitung von Horstig, zehn Jahre später erscheint auf demselben Boden Cämmerer mit einer Lautschrift, vielleicht nach dem etwas früheren, unbedeutenden Selwyn, und 1850 der Lehrer Christian Schmidt zu Nieder-Selters, welcher nach Heym gearbeitet hat. Die von Binder 1855 und 1859 herausgegebenen „Stenographischen Vorlegeblätter" zeigen Horstig wenn auch mit einigen Veränderungen, und 1857 bringt eine Arbeit des Pfarrers Fischbäck in Gosau das Taylorsche System. Horstig selbst ist unlängst ebenfalls neu wieder herausgegeben worden in Trier im Jahre 1872 von einem Unbekannten, dem jedenfalls wohl nur das geschichtliche Interesse Anlaß dazu gegeben haben dürfte.

Neben dieser Taylor-Bertinschen Richtung in der deutschen Stenographie zeigen sich auch noch weitere, zum Theil vollständig unabhängige, originelle Systeme, zum Theil auf Entlehnung beruhende. Als die erwähnenswertheste Arbeit nach letzterer Hinsicht ist das System von Meinrad Rahm zu nennen. Rahm, 1819 zu Unterhallau im Kanton Schaffhausen geboren, bildete sich zumeist aus eigner Kraft und fühlte bald den Mangel einer Kurzschrift. Es ist wahrscheinlich, daß ihm ein Exemplar der trefflichen Arbeit des Franzosen L. F. Fayet von 1832 in jener Zeit zu Händen gekommen ist, denn das später, nach seinem 1847 durch einen Sturz aus dem Fenster in Dresden erfolgten Tode von einem Freunde, G. Rahn, herausgegebene System zeigt vielfach Fayetsche Anklänge. Gleichwohl hat Rahm stets versichert, sein Werk, für welches er unverdrossen Propaganda zu machen gesucht hat, sei ein ganz selbständiges. Unter den selbständigen, wenn auch nicht epochemachenden Systemen mögen kurz genannt sein die von Rogol 1852, Knobel 1863, Barlowski 1867, Beh-

rendt 1868, Dworžak 1873, Willems 1874, Kolb 1875. Als ganz eigenartige, fast kryptographisch anmuthende Erscheinungen sind die Bogenschriften von Erdmann 1826, Hauser 1854, Felsch 1860 u. a. anzuführen. Mit diesen Ausläufern, oder vielmehr schon vor ihnen, schließt diejenige deutsche Kurzschriftentwickelung ab, deren erste Anfänge dem Prinzip nach in der alten römischen Notenschrift zu suchen sind, denn aus dieser entstanden ja die Wortzeichenschriften des Trithemius und der ältesten Engländer, die ihrerseits von Rich und Mason durch Grundlegung bestimmter Gesichtspunkte erweitert wurden, so daß sich darauf die englische Kurzschrift zur Quelle eines Theiles der Methoden in den Ländern des Kontinentes machen konnte.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die sämmtlichen deutschen stenographischen Systeme, denen die englisch-französische Methode Taylor-Bertin zu Grunde liegt, ausnahmslos fühlbare Mängel besitzen, welche ihren Grund schon deshalb mit Recht ausschließlich in der durchgreifenden Charakterverschiedenheit des Deutschen vom französisch-normännischen Idiom finden lassen, als nicht angenommen werden darf, daß Männer wie Mosengeil, Horstig, Leichtlen und Nowak ihre Aufgabe nicht zu erfassen verstanden haben sollten; vom Durchdringen ihres Gegenstandes haben sie zu triftige Beweise hinterlassen. Daher mußte denn nicht nur mit Freude, sondern auch mit einer Genugthuung, die sich im Grunde erst in der neuesten Zeit vollkommen fühlbar macht, die Eröffnung eines bisher ganz ungekannten Weges zur Einkleidung der deutschen Sprache in ein kurzschriftliches Gewand begrüßt werden, welches sich von einem ebenso sorglichen wie erfahrenen und kundigen Meister zugeschnitten erwies; und zu diesem Gewand sollte bald noch ein zweites kommen, dem allerdings schon die Nachfolge des Erscheinens als ein Fehler angerechnet wird. Mit diesen beiden Schöpfungen hatte das Jahrhundert der Eisenbahn, der Tele-

graphie und des Telephons auch auf dem Gebiet der Schnellschrift seine Mission erfüllt. Freilich wohl nur die eines Jahrhunderts!

Franz Xaver Gabelsberger, zu München am 9. Februar 1789 geboren, sah sich nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, welcher Hofblasinstrumentenmacher war, und bei der Mittellosigkeit seiner Mutter schon in den ersten Jugendjahren auf die Unterstützung wohlwollender Menschenfreunde angewiesen. Diese ermöglichten ihm den Genuß eines guten Elementarunterrichts, dann den Besuch eines Schullehrerseminars und endlich eines Gymnasiums. Nahe dem Ausgang seiner, dem Lehrfach gewidmeten Studien sah er sich aber 1809 aller seiner Hilfsmittel beraubt und gezwungen, seine Laufbahn aufzugeben, um zunächst für seine Existenz zu kämpfen. Er ertheilte Unterricht in Sprachen und Schönschreibkunst, in welcher er Vorzügliches leistete. Auch beschäftigte er sich mit Lithographie, auf welche er durch Senefelder 1809 aufmerksam gemacht worden war. Seine frühere Neigung zum Studium der Sprachen, der Mnemonik, Pasigraphie, Kryptographie und Dechiffrirkunst blieb ihm treu und er gab sich ihr eifrig in den Mußestunden hin, welche ihm die feste Anstellung, die er dank seinen Fähigkeiten bei der damaligen kgl. Stiftsadministration erwarb, übrig ließ.

Seinen eigenen Mittheilungen nach ist Gabelsberger zunächst nicht wie andere stenographische Erfinder infolge äußerer Veranlassungen politischer und anderer Natur zu den Versuchen, eine Kurzschrift zu schaffen, gedrängt worden, sondern er trat „aus freier Idee an die Ermittelung einer Schnellschrift 1817 heran und hatte hierbei keine andere Absicht, als etwa einem höheren Staatsbeamten zur Erleichterung seiner Geschäfte in der Art dienstlich zu werden, daß er vermittelst solcher Schrift entweder einzelne Elaborate desselben gleich vom Munde weg aufnehmen oder bei minder bedeutenden Gegenständen schnell das Wesentliche seiner Ansichten notiren, das Uebrige aber selbst

ausarbeiten könnte." Doch sollte die bereits im folgenden Jahre 1818 proklamirte neue baierische Staatsverfassung dennoch seinem Streben eine bestimmte Richtung verleihen; als man 1819 zur Einberufung der ersten Ständeversammlung schritt, da „ging ihm der Gedanke auf, daß er sich durch seine bisher ohne nähere Bestimmung gepflegte Kunst vielleicht nützlich machen könnte, da er wußte, daß in England und Frankreich eigne Schnellschreiber zur Aufnahme der ständischen Verhandlungen verwendet wurden".

Gabelsberger hat 17 Jahre hindurch mit eiserner Konsequenz und bewundernswerthem Fleiße gearbeitet. Er verfolgte emsig die Grundidee, für welche er, soweit bis jetzt bekannt, nirgends auch nur die geringsten Anhaltepunkte von außen her anzunehmen vermochte — die tironischen Noten kommen, wenn überhaupt, nur für die später veröffentlichte Satzkürzung in Betracht, und an die Untersuchung eines Einflusses älterer englischer Prinzipien hat man bis jetzt noch nicht gedacht —, bis es ihm gelang sein Werk so darzustellen, wie es in seinem Geiste lebte.

Das Durchschlagende in dieser neuesten Entwicklungsstufe der Kurzschrift liegt darin, daß mit ihr das englisch-französische, auch geometrisch oder mathematisch genannte Prinzip mit seinen handwidrigen konsonantischen Zeichen und der nach Art des Hebräischen durch beigesetzte Signaturen höchst ungenügend ausgedrückten Vokalbezeichnung für Deutschland zum veralteten, wesenlos gewordenen Schemen zusammensank und dafür sich das sogenannte graphische Prinzip, d. i. die Beobachtung der handlich rechtsschrägen Lage der auf höchst scharfsinnige Art aus den einfachsten Grundbestandtheilen unsres Schreibschriftalphabets gebildeten stenographischen Schriftzeichen zur Geltung gebracht sah, einer Geltung, für deren Berechtigung der Erfolg am besten spricht. Die graphische Stenographie Gabelsbergers ist das besondere Eigenthum Deutschlands, und ihre Konsonantenzeichen sind zu einem Theil mit meisterhaftem

Geschick und überraschender Zweckmäßigkeit aufgestellt, ein Umstand, welcher sich durch die ziemlich erschöpfenden, wiewohl für die modernen Verhältnisse kritikbedürftig gewordenen, Vorstudien Gabelsbergers namentlich über Frequenzverhältnisse in der deutschen Sprache ergiebt.

Die erste, freilich noch ungenügende Probe seiner Schrift wurde 1819 bei Gelegenheit der Landständeversammlung abgelegt; stetig bessere aber folgten auf den Landtagen von 1822, 1825 und 1828. Bereits seit 1823 arbeitete er, im selben Jahre zum Ministerialsekretär ernannt, an seiner Stenographie mit einer kleinen staatlichen Beihülfe in Geld,[8] welche mit einmaliger, kurzer Unterbrechung fortlief und den begabten Mann mit höherem Eifer seine Aufgabe verfolgen ließ, bis im Jahre 1834 die „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie" in München erschien, welche mit vielen Opfern an Mühe und Geld bewirkt ward. Gabelsberger war aber mit seinem Werke noch nicht zufrieden, er arbeitete rastlos an dessen weiterer Vervollkommnung und setzte der letzteren die Krone in der 1843 erschienenen „Satzkürzung" auf, einem Werke, dem er zur Darlegung der leitenden Idee eine Studie über die tironischen Noten beifügte. Das ganze Werk des großen Erfinders kam gegen Ende des Jahres 1848 zum Abschluß, doch es nunmehr der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen, ward ihm vom Schicksal versagt; ein Schlagfluß machte am 4. Januar 1849 dem Leben des bereits Sechzigjährigen ein jähes Ende.

Die Gabelsbergersche Redezeichenkunst hat einen verhältnißmäßig schnellen Gang in ihrer Verbreitung gemacht, und nicht das geringste Verdienst hierbei ist einem der ersten Schüler und Gehilfen des Meisters, dem erst am Schluß des Jahres 1885 im Alter von 78 Jahren verstorbenen Professor Franz Wigard zuzuschreiben, welcher bereits 1830 die Stenographie erlernte und später nach Dresden ging, um daselbst für eine von

den Brüdern Krause gegründete Zeitschrift „Landtagsblatt" die Verhandlungen des Landtages stenographisch aufzunehmen. Nach Schluß desselben 1834 bewilligte die sächsische Regierung Wigard eine jährliche Besoldung und beauftragte ihn mit der unentgeltlichen Heranbildung von Stenographen auf Staatskosten. Hiermit wurde der Grund zu dem noch heute in Dresden fungirenden königlich sächsischen stenographischen Institut gelegt, welches zwar der Hauptsache nach für Aufnahme der Ständeverhandlungen durch seine Mitglieder bestimmt, aber auch zur Ertheilung stenographischen Unterrichts, zur Beschaffung geeigneter Lehrmittel und Erhaltung der Einheit der Schule verpflichtet ist. Das königliche Institut trat als Staatsanstalt mit staatlicher Subvention am 3. Oktober 1839 ins Leben, nachdem es seit 1835 nur als stenographische Unterrichtsanstalt bestanden hatte. Es wird von den hervorragendsten Vertretern der Gabelsbergerschen Stenographie geleitet, die zum Theil als festangestellte Staatsbeamte arbeiten. Das Königreich Sachsen ist im Verhältniß zu der geographischen Größe anderer Länder als der für die Verbreitung der Stenographie günstigste Boden zu betrachten, wozu die im Jahre 1873 am 7. Mai erlassene Verordnung des Kultusministeriums für die Einführung der Stenographie als fakultativer Lehrgegenstand in die Gymnasien, Realschulen und Seminarien viel beigetragen hat.

Von dem obengenannten sächsischen Apostel Gabelsbergers wurde die Kunst auch nach Preußen verpflanzt, indem jener 1847 zu praktischer Thätigkeit bei dem vereinigten preußischen Landtage nach Berlin berufen wurde.

Auch in Oesterreich und Baiern verbreitete sich die Redezeichenkunst sehr schnell; in ersterem wirkte vorzugsweise der 1854 zu früh verstorbene Ignatz Heger, welcher anfangs nach Nowak schrieb, dann aber 1839 begeistert zu Gabelsberger überging; derselbe nahm bereits 1840 die Verhandlungen der

vierten Versammlung der Land- und Forstwirthe in Brünn auf, und offiziell zuerst verwendet wurde die Stenographie in Oesterreich 1848 beim ersten österreichischen konstituirenden Reichstag. Bereits vier Jahre vorher hatte Heger als Professor der Stenographie an der Universität in Prag einen dreimonatlichen Ferienkursus abgehalten.

Bei dem österreichischen Reichstag ist die Stenographie, ebenso wie bei den parlamentarischen Körperschaften der Kronländer, ständig geworden, im Jahre 1860 wurde durch ministerielle Verordnung vom 14. Mai für die Errichtung von Prüfungskommissionen für Solche, die sich dem stenographischen Lehrberufe widmen wollen, gesorgt, und bestehen zur Zeit Prüfungsstellen in Wien, Lemberg, Prag, Graz und Innsbruck. Laut Verordnung des k. k. Kultusministeriums ist die Gabelsbergersche Stenographie an sämmtlichen Mittelschulen als fakultativer, an den österreichisch-ungarischen Militärbildungsanstalten als obligatorischer Lehrgegenstand eingeführt. Nach Hegers Vorgang gelang es der Wiener Hof- und Staatsdruckerei, die Stenographie auch mit gegossenen Lettern zu drucken, doch hat sich die Idee praktisch nicht besonders bewährt.

In Baiern, dem Mutterland der Gabelsbergerschen Stenographie, wurde bereits 1841 verordnet, daß „die Ertheilung des Unterrichts in der Kurzschrift nur solchen Individuen gestattet werden könne, die sich über vollkommene Befähigung in der zur Zeit in Baiern rezipirten Stenographie genügend auszuweisen vermögen, und daß als genügender Ausweis vorzugsweise nur Zeugnisse der für dieses Lehrfach in München angeordneten Prüfungskommission anerkannt werden können“. Diese Verordnung wurde 1852 noch genauer ausgearbeitet. Am 30. September 1854 erschien eine Allerhöchste Entschließung, des Wortlautes, daß „am Sitze von Gymnasien und etwa auch von technischen Schulen, Lehrer, die ohnehin an diesen Anstalten verwendet sind,

sich mit der Stenographie vertraut machen, der vorgeschriebenen Prüfung sich unterziehen und hiernach einen Lehrkurs der Stenographie eröffnen sollen". Auch wünschte der König alljährlich Vortrag hierüber, und wurde ein staatlicher Unterstützungsbetrag von jährlich 2200 Gulden für diesen Unterricht ausgeworfen. Im Jahre 1858 wurde derselbe auch an den Real- und technischen Schulen eingeführt. Wie in Oesterreich für die Stenographie zwei akademische Lehrstühle, zu Wien und zu Prag, bestehen, so besitzt Baiern den seinen schon von Gabelsbergers Zeit an zu München; der sächsische in Leipzig wurde s. Z. wieder aufgehoben.

Zur Fortbildung des Gabelsbergerschen Systems auch nach dem Tode des Meisters, bis zu welchem die Tendenz und die Funktion desselben ganz überwiegend parlamentarisch erscheint, wurde von dem Dresdner Institut mit Einverständniß der Centralvereine in Wien und München im Jahre 1857 eine nothwendig gewordene Revision und Umgestaltung einer Anzahl Bestimmungen beantragt, welche zuerst in die 7. Auflage des Gratzmüllerschen Preislehrbuchs aufgenommen wurden, und neben der Einheit in der Lehre die Ausbildung des Systems für den Schulunterricht und für eine allgemeine Korrespondenz- und Geschäftsschrift im Auge hatten. Diese Aenderungen sind in stenographischen Kreisen unter dem Namen der „Dresdner Beschlüsse" bekannt. Die Verbreitung des Gabelsbergerschen Systems beläuft sich, nicht nur innerhalb der deutschsprechenden Länder, nach der letzten Statistik, welcher als zuverlässig für einen Ueberblick die Angaben über bestehende Vereine und deren Mitgliederzahl entlehnt werden dürfen, auf total 14145 Mitglieder in 443 deutschen, 53 österreichischen, 16 ungarischen und 8 schweizer Vereinen; hierzu treten 12 Vereine in Italien, 8 in Schweden, 2 in Finnland, je 1 in Amerika und England. Innerhalb Sachsens befinden sich 2924 Mitglieder, Baierns 2878, Oesterreichs 2225, Preußens 2939. Uebertragungen des Systems haben auf fast

sämmtliche fremde Sprachen stattgefunden, begreiflicherweise in verschiedenartiger Qualität; so hat die italienische viel Freunde, die mehrfache russische wenig Beachtung gefunden.

Der Werth kurzschriftlicher Erfindungen ist im allgemeinen nach zwei Gesichtspunkten zu beurtheilen: nach der Brauchbarkeit in parlamentarischer und in gemeinpraktischer Beziehung. Einer der bedeutendsten gegenwärtigen Vertreter der Gabelsberger-schen Stenographie, ein Mitglied des Dresdner Instituts, spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Bemerkenswerth ist, daß Gabelsberger unter den verschiedenen speziellen Zwecken der Geschwindschreibkunst der Tendenz, mündliche Verhandlungen und öffentliche Reden gleich während des Vortrags handschriftlich aufzufassen, den obersten Rang einräumt. Es ist dies wohl zum großen Theil mit aus den Verhältnissen, unter denen er sein Werk schuf, aus der immer gesteigerten Nachfrage nach praktischen Stenographen zu erklären. In der neuern Zeit macht sich bei den Schülern Gabelsbergers auch das Streben geltend, die Schrift des Meisters so zu gestalten, daß sie den Bedürfnissen der Praxis vollkommen entspricht, zugleich aber auch erforderlichen Falls bezüglich der diplomatischen Genauigkeit der Bezeichnung nicht hinter die Kurrentschrift zurücktritt.“[9] In der That wird diese Fortbildung nöthig sein, wenn die weitgehenden Hoffnungen der Gabelsbergerschen Schule sich theilweise erfüllen sollen; denn noch besitzt das System derselben Eigenschaften, die sich bei aller Genialität des Schöpfers sowohl aus dessen oben angedeuteter Tendenz, wie besonders aus dem ursprünglichen und doch zugleich reformatorischen Charakter seines großen Werkes herschreiben; Minervageburten giebt es eben bis jetzt nicht auf dem Gebiete der Stenographie.

Es ist soeben von einer nur theilweisen Erfüllung der stenographischen Hoffnungen und Wünsche gesprochen worden. Die Beschränkung wird von der Unabhängigkeit der Betrachtungen

dieses Vortrags, wie von der Gerechtigkeit verlangt, denn einmal ist es offene Frage, ob nicht früher oder später ein stenographisches Genie kommen kann, vor dem alles bisher Geleistete verbleichen muß — die Unmöglichkeit einer solchen Eventualität wird niemand beweisen wollen —, dann aber haben nach Gabelsberger noch andere stenographische Erfinder die Arena zum Kampf um den Erfolg betreten, deren Schöpfungen diejenige Beachtung heischen, welche ihnen gebührt.

Unter den Systemen, welche die von Gabelsberger entdeckte und gangbar gemachte Bahn betraten, somit also ebenfalls dem graphischen Prinzip — der Bildung der Schriftzeichen aus den Bestandtheilen der Kurrentschriftbuchstaben, der Darstellung der Vokalbezeichnung nicht mehr außerhalb des konsonantischen Wortskeletts, sondern durch den Konsonanten oder in engster Verbindung mit ihm — folgten, ist in erster Linie das Stolzesche zu nennen.

Heinrich August Wilhelm Stolze wurde zu Berlin am 20. Mai 1798 geboren; sein Vater war ein achtbarer Bürger, der gleich dem Vater Gabelsbergers seine Familie früh verwaisen ließ. Wilhelm Stolze, welcher das Gymnasium besuchte, war daher zeitig gezwungen, für seine Mutter und sich durch Privatunterricht den Lebensunterhalt zu verdienen. Im Begriff, die Maturitätsprüfung abzulegen, nahm er eine ihm angebotene Stelle an der Berliner Feuerversicherungsgesellschaft an, ohne indessen die Beschäftigung mit den Wissenschaften ganz zu vernachlässigen. Hierbei machte er sich 1820 mit dem Mosengeilschen System bekannt und in der Folge mit den meisten übrigen deutschen und den ausländischen Methoden. Er wurde der Unvollkommenheiten dieser Arbeiten bald inne und beschäftigte sich nun mit Versuchen, eine eigne Methode zu finden; auch er hatte die Ueberzeugung, daß mit den bisherigen Grundsätzen völlig gebrochen werden müsse, wenn man Gutes schaffen wollte.

Achtzehn Jahre lang hat Stolze in dieser Ueberzeugung geforscht, ohne zu finden, was ihm klar und doch nicht greifbar vorschwebte.

Erst 1838, vier Jahre nach Gabelsbergers Hervortreten, hatte sich ihm die Idee seiner Kurzschrift abgeklärt, und er arbeitete diese — bereits seit 1835 Privatlehrer in Sprachen und Geschichte geworden — aus. Im Jahre 1840 überreichte er dem preußischen Kultusministerium das Manuskript seines Werkes, es wurden ihm von diesem die Kosten zur Herausgabe bewilligt, und 1841 erschien Stolzes „Theoretisch-praktisches Lehrbuch der deutschen Stenographie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht".

Was die Stolzesche Erfindung wollte, besagt der Titel, unter welchem sie erschien. Nicht die Kammerschrift, wie dies bei Gabelsberger der Fall war, schwebte ihr als Ideal vor, sondern die Schaffung einer für alle Gebildeten brauchbaren Kurzschrift, und von diesem Gesichtspunkt aus legte der Erfinder das Hauptgewicht bei der Ausarbeitung seiner Prinzipien auf den Anschluß an die Grammatik der Muttersprache. Auf ihrer Lautlehre beruht die Auswahl der Buchstabenzeichen, auf ihrer Wortlehre die Verbindung derselben zu Silben- und Wortbildern. Wenn das Alphabet Gabelsbergers vorzugsweise empirischen Charakters ist, so zeigt dasjenige Stolzes das ausgeprägte Bestreben wissenschaftlicher Anordnung, ähnlichen Lauten ähnliche Zeichen, den stärker artikulirten größere, den schwächer artikulirten kleinere zu verleihen; daß dieser Grundsatz nicht in vollkommener Weise durchführbar ist, erklärt sich sowohl aus den Rücksichten, die auf die praktische Brauchbarkeit der Zeichen zu nehmen waren, wie auf die Geartetheit des Alphabets der deutschen Sprache überhaupt, doch zeigt das Alphabet Stolzes nichtsdestoweniger Eigenschaften, welche es als das durchdachteste sämmtlicher vorhandenen Kurzschriftalphabete erscheinen lassen; gleichwohl wird namentlich von den Freunden der Gabelsberger-schen Schrift dieses Alphabet lebhaft angegriffen, ebenso wie die

Stolzesche Lehre von der Vokalbezeichnung. Der für die Charakterisirung des Stolzeschen Systems bezeichnendste Umstand liegt einmal in dessen eigenstem Vorzug, der unübertroffenen Regel, daß für den aus Gründen der praktischen Kürze fehlenden, nicht geschriebenen Buchstaben stets die ausreichende, wohlbegründete Regel im System eintreten muß, einem Vorzug, zu welchem die oben angeführte Aeußerung eines Dresdener Gabelsbergeraners über die Fortbildung des Gabelsbergerschen Systems zu halten wäre, dann aber in dessen vermeintlich größter Schwäche, die sich indessen auch bis zu einem bestimmten Grade, den meisten übrigen, bekannteren Stenographiesystemen eigen zeigt, in seiner Dreizeiligkeit. Eine andere Schwäche des Stolzeschen Systems, welches sich übrigens bei den Versuchen der Wiener Hofdruckerei ebenfalls nicht für den Typendruck geeignet erwies, bildete früher das Vorhandensein einer sehr großen Anzahl feststehender Kürzungen für die gebräuchlichsten Begriffswörter, welche unter der Bezeichnung Sigel ganz besonders Anlaß gaben, es für schwer erlernbar zu erklären. Das in der That langsame Vorwärtsschreiten in der Verbreitung des Systems bewog daher nach dem Tode Stolzes am 8. Januar 1867 dessen Sohn und die bewährtesten und erfahrensten Freunde des Meisters bereits im Jahre 1872 eine durchgreifende, auf praktischer Erfahrung und Unterscheidung des Nützlichen vom Entbehrlichen beruhende bedeutsame Vereinfachung damit vorzunehmen, welche sich in der Folge als so förderlich erwies, daß heute nur noch etwa der achte Theil der sämmtlichen Stolzeaner nach jener alten Methode schreibt, und bezüglich dieses Theils sind, wie es scheint, mehrfache Kennzeichen der künftigen Auflösung im Schoß der Schule vorhanden.

Die Neu-Stolzesche Stenographie, welche sich deshalb — wir müssen so sagen — nunmehr mit der Stolzeschen insgemein deckt, besitzt ihre Verbreitungsbezirke vorzüglich in Norddeutschland, Mitteldeutschland und den Rheinlanden, sowie der Schweiz.

Der Bestand der Schule weist nach der neuesten Statistik vom Vorjahr 382 Vereinigungen mit 8603 Mitgliedern auf, von denen rund 1000 auf die Schweiz entfallen, in welche die Gabelsbergersche Stenographie weniger Eingang zu finden vermochte. Außerdem bestehen Vereine und Verbände in Sachsen, Belgien, Amerika, Ungarn und Rußland, sowie ein Verband über Südwestdeutschland verstreuter Vereine. Offiziell in Gebrauch ist die Neu-Stolzesche Stenographie am stenographischen Bureau des deutschen Reichstags, woselbst sie einschließlich der Bureauvorstandschaft durch 7 Stellen vertreten ist, während die Gabelsbergersche daselbst deren 6 besitzt, von denen je 3 aus Dresden und München zu bestellen sind. Ferner gelangt sie, ausschließlich, im stenographischen Bureau des preußischen Abgeordnetenhauses sowie des Herrenhauses zur Verwendung. In den ungarischen Reichstag hat die Stolzesche Uebertragung seit der allerneuesten Zeit auf Grund ihrer Leistungen Eintritt erhalten und besitzt jetzt daselbst 2 Stellen. Die deutschen Systeme haben, um hier deren Uebertragungen auf fremde Sprachen einige Worte zu gönnen, nicht Ursache, auf diese Arbeiten ausnahmslos Gewicht zu legen, da sich nur vereinzelte von ihnen als thatsächlich brauchbar erweisen; zu diesen gehört die ungarische Uebertragung Stolzes durch den Ungarn Fenivessy, die russische durch Olusskiy in Kiew 1874, welcher seine Vorgänger Paulson und Messer von 1866 verbesserte; viel weniger die italienische Uebertragung Gabelsbergers durch Noe 1860, welche jetzt rapid von der 1881 erschienenen Neubearbeitung durch den Mailänder Perelli verdrängt wird. Es scheint überhaupt, als seien die Arbeiten von Ausländern auf diesem Gebiete besser als die aus deutscher Feder. Die Stolzeschen Uebertragungen besitzen zum Theil zu strenge Wissenschaftlichkeit und zeigen deshalb einen leisen Anhauch von Pedanterie, an den Gabelsbergerschen tadelt man, daß sie meist zu deutsch geblieben, ja

theilweise sogar schlecht seien, wie bezüglich der neu-griechischen Uebertragung vor Kurzem der Vorstand des stenographischen Bureaus am Parlament in Athen, Mindler, welcher nach dieser schreibt, sich gegenüber einem deutschen Stenographen geäußert hat.

Was die oben erwähnte Dreizeiligkeit nicht nur der Stolze-schen Stenographie anbelangt, so dürfte kaum näher auszuführen sein, daß jede stenographische Methode, welche nach staatlicher Anerkennung in noch weiterem Sinne als nur in Hinsicht auf das Parlament ringt, also auch in Schule und Gerichtswesen, schwerer derselben auf Grund dieser Dreizeiligkeit theilhaft werden wird.

Es erscheint begreiflich, daß von den beiden wichtigsten deutschen Kurzschriftschulen mit großem Ernst nach offizieller Einführung seitens des Staats vor allem in die höheren Schulen gestrebt worden ist. Inwieweit die Gabelsbergersche Stenographie Erfolg gehabt hat, zeigen die hier mehr durch die Verhältnisse bedingten, erfreulichen Ergebnisse, welche oben mitgetheilt wurden; die Stolzesche Stenographie kann sich ähnlicher Erfolge noch nicht rühmen. Die Versuche, deren Einführung als Lehrgegenstand an den höheren Schulen Preußens zu erreichen, sind ziemlich zahlreich. Ein erster Entschluß des Abgeordnetenhauses erfolgte diesbezüglich im Jahre 1862 am 27. Juni, als nicht weniger wie 32 Petitionen dieser Art vorlagen. Die Staatsregierung sah sich dadurch veranlaßt, die Gutachten der Provinzialschulkollegien und Direktoren über die Frage einzuholen, deren Urtheile aber leider in überwiegender Majorität so ungünstig ausfielen, daß die Regierung von weiteren Schritten absah. Im Jahre 1867 liefen wiederum zahlreiche Petitionen ein, infolge der energischen Gegenrede des Berichterstatters der Unterrichtskommission aber, Dr. Haym's, fiel der Bescheid wiederum ungünstig aus, „in Anbetracht, daß die Stenographie nicht einem allgemeinen Bildungsinteresse, sondern nur bestimmten einzelnen Lebensinteressen diene; in An-

betracht zweitens, daß die in dem Stolzeschen wie in dem Gabelsbergerschen System etwa enthaltenen formellen Bildungselemente nicht erheblich genug erscheinen, als daß es räthlich wäre, die Zahl der Unterrichtszweige an den höheren Lehranstalten um diesen neuen zu vermehren". Im nächsten Jahre wurde ein Antrag von Dr. Franz Stolze, dem Sohne des Erfinders, auf wissenschaftliche Prüfung der streitenden Stenographiesysteme von Staatswegen abgelehnt; desgleichen im Jahre 1872 durch den Kultusminister Dr. Falk eine Eingabe der preußischen Vereine nach Gabelsberger. Am 5. Februar 1884 wies bei Gelegenheit der Etatsberathung der Abgeordnete Professor Dr. Virchow auf den Nutzen der Stenographie hin, gegen deren Einführung Dr. Kropatschek Bedenken äußerte. Der letzte abschlägige Bescheid aber erfolgte am 11. März des Jahres 1886 auf die Petition des Berliner Stolzeschen Stenographenvereins, doch zeigte sich bei der Debatte insofern ein schon bedeutend günstigerer Umstand, als wenigstens mehrere der Abgeordneten für die Stenographie eintraten, mit ihnen wiederum der genannte große Gelehrte. Doch wird der stenographische Unterricht an den höheren Schulen Preußens geduldet, so sind im Jahre 1884 an 176 von den 676 preußischen Lehranstalten 1595 Schüler nach Neu-Stolze, 391 nach Alt-Stolze und 1358 nach Gabelsberger unterrichtet worden.

Zur Erläuterung des Standpunktes der Regierung in der stenographischen Frage darf ein Bescheid des württembergischen Ministeriums auf eine Stolzesche Petition vom 9. Juli 1885 dienen; nach demselben wird die obligatorische Einführung der Stenographie in den höhern Lehranstalten für unthunlich erachtet, weil letztere nicht als zumal obligatorischer Lehrgegenstand geeignet sei, zu hohe Anforderungen an die Genauigkeit stelle und der Uebersichtlichkeit im Wege stehe.

Auch für die Einführung der Stenographie in den Justiz-

dienst hat man zu wirken begonnen und fand am 10. Dezember 1885 eine im Stolzeschen Stenographenverein zu Berlin abgehaltene Versammlung statt, an welcher eine Anzahl hervorragender Juristen theilnahmen. Diese Versammlung nahm einstimmig eine Resolution an, dahin lautend, daß der genannte Verein die Einführung der Stenographie in den Justizdienst für wünschenswerth erachte und der Meinung sei, daß zunächst bei den Schwurgerichten ein versuchsweiser Anfang damit gemacht werden könne, auch weiterhin empfehle, die Verwendung der Stenographie, soweit die Gerichtsschreiber derselben kundig sind, schon heute im Civilprozeß zu gestatten."

Der Vorstand des Gabelsbergerschen Stenographenbundes in Berlin hatte sich behufs Zusammengehens in den erwähnten Fragen mit dem Stolzeschen Verbandsvorstand ebendaselbst in Fühlung gesetzt.

Eine Bestimmung des Werthverhältnisses der beiden auf der Höhe stehenden Kurzschriftsysteme zu einander zu versuchen, würde innerhalb dieses gedrängten Vortrags und besonders aus eingangs angeführten Gründen wohl nur den Vorwurf der Parteilichkeit eintragen können. Ein bekannter Pädagog der Gegenwart sieht die Erklärung für die bedeutende Ausbreitung der Gabelsbergerschen Stenographie in deren Alter, welches gleichwohl dasjenige der Stolzeschen offiziell nur um 7 Jahre überragt, der Neuheit ihrer Grundregeln gegenüber den ehedem bekannt gewesenen und namentlich in der durch die frühzeitige parlamentarische Verwendung veranlaßten Begünstigung seitens der bairischen, sächsischen und österreichischen Regierung und sagt ferner bezüglich der Stolzeschen Stenographie, „so hoch man dieses System schätzen müsse, welches Stolze, in Erkenntniß der Unbrauchbarkeit des Gabelsbergerschen für den Schulunterricht, geschaffen habe, könne doch nicht geleugnet werden, daß eine Schrift, welche die guten Eigenschaften der

Stolzeschen mit der Einzeiligkeit verbinde, den Vorzug vor dieser verdiene".[10]

Die vielfach und wohl auf Grund einseitiger Kenntniß in Gabelsbergerschen Kreisen gepflegte Meinung, Stolze sei nur ein Schüler von Gabelsberger, verändert sich für die unbefangene Forschung dahin, daß das Stolzesche Werk zwar einen Theil Gabelsbergerscher Grundsätze in abstracto erwählt, diese aber in der geistreichsten, vertieftesten Weise weiterentwickelt und zu scharf hervortretender charakteristischer Gestaltung gebracht hat, so daß sie im harmonischen Bund mit dem, was der Meister selbst erfand, einer völlig unabhängigen Arbeit zur somit nur theilweisen Grundlage dienen; so ist die theilweise Aehnlichkeit des Stolzeschen Alphabets mit dem Gabelsbergers nicht das Ergebniß einer einfachen Entlehnung, sondern die Folge der unabweisbaren Annahme des graphischen Prinzips, für dessen durchaus selbstständige Verarbeitung das Fehlen der Gabelsbergerschen Unterlängen und eine den Stoff verklärende Durchdachtheit des Einzelnen deutlich genug spricht. Charakteristisch ist auch, daß Gabelsberger nach dem Erscheinen von Stolzes Lehrgang nicht Anstand genommen hat, seinem eignen System, an dessen Fortentwicklung er ja, wie oben gezeigt, bis an seinen Tod gearbeitet hat, die Kürzungen einer Anzahl von Hilfszeitwörtern bei Stolze in entsprechender Veränderung einzuverleiben.

Für die Beleuchtung des persönlichen Verhältnisses zwischen den beiden stenographischen Altmeistern sei folgender, neuerdings im Briefwechsel Wigards mit Gabelsberger aufgefundener Brief citirt, welcher sich auf jene unglückliche parlamentarische Leistung der Stolzeaner im Jahre 1847 bezog, eine Scharte, die bereits in nächster Zeit derart ausgewetzt wurde, daß seit 1852 die Stolzesche Kurzschrift im deutschen Reichstag von 13 Stenographenstellen, wie schon gesagt, deren 7 besetzt. Der Brief ist von Gabelsberger in Kurrentschrift geschrieben und lautet:

„Stolze kann sich nicht ausreden, er und seine Schüler hätten nur noch zu wenig Uebung. Er war schon vor dem Jahre 1841 mit seinem System im Reinen, wo er es bereits im Druck herausgab. Er ertheilt nun schon seit 4 bis 5 Jahreu Unterricht in der Stenographie und hat sich mit seinen Schülern, wie er selbst mehrmals öffentlich bekannt machte, auf das Eifrigste eingeübt, woran auch garnicht zu zweifeln ist. Es kann also der Grund der so total ungenügend befundenen Leistungen weder in der vorausgegangenen Uebungszeit, noch in einem Mangel an aufgewendetem Fleiß, noch in einer nun angeblich fehlerhaften Anordnung mit den Stenographen gesucht werden, wozu ja das Muster von anderweitigen Ständeversammlungen gegeben war. Ich hatte anfänglich auch nicht lauter Literaten und Juristen zu Gehilfen bei der Ständeversammlung, doch kannte ich meine Aufgabe nicht so schlecht wie Herr Stolze. Ehe ich Kommis und Schullehrer &c. zu meinen Gehilfen auserwählt hätte, würde ich ein so umfassende Kenntnisse erforderndes Geschäft gar nie angetragen haben. Herr Stolze wollte eben die Aufgabe der Kunst auf ganz mechanischem Wege lösen, und nun hat er gesehen, wie weit er damit gekommen ist.“ Gabelsberger schloß wenige Monate später für immer die Augen; er hat die Erfolge Stolze's nicht mehr gesehen.

Daß diese beiden Koryphäen der Stenographiegeschichte trotz aller Reichhaltigkeit des gegenwärtigen Schaffens neuer Schnellschriftsysteme sehr bald Schule machen mußten, liegt nahe, bevor indessen von ihren Nachfolgern die Rede ist, gilt es, einen Nebenzweig der stenographischen Entwickelung aus der Mitte unsres Jahrhunderts noch ins Auge zu fassen, dessen Vertreter meist mit Gabelsberger und Stolze zusammen genannt zu werden pflegt, den der Arendsschen Kurzschrift.

Leopold Arends wurde zu Rakishi im Gouvernement Wilna am 1. Dezember 1817 geboren, studierte in Dorpat

Naturwissenschaft und Philologie und kam 1844 nach Berlin, woselbst er sich namentlich mit Philologie und den Versuchen ein stenographisches System nach eigenen Prinzipien aufzustellen, beschäftigte; er starb als Privatgelehrter in Berlin im Jahre 1882, und hat sich als wissenschaftlicher Schriftsteller, nebenbei bemerkt, um die Herstellung der althebräischen Vokalmusik Verdienste erworben. Sein Kurzschriftsystem, mit welchem er zuerst 1850 hervortrat, beruht auf den Prinzipien Rahms und somit indirekt des Franzosen Fayet, stellt also mit gewissen Beschränkungen einen zweiten Ausläufer französischer Stenographie in noch engerem Sinne dar, als dies bei der Methode Bertin der Fall ist. Arends' System befolgt als obersten Grundsatz die buchstäbliche Darstellung der Vokale vermittelst des an seinem Fuße veränderten Konsonantenzeichens und die Verwendung des Haarstrichs als Vokalträger, während Gabelsberger und ganz besonders Stolze diesen nur als Stellvertreter des durch die Regel bezeichneten Vokals verwenden. Ungeachtet einer großen Zahl von Willkürlichkeiten, Widersprüchen und Verstößen gegen die vornehmsten Gesetze des Sprachbaus erreicht diese Kurzschriftmethode nicht die Kürze ihrer Vorgängerinnen, obwohl ihr Erfinder die Auflage vom Jahre 1850 in Erkenntniß ihrer zahlreichen Schwächen wieder zurückzog und erst 1860 endgültig vor die Oeffentlichkeit trat. Das Arendssche System ist denn auch trotz seines Titels des „Leitfadens einer rationellen Stenographie" nicht von besonderen Erfolgen gehoben worden; es zählt gegenwärtig 75 Vereine mit 1195 Mitgliedern, von welchen 9 Vereine mit 130 Mitgliedern auf Schweden kommen; die schwedische Uebertragung desselben rührt von Erik Bergsten, eine englische 1887 von William Medorn, her. Eine deutsche Bearbeitung des Arendsschen Systems veröffentlichte 1874 einer der eifrigsten Freunde des Meisters, Heinrich Roller, welcher vorher vergeblich gesucht hatte, jenen selbst zu einer Verbesserung

seines Werkes zu bestimmen. Für diese Bearbeitung, in welcher namentlich Stolze's Ideen zur Verwerthung gelangen und die jedenfalls, auch mit ihrer Dreizeiligkeit, für besser zu erachten ist, als die Kurzschrift von Arends, ist ein Bestreben der Anhänger bezeichnend, welche ihre Kurzschriftmethode nicht als Arends nahestehend gelten lassen wollen, obgleich Roller in seinem Leitfaden mehrfach und ausdrücklich auf das System hinweist, welches jenem Werk zu Grunde liegt; die Arends-Rollersche Richtung zählt gegenwärtig etwa 700 Mitglieder, bei welcher Angabe indeß auf das Fehlen einer irgendwie zuverlässigen Statistik hinzudeuten ist. Als eine zweite Nachbildung von Arends sei noch die Stenotachygraphie von Lehmann (1875) hier angeführt.

Noch nicht bis zu Rollers in Anbetracht eines zwölfjährigen Bestehens für unsere modernen Verhältnisse geringer Entwickelung haben die Nachfolger von Gabelsberger und Stolze gelangen können; ebensowenig die neuesten selbständigen Erfinder. Unter jenen sind in erster Linie Faulmann und Velten, 1875, Erckmann 1876, sodann Adler 1877; unter diesen Tormin 1870, Baumgarten 1872, Kolb 1875, in neuester Zeit endlich Simon, Lenze, Merkes, Sartorius, Römberg, Hering und viele Andere zu nennen.

Am bedeutendsten unter den Gabelsbergerschen Nachbildungen ist die von Faulmann in Wien, einem namhaften ehemaligen Anhänger Gabelsbergers, geschaffene, und von G. Braut herausgegebenen Phonographie, welche indeß für den parlamentarischen Gebrauch unzureichend ist und nur als Korrespondenzschrift Anwendung finden kann, als solche aber mancherlei Vorzüge aufweist. Die Faulmannsche Phonographie wird durch 10 Vereine mit etwa 350 Mitgliedern vertreten und besitzt bereits eine Uebertragung auf das Czechische von Heinrich Bender in Lundenburg. Es ist hierbei übrigens anzuführen,

daß die Prüfungskommission des Allgemeinen schweizerischen Stenographen-Vereins nach Stolze in ihrer Sitzung vom 18. Dezember 1886 zu Zürich auf Grund vorhergegangener Prüfungen die einstimmige Resolution abgab, sie sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Stolzesche System dem Faulmannschen unbedingt vorzuziehen sei, weshalb kein Grund vorliege, daß der Allgemeine Verein seinen Systemstandpunkt ändere.

Einer der wichtigsten und werthvollsten Versuche, die Stolzesche Stenographie einzeilig zu machen, ist neben Erckmann dem Lehrer Wilhelm Velten in Essen zu danken. Veltens „Einzeilige Schulschrift" ist ebenso schreibsicher wie die Stolzesche, dabei einzeilig und auch kurz; gleichwohl dürfte sich die Zahl ihrer Anhänger nicht viel über diejenige der Faulmannschen erheben; die Veltensche Schrift wird seit 1882 durch einen Allgemeinen Verband für einzeilige Kurzschrift vertreten, wie ihn die Lehmannsche Schrift in ähnlicher Weise seit 1884, die Merkessche wohl auch seit 1884, und erst seit 1886 die Rollersche besitzt.

Bei Erwähnung der Arends-Rollerschen Kurzschrift, deren Wurzeln, wie gezeigt, in Frankreich zu suchen sind, muß ein vervollständigender Blick über die moderne Stenographie dieses Landes, sowie der mit ihm in so enger Verbindung stehenden britischen Halbinsel geworfen werden.

In Frankreich hat die Stenographie innerhalb dieses Jahrhunderts einen Aufschwung zu verzeichnen, der in keiner Hinsicht hinter demjenigen Englands zurückbleibt, was allerdings in der Bedeutung, welche die Oeffentlichkeit besonders in politischer Beziehung daselbst besitzt, ausreichend Erklärung findet.

Nächst Bertin tritt in Frankreich meist eine Anzahl wenig bedeutender Namen auf, deren Arbeiten sich namentlich auf die Vervollkommnung der Taylor-Bertinschen Signatur-Vokalbezeichnung erstrecken; unter ihnen sind besonders zu erwähnen

Blanc, Godfroy, Zalkind, Conen de Prépéans, Barbier, welch letzterer sich der Aufmunterung der Akademie der Wissenschaften erfreute, sodann Astier, Aimé-Paris, Bois-Duval, Lecocq, Caen und Petitpoisson. Bedeutsam hebt sich von diesen im Jahre 1827 Hippolyte Prévost ab, welcher Taylor zu verbessern sucht, hauptsächlich in Bezug auf leichtere Lesbarkeit. Er erreicht zwar dieses Ziel, freilich aber nur auf Kosten der früheren Einfachheit und Popularität Taylors. Prévost, früher Chef des Stenographen-Bureaus der Pairskammer, dann Protokollführer des gesetzgebenden Körpers, wurde zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Seine Schnellschriftmethode, welche bislang ausschließlich ihre Anhänger in Paris besaß, beginnt sich seit der neuesten Zeit mit den Verbesserungen seines Schülers Delaunay über weitere Kreise Frankreichs auszudehnen. Prévost ist auch der Erste, welcher eine Stenographie der Musik erfand, doch hat er darin mehrere Nachfolger in dem Franzosen Lasalette, dem Münchener Organisten Baumgartner 1853, ferner C. Hermann sowie in neuester Zeit, 1885, in dem Grafen Zichi-Ferraris zu Wien und dem Verfasser dieses Vortrags gehabt. Das französische Werk Prévost's ist bereits 1834 ins Deutsche übersetzt worden, steht aber den moderneren Arbeiten nach;[11] Prévost starb 1873 im Alter von 65 Jahren. Außer diesen sind für die französische Stenographie noch zu nennen Clouzet, der Stenograph des Herzogs von Orléans Cadrès-Marmet, ferner Lagacke, Dutertre, Fossé, Carpentier, Painparé und Lupin. Hieran schließt sich Fayet, welcher für seine 1832 erschienene Arbeit und das darin zu Tage tretende Streben, „den Organismus der Schrift und ihre Ausdrucksfähigkeit mit dem Organismus und Ausdruck der Sprache in Harmonie zu setzen", vom Athenäum der Künste die Preismedaille erhielt. Von der großen Zahl weiterer französischer Systemerfinder sei hier nur N. Senocq genannt, welcher von der Société d'En-

couragement 1839 mit einer Medaille ausgezeichnet ward, sowie der Schuldirektor Charles Tondeur, dessen nur auf einer Zusammenschweißung verschiedener Richtungen beruhende Methode zahlreiche Auflagen zu verzeichnen hat und noch jetzt große Verbreitung besitzt; Tondeur gab im Jahre 1849 die „Geschichte der Stenographie“ von Scott de Martinville in Paris zugleich mit seinem Schnellschriftsystem heraus. Das verbreitetste und nächst dem Prévostschen am meisten zur Anwendung kommende französische System ist dasjenige von Duployé. Die Gebrüder Duployé veröffentlichten im Jahre 1868 ein ungeachtet des Anscheins von Originalität auf englischen Grundlagen beruhendes Schnellschriftsystem, welches 1872 durch ein „Institut Sténographique des deux mondes“ zu Paris fester gestützt wurde. Die große Verbreitung dieses Systems ist nicht allein der massenhaften Herstellung und Versendung von Druckschriften zuzuschreiben — nach den neuesten Nachrichten beläuft sich der Kostenbetrag für die bisher ausgegebenen Duployéschen Veröffentlichungen auf 350 000 Frcs. —, sondern zu nicht geringem Theil der politischen Stellungnahme dieser Schule auf Seiten der klerikalen Interessen, welche ihr die Begünstigung vieler Personen aus den höchsten und hohen Kreisen verschafft hat. Indessen dürfte diesem System allgemach ein ernster Gegner in dem schon erwähnten Prévostschen erstehen, welches, sehr glücklich bearbeitet von dem Advokaten Albert Delaunay, Sténographe-reviseur des Sénats, 1866 erschien und seit 1876, gestützt auf die von Delaunay begründete „Association Sténographique Unitaire“, mehr und mehr an Ausbreitung gewinnt. Was die parlamentarische Verwendung der Stenographie in Frankreich anlangt, so überwiegt Prévost bedeutend, ohne daß andere Systeme zurückgewiesen wären. Von den 47 Mitgliedern der Bureaus der Deputirtenkammer und des Senats in Paris stenographiren 13 nach Prévost, 12 nach Prevost-Delaunay, 5 nach Conen

de Prépéan, 2 nach Duployé; die übrigen je nach eigenen oder weniger bekannten Systemen; es braucht indeß wohl nicht bemerkt zu werden, daß diese Zahlen sich öfter verschieben. In die Schule eingeführt ist die Stenographie fakultativ erst seit 1886 in Paris und Lyon, auf Beschluß der Municipalbehörden.

Das Duployésche System ist auch auf andere Sprachen übertragen worden, so namentlich von Sloan auf die englische, und es wird für Sloans System lebhaft gewirkt, doch dürfte geraume Zeit vergehen, bevor sich eine fremde Methode in England einbürgert, da dessen neuere Geschichte der Stenographie einen ähnlichen Prozeß aufweist, wie die deutsche, nur mit dem Unterschiede, daß die Schwierigkeiten, welche sich dem englischen Freunde der Stenographie während des ersten Drittels unsres Jahrhunderts bei der Pflege der Kunst entgegenstellten, nicht in erster Linie auf der Mangelhaftigkeit der vorhandenen Systeme, sondern auf den unverhältnißmäßig hohen Preisen der Lehrmittel beruhten, von denen einzelne mit 1 Pfd. St. bezahlt werden mußten. Daher wurde der Buchhändler Harding vom großartigsten Erfolg belohnt, als er eine verbesserte Auflage von Taylors System 1823 zu dem bedeutend ermäßigten Preis von 3 Sh. 6 d. (M. 3,50) veranstaltete.

Eine solche billige Ausgabe des Taylorschen Werkes zum Gebrauch in den Schulen zu schaffen, bewog im Jahre 1837 den Schullehrer Isaak Pitman, sich mit einer eingehenden Bearbeitung desselben, namentlich rücksichtlich der Vokalbezeichnung zu befassen; das Endergebniß dieses Versuchs aber erwies sich als eine ganz neue tachygraphische Erfindung, welche sich von dem Taylorschen System derart unterscheidet, daß man dieses unmöglich als Vorbild derselben anzusehen vermöchte.

Mit dieser Erfindung, mit Pitmans Phonographie, tritt die englische Stenographie eine im gleichen Sinne neue, moderne Periode der Entwickelung an, wie sie die deutsche kennt, mit ihr

wird die Stenographie auch in England das Gemeingut aller Gebildeten.

Isaak Pitman, 1813 geboren, war anfänglich Handlungsdiener und später Schullehrer. Seine Phonographie, deren Name übrigens nicht mit ihm erst aufgekommen ist, sondern bereits in John Jones „Practical Phonography“ im Jahre 1701 erscheint und dessen Bestreben auch bereits vorher, zuerst von Gibbs 1736 und später von Lyle, Holdsworth, Roe, zuletzt von Towndrow 1831 vertreten worden war, wird in drei Stufen gelehrt und weist in deren Gesammtheit ein pädagogisches Bildungsmittel von jetzt nur annähernd zu ermessender Bedeutung für Schule und Leben in der Zukunft auf. Die erste Stufe lehrt den Longhand-Style, eine treffliche Vereinfachung der englischen Orthographie, die zweite den Correspondence-Style und die dritte den Reporter-Style für den praktisch arbeitenden Stenographen.

Pitman selbst lebt zur Zeit noch in Bath, woselbst er sich mit der Oberleitung seines phonographischen Instituts, welches aus kleinen Anfängen hervorgegangen, jetzt eine große Buchdruckerei und lithographische Anstalt besitzt, rastlos und unermüdlich, ungeachtet seiner 73 Jahre müht. Einen Anhaltepunkt für die Verbreitung des Pitmanschen Systems giebt die Thatsache, daß im April 1886 der Absatz des Hauptlehrmittels „Phonographic Teacher“ bereits die erste Million von Exemplaren überschritten hatte und die jetzige Auflage des „Phonetic Journal“ mehr als 20 000 Exemplare beträgt.

Die Zahl der Vereine erscheint demgegenüber auffallend gering, denn es giebt deren nur etwa 60, von denen der größte zu Edinburgh über 400 Mitglieder besitzt. Die 1843 gegründete, um 2000 Mitglieder jährlich wachsende „Phonetic Society“ kommt hier nicht in Betracht, da sie es vorwiegend nur mit der Pflege der phonetischen Druck- und Kurrentschrift, der Longhand,

zu thun hat. Das neueste Produkt der Pitmanschen Wirksamkeit ist die stenographische Ausgabe des Neuen Testaments, mit stenographischen Lettern gedruckt, in 12 Theilen zu je 32 Seiten, welche im Gesammtpreis von 4 Shilling erscheint. Als die ersten Pioniere der Phonographie sind für Großbritannien John Ellis und De Staines, für Nordamerika Andrews, Dr. Stone und Sproat zu nennen. Während das Gurneysche System noch heute als offizielle, englische Parlamentsstenographie dient und als solche Weltruf besitzt, hat die Pitmansche Phonographie den Vorzug, die verbreitetste aller Stenographien in England, vielleicht der ganzen Welt zu sein; ihre Verbreitung ist erstaunlich, fast universal zu nennen. In Erkenntniß des Werthes dieser Erfindung soll denn auch das Jahr 1887, das dreihundertste des Bestehens der englischen Stenographie überhaupt, auch die 50jährige Jubiläumsfeier derselben in Gestalt eines großen, internationalen Stenographenkongresses zu London tagen sehen, in dessen Komité auch die hervorragendsten Vertreter der deutschen Stenographie berufen sind.

Ueberschaut man nun das gesammte Gebiet der Geschichte der Stenographie, so haftet der Blick mit Interesse besonders auf der kurzen Epoche des 4. Jahrzehnts unsres Jahrhunderts, welches die drei hellsten Sterne der Kurzschrift aufgehen sah; 1834 Gabelsberger, 1837 Pitman und 1840 Stolze; drei Männer, die unerreicht über den Hunderten von Gleichstrebenden stehen, jeder in seiner Weise charakteristisch und doch alle im Bewußtsein ein und desselben Zieles. Daß sie allerdings noch nicht ganz Vollkommenes zu schaffen vermochten, beweist die verschiedene Richtung der Anhänger der Kurzschrift und liegt in der geschichtlichen Entwickelung des Stoffes, dem sie ihre Kräfte weihten. Es ist ungewiß, ob eine spätere Zeit den Genius bringen wird, welcher diese drei noch überragend mit machtvollem Schritt glättend, zusammenfassend und har-

monisch abklärend die Bahn durchmißt, welche sie ihm gebrochen haben. Die Erkenntniß hiervon aber hat sich in den höher gebildeten stenographischen Kreisen bereits Bahn gebrochen und in neuester Zeit das Zusammentreten einer Anzahl bedeutender Stenographen der Hauptschulen herbeigeführt, behufs wissenschaftlicher Fortentwicklung der deutschen Stenographie, ohne Rücksichtnahme auf einzelne Systeme oder Parteistandpunkte, und eingehenderer Pflege ihrer Geschichte. Möchte hierdurch das gesteckte Ziel einst erreicht werden, bis dahin aber gilt es, einem so wichtigen Gebiete unserer Kultur wie dem der Stenographie, dessen hier in gebotener Beschränkung gegebene Geschichte für sich sprechen mag, das Interesse und die Beachtung in immer weiteren Kreisen zu erringen, an deren Hand allein ein Weitergedeihen zu wahrhaft allgemeinem Nutz und Frommen der strebenden Intelligenz, der rastlos webenden Geistesarbeit, zu ermöglichen ist.

Anmerkungen.

[1] Mitzschke, Beiträge zur Geschichte der Kurzschrift.

[2] Theodor Gomperz, „Ueber ein bisher unbekanntes griechisches Schriftsystem aus der Mitte des 4. vorchristlichen Jahrhunderts. Wien 1884.

[3] M. Val. Probus, de notis antiquis. Herausgegeben von Th. Mommsen. Leipzig 1853.

[4] Plutarchi Vitae, Cator minor cap. 23.

[5] Der lateinische Superlativ, welchen Seneca für „niedrig" hier zeigt, wird ohne Berechtigung selbst von Neuesten, wie Faulmann, auch als deutscher Superlativ wiedergegeben; cf. Ellendt-Seyffert, Lat. Gram. § 213.

[6] Mitzschke, Beiträge zur Geschichte der Kurzschrift. Berlin 1876.

[7] Dr. John Westby-Gibson, Early Shorthand Systems. London 1882.

[8] F. Anders, Geschichte der Stenographie. Cöslin 1855.

[9] Zeibig, Geschichte der Geschwindschrift. Dresden 1878.

[10] Lindner, Encyklop. Handbuch der Erziehungskunde. Wien 1884.

[11] Cf. „Magazin für Stenographie". Berlin 1886. Nr. 9.

(82) Druck von J. F. Richter, Hamburg.

Ludwig Uhland,

der Dichter und der Patriot.

Von

Christian Hönes.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Der 18. September 1886 hat uns die Feier von Justinus Kerners hundertjährigem Geburtstage gebracht. Nicht blos in dessen Heimath, sondern in allen deutschen Gauen ist das Lob des schwäbischen Sängers erklungen. Und wer darin eingestimmt hat, der rühmte auch den schönen Freundschaftsbund, der zeitlebens zwischen ihm und den andern Gliedern der schwäbischen Dichterschule bestanden hat, vor allem aber wurde seines „guten Kameraden", Ludwig Uhlands, gedacht. Der 26. April d. J. bringt uns dessen Jubelfest. Dieser Tag wird sicher einen neuen Beweis davon liefern, wie groß die Anhänglichkeit des deutschen Volkes an seinen Lieblingsdichter ist; er wird sich zu einem nationalen Festtage gestalten. Und daß wir allen Grund haben mit Stolz diesen Mann den unsern zu nennen, ob wir nun den Dichter oder den Gelehrten, die öffentliche Thätigkeit oder die private Lebensführung desselben ins Auge fassen, dazu möge auch diese kurze Biographie beitragen.

Uhlands Geschlecht, schon seit dem Jahre 1720 in Tübingen ansässig, gehörte zu jenen altwürttembergischen Familien, in denen sich zwar nicht große Schätze und besondere Talente forterbten, aber dafür etwas Werthvolleres, ein guter Name, echte Frömmigkeit, strenge Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit und ungebeugter Mannessinn. Diese Tugenden zeigten sich auch an dem Großvater des Dichters, der als Professor der Theologie in Tübingen wirkte und ganz besonders die religiöse Bildung

des Knaben beeinflußte. Der Vater bekleidete die Stelle eines Universitätssekretärs, war ein gewissenhafter Beamter und ein sorgsamer Familienvater, sonst aber etwas kleinlich und ängstlich. Mehr Anregendes hatte die Mutter, eine Frau von lebhaftem Geiste und warmem Gemüthe, eine sorgfältige Erzieherin ihrer Kinder.

Ihr Sohn Ludwig war ein wilder, kräftiger Knabe, aber verschlossen und nicht sehr liebenswürdig. In der Schule zeigte er große Begabung und eisernen Fleiß, so daß auch die gestrengen Präzeptoren der damaligen Zeit an ihm ihr Wohlgefallen hatten. Besonders eifrig war er in der Fertigung lateinischer Verse, dem Steckenpferd der damaligen Lateinlehrer; auch in deutschen Gedichten offenbarte sich bisweilen schon sein Talent. Die schönen Umgebungen der Vaterstadt, die benachbarten Burgen und Kapellen wirkten mächtig auf des Knaben Gemüth. Die Phantasie endlich fand reiche Nahrung in der Bibliothek des Großvaters, wo Reisebeschreibungen und ähnliche merkwürdige Geschichten zu finden waren.

Die Tübinger Lateinschule bildete ihre Zöglinge nur bis zum 14. Lebensjahre. War dieses Ziel erreicht, so pflegten diejenigen, welche sich einem gelehrten Berufe widmen wollten, sich als Studenten immatrikuliren zu lassen. Uhland entschied sich dem Wunsche des Vaters gemäß für die Rechtswissenschaft, besuchte aber zunächst nur allgemein bildende Vorlesungen und warf sich mit allem Eifer auf das Studium der römischen und griechischen Klassiker.

Von entscheidendem Einfluß aber auf seine ganze Gemüths- und Geistesrichtung war es, als er einmal in einer Vorlesung über Homer das Waltariuslied erwähnen hörte. Mit aller Gluth seiner Seele vertiefte er sich nun in die alte deutsche Heldensage. „Wie glücklich war ich,“ erzählte er selber, „wenn ich den Saxo Grammatikus oder die Heldensage mit nach Hause

nehmen konnte. Aus diesem Werke entkeimte meine Vorliebe für die nordischen Mythen. Was die klassischen Dichterwerke trotz meines eifrigen Lesens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig da stunden, was ich an der neueren Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmucke vermißte, das fand ich hier, frische Bilder und Gestalten mit einem tieferen Hintergrund, der die Phantasie beschäftigte und ansprach."

Uhland folgte mit dieser Anschauung nur der allgemeinen Zeitströmung. So groß auch die Begeisterung war, welche die Meisterwerke Schillers und Goethes erregten, so rief doch die von ihnen eingeschlagene poetische Richtung eine nothwendige Reaktion hervor, und zwar machte einerseits das durch den napoleonischen Druck aus dem Schlummer geweckte nationale Bewußtsein sich geltend gegenüber der einseitigen Betonung des griechischen Schönheitsideals, andererseits das christlich-religiöse Gefühl gegenüber der theils antik-heidnischen, theils modern-philosophischen Weltanschauung unserer Klassiker. Hierzu kam noch das oben von unserem Dichter ausgesprochene Gefühl, daß die Volksdichtung mit ihrer naiven Unmittelbarkeit und ungesuchten Schönheit den Vorzug verdiene vor der mit Bewußtsein auf den Effekt ausgehenden Kunstdichtung. Dies war auch der Grund, warum, wie Uhland selber gelegentlich einmal äußerte, von den neueren Dichtern nur Goethe einen wirklichen Eindruck auf ihn machte, während er Schiller erst in späteren Jahren zu würdigen vermochte. Goethe ist es ja eben gewesen, der in so manchem seiner Lieder den Ton des Volksliedes getroffen hat.

Wie glücklich war Uhland als ihm „Des Knaben Wunderhorn" die Quelle des alten deutschen Volksliedes eröffnete und Herder ihm auch das Verständniß der außerdeutschen Volkspoesie erschloß. Er fühlte sich durch letzteren angeregt, mit dem bisher schon betriebenen Studium der französischen Sprache auch noch das der englischen, spanischen und der nor-

dischen Sprachen zu verbinden, um die alten Gesänge im Urtext lesen zu können. Auch die eigene Produktion wurde durch diese Einflüsse mächtig gefördert. Von den veröffentlichten Gedichten Uhlands stammen aus dieser Zeit „Der blinde König", „Die sterbenden Helden", „Gesang der Jünglinge", „Lied eines Armen", „Die Kapelle", „An den Tod"; außerdem noch eine Reihe solcher, die der Dichter als weniger gelungen der Oeffentlichkeit nicht anvertrauen wollte.

Mit diesen Bestrebungen stand Uhland zunächst ganz allein. Seine Schulkameraden waren anderen Bahnen gefolgt, und am gewöhnlichen Studentenleben nahm er keinen Antheil, schon aus Rücksicht auf die beschränkten Mittel seines elterlichen Hauses. Das Schweigsame in seinem Wesen, über das öfter geklagt wurde, mag wohl in jener Zeit entstanden sein, so weit es nicht schon von Kindheit an in seiner Natur lag. Allmählich jedoch sammelte sich um ihn ein Kreis dichterisch angelegter Jünglinge. Der bedeutendste dieser Genossen war Justinus Kerner, der mit seiner mehr weiblichen, weichen und hingebenden Natur wie geschaffen war zur Ergänzung für die mehr männliche, spröde und herbe Eigenart Uhlands. In seiner genialen Excentrizität, mit seinem sprudelnden Humor, in seiner völligen Ungebundenheit in Lebensweise und Benehmen war er wie in seiner körperlichen Erscheinung der vollkommene Gegensatz zu dem ruhigen und gemessenen Uhland. Auch ein Sohn des nördlichen Deutschlands trat in diesen Kreis ein, es war dies der bekannte Varnhagen von Ense, der den Winter 1808/9 in Tübingen zubrachte. Seinen Denkwürdigkeiten (III. S. 96) entnehmen wir folgende Schilderung Uhlands:

„Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsfluth! Seine Lieder sind göthisch; doch aber nicht Göthe'n nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit

dessen Liedern, ebenso wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer echt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung; aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dies macht mir ihn werth. Umgang hab' ich nicht viel mit ihm und nur durch Kerners Vermittelung, denn er ist der entschlossenste hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unsern Becker sogar. Keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet ab, was daraus werden möge und schweigt. Redet er aber, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit Hochherzigkeit und Treue preist jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es ist, werden ihn die Franzosen nicht glätten und gesprächig machen noch weniger."

In diesem Verein begabter und liebenswürdiger Menschen entwickelte sich nun eine rege dichterische Thätigkeit. Jeder sucht das Beste, das er zu leisten vermochte, den Freunden darzubieteu; manche poetische Arbeiten werden gemeinsam gefertigt, wie z. B. Uhland und Kerner eine „Abendphantasie von Karl Mayer" verfaßten, wobei jeder abwechselnd eine Strophe dichtete; auch traten sie einander oft halbfertige Arbeiten zur Weiterführung ab, in dem Gefühl, daß der Stoff eher für die Eigenart des Andern passe. Besonders vortheihaft war es, daß die Freunde

sich nicht nur dichterisch anregten, sondern auch gegenseitig die Erzeugnisse ihrer Muse besprachen und beurtheilten. Hierzu schufen sie sich ein besonderes höchst originelles Organ, das unter dem Titel: „Sonntagsblatt für ungebildete Stände“ in einzelnen Bogen Manuscript jeden Sonnabend in Kerners Stube aufgelegt wurde, um am folgenden Sonntag von den Freunden gelesen und besprochen zu werden. Als Probe theilen wir aus einer Arbeit Uhlands über das Romantische folgendes mit:

„Das Unendliche umgiebt den Menschen, das Geheimniß der Gottheit und Welt. Was er selbst war, ist und sein wird, ist ihm verhüllt. Süß und fruchtbar sind diese Geheimnisse ..... Der Geist des Menschen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich auffassen wird, und müde des unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Ueberirdischen aufzudämmern scheint; mit liebender Andacht wird er solche Bilder umfassen, ihren geheimsten Mahnungen lauschen, wie Maria den Gott in Kindesgestalt am Busen wiegte. Fast in jedem Bilde, das ein Geheimniß andeutet, glauben wir eines jener großen Geheimnisse zu ahnen, nach dem unser Sinn mit oder ohne Bewußtsein immer sich hinneigt.

Die Romantik ist nicht blos ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen; sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf nach der Edda sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen. Hat denn stets der absprechende Unglaube der neueren Zeit besseren Grund als der verrufene Aberglaube der alten? Auch hat der beständige Umgang mit dem Wunderbaren, das von allen Seiten

über uns hereinhängt, so vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechselt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen sie Schwärmer.

Nun so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelte."

Schon das ist charakteristisch für Uhland, daß er hier das Wesen des Romantischen auf einen klaren und bestimmten Begriff zu bringen sucht. So sehr er sich auch da und dort mit dem Anschauungen von Novalis berührt, so zeigt sich doch gegenüber der weiblich-schwärmerischen Art dieses Dichters Uhlands männlicher Geist in voller Selbstständigkeit. Insbesondere offenbart sich sein geschichtlicher Sinn darin, daß er die Entwickelung des Romantischen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern nachzuweisen sucht. Diesen Trieb nach geschichtlichem Verständniß, verbunden mit der Freude an ernsthafter Arbeit, scheidet ihn bestimmt von den eigentlichen Romantikern.

Die Romantik vollends, welche die Zustände des Mittelalters in Staat und Kirche wiederherstellen wollte, war ihm von Grund der Seele zuwider. Er will keineswegs die ganze Vergangenheit herübernehmen, sondern er will nur ihr poetisches Vermächtniß für die Gegenwart erhalten. So war er z. B. ein großer Verehrer der Gothik, wie er denn auf seiner Rückreise von Paris sich an dem Straßburger Münster begeisterte; nichtsdestoweniger fand die Wiederherstellung des Kölner Doms in ihm einen entschiedenen Gegner. Was Uhland in der Poesie wie in der Wissenschaft anstrebte, war eine geistige Assimilirung des Alten, ohne daß dadurch den Rechten des modernen Denkens und Fühlens Gewalt angethan worden wäre. Bezeichnend hierfür sind auch die einem andern Aufsatze Uhlands im Sonntagsblatte entnommenen Worte:

„O, daß erschiene die Zeit, da zwischen den zwei sonnigen Bergen der alten und neuen Poesie, zwischen denen das Alter der Unpoesie als eine tiefe Kluft hinabdämmert, eine befreundende Brücke geschlagen und darauf ein frohes Hin- und Herwandeln lebendig würde."

Das „Sonntagsblatt" war jedoch nicht das einzige Organ, in welchem die Erstlinge der Uhlandschen Muse Aufnahme fanden, vielmehr sollten dieselben bald auch einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht werden. Uhland sandte 27 Gedichte von sich und 7 von Kerner an den Dichter Leo von Seckendorf nach Regensburg zur Aufnahme in dessen Almanach. In seinem an Seckendorf gerichteten Briefe bedauert er, daß ihm Zeit und Gelegenheit zum Studium der altdeutschen Poesie so spärlich dargeboten seien; er wünscht sich in Verhältnisse versetzt zu sehen, wo er zur Wiederbelebung der poetischen Vorzeit etwas beitragen könnte. „Der deutsche Dichter," fährt er dann fort, „dem es um die wahre in rüstigem Leben erscheinende Poesie zu thun ist, fühlt einen auffallenden Mangel an vaterländischer Mythologie, er findet so wenig alte Kunden seiner Nation, die sich der bildenden Kraft ohne Sträuben hingeben, und doch auf der andern Seite das tiefste Leben der Seele zur objektiven Erscheinung förderten. Die Geschichte kann diesen Mangel nicht ersetzen. Die griechischen Dramatiker hatten vor sich ihre Epiker, Shakespeare eine reiche Menge alter Lieder und romantischer Erzählungen; auch wir Deutsche stehen auf dem Punkte der dramatischen Kraft und suchen eine Vorwelt epischer Dichtungen. . . . . Leider liegt zwischen uns und den Zeiten, wo solche Mären im Gange waren, eine altkluge Periode, welche auf jene romantischen Kunden verachtend herabsah und sie der Vergessenheit überließ. Um so ernster sollte man in unsern Tagen darauf denken, zu retten, was noch zu retten ist. Aber nicht blos ursprünglich deutsche, auch die

Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde, des Grals, Karls des Großen u. s. w., sowie die altnordischen Erzählungen verdienen alle Aufmerksamkeit. . . . Sollte nicht der Literator, dem ein reicher Vorrath alter Schriften zu Gebote steht . . . solche Kunden sammeln und den Dichtern seines Volkes anbieten, auch wenn einzelne keinen künstlerischen Werth haben, aber doch aus den Schlacken ein körniges Gold blicken lassen, das der Künstler bearbeiten könnte. . . . So sind z. B. in dem werthen Buche „Des Knaben Wunderhorn" auch sehr mittelmäßige und unvollständige Lieder. Solche, die das Buch flüchtig durchblättern und solche einzelne Stücke lesen, rufen aus: Was soll das? Dem aber, der in dem ganzen Cyklus der altdeutschen Poesie eingeweiht sein möchte, werden auch diese geringeren Reste nicht gleichgültig sein, sie werden ihm zur Erklärung des Kostbareren und in Hinsicht auf das Ganze manchen Nutzen versprechen. Man rette lieber zu viel als zu wenig!" — Seckendorf antwortete aufs freundlichste: „Ich habe Ihren Brief mit wahrem Interesse gelesen, denn er enthält Stellen, die mich wie aus den ersten goldenen Träumen meiner Jugend trafen — sie wurden nicht erfüllt, alle Blüthen meines Geistes sproßten auf unfruchtbarem Boden. . . . Auch ihnen scheint die Gegenwart entgegenzuwirken, der Kampf Ihrer Neigung mit den Verhältnissen ist da — aber in einem solchen Kampf gedeiht auch das poetische Gemüth, gezwungen sich am eigenen Feuer zu erwärmen und sich zu koncentriren, um seinen Gegnern die Spitze bieten zu können." Er rühmt dann Uhlands Uebertragung altdeutscher Heldenlieder und fordert ihn auf, sich auch in dramatischer Poesie zu versuchen; er schlägt ihm hierzu Franzeska von Rimini aus Dantes Hölle vor. — Uhland erwiderte hierauf: „Frühe schon wollte ich meine Poesie zum Größeren sammeln. Ich könnte Ihnen eine Reihe von Planen zu epischen und dramatischen Gedichten aufführen, die ich mit

Liebe entworfen, oft ziemlich klar gestaltet und dann verlassen habe. Nur eins will ich gedenken. Vor etwa zwei Jahren begann ich eine Tragödie zu entwerfen: Achilleus Tod. Sie sollte die Idee darstellen: wenn auch das Schicksal die Ausführung unserer Entschlüsse hindert, haben wir sie nur ganz und fest in uns gefaßt, so sind sie doch vollendet. . . . . Verschiedene Ursachen, besonders aber meine Vorliebe für das Romantische, dem der griechische Boden nicht angemessen war, hielten mich von der Ausführung ab. . . . Ich komme schwer dazu, Gestalten, die ich in begeisterten Momenten gesehen und entworfen, in ruhigen auszumalen. Wenn ich mich nach poetischem Stoffe umsehe, so geschieht es vorzüglich darum, weil blos idealische Gestalten nicht so leicht vollkommene Objektivität erhalten, wie solche, die dem Dichter schon lebendig entgegentreten, aber ihr höheres Leben erst von ihm erwarten. Er wird durch die letzeren in angenehme Selbsttäuschung versetzt, sein unbestimmtes Schweifen erhält eine Begrenzung, seine reinigende Willkür wird gebunden, zwar nicht mit Fesseln, aber durch die Arme der Geliebten."

Um dieselbe Zeit schrieb Uhland an seinen Freund Kölle in Paris u. a: „Ich beschwöre Sie bei dem heiligen Mutternamen Deutschlands, gehen Sie, wenn Sie immer können, in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie hervor, was da vergraben liegt von Schätzen altdeutscher Poesie. Da schlummern sie, die bezauberten Jungfrauen, goldene Locken verhüllen ihr Gesicht; wohlauf ihr männlichen Ritter, löset den Zauber! sie werden heißathmend die Locken zurückwerfen, aufschlagen die blauen träumenden Augen. Allein sehen Sie nicht ausschließend auf deutsche Alterthümer, achten Sie auf die romantische Vorwelt Frankreichs. Ein Geist des Ritterthums waltet über ganz Europa. Wo Sie in einem alten Buche eine schöne Kunde, Legende u. s. w. finden, lassen Sie die nicht verloren gehen, wir haben ja so großen Mangel an poetischem Stoff, an Mythen."

Aus diesen Briefen geht wieder hervor, wie sicher Uhland seine dichterische und wissenschaftliche Aufgabe erfaßt hat. Da ist nichts von dilettantischer Ueberschwänglichkeit, von jugendlicher Schwärmerei, sondern warme Begeisterung geht Hand in Hand mit der klarsten Besonnenheit. Und was der Jüngling geplant, das hat der Mann ausgeführt.

Wie stand es aber mit dem eigentlichen Fachstudium? Man könnte meinen, dasselbe werde unter den vielen dichterischen Arbeiten zu kurz gekommen sein, besonders da Uhland selbst von einer Zeit spricht, „wo er sich des Rechts beflissen wider seines Herzens Drang, und sich halb nur losgerissen von dem lockenden Gesang". Allein so schlimm war die Sache doch nicht. Einerseits war Uhland ganz entschieden eine juridische Natur, sein klarer scharfer Verstand und seine zähe, fast bis zum Eigensinn gehende Beharrlichkeit ließen ihn zum Advokatenberuf wie geschaffen erscheinen. Andrerseits mußte ihn schon seine ernste Gewissenhaftigkeit und die Pietät gegen seine Eltern davon abhalten, das Berufsstudium zu vernachlässigen. So erhielt er denn auch bei dem im Jahre 1808 bestandenen Examen ein glänzendes Zeugniß.

Nach dem Examen wäre Uhland gerne auf Reisen gegangen, allein der Vater wünschte, daß er vorher auch noch Doktor würde. So verflossen denn noch zwei Jahre für Uhland, getheilt zwischen der Arbeit für die Dissertation, einigen Advokatenarbeiten und dem poetischen Schaffen. Seine Gedichte bot er Cotta und einigen andern Verlegern an, fand aber nur höfliche Ablehnung. Mehr als früher kam er nun auch zum Lesen gleichzeitiger Schriftsteller, namentlich Goethes. An Karl Mayer schreibt er: „Meine Poeterei verliert sich nun beinahe ganz in die Balladen; ich dachte vielleicht als Prolog eine Art von Apologie dieses meines Hanges zum Alterthümlichen zu geben, obgleich er nach meiner Ueberzeugung keiner

Apologie bedurfte. Ich empfehle vielmehr jedem Dichter, sich recht innig in die Schachten des deutschen Alterthums zu versenken und seine Bildung aus dem Stamme des deutschen Vaterlandes erwachsen zu lassen. Wie dadurch ein Dichter zum Nationaldichter wird, zeigt sich bei Goethe. Wie vertraut ist dieser mit echtdeutschen Mythen, mit Volkspoesie u. s. w. . . . Meine Gedichte habe ich in neuerer Zeit mit ziemlich mißtrauischen Augen betrachtet. Es ist mir überhaupt oft, als wäre manches nicht Poesie, was ich sonst dafür hielt. Das blose Reflektiren oder das Aussprechen von Gefühlen (so schön dies auch sein kann, so sehr mich die Ergüsse einer edlen Seele entzücken können) scheint mir nämlich nicht die eigentliche Poesie auszumachen. Schaffen soll der Dichter, Neues hervorbringen, nicht blos leiden und das Gegebene beleuchten. Wie weit in dieser Rücksicht meine Gedichte so zu heißen verdienen, kann ich nicht entscheiden. So viel mein' ich doch, daß Kerner ungleich mehr Dichter ist als ich. Ich habe überhaupt zu seinem poetischen Talent das größte Vertrauen. Jede Kleinigkeit, die er hinwirft, hat Leben, es springt etwas hervor, wenn Du nur seinen Antheil am „Bären" mit dem meinigen vergleichen könntest."

Im Mai 1810 konnte nun Uhland die längst ersehnte Reise nach Paris antreten. Die Absicht des Vaters dabei war, daß der Sohn den Code Napoleon gründlich studiren solle; dieser hingegen lechtzte vor allem nach den Schätzen mittelalterlicher Volkspoesie, die in der kaiserlichen Bibliothek zu finden waren.

Schon in den ersten Tagen seines pariser Aufenthalts traf er mit Varnhagen zusammen und wurde durch ihn mit dem Sprachforscher Becker nnd dem Dichter Chamisso bekannt gemacht. Letzterer schrieb damals: „Ich habe Uhland selbst kennen gelernt und eine ansehnliche Sammlung seiner Gedichte gelesen. Ich kann wohl sagen, daß mich nach Goethe kein

Dichter so angeregt hat. Es giebt sehr vortreffliche Gedichte, die, möchte ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, und solche, die jeder liest, aber nur wenige zu schreiben verstehen, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandschen; die Form darin ist wegen der Poesie da, wie an den andern die Poesie wegen der Form. Uhland selbst ist unansehnlich und man möchte nicht diese goldne Ader hinter ihm suchen.

Uhland arbeitete in Paris mit eisernem Fleiße. In den schlechterwärmten Räumen der Bibliothek schrieb er oft mit der linken Hand, bis die erstarrte rechte Hand wieder zum Gebrauch tauglich geworden. Hauptsächlich schrieb er altfranzösische Gedichte ab. Er bemerkt darüber in einem Schreiben an Fouqué: „Ich weiß nicht, ob Andere die Begeisterung theilen würden, zu der mich diese Gedichte hingerissen, und wenn ich so die schlichten Worte stundenlang abschreibe, werde ich zuweilen selbst irre, allein wenn mir dann dem Buche fern die lebendige Dichtung unter die Bäume und in den Mondschein nachwandelt wie ein Geist, der seinen Grabstein verläßt, dann kann ich nicht glauben, daß es nur selbstsüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben ist, was mich so mächtig überströmt, so mein eigenes Dichten verschlungen hat." Die Frucht des Pariser Aufenthalts waren die in die Uhlandsche Sammlung aufgenommenen altfranzösischen Gedichte und ein größerer Aufsatz über das altfranzösische Epos, in welchem der Verfasser den Beweis führte, „daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe, die durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objektivität und ruhige Entfaltung, sowie durch angemessene Haltung des Stils und Beständigkeit der Versweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang sich als Analogon der homerischen Gesänge und der Nibelungen bewähren;" nämlich der Sagen-

kreis von Karl dem Großen und von dessen Genossenschaft.

Nur zehn Monate dauerte der Aufenthalt in Paris, ein Gesuch um ferneren Urlaub wurde vom König von Württemberg abgeschlagen. Und doch hatte er kein Amt und keine Reiseunterstützung von der Regierung!

Nach der Rückkehr vermißte Uhland mit Schmerzen das bewegte Leben der großen Stadt und die Hilfsmittel, die ihm dort in reichem Maße zu Gebote standen; er fühlte sich, „wie nach Sibirien versetzt“. Die früheren Studiengenossen fand er nicht mehr, aber es fügte sich glücklich, daß Gustav Schwab, der im Herbst 1809 in das Tübinger Stift gekommen war, sich freundlich an ihn anschloß und er durch ihn mit andern gleichgesinnten jungen Männern bekannt wurde.

Seine Zeit verbrachte er zwischen Advokatengeschäften und poetischen Arbeiten, wie er denn einmal in seinem Tagebuch bemerkt: „Gewaltsames und instinktmäßiges Vordringen der Poesie unter ganz fremdartigen Beschäftigungen, wie ich mir das Verfallen auf das Märchen „La belle au bois dormant“ durchaus nicht zu erklären weiß.“

Gemeinschaftlich mit Kerner und Schwab gab Uhland im Jahre 1812 einen „poetischen Almanach“ heraus. Derselbe enthielt Beiträge von Karl und August Mayer, Kölle, Varnhagen und dessen Schwester Rosa Maria, Amalia Weiße, Fouqué, Chamisso, Hebel, Conz, Helmina von Chézy u. v. a. Einer der Mitarbeiter war auch der unter dem Schriftstellernamen Isidorus Orientalis bekannte Graf von Loeben. Diesem gegenüber hat Uhland seine Auffassung der Poesie in bezeichnender Weise ausgesprochen: „Mein Streben geht dahin, mich immer fester in ursprünglich deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren; Ihre Poesie ist dem Süden zugewendet, nicht sowohl um selbst

ausheimisch zu werden, als um fremde Herrlichkeit auf unsern Boden zu verpflanzen. Mir kam es diesem nach zu, in Bild, Form und Wort mich der größten Einfachheit zu befleißigen, sollte sie mir auch den Vorwurf der Trockenheit zuziehen, die einheimischen Weisen zu gebrauchen, vaterländischer Natur und Sitte anzuhängen, mir unsere ältere Poesie und zwar unter dieser wieder die wahrhaft deutsche, zum Vorbild zu nehmen. . . Ihre bilderreiche Sprache mahnt an die Spanier, aber dürfen wir jemals mit diesen um den Preis der Phantasie in die Schranken treten? Phantasie ist das Element der spanischen Poesie, Gemüth das der Deutschen; dem ewig zuströmenden Bilderreichthum geziemt die Pracht der Rede; je voller der Strom, um so höhere und rauschendere Wellen schlägt er. Das Gemüth aber liebt die unmittelbarsten Laute und weiß das einfachste Wort zu beleben. So, meine ich, könne es dem Deutschen begegnen, daß er den prunkhaften Stil der Gleichheit wegen noch fortführe, wo die Bilderfülle nicht eben so stetig mitschreitet, und daß er andrerseits die innigeren Regungen des Gemüths, mithin sein Eigenstes, unter dem äußeren Schmuck erdrücke. Es ist ein treffliches altes Sprüchwort: „Schlicht Wort und gut Gemüth ist das echte deutsche Lied“.

Die Trefflichkeit der südlichen Gedichtsformen verkenne ich gewiß nicht, aber ich glaube, wir müssen dieselben ganz anders gebrauchen, als sie im Süden selbst gebraucht werden. Die südlichen Sprachen sind etwas für sich, ein schöner Klang; die deutsche existirt nur durch den innewohnenden Geist. Darum existirt z. B. ein deutsches Sonett blos durch diejenigen Gegensätze, Aufgaben und Auflösungen, welche die innere Form des Sonetts ausmachen, und unser Sonett ist mehr malerisch als musikalisch. Hiedurch hört das einfache Gedicht Sonett bei uns zugleich auf, ein leichtes Spiel zu sein, es wird zum besonnensten Kunstwerk. Ohnedies sind die mechanischen Schwierigkeiten

unleugbar. Zwang aber und Seltsamkeit in einzelnen Wendungen heben wieder die Harmonie des ganzen Gedichts auf, und so entziehen sich jene Gedichte bei uns dem allgemeinen Gebrauch, im Süden sind sie Blumen, bei uns Juwelen."

Gegen Ende des Jahres 1812 gelangte der ehrenvolle Antrag an Uhland als zweiter Sekretär bei dem Justizministerium in Stuttgart einzutreten mit der Zusicherung, daß er entweder längstens in einem halben Jahre in die Besoldung einrücken oder eine Prokuratorstelle bekommen werde. Nicht ohne inneren Kampf entschloß er sich diese Stelle anzunehmen. Der Dienst war anstrengend, so daß zu Studien oder poetischen Arbeiten keine Zeit übrig blieb. Wie unbefriedigt sein Herz bei diesem Berufe war, geht aus einem Seufzer in seinem Tagebuche hervor: „Wie sich das gequälte Herz nur vor Gott aufschließt." Er hatte die Aufgabe, die Entscheidungen der Gerichte zum Vortrag an den König zu bearbeiten; der Minister, der den herrischen, despotischen Sinn seines Herrn wohl kannte, wollte öfters, vielleicht in wohlmeinender Absicht, den Bericht so abgefaßt, wie er am ehesten hoffen konnte, bei dem gestrengen Herrn mit seiner Ansicht durchzudringen, der junge Sekretär aber verstand sich schlecht auf Umwege; auch erlebte er öfters die Genugthuung, daß dann, wenn er schlicht und bestimmt aussprach, was das Recht verlangte, wirklich die gewünschte Entscheidung von höchster Stelle erfolgte — ein Umstand, der dann freilich das Verhältniß zu seinen Vorgesetzten recht unerquicklich machte. Letzterer wußte übrigens die Arbeitskraft seines jungen Sekretärs wohl zu schätzen, aber die Erfüllung der Zusage einer mit Gehalt verknüpften Anstellung wurde immer weiter hinausgeschoben. Mit Einwilligung seiner Eltern brach endlich Uhland sein Verhältniß zum Minister ab. Er erhielt im Mai 1814 seine Entlassung ohne irgend eine Anerkennung der geleisteten Dienste und trat nun in die Reihe der Stuttgarter Advokaten ein.

In die Zeit, da Uhland auf der Ministerkanzlei beschäftigt war, fiel die glorreiche Erhebung der deutschen Stämme gegen den französischen Zwingherrn. Daß diese Bewegung auch unsern im tiefsten Herzen deutsch gesinnten Sänger mächtig ergriffen hat, davon legen mehrere dem Jahre 1814 entstammende Lieder ein beredtes Zeugniß ab, so das „Lied eines deutschen Sängers", „Vorwärts", „Die Siegesbotschaft", „An das Vaterland". Man hat sich aber schon gewundert, daß die nationale Begeisterung nicht noch kräftiger und lebhafter in Uhlands Liedern sich ausgesprochen hat und daß diese nicht so zahlreich sind als die der norddeutschen Freiheitssänger. Aber man muß bedenken, daß es Uhland, wie wir oben gesehen, sowohl an Zeit, als an Freudigkeit zu dichterischem Schaffen gebrach; außerdem war er im Dienste einer Regierung, die im ganzen es mit Napoleon hielt und der jene Begeisterung sehr unwillkommen war. Persönlichen Antheil an diesen Kämpfen zu nehmen, war für ihn eine Unmöglichkeit, da ihm der König den Urlaub versagt hätte. Hierzu kam noch die Rücksicht auf die Eltern. Die Mutter war ohnedies in großer Sorge, ob ihr Sohn nicht zur Landwehr ausgehoben werde. Dieser beruhigte sie hierüber und schrieb u. a.: „So wenig ich mich muthwilliger Weise aussetzen werde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung eingerichtet werden sollte, wogegen unser König allein sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen der guten Sache zu leistenden Dienste auf keine Weise entziehen möchte und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde."

Aus der unbefriedigenden Lage befreit konnte sich Uhland nun auch wieder der geliebten Muse zuwenden. Im Herbste 1814 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte in der Cotta'scher Buchhandlung. Das Haus des Prokurators Albert Schott,

in welchem der Dichter viel verkehrte, gab ihm Anlaß zu manchen ernsten und heiteren Liedern. Ein von Schott und einigen andern Freunden gestiftetes Kränzchen, das sich in dem Gasthof „zum Schatten" versammelte, regte zu poetischen Scherzen an. Diesem Vereine verdankte z. B. die heitere Ballade „Von den sieben Zechbrüdern" ihren Ursprung.

Auch für sein äußeres Fortkommen waren die Freunde, besonders Schott und Ministerialsekretär Roser treu besorgt. Ersterer trat ihm manche seiner Arbeiten ab. Freilich konnte diese Art der Beschäftigung Uhland nicht zusagen. Er schreibt darüber an Karl Mayer: „An Advokatengeschäften fehlt es mir gerade nicht, desto mehr aber an Leichtigkeit im Geschäft, besonders bin ich allzu zerstreut. Seit ich wieder die meiste Zeit zu Hause bin, locken mich immer alte und neue Phantasien von der Arbeit ab, und ich habe in der letzten Zeit wieder Verschiedenes gedichtet und entworfen, was denn freilich dem Erwerb, der mir jetzt so nöthig wäre, wenig zu statten kommt."

Auch den Eltern schien — freilich aus andern Gründen — der Advokatenberuf für den Sohn nicht passend zu sein; der Vater fürchtete, daß er dabei nicht recht sein Auskommen finden werde, und daß alte Advokaten leicht aus der Mode kommen, die Mutter aber sah bereits im Geiste voraus, daß ihr Sohn einst als Hagestolz ein trostloses Dasein fristen müsse. Sie ermahnten ihn daher persönlich den maßgebenden Männern seine Aufwartung zu machen. Daß Uhland nach seiner ganzen Charaktereigenthümlichkeit sich hierzu nicht entschließen konnte, trübte einigermaßen das innige Verhältnis, das zwischen dem Sohn und dem Elternhause stattfand; besonders die Mutter litt schmerzlich darunter und gab sich viele Mühe dem Sohn vorzustellen, wie er bei aller Festigkeit in der Sache doch in der Form geschmeidiger und entgegenkommender sein könne.

Allein dieser hatte bald hernach in den nunmehr begin-

nenden Verfassungsstreitigkeiten eine derartige Stellung eingenommen, daß er erklären mußte, er könne überhaupt kein Amt mehr annehmen, da es ihm unmöglich sei, dem Könige den vorgeschriebenen Eid zu leisten.

König Friedrich hatte nämlich im Jahre 1805 die auf Vertrag beruhende ständische Verfassung Altwürttembergs als „eine nicht mehr in die Zeit passende Einrichtung" einseitig aufgehoben. Infolge der Verhandlungen auf dem Wiener Kongresse sah sich jedoch der König genöthigt, dem Drängen auf konstitutionelle Einrichtungen nachzugeben; so berief er im Frühjahr 1815 unerwartet die Landstände und legte ihnen den Entwurf einer ganz neuen Verfassung vor. Dieser Entwurf ward von den Ständen einstimmig abgelehnt; sie verlangten vor allem Anerkennung der alten Verfassung, die nur widerrechtlich unterdrückt sei und gesetzlich fortbestehe. Was an dieser etwa zu ändern sein möchte, solle in Berathung gezogen werden. Die Regierung dagegen berief sich darauf, daß die alte Verfassung durch den Hinzutritt umfangreicher neuer Landestheile von selbst hinfällig geworden sei, auch war das, was dieselbe in der Folgezeit bot, entschieden der alten Verfassung vorzuziehen, allein längere Zeit hindurch galt es für jeden Vaterlandsfreund als Gewissenspflicht am Alten festzuhalten, und ein Abfall von jener Anschauung wurde fast wie Hochverrath angesehen.

Uhland hatte in seiner kurzen Beamtenzeit einen tiefen Blick in das Verderben des absolutistischen Willkürsystems gethan und sein Umgang mit Schott und mit anderen Männern von der gleichen Gesinnung bestärkte ihn in dem Vorhaben den Kampf für die alte Verfassung mit aller Macht aufzunehmen. Mit dem ganzen Feuer seiner Seele betheiligte er sich an den Vorberathungen der befreundeten Abgeordneten. Eine von ihm verfaßte Eingabe der Stuttgarter Bürger an den König gab

dem verletzten Rechtsgefühl schroffen Ausdruck. Daß auch die Muse der Dichtkunst in den Dienst der Politik gezogen wurde, davon geben die aus dieser Zeit stammenden politischen Gedichte Zeugniß, in denen immer wieder das Halten „an dem alten guten Recht" betont wird.

Es hat etwas Tragisches, daß Uhland bei diesem Kampfe auch einem Freunde und Gönner gegenübertreten mußte, dem Freiherrn v. Wangenheim. Dieser hatte früher Uhland in seiner literarischen und poetischen Thätigkeit unterstützt, ihm hatte es derselbe auch zu verdanken, daß die Cotta'sche Buchhandlung seine Gedichte in ihren Verlag nahm. Nach dem Scheitern jener ersten Verhandlungen wurde nun Wangenheim vom König in die Verfassungskommission berufen und er war fortan das Hauptwerkzeug der Regierung im Streite mit den ihr entgegenstehenden Ansichten. Seine Vorschläge waren nun zwar entschieden liberaler als die Bestimmungen der bisherigen Verfassung, aber die Art, wie er dieselben mit mystischen, der Schellingschen Naturphilosophie entnommenen Ideen zu begründen suchte, sowie das ganz unschwäbische, kavalierartige Auftreten des Mannes machten auf Uhland und seine Freunde einen abstoßenden Eindruck.

Später sah sich sogar Justinus Kerner veranlaßt, seinem Freunde Uhland entgegenzutreten, da Kerners Bruder Mitglied des Ministeriums geworden war. Justinus, der bisher der Politik ganz fern gestanden, vertrat mit Glück die Sache des gesunden Menschenverstandes gegenüber dem starren Rechtsstandpunkte des Freundes. Die persönlichen Beziehungen beider Männer wurden jedoch durch diese Differenz nicht im mindesten getrübt. Bedauerlich war es ferner, daß Uhland nun auch von vornherein in Konflikt kam mit dem jungen König Wilhelm, der ja doch gewiß „ein Herz für sein Volk" hatte. Für beide Theile wäre es gewiß segensreich gewesen „wenn der

Sänger mit dem Könige" hätte gehen können. Auch mußte wohl eben durch diese so lange sich hinziehende Kampfzeit das Schroffe und Abstoßende in Uhlands Charakter noch mehr gesteigert werden. Immerhin aber können wir der Ueberzeugungstreue des jungen Mannes, der seinem Rechtsgefühl zulieb die Aussichten auf eine glänzende Laufbahn opferte, unsere Achtung nicht versagen, und seine politischen Gedichte müssen auch jetzt, nachdem die Erinnerungen jener Kämpfe längst entschwunden, doch immer wieder jedes deutsche und besonders jedes württembergische Herz mit gerechtem Stolze erfüllen. Mag man auch vom rein ästhetischen Gesichtspunkte aus manches an ihnen auszusetzen haben, so ist doch wieder an ihnen Hoheit der Gesinnung, sittlicher Ernst, Kraft und Klarheit des Ausdrucks und eine edle Popularität zu rühmen.

Der am 30. Oktober 1816 auf den Thron gelangte König Wilhelm war eifrig bemüht, den Verfassungsstreit beizulegen, aber da er und sein Minister Wangenheim am Zweikammersystem festielten, verwarf die Ständeversammlung mit großer Mehrheit den neuen Verfassungsentwurf. Zu dieser Entscheidung hatte Uhland selber mitgewirkt durch einen scharfen Aufsatz gegen die Adelskammer, worin er unter anderem sagte: „Dreißig Jahre lang hat die Welt gerungen und geblutet, Menschenrecht sollte hergestellt, der entwürdigende Aristokratismus ausgeworfen werden, davon ist der Kampf ausgegangen. Und jetzt, nach all dem langen blutigen Kampfe soll eben dieser Aristokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden?"

Die nach Auflösung jener Ständeversammlung eingetretene Zeit politischer Ruhe wurde von Uhland zur Ausarbeitung seines Dramas „Herzog Ernst" benützt. Dasselbe wurde im Jahre 1817 beendet und am 5. Mai 1819 in Hamburg, zwei Tage darauf in Stuttgart aufgeführt.

Ein Ausschreiben des Königs von Bayern zu einer Preis-

bewerbung für ein Stück aus der bayerischen Geschichte bestimmte Uhland zu dem Drama „Ludwig der Bayer". Auch sonst beschäftigten ihn dramatische Pläne, u. a. „Der Nibelungen Tod" und „Der arme Heinrich". Jedoch mußten alle diese Beschäftigungen zurücktreten, als im Sommer des Jahres 1819 die Regierung eine neue Ständeversammlung einberief, um mit ihr unter ausdrücklicher Anerkennung eines Vertragsverhältnisses über einen neuen Verfassungsentwurf zu unterhandeln. Uhland bewarb sich um die Stelle eines Abgeordneten in seiner Vaterstadt und wurde mit großer Mehrheit gewählt. Schon im September desselben Jahres wurde der Entwurf angenommen, und zur Feier der Verfassung wurde „Herzog Ernst" auf der Stuttgarter Hofbühne aufgeführt mit jenem herrlichen Prolog:

Noch steigen Götter auf die Erde nieder,
Noch treten die Gedanken, die der Mensch
Die höchsten achtet, in das Leben ein.
Ja mitten in der wildverworrenen Zeit
Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.

Den Tag vor der Aufführung befand sich Uhland in Tübingen und war dort der Gegenstand großartiger Huldigungen seitens der Bürgerschaft, ein Umstand, der seinem Vater zur höchsten Genugthuung gereichte. Der Mutter dagegen machte der Sohn noch in demselben Monat die große Freude, daß er die Worte, die er im „Herzog Ernst" die Gisela aussprechen ließ, erfüllte:

Denn wie des Vaters Stolz darin besteht,
Den Sohn gekrönt zu sehn mit Ruhm und Macht,
So ist's der Mutter Wonne, wenn der Sohn
Einhertritt mit der jugendlichen Braut,
Der liebenden, die ihm das Leben schmückt.

Die Erwählte war Emma (eigentlich Emilie) Vischer aus Kalw, eine Tochter erster Ehe der allgemein hochgeschätzten Frau Emilie Pistorius in Stuttgart, zu deren Erinnerung Rückert im Jahre 1816 seine elf Sonette „Rosen auf das Grab einer edlen Frau“ gedichtet hat. Es ist wohl dies nicht das erste Mal gewesen, daß das Gefühl der Liebe im Herzen unseres Dichters Raum fand, und die in seinen früheren Gedichten enthaltenen Liebesklänge werden nicht lediglich aus dem Spiel der Einbildungskraft entsprungen sein. Allein da Uhland selber sich hierüber nicht ausgesprochen hat, so wären wir lediglich auf Vermuthungen angewiesen. Die Neigung zu seiner Verlobten trug er jahrelang in seiner Brust verborgen, bis er endlich mit jenem Gedicht „Der Ungenannten“ an ihrem Geburtstage, den 15. Mai 1819, sich erklärte.

Für Uhlands Gewissenhaftigkeit in dem Amte eines Volksvertreters ist es bezeichnend, daß die für die Trauung bestimmte Stunde hinausgeschoben werden mußte, weil Uhland einer wichtigen Abstimmung in der Kammer wegen sich nicht zur rechten Zeit im Hochzeitshause eingefunden hatte.

Die Ehe war eine durchaus glückliche. Den fehlenden Kindersegen ersetzte die dankbare Anhänglichkeit jüngerer Pflegesöhne, die im Uhland'schen Hause ihre zweite Heimath fanden. Auch für das äußere Fortkommen war gesorgt, da Uhlands Frau einer sehr begüterten Familie angehörte. Außerdem erlebten auch die Gedichte immer neue Auflagen und trugen stets höheres Honorar ein. Das Zusammenleben mit den Stuttgarter Freunden und Verwandten machte die nun folgende Zeit zu einer der schönsten und heitersten Perioden in Uhlands Leben. Dagegen scheint die poetische Ader in ihm von da an spärlicher geflossen zu sein. Nur noch im Winter 1829/30 wie im Frühling des Jahres 1834 regte sich die dichterische Schöpfungskraft wieder stärker. Auch diese Spärlichkeit in der

poetischen Produktion ist ein Beweis seiner strengen Gewissenhaftigkeit, seiner Ehrlichkeit und Bescheidenheit; er wollte nicht den Schein statt der Wahrheit geben, nicht Künstelei statt Kunst.

Sein Grundsatz war, nur dann zu dichten, wenn die poetische Stimmung ihn völlig beherrschte. Niemals machte er aus dem Dichten ein Geschäft. Darum pflegte er jungen Dichtern, die sich an ihn wandten, abzurathen die Poesie auch äußerlich zum Lebensberufe zu nehmen, da selbst dem entschiedensten Dichtertalente ein Widerhalt in anderweitiger Berufsthätigkeit nöthig und heilsam sei. „Was dann," sagte er, „wenn ein Poet als solcher sich zu Bette legt und beim Erwachen merkt, daß er es zu sein aufgehört hat?" Und als in spätern Jahren ein Fremder ihn fragte, warum er seine Muse gar so lange ruhen lasse, erwiderte er hell auflachend, daß nicht er die Muse, sondern die Muse ihn in Ruhe lasse. Manche Kritiker, z. B. Heine, haben Uhland seine poetische Schweigsamkeit übel vermerkt; um so schöner ist die Deutung, welche Simrock derselben gegeben hat in folgendem Sonette:

Einst sangest du wie Nachtigallen schlagen,
Manch ernstes Wort, manch holde Liebeskunde;
Nun du verstummtest, fragt man nach dem Grunde,
Warum du uns nicht singen willst und sagen.

Doch Thoren sind's, die dich darum verklagen,
Das Schweigen rügend deinem Liedermunde:
Du wirkest mehr in einer Mußestunde
Als sie in ihren thatenreichsten Tagen.

Die Sänger alter Zeit belebst du wieder,
Schon stieg aus Nacht von dir heraufbeschworen
Dein Meister Walther von der Vogelweide.

Der sprach ein Wort, das sag ich jenen Thoren:
Man singet nicht der Welt im Winterkleide;
Kömmt Sangestag, so kannst auch du noch Lieder.

Als Abgeordneter kämpfte Uhland gegen alle damals hervortretenden Reaktionsgelüste der Regierung, sowie gegen die unheilvollen Einflüsse des Bundestags. Freilich befanden sich er und seine Freunde meist in der Minderheit. Er lehnte deshalb im Jahre 1826 eine Neuwahl ab und widmete seine Zeit ausschließlich wissenschaftlichen Beschäftigungen. Eine Frucht derselben war die im obigen Gedicht angedeutete Schrift über Walther von der Vogelweide. Im Jahre 1829 setzte es der Tübinger Senat endlich bei der widerstrebenden Regierung durch, daß der schon 1818 gegründete Lehrstuhl für Literaturgeschichte durch Uhland besetzt wurde. So wurde ihm endlich ein für ihn wirklich passender und befriedigender Wirkungskreis zutheil. Seine nach Form und Inhalt vollendeten Vorlesungen, sowie die Uebungen im schriftlichen und mündlichen Vortrag, die er mit Studierenden hielt, bildeten den Glanzpunkt des Tübinger Lebens. Leider dauerte diese schöne Zeit nicht lange.

Da infolge der Julirevolution das politische Treiben wieder in lebhafteren Fluß gerathen war, ließ sich Uhland dazu bestimmen, die Stelle eines Abgeordneten der Stadt Stuttgart anzunehmen. Im Jahre 1833 wurde die Kammer eröffnet, und bald darauf kam dieselbe in einen schweren Konflikt mit der Regierung. Der Abgeordnete Pfizer hatte nämlich eine Motion gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 eingebracht und dadurch die Regierung so gereizt, daß dieselbe der Kammer die Zumuthung stellte „dieselbe mit verdientem Unwillen zu verwerfen.“ Nicht nur bei den Gesinnungsgenossen Pfizers, sondern auch bei andern Abgeordneten machte dieses Ansinnen einen bittern Eindruck. Es wurde daher eine von Uhland verfaßte Adresse angenommen, die mit den Worten schließt: „Nimmermehr würden wir uns bestimmt finden können, eine Motion mit Unwillen zu verwerfen, welche uns noch unabhängig von unserem Urtheil über die Hauptfrage, den Eindruck gewissenhafter

Forschung vonseiten des Verfassers zurückließ." Dieser Erklärung folgte nach wenigen Tagen die Auflösung der Kammer und neue Wahlausschreiben. Uhland wurde wieder gewählt und suchte daher um Urlaub bei der Regierung nach. Dieser wurde ihm in schroffer Weise verweigert, und so sah er sich genöthigt um seine Entlassung einzukommen. Die Antwort lautete, daß ihm diese „sehr gerne" ertheilt werde. Auch diesmal übrigens war seine politische Thätigkeit eine unbefriedigende; er blieb mit all seinen Anträgen in der Minderheit, weshalb er 1839 eine Neuwahl ablehnte.

Er bezog nun ein in schöner Lage befindliches von ihm neugekauftes Haus in Tübingen und lebte hier ruhig und still in behaglicher Häuslichkeit, eifrig seinen Studien obliegend. Mit der Universität hatte er wenig Verkehr, weil die damals vorherrschende junghegelsche Richtung seiner schlichten auf das Thatsächliche gerichteten Natur nicht sympathisch war.

Die Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit war die im Jahre 1386 erschienene Schrift „der Mythus von Thor". In besonnener und scharfsinniger Weise suchte er hier die Naturgrundlage des Thormythus aufzudecken und nachzuweisen, was daran aus Naturempfindung und Anschauung und was aus bewußter Symbolik hervorgegangen. Eine noch umfassendere Arbeit war die Sammlung alter deutscher Volkslieder, der ein großer Theil seines Lebens geweiht war.

Theils der Aufsuchung fremder Bibliotheken, theils der Erholung wegen unternahm Uhland zahlreiche Reisen nach den verschiedensten Gegenden und Städten Deutschlands und der benachbarten Länder.

Eine besondere Freude für ihn war es, wenn er dabei die Bekanntschaft bedeutender Männer machen konnte. Am häufigsten besuchte er seinen Freund v. Laßberg in Eppishausen und später in Meersburg; in Bonn verkehrte

er viel mit Welcker, Arndt, Simrock und Boisserée; in Wien lernte er Karajan, Grillparzer, Feuchtersleben, Hammer-Purgstall und Halm kennen. Dagegen war es ihm äußerst peinlich, wenn er der Gegenstand der Schaulust und Neugierde Fernstehender oder der Huldigung weiterer Kreise wurde. Wahrhaft großartig war es, wie er in Bremen, Hamburg, Kiel und Lübeck gefeiert wurde, aber nur mit äußerstem Widerstreben ließ er sich dabei bewegen, seine gewohnte Schweigsamkeit zu brechen.

Den Großen der Erde wich er sorgfältig aus; er huldigte da einem demokratischen Rigorismus, der bis ins Extrem ging. So ließ er sich z. B. niemals herbei mit dem edlen Grafen Alexander von Württemberg, dem Herzensfreunde Justinus Kerners, in Verkehr zu treten. In Wien kostete es viele Mühe, ihn zu bewegen einer Einladung zu Erzherzog Karl Folge zu leisten; er zeigte sich an der erzherzoglichen Tafel trotz aller Freundlichkeit des Wirths aufs äußerste zugeknöpft und thaute erst wieder auf, als er unter Karajans Kindern sich befand. Auch in Frankfurt stellte er sich niemals bei den offenen Abenden des Reichsverwesers ein, obgleich derselbe mehrmals nach ihm fragte.

Hohen Genuß gewährte ihm die im Jahre 1846 in Frankfurt abgehaltene Germanistenversammlung. Er machte da die persönliche Bekanntschaft der von ihm so hochgeschätzten Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Bei Gelegenheit einer Abendfeier sprach er hier die denkwürdigen Worte: „Wenn der Frühlingswind geht, knospet die Saat, wenn der Herbst kommt, schießen die Trauben, wenn die Flamme ausbrechen soll, kommt es aus allen Ritzen; und als diesen Morgen im Saal das Wort Freiheit genannt wurde, das ging ja wie ein Lauffeuer durch die Versammlung und man meinte, die alten Kaiser wollten aus ihren Rahmen springen."

In diesen Worten liegt eine Hindeutung auf die Ereignisse, die in den nächsten Jahren unserem Dichter neue Freude, aber auch schmerzliche Enttäuschung bringen sollten. Als im Februar des Jahres 1848 die Wogen der französischen Revolution auch nach Deutschland herüberschlugen, so fühlte sich Uhland berufen, wieder auf der politischen Bühne aufzutreten. Von seinen Mitbürgern aufgefordert, trug er im Tübinger Reithause vor einer zahlreichen Versammlung eine Adresse an den ständischen Ausschuß vor, in welcher u. a. ein deutsches Parlament und allgemeine Volksbewaffnung verlangt wurde. Bei der Begründung dieser Adresse sprach Uhland „anfangs langsam und leise, allmählich hob die Begeisterung ihn über alle Befangenheit hinaus, die Gestalt wuchs, das Auge strahlte, scharf abgeschnitten brachte er die einzelnen Sätze vor, in jedem Satz einen vollen Gedanken, für jeden Gedanken das rechte treffende Wort — so sprach er wohl eine volle Stunde.“ Unwillkürlich entblößte am Schluß die ganze Versammlung ihre Häupter und sang wie aus innerem Drange das Uhland'sche Lied:

Wenn heut' ein Geist herniederstiege!

Es war ein Tag des Triumphes, wie Uhland selten einen gefeiert hatte.

Die Reihe des Nachgebens war nun an den König gekommen, sämmtliche Forderungen wurden rasch bewilligt. In demselben Monat noch wurde ein neues Ministerium in Stuttgart gebildet, in welchem meist vertraute Freunde Uhlands saßen. Dieser selbst wurde als Vertrauensmann der Regierung nach Frankfurt gesandt. Vor seiner Abreise wurde er von Stadt und Universität durch einen Fackelzug geehrt. In seiner Dankrede mahnte er „neben der Festigkeit im Bewahren und Heischen seiner Rechte auch kein Recht zu verletzen.“ Während des Frankfurter Aufenthalts wurde er mit 7086 von 7682

Stimmen in das deutsche Parlament gewählt. Er nahm die Wahl an mit folgendem Gelöbniß:

„Zwar kann ich meinen Wählern keine Verheißungen geben, wie der Bau sich gestalten werde, an dem so viele mitzuschaffen haben, . . . aber das kann ich versichern, daß ich . . . tief durchdrungen bin vom Ernste der inhaltschweren Aufgabe, alle die Brüderstämme zum großen Gesammtwesen in Freiheit, Einheit und heilbringender Ordnung zu verbinden.

In der Nationalversammlung sprach Uhland im ganzen wenig, hielt sich auch, um seine Ueberzeugung zu wahren, von jedem Klub fern. Schmerzlich war es für ihn, daß er wegen seines entschieden demokratischen Standpunktes manchen, denen er nach seiner sonstigen Geistesrichtung nahe gestanden wäre, sich nicht anschließen konnte, während er auf der andern Seite durch Stimmung und durch verschiedene Ansicht über die Wahl der Mittel von denen getrennt war, mit deren politischer Ueberzeugung er mehr übereinstimmte. Da er auch diesmal es mit seinen Abgeordnetenpflichten peinlich genau nahm, so war seine Zeit aufs äußerste in Anspruch genommen. Nur die Sonntage gewährten ihm Erholung. Zwei Punkte waren es, die Uhland mit der ganzen Energie seiner Persönlichkeit verfocht: 1. Miteinschluß Oesterreichs in das Deutsche Reich und 2. kein Erbkaiserthum, sondern regelmäßig wiederkehrende Wahl des Oberhauptes für das deutsche Volk. Aus seinen hierher gehörigen Reden heben wir folgendes hervor:

1. „Meine Herren! Wir sind hierher gesandt, die deutsche Einheit zu gründen; wir sind nicht gesandt, um große Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutschland abzulösen, Gebiete, welche durch Jahrhunderte deutsches Reichsland gewesen, welche auch in den trüben Tagen des Deutschen Bundes deutsches Bundesland waren. Nur die Fremdherrschaft, nur die Zeit

der tiefen Schmach hat Deutschland zerrissen; jetzt aber soll der Tag der Freiheit, der Tag der Ehre aufgehen, und jetzt steht es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verstümmeln. — Was soll denn die Stellung der deutschen Minderzahl sein" (nämlich in dem überwiegend slavischen Oesterreich)? „Das Kaiserhaus, die Dynastie als deutsche, was kann sie ihnen helfen, und was kann der lockere völkerrechtliche Faden helfen, den man zu uns nach Deutschland herüberfliegen lassen will? Man hat wohl gesagt: Oesterreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Osten hin mächtig zu sein, nach dem Osten Aufklärung und Gesittung zu tragen. Aber wie kann das deutsche Oesterreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt ist? Mag immerhin Oesterreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es hat einen nähern, höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands!

Oesterreich ist mit uns gewesen im Deutschen Bunde; wie auf ihm selbst hat auf uns, auf allen Zuckungen der Freiheit in den einzelnen deutschen Staaten der Druck der österreichischen Diplomatie gelastet, wir hätten dennoch Oesterreich nicht losgelassen, wir wußten, was wir ihm verdankten. Aber jetzt soll Oesterreich von uns losgerissen werden? jetzt, wo es eben jung wie ein Adler, mit den frischen Wunden der März- und Maikämpfe zu uns herangetreten ist, um den neuen Bund der Freiheit zu schließen? Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gelöscht sei. — Oesterreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit, Oesterreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche."

2. Als die Verhandlung über das zu erwählende Reichs-

oberhaupt eröffnet worden, stimmte Uhland am 19. Januar 1849 zunächst für den Antrag:

„Die Ausübung der Reichsgewalt wird einem Reichsoberhaupt übertragen; wählbar ist jeder Deutsche", und erklärte sich, nachdem dieser Vorschlag durch sehr bedeutende Mehrzahl verworfen worden war, gegen den Antrag: Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem regierenden deutschen Fürsten übertragen." Dieser Antrag wurde angenommen. In der nächsten Sitzung, wo über zeitweilige oder dauernde Wahl des Reichsoberhauptes zu entscheiden war, sprach Uhland am 23. Januar 1849 u. a. folgendes:

„Es ist in diesen Tagen wiederholt von Jugendträumen gesprochen worden, ich gestehe meines Theils, es verfolgt mich noch immer ein Traum, der Frühlingstraum des Jahres 1848. Die von einem Theil des Ausschusses angetragene Erblichkeit und Unverantwortlichkeit ist eine Anwendung der Grundsätze der konstitutionellen Monarchie auf die neu zu gründende Würde der Reichsoberhauptes. Der unverantwortliche Monarch ist .... ein allegorisches Wesen, eine Fiktion des Regierens, keine natürliche Wahrheit ... Unter der Bevormundung der verantwortlichen Räthe kann ein selbständiger Charakter schwer gedeihen, und wenn solche Charaktere sich fühlen, wenn sie aus der lästigen Stellung eines „lebenden Gemäldes" hervorbrechen wollen, so kommen sie mit dem konstitutionellen Rahmen in Widerstoß .. Ursprünglich deutsch ist diese Staatsform nicht. Die deutschen Wahlkönige, erblich so lange das Geschlecht tüchtig war, fallen nicht unter dieselbe. Es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten, mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen .... Eine mächtige Volkserhebung muß sich aus ihrem eigenen Geiste die ihr angemessene Form schaffen .... Das wäre dem natürlichen Wachsthum der neu entstehenden deutschen Eiche nicht

gemäß, wenn wir ihrem Gipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten! . . . Ich gestehe, einmal geträumt zu haben, daß der großartige Aufschwung der deutschen Nation auch bedeutende politische Charaktere hervorrufen werde, und daß hinfort nur die Hervorragendsten an der Spitze des deutschen Gesammtstaates stehen werden. Dies ist nur möglich durch Wahl, nicht durch Erbgang. Hier war freies Feld, hier offene Bahn für wahre und kühne Gedanken, und ich glaube, daß das deutsche Volk für solche Gedanken empfänglich ist.

Man wendet wohl ein: was vermag ein einzelner Mann ohne Hausmacht, ohne dynastischen Glanz? Aber in jener Zeit, als wir noch im deutschen Volk einen volleren Rückhalt hatten, als die Staatsmänner noch nicht darauf verzichten mußten, Volksmänner zu sein, wenn wir damals einen Mann gewählt hätten, einen solchen, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel freierer Gesinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstanden hätte, gewiß einem solchen wäre das gesammte deutsche Volk eine Hausmacht gewesen! . . . Die einmalige Wahl eines Fürsten, der fortan die Würde ererben würde, wäre lediglich ein feierlicher Verzicht auf das Wahlrecht. Mögen Sie diesen Verzicht nicht aussprechen, er widerstrebt dem Geiste, der Sie hierher berufen hat. Die Revolution und ein Erbkaiser, das ist ein Jüngling mit grauen Haaren."

Er kommt dann wieder auf den Ausschluß Oesterreichs zu reden und fährt fort: „Manchmal, wenn österreichische Männer in diesem Saale sprachen, und wenn sie auch nicht in meinem Sinne redeten, war es mir doch, als ob ich einen Ruf von den Tiroler Bergen vernähme oder das adriatische Meer rauschen hörte. Wie sehr verengt sich unser Gesichtskreis, wenn wir Oesterreich aufgeben! Um wieviel flacher und farbloser wird

das deutsche Vaterland, wenn die östlichen Hochgebirge zurückweichen, wenn die volle Donau nicht mehr deutsche Ufer spiegelt! „Ich schließe: verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen ewig herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie nicht Oesterreich ab, retten Sie das Wahlrecht, dieses fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist!"

Die Urtheile über Uhlands politische Thätigkeit in Frankfurt werden nun freilich wie damals so auch jetzt noch weit auseinandergehen; aber darin werden doch alle Leser dieser Reden übereinstimmen, daß wir hier nicht die hohlen Schlagworte eines Parteihauptes, sondern das überzeugungsvolle Pathos eines Charakters vernehmen, der in jedes Wort seine ganze Persönlichkeit hineinlegt. Andererseits ist auch nicht zu leugnen, daß bei Uhland das Gefühl mehr in den Vordergrund tritt, als es bei einem praktischen Staatsmann der Fall sein darf. Es ist doch ein großartiger, verhängnißvoller Idealismus zu glauben, ein auf ein paar Jahre gewählter Volkstribun werde imstande sein, den Fürsten nach Belieben ihre Souveränitätsrechte zu schmälern und zugleich die aufgeregten Volksmassen stets auf der Bahn der Ordnung und des Rechtes zu halten, zu glauben ferner, daß aus den Wahlen stets die Edelsten und Tüchtigsten mit absoluter Sicherheit hervorgehen werden. Und doch hätte die Erinnerung an die große französche Revolution ihm nahe legen können, zu was es kommen muß, wenn die ganze äußere und innere Politik, Legislative und Exekutive, lediglich von den Wahlen abhängen. Und wenn Uhland so mit Begeisterung an das alte Wahlkaiserthum erinnert, so vergißt er ganz, wie dies die Ursache der Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands geworden ist. Auch das muß befremden, wie ein so gewissenhaft an Recht und Gesetz festhaltender Mann, ein Verfechter des „alten

guten Rechts" doch so unbefangen daran erinnern mag, daß man das bisher Erreichte der Revolution verdanke und, eine Verfassung befürworten, die nur durch eine weitere Revolution durchgeführt werden konnte. Nichtsdestoweniger müssen wir in diesen Reden den Höhepunkt in Uhlands politischer Thätigkeit sehen. Er war sich wenigstens bewußt, daß er als Vertreter der ganzen deutschen Nation an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt mitthätig sei, daß die Zeit gekommen, wo die so lange vergeblich erstrebten Güter der Einheit und Freiheit dem Volke nun wirklich gesichert werden können. Die folgenden Ereignisse sollten ihm bittere Enttäuschung bringen.

Seiner Ueberzeugung gemäß mußte Uhland am 22. März bei der Kaiserwahl erklären: „Ich stimme nicht", und als es am 11. April an die Abstimmung über die Reichsverfassung kam, dieselbe ablehnen. Gegen Ende des Mai wurde die Stellung der Nationalversammlung eine sehr mißliche, theils infolge des Widerstandes, den die erstarkten Einzelregierungen derselben bereiteten, theis infolge des Austritts vieler ihrer Mitglieder, die entweder von ihren Regierungen zurückberufen wurden oder am Gelingen des Werkes verzweifelten. Uhland blieb natürlich fest auf dem Platze und verfaßte sogar im Auftrag des „Dreißiger-Ausschusses" eine Ansprache an das deutsche Volk, in welcher dieses zum treuen Ausharren und Festhalten an dem Verfassungswerk aufgefordert wurde.

Nach der Annahme dieses Antrages wurde die Verlegung der Versammlung nach Stuttgart beschlossen. Uhland hatte dringend vor diesem ebenso ungesetzlichen als unzweckmäßigen Beschluß gewarnt, aber er fügte sich der Mehrheit und zog, wenn auch mit schwerem Herzen, nach Stuttgart. Je unmächtiger die Versammlung wurde, desto revolutionärer lauteten ihre Beschlüsse, bei denen sich Uhland stets in der Minderheit befand. Als dann vollends ein Abgeordneter erklärte, wenn der württem-

bergische Minister Römer nicht zur Durchführung dieser Beschlüsse helfe, so sei er ein Verräther, erwiderte Uhland: „Ich nehme für mich und meine Freunde, zu denen ich Römer zähle, in Anspruch, daß diejenigen nicht Landesverräther seien, welche nicht zugeben können, daß Land und Volk Württemberg willenlos, gedankenlos, unbedingt der neuen Regentschaft zu Handen und Banden gegeben werden. Man mag mir persönliche Befangenheit vorwerfen, eines ist, was ich aufrichtig bekenne: die deutsche Bewegung hat in größerer Anzahl Talente hervorgerufen und entwickelt als Charaktere. Um so weniger bin ich geneigt, einen Charakter, den ich einmal als einen gesunden, tüchtigen Charakter erkannt und erprobt habe, leichtfertig wegzuwerfen." Wie ganz verschieden ist doch die Stimmung, die sich in diesen Worten kundgiebt, von der Begeisterung und Freudigkeit, welche die Frankfurter Reden athmen!

Uhland war offenbar irre geworden an seinen bisherigen Parteigenossen, und diese nahmen keinen Anstand, ihn als einen Abtrünnigen zu brandmarken. Er hatte keinen Glauben mehr an das „Rumpfparlament", aber er hielt es für Fahnenflucht aus demselben auszutreten.

Die Sorge um die Erhaltung des Friedens und der Ruhe im Lande nöthigte endlich das Ministerium, dem ferneren Tagen des Parlaments Einhalt zu thun. Dieses aber wollte nur der Gewalt weichen, und so sah sich der Minister Römer genöthigt durch Aufwendung des Militärs eine weitere Sitzung zu verhindern. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich Uhland wieder als den Mann des starren, unbeugsamen Rechtsgefühls, der vor keiner Konsequenz zurückscheute. Obgleich er wußte, daß der Sitzungssaal vom Militär gesperrt sei, eilte er doch zu seinen Kollegen, um in Gemeinschaft mit ihnen die Gewalt herauszufordern. Er und Schott nahmen den Präsidenten in die Mitte und gingen dem Sitzungssaale zu. In der Nähe

desselben fanden sie Infanterie aufgestellt, die ihnen das Weitergehen verwehrte. Aus den Reihen des Fußvolks trat der Civilkommissär vor und erklärte dem Präsidenten, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe. Dieser wollte sprechen und Protest einlegen, da wurden die Trommeln gerührt, und von der Seite heran rückte die Kavallerie und drängte die Abgeordneten auseinander. Da bald nachher übertriebene Berichte über den Vorfall in Umlauf kamen, so verfaßte Uhland selber eine Darstellung des Geschehenen. Dieselbe schließt mit den Worten: „Die einzige Verletzung, die ich davongetragen, ist das bittere Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Reste der Nationalversammlung in meinen Heimathlande widerfahren ist." In einem später geschriebenem Brief äußert er sich folgendermaßen über seine Theilnahme am politischen Leben: „Es lag nie in meinem Wunsche, eine Stellung als Leiter einer Partei anzunehmen, überhaupt betheiligte ich mich an politischen Verhandlungen nur, weil ich es für eine Pflicht hielt, mich nicht zu entziehen, wenn ich dazu berufen wurde. Ich wollte aber immer nur als gemeiner Soldat dienen und ließ die hervorragenden Stellen gerne den andern, die sich dazu drängten. .... Der massenhafte Austritt der Preußischgesinnten hat mich so verletzt, daß er mich in dem Entschlusse auszuharren bis zum äußersten befestigte ... Auch als Württemberger durfte ich nicht austreten. Meine wenn auch unmächtige Stimme gegen unsinnige Beschlüsse zu erheben, das war meine Pflicht, aber nicht durch meinen Austritt die Versammlung unvollzählig zu machen, dies hätte mich angewidert wie alle die Ansinnen, die deshalb an mich gemacht wurden. Wir mußten bleiben, dem Volk sein Anrecht an ein Parlament erhalten bis die faktische Unmöglichkeit konstatirt war. Meine Lage war unerträglich, aber nur der Ausbruch des Bürgerkriegs hätte mich berechtigt zu weichen."

Noch zweimal sah sich Uhland veranlaßt am politischen Leben thätigen Antheil zu nehmen. So wenig er den Aufstand in Baden gebilligt hatte, so konnte er doch den standrechtlichen Urtheilen, die der preußischen Militärgewalt von der badischen Regierung überlassen wurden, nicht unthätig zusehen. Er wandte sich deshalb an Professor Mittermaier und forderte ihn auf in Verbindung mit angesehenen rechtskundigen Männern seine Stimme gegen diese Art der Justiz zu erheben. Er selbst richtete in dem „Beobachter" eine Mahnung an die württembergische Regierung gegen die militärgerichtliche Aburtheilung der in Baden gefangenen Landesangehörigen sich mit aller Energie zu verwahren.

Im Jahre 1850 ferner wurde Uhland zum Staatsgerichtshof, in welchen er im Jahre 1848 gewählt worden war, einberufen. Der Minister von Wächter war wegen des Beitritts zum sogenannten Interim, d. h. der von Oesterreich und Preußen eingesetzten Bundescentralkommission, und wegen der Theilnahme am sogenannten Dreikönigsbund in Anklagestand versetzt worden, weil er diese politischen Akte nicht den Ständen vorgelegt hatte. Uhland arbeitete ein gründliches Referat aus und suchte nachzuweisen, daß eine Verfassungsverletzung vorliege. Er blieb aber in der Minderheit.

Leider raubte ihm diese lästige Arbeit mehrere Monate seiner kostbaren Zeit, die er seinen germanistischen Studien entziehen mußte. Wie sehr ihn dieselben auch in den Tagen der größten politischen Erregung beschäftigten, geht aus folgenden Mittheilungen hervor, die er seiner Frau auf einem Spaziergang in Frankfurt machte: „Es ist eigen, mir schwebt jetzt, wo ich doch mit ganz anderem beschäftigt bin, oft in der stillen Nacht eine Mythengeschichte von Schwaben vor. Es wird mir ohne alle Bücher manches klar und deutlich, und wenn ich wieder nach Hause komme, will ich es ausarbeiten. Den letzten

Winter habe ich mich viel mit fränkischen Mythen und Sagen beschäftigt, und nun ich von Hause weg bin, ist es, als ob Schwaben mir deutlicher geworden wäre. Von den Sueven und Allemannen zieht sich mir ein Faden durch die Heldensage und das Mittelalter. . . . Vor dem Einschlafen, beim Erwachen oder beim Baden kommen mir die Gedanken zu, ich arbeite im Geiste fort ohne Hilfsmittel, vielleicht ist manches darunter irrig, und doch meine ich, es sei mir manches klar geworden.

Auch abgesehen von jener Dienstleistung am Staatsgerichtshofe wurde Uhlands Muße immer wieder geschmälert durch zahlreiche Anforderungen und Gesuche, handschriftliche Gedichte und Dramen zu lesen und zu beurtheilen, wohl auch Vorreden dazu zu schreiben, Verleger und Subskribenten zu ermitteln. Viele Stunden gingen ihm damit verloren; er hatte nicht die Gabe, schnell zu lesen und mit einigen Worten eine Sache abzufertigen, war auch zu gewissenhaft, einen oberflächlichen Ausspruch zu thun. Er klagte oft, daß ihm der Kopf schwindle vor lauter Lesen. Wenn er von einer Reise, die er für die eigenen Arbeiten unternommen, zurückkam und sich freute, nun an die Ausarbeitung zu gehen, so fand er meistens eine Anzahl neu eingelaufener Manuskripte in seinem Zimmer, oft auch schon wieder Mahnschreiben der Verfasser wegen einer Antwort. Dem einen sollte Uhland ein Drama anbringen, zum Trost weil ihm ein Kind gestorben; ein Herr wurde in seinen alten Tagen noch zum Dichter, weil er seine Frau verloren, er schickte ein Holzkistchen voll fast unentzifferbarer Gedichte mit der Bemerkung: er sollte freilich Uhlands alten Augen nicht zumuthen, seine undeutliche Handschrift zu lesen, allein — er schicke sie doch. Von einem jungen Mann kam ein Heft lyrischer Gedichte mit dem naiven Beisatz, er habe zwanzig davon nacheinander im Bette gemacht, so lange er geschwitzt habe; er brauche sich gar

nicht zu besinnen, die Gedanken fliegen ihm nur so zu; wie werde es erst sein, wenn er wieder gesund sei?

Eine andere Schattenseite der Berühmtheit, die Uhland zu kosten hatte, haben wir schon erwähnt, nämlich die, gleich einer Sehenswürdigkeit von Neugierigen aufgesucht zu werden und besonders auf Reisen den Gegenstand von mehr oder minder gelungenen Huldigungen bilden zu müssen. Dagegen machte es ihm herzliche Freude, wenn er unerkannt Zeuge davon sein konnte, wie bei Volksfesten und dergleichen seine Lieder gesungen wurden.

Daß aber nicht blos das Volk, sondern auch die Großen der Erde des Dichters Verdienste zu schätzen wußten, beweist der Umstand, daß gleichzeitig (im Dezember 1853) der von Friedrich dem Großen gestiftete Orden pour le Mérite für Wissenschaft und Kunst ihm von Berlin und der in Bayern neugestiftete Orden für Wissenschaft und Kunst ihm von München aus angetragen wurden. Beide Auszeichnungen hat Uhland zurückgewiesen, obgleich kein Geringerer als Alexander von Humboldt ihn zur Annahme der ersteren bewegen wollte. In einem längeren Schreiben führte dieser aus, daß der Orden eher eine Akademie als ein Orden zu nennen sei, daß weder die religiöse noch die politische Richtung in Betracht komme, wie denn auch italienische und französische Republikaner diese Auszeichnung angenommen hätten. Uhland beharrte unerschütterlich darauf, daß es ihm nicht gut anstände mit Ehrenzeichen geschmückt zu sein, „während Solche, mit denen ich in vielem und wichtigem zusammengegangen bin, weil sie in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimath, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurtheil verfallen sind, und doch, wie man auch über Schuld oder Unschuld urtheilen mag, weder irgend eine einzelne noch irgend eine öffentliche Gewalt sich aufrichtig wird rühmen können, in jener all-

gemeinen . . . Bewegung durchaus den richtigen Weg verfolgt zu haben".

Eine andere Huldigung dagegen war mehr nach seinem Geschmack. An seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag bekam er von unbekannter Hand ein Schreiben, unterzeichnet „ein Schwabenkind", mit beigeschlossenem Goldstückchen. Der Schreiber sei, hieß es, am Fest von Mariä Verkündigung mit dem Gedanken an dieses Fest spazieren gegangen, da sei ihm Uhlands „Waller" in den Sinn gekommen. „Froh in dem Bewußtsein, daß die Reine, die der Himmel mit seinen Gnaden überschüttet, solch' einen würdigen Sänger gefunden, faßte ich den glücklichen Entschluß Euer Wohlgeboren zum 75. Geburtsfest in beiliegendem Scherflein den Tribut meiner Verehrung zu bringen. Trinken Sie dafür eine Flasche des allerbesten Weins, der Ihr Herz mit Himmelswonne laben möge."

Bis in sein hohes Alter erfreute sich Uhland einer guten Gesundheit. Er war ein rüstiger Fußgänger und pflegte auch bei der kühlsten Temperatur im Freien zu baden. Erst im Frühjahr des Jahres 1862, wenige Wochen, nachdem er von der Beerdigung seines Freundes Justinus Kerner zurückgekehrt, fühlte er Schmerzen auf der Brust. Eine Badekur in Jaxtfeld brachte keine Genesung. Den ganzen Sommer über wechselten unruhige Nächte und in schlummerhaftem Zustand hingebrachte Tage mit einzelnen lichteren Stunden. In solchen ließ er sich gerne aus der Bibel vorlesen oder aus Gerhards Liedern. Auch sein Interesse für deutsche Sprachforschung blieb lebendig, und öfters ließ er sich mit jüngeren Freunden — die älteren waren fast alle gestorben — in Gespräche über die neuesten Forschungen auf diesem Gebiete ein. Im Herbste verschlimmerte sich sein Zustand; die Füße schwollen an und allmählich wurde auch das Gehirn angegriffen; doch blieb sein liebreiches Gemüth, der Zartsinn, der ihn auszeichnete, sich gleich.

Als in seinen letzten Tagen die Angehörigen die Besorgniß äußerten, sein Bewußtsein dürfte nicht mehr klar genug zum Empfang des h. Abendmahls sein, erwiderte er mit einem lauten „Nein" und empfing sodann noch das Sakrament. Am 13. November Abends 9 Uhr erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen Leiden.

Sein Leichenbegängniß war wohl das glänzendste, welches emals in der schwäbischen Universitätsstadt abgehalten wurde, ein großartiger Beweis von der Beliebtheit, deren sich der Dichter in seinem Heimathlande zu erfreuen hatte. Am Grabe sprachen außer dem Geistlichen (Dekan Georgii) der 76jährige Karl Mayer, Ludwig Seeger und J. G. Fischer. Letzterer schloß mit der Strophe:

> Endlich, wenn du erscheinst, du Geist der Zukunft,
> Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
> Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
> Und du wirst rufen: Ludwig Uhland.

Es machte einen ganz merkwürdigen Eindruck als das Echo laut und markig die Worte wiederholte: Ludwig Uhland!

Es ist hier nicht der Ort, um Uhlands Stellung in der Literaturgeschichte, seine Eigenart im Verhältniß zu andern Dichtern eingehend festzustellen, nur eine kurze Skizze seiner poetischen Verdienste wollen wir zu geben versuchen. Zunächst haben wir die Thatsache zu konstatiren, daß Uhland der volksbeliebteste aller deutschen Dichter ist. Zwar ein Weltruhm, wie der Goethes, war ihm nicht beschieden, und seine Denkmale sind nicht so zahlreich wie die Schillers; aber während Goethe doch nur unter den Gebildeten eine Gemeinde von Verehrern gefunden hat, und auch Schiller von einem großen Theil unseres Volkes mehr gerühmt als gelesen und verstanden wird, so finden wir Uhlands Gedichte in jedem besseren Bürger-,

ja sogar in manchem Bauernhause, und überall, wo der Volksgesang gepflegt wird, da erschallen neben den alten Volksliedern auch Uhlandsche Lieder wie: „Droben stehet die Kapelle", „Ich bin vom Berg" und vor allem „Der gute Kamerad" Ein besonderer Vorzug, den Uhland von unseren Klassikern voraus hat, ist der, daß er auch von unserer Schuljugend schon verstanden wird, ja für die Erziehung und Bildung derselben werthvolle Beiträge geliefert hat. Unsere Volksschule kann mit dem besten Willen nicht ihre Schüler in das Verständniß von Schiller und Goethe einführen; von den Dichtungen unserer Klassiker weiß sie nur sehr weniges zu verwerthen. Wie viele Lieder Uhlands dagegen werden in diesen Schulen gesungen, ja sind sogar Lieblingslieder unserer Kinder! Der poetische Inhalt unserer Schullesebücher verdankt seine schönsten Perlen unserem Dichter, z. B. „Schwäbische Kunde", „Graf Eberhard"; und unsere heranwachsende Jugend sucht sich den passendsten Deklamationsstoff in Uhlands Gedichten. Gewiß ein beneidenswerther Vorzug für einen Dichter, die geistige Nahrung für die gesammte Jugend seiner Nation spenden zu dürfen. Fragen wir aber nach den Ursachen, denen Uhland solche Stellung verdankt, so ist eben so sehr der sittlich reine Inhalt seiner Gesänge, die patriotische Wärme und die edle Männlichkeit der Gesinnnug, die sich darin aussprechen, als die klare, durchsichtige, schöne Form derselben zu rühmen. Er spricht das aus, was jedes unverdorbene und unverschrobene deutsche Herz empfindet; es gehört keine besondere philosophische, ästhetische Bildung dazu, um seine Lieder zu verstehen; und so sehr auch Sprache und Versmaß das Gepräge künstlerischer Vollendung tragen, so ist doch nirgends eine Künstelei zu entdecken, alles fließt so einfach und natürlich, daß die wenigsten eine Ahnung haben von der Arbeit, die zu Grunde liegt. Freilich scheint nun auch mit dieser Volksthümlichkeit ein gewisser Nach-

theil verbunden zu sein, der nämlich, daß unser Dichter eben einzelne Gebiete nicht betreten und eine Reihe von Tönen nicht angestimmt hat, die für die Masse des Volkes zu entlegen oder zu schwierig sind; daß er sich nicht an die Spitze der Höchstgebildeten seines Volkes gestellt, sondern sich begnügt hat den Bedürfnissen der Durchschnittsmenschen zu genügen. Es ist kein Geringerer als Goethe, der von solchen Gesichtspunkten aus abfällig über Uhland geurtheilt hat. Er vermißt an Uhlands Poesie „das Aufregende, das Geschick Bezwingende" und deutet wohl damit an, daß es derselben an Kühnheit und Rücksichtslosigkeit des poetischen Fluges fehle, daß sie den Leser oder Hörer nicht hinaushebe über die Welt des Alltaglebens, sondern sich nur bemühe, diese mit anmuthigem Schmucke zu umgeben.

Ein solcher Mangel an dichterischer Genialität begründet aber natürlich nicht im Geringsten einen Vorwurf für Uhland; wir müssen im Gegentheil es ihm hoch anrechnen, daß er die Grenzen seiner poetischen Begabung so gut erkannte und sich bemühte, innerhalb derselben das Höchstmögliche zu leisten. Hätte er versucht, es unsern Dichterheroen gleichzuthun, so wäre er im besten Falle ein glücklicher Nachahmer geworden und hätte leicht statt wirklichen poetischen Schwunges ein künstliches Pathos und leeres Formenspiel sich angeeignet. Der Liebling des deutschen Volkes wäre er jedenfalls nicht geworden. Seine weise Selbstbeschränkung hielt ihn von all den Einseitigkeiten und Liebhabereien fern, durch welche er zwar die Huld gewisser Kreise erworben hätte, aber für die Nation im großen Ganzen ungenießbar geworden wäre. Er begnügte sich das auszusprechen, was jedes deutsche Gemüth mitempfinden konnte, wie es denn überhaupt nicht viele Dichter geben wird, die so sehr den Bedürfnissen unseres Gemüthslebens entsprechen wie Uhland. Man hat ihn aus diesem Grunde in passender Weise mit

Ludwig Richter verglichen, wie denn auch eine unverkennbare Aehnlichkeit zwischen beiden Männern herrscht in ihrer Begabung für das einfach Volksmäßige, naiv Anmuthige, in ihrer Kraft und in ihrer Beschränkung. Ein weiterer Vorzug der Uhlandschen Gedichte ist die durch gründliche Sprachstudien erworbene Meisterschaft des Ausdrucks und das feine Gefühl für Klang und Rhythmus. Kein Wunder daher, wenn die Komponisten von jeher mit Vorliebe sich denselben zugewendet haben. Während bei Schillers und Goethes Liedern die Musik weniger Raum findet sich auszubreiten, ja oft geradezu überflüssig erscheint, so bieten die Uhlandschen Gedichte, so vollkommen selbstständig und für sich befriedigend sie sind, doch noch Anregung für den musikalischen Ausdruck und hinreichenden Spielraum für dessen eigenthümliche Entfaltung, ohne daß das Wort des Dichters dadurch verdeckt würde.

Echt deutsch ist bei Uhland sein Sinn für die Natur. Es ist kein pantheistisches Versenken in das Naturleben wie bei Goethe, sondern es ist die schlichte Freude an den heimischen Fluren, wie sie in den Worten ausgedrückt ist:

Nie erschöpf' ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Thal,
Und die altbetret'nen Stege
Rühren neu mich jedesmal.

Das Gemüth ist gerne still in der Natur, es weiß nicht viele Worte zu machen von dem, was es fühlt, doch auch der leiseste Seufzer verräth die Tiefe und Fülle des Herzens. Wie empfindungsvoll sind doch die kurzen Frühlingslieder! z. B. das bekannte

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sommerregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen Frühlingstag!

Welche Unendlichkeit von Frühlingswonne liegt in diesen Worten!

Selbst das Innerste des Herzens, die religiöse Andacht, liebt der Dichter in Bilder hineinzutragen, die er von der äußern Natur entlehnt; in den Schäfer (Sonntagslied), in den Hirtenknaben (Kapelle) wird seine Gebetsstimmung hineingelegt.

Ueberhaupt liebt es Uhland zu Trägern seiner Gemüthsstimmung einfache, schlichte der Natur nahe stehende Menschen zu machen: Jäger und Hirten, Wanderburschen und Soldaten, also gerade die Personen, die im Volkslied die Hauptrolle spielen. Aber bei aller Volksthümlichkeit wird doch die Grenzlinie des Edlen und Reinen stets eingehalten. Von welch' ergreifender Wahrheit der Empfindung ist doch das Soldatenlied „Der gute Kamerad"!

Ein weiterer Quell der Begeisterung sprudelt für unseren Dichter in der Erinnerung an die Vergangenheit und zwar vor allem in der deutschen, besonders in der schwäbischen Volksgeschichte. Es ist merkwürdig, mit welcher Kunst er die dürftigsten Notizen seiner Quellen zu verwerthen, aus einzelnen Angaben Gestalten von Fleisch und Blut zu schaffen, Personen, die unter ganz fremdartigen Verhältnissen lebten, uns gemüthlich nahe zu bringen weiß. Welch' ein Meisterstück sind z. B. die Gesänge von Graf Eberhard! Auch hier weiß der Dichter Einfachheit und Schönheit zu verbinden, Großes und Herrliches zu bieten in einer für Jung und Alt verständlichen Sprache. Und die Thaten, die hier besungen werden, sind auf unserem eignem Boden geschehen, nicht im sagenumhüllten Morgenland oder auf Griechenlands klassischem Boden sondern in schwäbischen Orten, in Reutlingen und Wildbad, in Döffingen und Heimsen. In diesen Rittern, Bürgern und Bauern lebt noch die urgermanische Freude am Dreinschlagen, die frische Lust des Waffenhandwerks, wie sie aus der alten Poesie aller Völker uns

entgegenklingt. Ihre Schlachten haben etwas Homerisches, der Einzelne geht noch nicht in der Masse unter, seine Tapferkeit wird noch nicht in den Schatten gestellt durch die Leistungen der Feldherrnkunst. Auch im „Taillefer" tritt ein einzelner Ritter aus dem Heere hervor und reitet singend der Masse der Feinde entgegen, um den ersten Stoß und Schlag zu führen.

Gestalten wie Taillofer treffen wir noch mehrere bei Uhland. Bald führt er uns Helden, bald Sänger vor, am liebsten aber zeichnet er solche, die beider Vorzüge vereinigen. Wie schön weiß er in den Gestalten eines Siegfried oder Roland den überschäumenden Jugendmuth zu schildern, ritterliche Keckheit und derbe Streitbarkeit!

Der wilden Kraft stellt sich die Liebe zur Seite, welche glücklich zusammenführt, was der Weltbrauch trennt, den jungen König und die Schäferin, den schmucken Ritter und des Goldschmieds Töchterlein, das arme Gretchen und den königlichen Helden.

In der Fülle des Lebens und der Jugend ist Wehmuth und bange Ahnung am nächsten; in dem hohen herrlichen Schloß am Meer wohnt öde Trauer, in der fröhlichen Schenke liegt der Wirthin Töchterlein starr und bleich; in die geschmückte Burg zum rauschenden Feste kommt der schwarze Ritter Tod. So gesellt sich Leid und Lust, Leben und Sterben, aber immer wieder siegen Muth und Frohsinn in dem gesunden Gemüth unseres Dichters. Wenn ferner auch in seinen vollendetsten Balladen ein tragisches Pathos vorherrscht, so fehlt doch niemals die poetische Versöhnung. In „Des Sängers Fluch" siegt zwar zunächst die brutale Gewalt, aber die Rache bleibt nicht aus; die ideale Weltanschauung behauptet ihr unerschütterliches Recht. In „Bertran de Born" und im „Waller" offenbaren sich zwar die schrecklichen Tiefen des Hasses und Bruderzwistes, aber schließlich siegt doch hier die himmlische, dort die irdische Versöhnung.

Endlich sind noch die beiden Dramen Uhlands zu erwähnen: Herzog Ernst und Ludwig der Bayer. Die Vorzüge unseres Dichters treten auch hier klar zu Tage: edle, sittliche Gesinnung, Vaterlands- und Freiheitsliebe, markige, kraftvolle Sprache, Klarheit und Reinheit des Ausdrucks. Aber auch ein spezifisch dramatisches Talent offenbart sich in diesen Dichtungen sowohl in der Zeichnung der Charaktere als in der Verknüpfung der Ereignisse und in der Gestaltung der einzelnen Situationen. Einen Bühnenerfolg aber haben diese Stücke doch nicht davongetragen; es fehlt ihnen „jener entschiedene Rhythmus, der den Pulsschlag beschleunigt und das sinnliche Leben in rascheren Schwung bringt". In beiden Stücken ist das Grundmotiv die Treue, gewiß ganz passend für des Dichters eigene Gesinnung, aber wenig geeignet für das Drama, insbesondere nicht für die Tragödie, welche heroische Leidenschaften und scharfe Konflikte fordert. Die einzelnen Personen haben alle, wie man schon gesagt hat, etwas „Geknicktes"; es fehlt ihnen die Rücksichtslosigkeit dramatischer Helden. Auch hier könnte man Goethes Ausspruch anwenden, daß es an dem „Aufregenden, das Weltgeschick Bezwingenden" fehle. Wie resignirt tritt z. B. Herzog Ernst gleich von Anfang an auf! Seine Thatkraft ist durch die vorausgehende Kerkerhaft gebrochen. Auch die Kaiserin Gisela fühlt sich durch ihren Schwur so gebunden, daß sie der Leidenschaft ihrer mütterlichen Liebe stets den Zügel anlegt; sie tritt nicht energisch für ihren Sohn ein, und nach dessen unglücklichem Ende wagte sie nicht einmal recht ihrem gepreßten Herzen in Vorwürfen Luft zu machen. Jedoch für alle diese Mängel werden wir durch so viele Schönheiten im einzelnen entschädigt, daß es unbegreiflich ist, warum diese Dramen sich nicht größerer Beliebtheit beim Publikum erfreuen. Man hat deshalb schon gemeint, dieselben haben darum weniger Beachtung gefunden als sie verdienen, weil dem Volke die Gestalten unserer

Geschichte zu fern stehen, weil seine eigene Vergangenheit ihm fast aus der Erinnerung verschwunden sei.

Eben darum sind wir aber dem Dichter nur zu Danke verpflichtet, daß er nicht nach interessanten Gestalten aus der Geschichte fremder Völker gegriffen, sondern vaterländische Stoffe verwerthet hat. Und schmerzlich bedauern müssen wir es, daß es ihm nicht vergönnt war, seinem Vorsatz gemäß auch noch andere Partien der deutschen Geschichte durch dramatische Bearbeitung seinem Volke näher zu bringen, daß insbesondere sein „Konradin" ein Fragment geblieben ist. Wie schön spricht sich doch der vaterländische Sinn des Dichters in jenem Preise des Hohenstaufen aus:

O denk an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz
Ein grünend fruchtbar Land, gewund'ne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut;
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walther sang, den Engeln gleich.

So scheiden wir denn von dem Dramatiker mit derselben Empfindung wie von dem Lyriker Uhland; wir sind dankbar für das, was er uns bietet, und können zugleich das Bedauern nicht unterdrücken, daß er uns nicht noch mehr geschenkt hat. Dafür ist aber allerdings nahezu alles, was er veröffentlicht hat, gediegenes Gold; der Name Uhland deckt weder jugendliche Versuche, noch greisenhafte Spielereien, wie dies leider bei manchen gefeierten Dichtern und Schriftstellern der Fall ist. Wenn auch einige seiner frühesten Gedichte noch etwas unsicher

und unvollkommen sind, so sind sie doch nicht ohne dichterischen Werth; und es ist merkwürdig, mit welch richtigem Urtheil der Dichter von seinen Jugendarbeiten alle unvollkommenen und unreifen Leistungen zurückbehalten hat. Kein Wunder darum, daß im Kreise seiner Freunde und Verehrer auch seinem Urtheil über anderer Leistungen entscheidende Bedeutung zugeschrieben wurde.

Immerhin aber läßt sich die Frage aufwerfen, warum denn der Mann, dem in der Jugend die Quelle der Poesie so reichlich sprudelte, der auch im vorgerückten Mannesalter durch so vollendete Leistungen wie „Bertran de Born," „Der Waller," „Die Bidassoabrücke" den Beweis geliefert hat, daß die dichterische Begabung nicht nur nicht abgenommen, im Gegentheil gediegener und kräftiger geworden ist, warum dieser Mann dann doch später keine umfangreichere und zusammenhängendere poetische Arbeit vollendet hat. Sollte wohl Goethe Recht gehabt haben, wenn er in der aufreibenden Thätigkeit einer Ständeversammlung eine Gefahr für Uhlands dichterische Produktivität sah? Etwas Wahres ist sicher daran, aber wir haben doch auch gesehen, wie letzterer einst trotz Advokatenberuf und trotz politischer Kämpfe fast wider seinen Willen zu dichterischer Thätigkeit getrieben wurde. Wir können daher nicht ohne weiteres behaupten, die Politik trage die Schuld daran, daß Uhlands Leier im späteren Leben so selten getönt habe, ja endlich ganz verstummt sei. Und andererseits müssen wir es eher als einen Vorzug, denn als einen Mangel ansehen, daß Uhland nicht blos Dichter, sondern auch Politiker gewesen ist. Es war für ihn persönlich eine schöne Fügung des Geschicks, daß er zweimal an der politischen Arbeit der Nation theilnehmen durfte und zwar gerade da, wo die Politik selber einen poetischen Charakter trug: das eine Mal als es galt, dem vom Drucke der Fremdherrschaft befreiten Volke nun auch im Innern gesicherten Rechtszustand und die Möglichkeit freier Ent-

wickelung zu erkämpfen, das zweite Mal als die ganze Nation den so lange gehegten Wunsch der Einheit und Freiheit erfüllt glaubte, als alle deutschen Stämme wenigstens eine Zeitlang von derselben Begeisterung oder vielleicht auch Schwärmerei hingerissen waren. Es ist aber auch für Uhlands Bewunderer eine Genugthuung, daß sie in ihm nicht blos den begabten Dichter und den fleißigen Gelehrten sehen dürfen, sondern daß er in allen Beziehungen seines Lebens als großartiger Charakter vor ihnen steht, daß er, um mit seinen eigenen Worten es auszudrücken, zugleich ein Dichter war und ein Held. Darum wird auch seines Namens Gedächtniß in unserem Volke niemals verlöschen.

(134) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Aus der Symbolik des altdeutschen Bauernrechts.

Von

Conrad Thümmel,
Amtsrichter in Lüben (Schlesien).

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Das Symbol ist ein Sproß der Dichtkunst in ihrem weitesten Begriffe, eine Art der Aeußerung dichterischen Schöpfergeistes, nur daß dieser sich nicht blos in Worten, sondern auch in Handlungen äußert, oder, wo Worte gebraucht werden, etwas damit bezeichnet, das tiefer liegt und bedeutender ist, als der blose Wortsinn ergiebt. Indem das Symbol gleichzeitig den Verstand und die Einbildungskraft des Menschen in Anspruch nimmt, setzt es diese beiden Hauptarten seiner geistigen Kräfte in ein gewisses harmonisches Verhältniß, welches das Gefühl des ästhetischen und gemüthlichen Wohlbehagens zusammen erzeugt. Daher die Beliebtheit des Symbols überall da, wo im Gegensatz zur zersetzenden Kritik eine gewisse Einheit des Lebensgefühls vorherrscht — also vorzugsweise in der Jugend. Freilich schätzt auch das Alter die Symbole; aber sie sind bei ihm anderer Natur. Die Jugend faßt das an sie Herantretende, aber nur unbestimmt Gefühlte in Sinnbilder; das Alter sucht das, was es zu erkennen, aber nicht bedeutsam und angemessen genug aussprechen zu können glaubt, durch Sinnbilder auszudrücken. Sinnbild und Symbol decken sich nicht vollständig; das Symbol hat der Regel nach eine Beziehung auf das wirkliche tägliche Leben, welche dem Sinnbild nicht immer beiwohnt.

Wenn aber einerseits ein gewisser Grad von Jugendlichkeit dazu gehört, die Anwendung von Symbolen bei ernsthaften und

wichtigen Geschäften des täglichen Lebens mit dem Ernst und der Gläubigkeit zu verrichten, welche allein ihre Dauer gewährleisten können, ist andererseits ein gewisses Alter, eine geschichtliche Vergangenheit der symbolischen Handlungen oder Worte von schwerwiegendster Bedeutung für das Gewicht und Ansehen derselben. Wir können also, wo wir Derartiges bei einem schon auf höheren Kulturstufen stehenden Volke in Uebung und Thätigkeit finden, der Regel nach mit Sicherheit annehmen, daß der Ursprung selbst viele Jahrhunderte rückwärts in einer Zeit lag, wo der nach Verlautbarung ringende Gedanke dieselbe lieber und leichter in einem Bilde fand, als in bestimmten ausführlichen Worten und Begriffen, oder gar in der Schrift.

Die Symbole, welche wir in den in unserem Volke selbst im Mittelalter entstandenen Rechtsquellen finden, führen, wo wir nicht etwa die Entstehung selbst angegeben finden, auf die ältesten Zeiten zurück, über deren Kulturzustand wir leider so wenig wissen und oft so Falsches glauben. Die Zeit des gewaltigen Ringens mit dem schwersten und trägsten Stoffe, der Erde, um aus dem Jäger und Nomadenvolke des Tacitus das, bis auf eine gewisse Rauhheit der Gesinnung und Gesittung, hoch entwickelte Ackerbauvolk des 7. und 8. Jahrhunderts zu schaffen, hat unzweifelhaft gerade in Beziehung auf den Rechts- und damit den Staatsgedanken auch an geistiger Arbeit eine nicht geringe Summe von Thätigkeit und Schaffen gesehen — und zwar vorzugsweise von Leuten, deren schwielige Faust wohl das Schwert und den Spieß neben Hacke und Spaten, aber nicht die Feder zu führen verstand. So trat das Symbol in Recht und Gesellschaft hier in seine zweite wichtige Rolle; wie es den Begriffen des Rechts als Geburtshelfer gedient hatte, so sammelte und erhielt es sie an Stelle der fehlenden Schriftlichkeit. Erst lange Zeiten nach ihrer Entstehung sind die einzelnen lokalen Rechtssatzungen jeder einzelnen Ortschaft, von

welchen uns Jacob Grimm und nach ihm Richard Schröder (in Göttingen) über 2000 aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands gesammelt haben, zur schriftlichen Aufzeichnung gekommen. Leider würde es eine fast unmögliche und jedenfalls äußerst undankbare Aufgabe sein, aus diesen Bauernrechten eine systematische Darstellung des gesammten darin enthaltenen Rechtsstoffes zu bilden. Nicht, daß die Quellen in juristischer Beziehung auffallende Mängel und Widersprüche zeigten. Im Gegentheil; die, wenngleich einfache, würdige und klare Sprache, die wohl zuweilen weitschweifig, aber fast nie dunkel und undeutlich genannt werden kann; die juristische Logik und Folgerichtigkeit, und nicht am wenigsten die überall sich kundthuende ehrliche und offene und dabei menschenfreundlich-wohlwollende Gesinnung, endlich auch der sachliche Inhalt der Anordnungen selbst, mit steter verständnißvoller Rücksicht auf die wirthschaftlichen Bedürfnisse und Leistungen von Land und Leuten: alles dies ist geeignet uns volle Achtung vor diesen Gesetzgebern im Bauernkittel einzuflößen. Und um so mehr bedauern wir, daß alle diese vielen Weisthümer leider nur disjecta membra poëtae geblieben sind und bleiben; — es fehlt die Möglichkeit der Zusammenfassung unter großen rechtlichen Gesichtspunkten, da neben endlosen Wiederholungen in einzelnen Punkten unausfüllbare Lücken an zahllosen andern bestehen. — Ja, wenn Deutschland einen einheimischen Lykurg gehabt hätte, ehe die Auf- und Annahme des auf einer höheren Kulturstufe erzeugten römischen Rechts die organische Weiterbildung des eingeborenen unterbrach, das ohne solche Unterbrechung mit der sich steigernden Kultur ebenfalls eine höhere, auch in rechtlicher Hinsicht gleichwerthige Stufe vielleicht erreicht hätte, wenn ein solcher großer mit hinreichendem Ansehen und Machtfülle ausgestatteter Gesetzgeber aus dem überall vorhandenen Stoffe einen einheitlichen Bau gegründet hätte — dann würden wir jenen Ueberbleibseln unserer

alten Rechtsentwicklung nicht so fremd gegenüberstehen! Ein dritter wesentlicher Punkt für die Anwendung der Symbole ist die durch sie bewirkte scharfe und deutliche Hervorhebung einzelner Akte des täglichen und wirthschaftlichen Lebens in ihrer rechtlichen Bedeutung, die Feststellung eines Umstandes oder einer Handlung in Bezug auf das Recht und damit verbunden die Aufprägung des Charakters einer gewissen Feierlichkeit. Gerade dieser für die gesunde Entwicklung und Uebung des gesammten Rechtslebens wichtige Umstand ist, verbunden mit der erziehlichen Wirkung der Sinnbilder und Symbole auf die verstandesmäßige Durchdringung des Rechtsstoffes in weitesten Volkskreisen eine der bedeutendsten Seiten der Rechtssymbole für das gesammte Volksleben.

Wir wollen nun in Folgendem versuchen, die kurze Zusammenstellung einer Reihe der anziehendsten oder wichtigsten Symbole des deutschen Rechts des Mittelalters zu geben, wobei wir uns wesentlich auf die obengenannte, erst 1878 — von 1839 an — zum Abschluß gekommene Weisthümer-Sammlung (Göttingen bei Dieterich) und die Grimm'- und Zöpfl'schen Rechtsalterthümer stützen. Wo wir ohne besondere Angabe nur mit Band und Seite anführen, sind erstere gemeint. Eine Reihe der ältesten Symbole bezieht sich auf die Bewirkung und Beurkundung von Ladungen, oder auch die Feststellung der s. g. mora accipiendi, der Säumniß in der Annahme einer schuldigen Leistung. In den ersterwähnten Fällen hat die betreffende Handlung gewissermaßen vollkommen die Bedeutung unserer heutigen Zustellungsurkunde: es ist dies das Umwenden eines Steines auf dem Hofe des zu Ladenden durch den Gerichtsboten oder Waibel, d. h. so, daß der Stein mit der Seite, welche in oder auf der Erde gelegen hat, nach oben zu liegen kommt, und also so durch das Bloßliegen mit der noch von Erde 2c. behafteten Seite nothwendig das Auge des zurückkehrenden

Hausherrn auf sich ziehen muß. Die Vorschrift findet sich z. B. in dem Weisthum zu Birmersdorf und Urdorf (Kanton Zürich) vom 25. November 1347 (Bd. I. S. 34); in den Rechten des Klosters Eschau zu Ruffach (Ober-Elsaß) von 1349 (V. 386) § 9: „Stürbe auch ein hofekind, des erben sullen den meiger (Meier = Vertreter des Grundherrn) suochen in dem hofe mit zweien huobern (Hoffitzern); . . . so sü von dem begrebede gont (wenn sie von dem Begräbniß des Erblassers kommen), e das sü in ir hus kummet, ... vindent sü aber den meiger nüt doheime, so süllent sü einen stein indewendig des dores umbekeren, zuo urkunde ire vorderunge, do die gezüge bi sint"; Oeffnung des Sanct Blasischen Waldamtes (Schwarzwald) von 1383 (VI. 488) § 8: „Item, wenne der waibel das geding kündet, so sol er varn (fahren) von eim hus zu dem andern und sol jeglichem rufen, als er haisz, der zu dem geding gehört, und sol im gebieten in den dinghof, und wenn er nit daheim vindet, so sol er vor sim hus ain stain umb keren zu wortzeichen, daz er da sy gewesen." Hier haben wir übrigens auch ein so treffendes deutsches Wort für Symbol, „Wortzeichen", daß wirklich die Nichtanwendung desselben in unserer heutigen Sprache bedauerlich erscheint. Dieselbe Vorschrift: „in des biderben mans hof ainen stain umbkeren zu ainem warzeichen, das er da gewesen sig" findet sich z. B. auch noch in dem Weisthum der Freien von Neuenzelle (Schwarzwald) (IV. 497). — Neben diesen, auf die einfachsten ländlichen Verhältnisse deutenden Wahrzeichen aus dem 14. Jahrhundert finden wir nun ganz ähnliche noch in der zweiten Hälfte des 16.: so in der Leudesdorfer Teichordnung (an der Ruhr) von 1556 (II. 798), in der Bestimmungen für den Fall getroffen werden, daß ein Müller das Recht erhält, aus seiner bisherigen in eine andere (bessere) Mühle zu ziehen. Dann hat er, sobald er diese „bodtschaft" erhält, es sei bei Tage oder bei Nacht, sofort dies dem

andern anzuzeigen. „Findet er seinen nachbarn nit einheimisch, soll er eine wasse (= Wasen, d. i. ein Stück Rasen) stechen und auf die gadder hangen, drey höllzer darin stechen, worbei dass sein nachbar erkendt, dass eine bottschaft vorhanden ist." Die Bedeutung eines nach einer Abwesenheit des Hausherrn am Zaungatter durch drei Hölzer befestigt vorgefundenen Rasenstücks mußte also jedem der dort wohnenden Müller bekannt sein, um sich rechtzeitig auf das Verlassen der ihm bisher verliehenen Mühle gefaßt zu machen. — In einem, ungefähr aus derselben Zeit und Gegend stammenden Weisthum, dem zu Riol und Velle (an der Mosel) von 1537 (II. 302), finden wir ein ganz eigenthümliches Wahrzeichen zur Feststellung des Ungehorsams eines „Lehensmanns" bei sogenannten „Botschaftslehen". Der Ungehorsam gegen den Lehnsherrn zieht natürlich den Verlust des Lehens nach sich. Unter Lehen müssen wir uns nun aber nicht nach heutiger Anschauung etwas nothwendig und selbstverständlich Vornehmes oder Großartiges denken (was ja auch das lediglich von dem lateinischen Ausdruck für Lehen abgeleitete Wort „feudal" in einem gewissen Jargon heute ausdrücklich bezeichnen soll), sondern die „Botschaftslehen" bestanden einfach in der Ueberlassung einfacher Hütten mit etwas Land durch das betreffende Kloster an arme Leute, welche dafür dem Herrn Abt und seinem „Gotteshaus" Botengänge zu thun hatten. Wie fast alle staatlichen und sozialen Beziehungen kleidete also auch diese das Mittelalter in die Allen geläufige Form des Lehens. Der Lehensgedanke spielte im wirthschaftlichen Leben damals vollständig die Rolle, wie heute das „eherne Lohngesetz", der Satz von Angebot und Nachfrage, Kapital und Arbeit. Diese Botengänge des armen Häuslers wurden in gleicher Weise als Ausfluß eines Lehensverhältnisses angesehen, wie der Waffendienst des stolzesten Vasallen, und ihre Verweigerung, wie wir oben sagten, in gleicher Weise bestraft. „Und so aber die

lehnsmannen eyn potschafft nit thun wolten, auch nit gehorsam weren, so soll der pott (Bote), der innen gepotten hat um wegen des grundtherrn, zu des grundtherrn haus gane (gehen), und soll dar ine eine meetze (Maß) hoellen, und die dem armen lehenmann zu seim hoennerloech (Hühnerstall) instoessen zum zeichgen, das ym von wegen des grundtherrn gepotten und er ungehorsam erfunden." Dieses in den Hühnerstall gestoßene Maß konstatirte also den Ungehorsam des zur Botenschaft verpflichteten Insassen und war für ihn ein drohendes Wahrzeichen des baldigen Verlustes seines ärmlichen Lehens, des Nutzungsrechtes an seiner Hütte; also gewissermaßen die heutige Exmissionsklage in kürzester symbolischer Fassung, so daß die wirkliche Austreibnng jenem Akte nur so zu folgen brauchte, wie heute die Zwangsvollstreckung dem Urtheil.

Statt des oben berührten Wahrzeichens als Beweis und Ersatz der Ladung zu einem Gedinge (durch Umkehren eines Steines) finden wir aber auch ein solches, welches uns die Satzungen von „des Reiches heimlicher Acht", den Fehmgerichten, lebhaft in's Gedächtniß ruft: das Ausschneiden eines Spahnes aus dem Thürpfosten. Oeffnung von Muri (1413) und Hermetschwil (1415) beide im Kanton Aargau (V. 77 § 4 und 82 § 6). Beim Fürgebot „umb erb und eigen" soll des Gerichts Bote den Betreffenden „under augen" laden; kann er ihn aber nicht betreffen, so soll er „ein wôrzeichen us des hus bistell (Thürpfosten) bringen, damit sol dan das fürgebot wol bewist sin."

In einer anderen harmloseren Bedeutung finden wir das Ausschneiden eines Spahnes nur zu dem Zwecke, das Erbitten einer Erlaubniß und die Ertheilung derselben auszudrücken in dem Weisthum des Schönfelderwaldes von 1584 (III. S. 799). Wer von den Eingesessenen Holz aus diesem Walde entnehmen will, muß erst den „hoffman" (den Besitzer des herrschaftlichen

Meierhofes) um die Erlaubniß dazu bitten; findet er diesen nicht zu Hause, so soll er „mit dem messer oder axt ein scharf machen in dem gaden zu zeichen, das er dha gewesen, und alsdan seine notdurft in selbem walde hauwen und nemmen.“ — In einer ganz eigenthümlichen Anwendung aber findet sich der ausgehauene Span in dem Weisthum des Hofes Leuken (in der Rheinprovinz), Bd. II. S. 72), nämlich zur Kenntlichmachung eines Fundes und des Anspruchs auf den Finderlohn. Wer nämlich einen „beien“ (Stock wilder Bienen) im Walde findet, der soll „einen span auſs dem baum“ hauen, und dann seinen Fund an den Keller zu Sarburg abliefern; findet sich dann, daß „des beyens (d. h. der Honig) zu genießen“ ist, so soll er ihn mit dem Keller „zur halben theilen“. Man sieht leicht, daß das Wahrzeichen hier auch den Zweck haben mußte, durch Bezeichnung des Baumes den Nachweis zu erleichtern, daß der Honig nicht etwa einem im Eigenthum stehenden Bienenstock entnommen, also gestohlen war und daß die Befolgung dieses die Sicherung eines Beweises offenbar bezweckenden Symbols durch den Verlust des Finderlohns bei Nichtbeobachtung erzielt werden sollte. — Ein ähnliches Wahrzeichen endlich, nämlich drei Hiebe an die Gerichtsbank, finden wie zur Entschuldigung der Versäumniß eines Dingtages in der Hoferolle zu Barmen (II. S. 17 ff). Diese jetzt auf über 100 000 Einwohner gestiegene Industriestadt war zu der leider nicht genau feststehenden Zeit der Abfassung jener Rolle eine kleine ländliche Kolonie von einigen Höfen, die unter dem Amtmann zu Beyenburg stand, welches letztere im Gegensatz zu jener in ca. 300 Jahren erfolgten Vergrößerung wie damals ein kleiner Flecken geblieben ist. Es heißt dort: „Den nächsten werkeltag nach s. Cuniberti soll der schultheiß ein gericht behegen auf den verpflichten tag, auf gnaden verpflicht beyzukommen (d. h. wer nicht aus der Gemeinde zu diesem Pflichttage erscheint, unterliegt einer arbiträren

— „auf gnaden" — Strafe); es were denn sach, daß ein hoffsmann außlendig were oder leibsnot hette. Und ob ein hoffsmann nit bey der hand were, und konte durch bewegliche ursachen an dis vorg. gericht und freye hoffs recht und weisung nit komen, und keme auf den abend, also lang, als man drey schoff brennen könte, und hiebe drey häwe an die gerichtsbank, so soll derselbe seine brüchten beschütt haben" (den Strafen ledig sein).

Wie sich aber solche Symbole gebildet und ausgebildet haben, das können wir an einer ganzen Reihe solcher verfolgen, die für das Strafverfahren, besonders in Bezug auf Mord und Todtschlag gegeben sind. Das alte deutsche Recht hatte hier bekanntlich den reinen Anklageprozeß; „wo kein Kläger, da auch kein Richter"; eine Verfolgung von Amtswegen trat nicht ein. Die Entstehung dieses ältesten Verfahrens weist ja bekanntlich noch ziemlich deutlich auf die damit zusammenhängende Blutrache zurück, die wir uns von der noch jetzt in Korsika herrschenden nicht sehr verschieden denken dürfen. Die nächsten Verwandten oder Freunde des Erschlagenen, oder wer sich sonst der Sache annimmt, mußten den Leichnam desselben vor das Gericht bringen, welches den Angeschuldigten vor sich berief und dann so verhandelte (— das sogenannte Bahr-Recht —), als sei der Leichnam der Ankläger gegen die andere Partei. So erklärt sich auch z. B. in dem Nibelungenliede, weshalb Hagen an der Leiche Siegfrieds erscheinen muß. Auch haben wir hierin die einfache geschichtliche Erklärung für die Entstehung des alten Rechts-Aberglaubens, demzufolge die Wunden eines Erschlagenen wieder anfangen zu bluten, wenn der Mörder sich der Leiche naht (wie dies auch bei Siegfrieds Leiche geschieht). Denn in jenen Zeiten des ältesten Rechts mußten eben bald nach der That beide zusammen vor das Gericht gebracht werden, so daß der Angeschuldigte, der ja, wenn er auf handhafter That oder unmittelbar nachher ergriffen war, von vornherein über

seine Thäterschaft keinen Zweifel aufkommen ließ, eben bei dem noch blutenden Leichnam stand. Mit der Zeit und besonders als geordnetere und vorschreitende Kulturverhältnisse es ermöglichten, auch nach Verlauf einiger Zeit den vielleicht erst entflohenen und später erst entdeckten oder nur durch später aufgefundene Beweise zu überführenden Thäter zur Verantwortung zu ziehen, mußte jenes alte Erforderniß der Anwesenheit des Todten bei der Anklage zu Unzuträglichkeiten führen; und doch glaubte man dem Grundsatz des Anklageverfahrens die Anwesenheit auch des „stummen Mundes" schuldig zu sein. So ersetzte man den Leichnam durch ein Symbol: erst durch die dem Todten abgehauene rechte Hand, mit welcher der Ankläger auftrat, und dann später durch die blutigen Kleider, welche der Ermordete zur Zeit der That getragen; beides stellte also symbolisch die Person des Ermordeten vor. Das erstere, aber noch ausdrücklich als Ausnahme und mit grundsätzlicher Aufrechterhaltung des alten Zustandes durch die einfachste Art der Erhaltung des Leichnams stellt uns das Rheingauer Landrecht (aus dem Schluß des 14. Jahrhunderts; Pergamenthandschrift, früher in der Mainzer Regierungs-Registratur, Bd. I. S. 542) dar in seinem § 56: „Esz is lantrecht, daz man den toden nit sol begraben, ez enweren („en-" die alte Verneinung auch vor dem Zeitwort wie das franz. ne) dan voir der todschlag gestraifft oder gesünet." „Wenn aber daz dhein (= dechein = kein) recht in dem lande were, oder daz gericht niedergelacht were, oder von ander geschichte, daz man den doden man sin recht nit dun enmöchte, so mag man den doden lichenam off sniden", das Eingeweide herausnehmen und begraben, den übrigen Leichnam aber in ein Faß legen, Kalk oder Sand darauf schütten, und der Schultheiß soll mit einem Schöffen das Faß versiegeln, bis der Zustand, wo kein Recht im Lande gilt (die Zeiten des Interregnum und noch nach demselben!), gehoben ist. Dann

„soll man mit denn doden clagen und recht furdern, als vorgeschr. is." Ist aber die alsbaldige Sühnung der That aus anderen Gründen (als wegen Stillstand der Rechtspflege) unmöglich, so soll der „amtman" oder der nächste „nailmage" (Verwandte) „ime (dem Leichnam) die rechte Hand abslagen, und mag man darna denselben doden man begraben und mit der doden hand clagen, glich als der gantze licham dar geinwortig (gegenwärtig) wer." Das war im 14. Jahrhundert; wenn wir jetzt einige diesbezügliche Weisthümer aus dem 15. und 16. Jahrhundert in zeitgemäßer Reihenfolge durchgehen, so finden wir überall zwar nicht mehr die Todtenhand, sondern die blutigen Kleider als Symbol, aber ausgesprochener Weise aus demselben Grunde; diesen reiht sich dann ein schweizerisches Weisthum aus dem Ende des 13. Jahrhunderts an, welches das von dem Todten zu nehmende „Wahrzeichen" unbestimmt läßt; aber doch also eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung dieser symbolischen Klage aus vier Jahrhunderten unserer heimischen Rechtsübung. Das Centweisthum von Remlingen (bei Würzburg) von 1409 (Bd. VI. S. 35) bestimmt in § 7: „Weres auch, das einer ermort oder erslagen wurde in der zente zu R., mochte man denselben toten man an die zente nit brengen, also das man besorget daz er smeckende" (dies für die Geschichte der Physiologie des Geschmackes interessante, für „schmecken" und „riechen" gleichzeitig gebrauchte Wort) „wurde, brechte man dan des gewandes, dor inne er gemort wer worden, das selbe solte auch zeichen haben, das er dor inne gemort were, so mag man darüber richten, gleicher weise, als über den toten man selbes." Hier ist jedoch immer noch das Kleid des Todten nur als Ausnahme, und also als der regelmäßige Fall das Vorführen des ganzen Leichnams vor Gericht hingestellt, wenn nur die vorschreitende Verwesung dies nicht unmöglich macht. Anders schon in den folgenden Weisthümern, in denen das Kleid statt des Todten als die

Regel scheint hingestellt werden zu sollen, und dafür eine feierliche Todtenschau eingeführt oder angeordnet wird. So in dem Weisthum zu Rhense (Königsstuhl!) von 1459 (Bd. III. S. 779) (das „Kleyd, das da blodig" ist), und in dem Weisthum zu Coblenz von 1459 (Bd. III. S. 828), in welch' letzterem wir die feierlichen Handlungen der Mordanklage fast dramatisch dargestellt sehen: „Da beschrüwen sy denn morder und zogen uss dry bloisser schwertt und sagtenn jrem vürsprecher na und rieffenn: waiffen (Waffen), waiffen, waiffenn ober den morder, der diesen mann und gudenn fründt ermort haitt unnd vonn dem leben zu dem dode bracht hait, und damit mynen hern vonn Trier unnd der stade frieden gebroichen hait!" — Nachdem diese feierliche Anklageformel noch zweimal wiederholt ist, folgt die Anordnung der Aufbewahrung von des Todten Kleidern, und dann heißt es zum Schluß: „Da das alles geschiet was, do dethingten myns gnedigen herren dienern vonn Trier, dry dage unnd sechs weichen uff den morder. Do die zyte umbe was, do wieste (urtheilte) das gericht ober den morder, und wiesten gode die seele, dem heren das gutt (also auch Vermögens-Konfiskation), denn kräen das fleyss, dem gericht das wette" (Gerichtskosten). Allerdings erscheint auch noch im 16. Jahrhundert der Leichnam des Erschlagenen selbst als das Attribut des Anklägers, zugleich mit der Festsetzung civil- bezw. erbrechtlicher Folgen für den Fall, ob die Verwandten ihrer Pflicht, den Erschlagenen zu „rächen", nachkommen, oder ihre Erfüllung der Obrigkeit überlassen — so daß also neben dem reinen Anklageverfahren schon ein amtliches als subsidiär vorhanden erscheint.

Diesen schreckhaften Symbolen des Strafrechts stehen manche ebenso eigenthümliche des damit zusammenhängenden Asylrechts als freundlicheres Bild gegenüber. Wenn wir uns aus dem Vorstehenden erinnern, wie die Verfolgung des Todtschlags oder Mordes in einer Anfangs fast ausschließlichen Weise der

privaten Verfolgung seitens des Erschlagenen „Freundschaft“ überlassen blieb — eine Einrichtung, deren unheilvolle Folgen für das Rechtsleben theilweise aus noch unserer Zeit Paul Frauenstädt in diesen Heften (Neue Folge, I. Serie, Heft 10: Die Todtschlagsühne) ausführlich geschildert hat —, so muß es uns doppelt befremden, wenn die staatliche Gesetzgebung sogar Schutz gegen eine solche Verfolgung dem muthmaßlichen Thäter zu gewähren versuchte. Vor Allem war dieses Asylrecht den meisten Klöstern und Stiftern verliehen. Gewiß entsprang dies einem Gefühl der Menschlichkeit, vor dem aber unsere ganze heutige Anschauung weit entfernt ist, es den Organen der Rechtspflege gesetzlich zur Pflicht zu machen. Aber damals mußte derselbe Abt, welcher unter Umständen das Gericht über den Missethäter hegen lassen mußte, auf Anrufen desselben ihn mit der Familie des Getödteten auszusöhnen, und, wenn dies nicht gelang, ihm fortzuhelfen suchen. Weisthum zu Dürkheim (a./d. Hardt, Rheinpfalz) von 1550 Bd. I. S. 784. Und zwar ist hier das Wahrzeichen, welches den Flüchtling als einen unter dem Schutze des Klosters stehenden vor der Blutrache fliehenden kennzeichnet, zwei silberweiße Schilde, die ihm der Abt nebst je einem Stück von jeder landesüblichen Münzsorte mitgeben soll, um ihn bis ans Meer schaffen zu lassen. Gewiß sicherten diese eigenthümlichen Symbole dem so Fortziehenden auf dem langen und beschwerlichen Wege dann ebenmäßig Schutz und Unterkunft in jedem der zahlreichen Klöster und Asylstätten, welche er auf diesem Wege dann aufsuchen mußte. Von den Klöstern selbst wurde dieses Asylrecht dann aber auf manche ihnen gehörige Meierhöfe übertragen. Die Ausübung desselben mochte nun oft eine erhebliche Last für die Bewohner desselben in sich schließen — abgesehen davon, daß es auch gewiß nicht angenehm war, mit einem so unheimlichen Fremdling zu hausen, dem der Bluträcher auf den Fersen war. Diese Verpflichtung

mußte daher ihre Grenzen haben, und sie wurde zeitlich beschränkt: meist auf sechs Wochen und drei Tage, aber auch nur auf drei Tage oder gar nur einen Tag und eine Nacht (W. zu Besch a. d. Mosel von 1541, II. 249). Die Bestimmung dieser Frist hat aber nicht die Bedeutung, daß nach Ablauf derselben der Schutzsuchende ohne Weiteres hinausgestoßen werden könnte, sondern nur, daß er durch ein Erneuerungs-Symbol den Schutz jedesmal von Neuem nachsuchen, und dadurch gewissermaßen zu erkennen geben muß, daß er nicht von einem Rechte, sondern nur der Gnade des Aufenthalts Gebrauch machen darf. Er muß entweder drei Schritte aus dem Hofe herausmachen (W. zu Fellenich von 1581, III. 790), oder gar nur einen, oder endlich nur den Fuß „ußwendig der hoff stellen". Gleichzeitig mochten diese symbolischen Handlungen auch den rechtlichen Zweck verfolgen und erfüllen, den möglicherweise oft sehr lange dauernden Aufenthalt eines solchen Flüchtlings an der Asylstätte aller der Folgen zu entkleiden, welche das Recht so häufig an die blose Thatsache des längeren Aufenthalts an einem Orte knüpft (Heimathrecht).

Wenn wir so den eines Verbrechens gegen seines Nächsten Leben Verdächtigen einen durch Symbole befestigten und erneuerten Schutz genießen sehen, so giebt es aber auch solche zum Schutze des in seinem eigenen Hause meuchlerisch Ueberfallenen, welche zugleich den Beweis liefern, daß es für solche Fälle doch auch sehr frühe eine Verfolgung von Obrigkeitswegen und also in einer solchen eine gewisse staatliche Anerkennung des: My house is my castle gegeben haben muß. Wenn nämlich Jemand in seinem eigenen Hause überfallen wird, es gelingt ihm aber, den Angreifer zu vertreiben, so soll dieser wegen Mordes auf die Anklage des Ueberfallenen hin bestraft werden. Natürlich bedarf es dazu des Beweises für den Ueberfall, und es wird zunächst als Regel aufgestellt, daß der so

Angegriffene sein „Hausgesinde“ als „gezügen“ bringe. Da nun aber solche Fälle naturgemäß häufig nicht die Möglichkeit bieten werden, sich Augenzeugen dafür zu verschaffen, so soll dann in solchem Falle der Ankläger vor Gericht mit drei Halmen von seinem Dache und einem Hausthier — zunächst einem Hunde, und besitzt er solchen nicht, mit einer Katze — erscheinen. Bei Beobachtung dieser symbolischen Förmlichkeit wird ihm der processuale Vortheil zugesichert, daß er den Angeklagten durch seinen Eid überführen kann — nicht also diesem, wie sonst im gewöhnlichen damaligen Verfahren, der Reinigungseid zusteht. Weisthum von Liestal (Canton Bern) von 1411 (Bd. IV. S. 470). Dasselbe symbolische Verfahren hat er auch — wie wir aus der Fassung der ganzen Stelle schließen müssen — zu beobachten, wenn er seinerseits den Hausfriedensbrecher niedergeschlagen hat; es dient dann also zur Feststellung des Falles der Nothwehr, und es wird ausdrücklich diese dann auch als den Thatbestand des Todtschlages ausschließend anerkannt: „sticht oder schlecht aber der, der zu husse gesucht wird, den zu Tode, der in suchet, der bessert nützit“ (der bessert Nichts, das heißt, hat keine „Besserung“ = Buße, Wehrgeld zu bezahlen). Die drei Halme und das Hausthier deuten hier so unverkennbar auf die Heiligkeit und den Schutz des häuslichen Heerdes hin, daß der besondere Schutz der gerade diesem durch die Beobachtungen gewisser symbolischer Förmlichkeiten gewährt werden soll, wohl gerechtfertigt erscheint.

Auch sonst erscheint der Halm oder ein aus solchen gewundenes Strohseil in der Strafrechtspflege, und zwar da, wo es sich darum handelt, einen ergriffenen Missethäter an den zu seiner Bestrafung zuständigen Gerichtsherrn abzuliefern. Wenn dieser sich in der Abholung lässig zeigt, so wird nach gehöriger Ansage der Missethäter nur mit einem Halm oder Strohseil (also nur pro forma) gefesselt an den Abholungsort geführt und

dort seinem Schicksale überlassen. Dieses Symbol ist kennzeichnend für den oft gewiß sehr wenig vorhandenen Eifer der vielen kleinen Gerichtsherrn, die kostspielige Strafrechtspflege auszuüben.

Wenden wir uns nun wieder zu den Symbolen des bürgerlichen Rechts.

Wenn wegen nicht gezahlten Pachtzinses um „die bestimbte zeit auf s. Catharinatag" dem Pächter, der in diesem Falle „über des meiers willen stehet", die Exmission angekündigt werden soll, dann hat der Meier mit zwei Zeugen dem Pächter das „dinghofgut" drei mal zu „verbieten". Bei jedem dieser drei Kündigungen soll der Meier, wenn das Grundstück ein „reebacker" ist, einen Rebenstock aushauen; ist es aber ein Feldstück, so soll er „mit der Rodehaue jedesmal eine Grube darauf aushauen. Diese drei symbolischen Handlungen müssen je 14 Tage auseinander liegen, und so hat der Pächter noch sechs Wochen Zeit, den rückständigen Zins „und costen" zu bezahlen und sich dadurch das Gut zu erhalten; andernfalls hat er es verloren. (W. zu Neupartheim im Unter-Elsaß § 9. V. S. 459.) In dem W. zu Carden an der Mosel (II. S. 451) wird das Exmissionsrecht aus dem „verliehenen" Land der Grundherrschaft auch in dem Falle gewährt, wenn einer die Güter „nit im gewöhnlichen Bau hielte oder wüst liegen ließ". Hier beträgt die Frist aber 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tage, und der Grundherr verkündet symbolisch die Austreibung durch Auflegen eines Messers oder Schlüssels auf den Tisch. Diese Symbole vertreten und ersetzen hier also den ganzen heutigen Civilprozeß für solche Fälle.

Wir haben schon verschiedenfach die Dreizahl bei den Symbolen und symbolischen Handlungen eine erhebliche Rolle spielen sehen; eine ganze Reihe von Symbolen knüpft sich nun an den dreibeinigen (dreistemplichten) Stuhl und zunächst auch an einen dreibeinigen Tisch. Ein solcher soll bei dem immerhin recht

verwickelten Geschäft der Pachtrückgewähr in einer eigenthümlichen Weise verwendet werden. Dieser Schlußakt eines Pachtverhältnisses, bei welchem die Berechnung etwaiger dem Pächter zu vergütender Verbesserungen des Grundstücks während seiner Pachtzeit oder der von ihm zu vertretenden Verschlechterungen beiderseits vollzogen wird, bildet einen der wichtigsten Punkte der bäuerlichen und ländlichen Rechtsverhältnisse überhaupt. Unter den in neuester Zeit so vielbesprochenen Beschwerden der irischen tenants gegen die Landlords bildete der Umstand, daß ersteren nach dem erst durch die letzte Landbill geänderten früheren rechtlichen Zustande ein solcher Anspruch auf Vergütung für aufgewendete Verbesserungen gänzlich versagt war, einen der drei Hauptpunkte. Und Jeder, der bei uns in Deutschland, sei es als Verpächter und Pächter, sei es als gerichtlicher Beamter, bei einem solchen Akte betheiligt gewesen ist, weiß, eine wie zahlreiche Menge der verwickeltsten Streitpunkte über That- und Rechtsfragen hierbei zur Sprache zu kommen pflegen. Die Weisung des Gerichts zu Alten-Haslau von 1461 (III. S. 477) verordnet nun, daß diese Verhandlungen und insbesondere die Auszahlung der dabei sich ergebenden Summen auf einem Tisch mit drei Beinen geführt werde, von denen zwei außerhalb und eins innerhalb der Schwelle des Hauses zu stehen kommen. „Auf solchem tisch soll der hof- oder pfachtherr ihm (dem Pächter) das geld vor die eingebrachte besserung zahlen, so hoch solches geachtet worden, wenn das geschehen ist, so soll er denn sein gut einrämen, das es eingeräumet sey drey tag vor s. Peterstage, das bedeuten die zwey beine auswendig der schwellen.“ In dieser letzteren Bemerkung wird eben nur mit der bekannten humoristischen Wendung des altdeutschen Rechts der Dreizahl der Tischbeine die Bedeutung beigelegt, daß die Rückgewähr des Pachtgutes drei Tage vor dem bestimmten Heiligentage, der gewohnheitsrechtlich als passender Anfangs- und Endpunkt

der Pacht galt, geschehen sein müsse. Bedenkt man aber, daß bei der Stellung des Verhandlungstisches gerade auf der Schwelle der offenen Hausthür naturgemäß die eine Partei vor, die andern hinter demselben ihre Stellung haben mußte, so sieht man wohl ein, welche Wirkung die Beobachtung dieses Symbols für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Würde bei diesem gerichtlichen Akte haben mußte. — Die ländlichen Besitz- und Eigenthumsverhältnisse sind überhaupt reich an Symbolen. So soll der, welcher nach langer Abwesenheit wiederkehrend sein Gut im Besitze eines Andern findet und es wieder in Anspruch nehmen will (was ihm innerhalb 1 Tag und 100 Jahren erlaubt sein soll), nur mit einem Schuh bekleidet, während er den anderen in der Hand trägt, erst zu dem Zinsmeister, dann zu dem „Herrn" und endlich zu dem „amptmann" gehen — „damit ihm sein recht werde". (Verkündung der gerechtsame des klosters Reichenbach und der herrschaft Loßberg — im Schwarzwald — vom J. 1477, abschrift von 1513.) Nach demselben Weisthum sollen die Nachbarn eines frei gewordenen Gutes, welche von dem ihnen zustehenden Verkaufsrecht keinen Gebrauch machen wollen, dies dadurch kundgeben, daß sie dem Zinsmeister einen Pfennig auf die „Ueberthür" legen und dann wieder „hinter sich hinaus gehen". Eins der verbreitetsten Symbole für den Verkauf und die Vererbung von Grundstücken ist der Halm, und es liegt ja nahe, in diesem Haupterzeugniß des Grund und Bodens die Verkörperung desselben zu sehen. „Mit Halm und Mund" verkaufen oder „vererben" ist die feierliche Verlautbarung einer Grundstücksübertragung vor dem zuständigen Dorfgericht, und also das unmittelbare Vorbild z. B. für die in der Preußischen Grundbuchordnung wieder geschaffene „Auflassung". So in dem Weisthum von Eldenborn und Falschfeld (a. d. Saar) von 1564, von Liebenstein, Geispolzheim (Unterelsaß), Bleidenstatt (bei Wiesbaden) u. a. In letzterem

wird die Wirksamkeit des Symbols ausdrücklich auch auf das Erbrecht ausgedehnt, „und wie man den unerben erbet, so soll man den erben enterben mit halm und mit munde“: also eine gültige Art, die Enterbung auszusprechen. Der Akt wird auch bezeichnet: „dem keuffer daz guet mit halm undt munde vorm gericht auftragen“. (W. zu Kieselbach im Hundsrück von 1549.) Bei mehreren Weisthümern aus der Gegend um Kloster Prüm findet sich die Bezeichnung „übertragen mit Halm und Mund“, hier mit der Bestimmung eines Draufgeldes von vierzig Pfennig. Und wenn die Frau des Verkäufers mit Kindern bei diesem Akte zugegen ist, so soll der Käufer „dero kindt jedem ein vierzigkpfennig geben und der frauwen auch einen in den boesen (Busen) stecken, auſs dieser ursachen, ob künftigklich sie mehr kinder gebieren würde, daß dieselbe auch verziegen (40 scil. pfennig) haben“. (W. zu Niederprüm 1576.) Im W. zu Weidenbach wird der Akt ausführlicher so dargestellt, daß der „Verkäufer dem Schultheißen „den“ Halm giebt: „so soll der käufer kommen und des halms begeren, daß in das gericht insetze, wie im gericht recht ist“. In anderen Weisthümern wird das Einsetzen des neuen Eigenthümers durch den Halm auch auf Fälle außerhalb des Kaufs, also auf Uebergang im reinen Intestaterbrecht ausgedehnt.

In allen diesen Fällen ist aber noch die gewiß ursprüngliche und in sehr alte Zeiten zurückreichende Bedeutung der blosen Uebergabe des Grundstücks — wobei der Halm die Rolle des Theils für das Ganze spielt — unverkennbar und auch unverwischt. Es ist nicht ohne Reiz, auch an diesem Symbol zu verfolgen, wie allmählich der, wie oben bemerkt, das ganze Staats- und Rechtsleben des Mittelalters beherrschende Lehnsgedanke auch hier an die Stelle der einfachen Kauf- und Uebergabe-Verlautbarung sich eindrängte. In dem W. zu Breisig (zwischen Eifel und Rhein 1546) heißt es schon von einem solchen Kaufe: „Daruff ime der schulteiſs von der hoffherrn wegen mit

überlieferung eines strohalms oder rutgen (kleine Ruthe) das gut verleihen und den eidt von ime nemen soll“ (derselbe Homagial-Eid also, der, freilich nur bei Rittergütern, noch in diesem Jahrhundert in Preußen von dem Käufer geleistet werden mußte). Hier haben wir die Lehensform schon vollständig ausgebildet, und die scheinbar nebensächliche Ersetzung des Strohhalms durch das „Rüthchen“ hilft die einfache Bedeutung des blosen Uebergabe-Symbols verdecken und weist diesem anspruchslosen Bodenerzeugniß dieselbe Rolle zu, welche die Fahne, das Schwert, das Scepter bei den großen Thron-, Ritter- und Bischofs-Belehnungen spielte. Und so finden wir denn auch das direkte Wort „belehnen“ bei dem ganz gleichen Akte des Verkaufs in dem W. zu Deutz (bei Cöln) von 1386. (III. S. 5.)

Der Halm wird aber auch geradezu zur Verlautbarung letztwilliger Verfügungen angewendet. So in dem Weisthum: Wie zu Hofstätten (in Franken) Eheleute ihre Habe sich vermachen. 1509. Hier übergeben beide Eheleute, nachdem sie zum dritten Male vor dem Gericht erschienen sind, mit Hand, Halm und Mund dem Schultheiß ihre Habe und ihre Güter, und dieser „beleihet“ sie auf ihr Gesuch wieder damit, was dann die Wirkung eines wechselseitigen Testaments hat „ydoch on schaden an iren rechten unserem gnedigen hern von Rieneck und dem prior (Anastasio zu Schonrein).“ — Statt der Hand tritt zu dem Halm auch wohl das Holz: mit holz und halm (W. zu Ulflingen in Luxemburg von 1575) — sicherlich das erstere ebenso als Symbolisirung der auf dem Grundstücke stehenden Gebäude gemeint, wie das Theilchen der Feldfrucht als die des Landes. In diesem Falle tritt auch wieder die erbrechtliche Bedeutung hervor, indem die Gerichtsleute nach einem Abkommen zwischen dem aus dem Hofe ausziehenden und dem darin verbleibenden Kinde dem letzteren den Halm übergeben. Und ganz deutlich werden wir an unsere heutige ländliche Testa-

mentserrichtung erinnert, bei welcher ja naturgemäß die Berechtigung zur Uebernahme des Grundstücks die wichtigste Stelle ist, wenn in dem Hofrecht zu Kelz (in der Eifel, Bd. VI. S. 678) die Erwartung ausgesprochen ist, daß die Hofesleut bei Tag und bei Nacht einen willigen Schultheiß finden werden, wenn ein Hofmann krank oder siech wäre, und ließe sich führen oder leiten auf des Schultheißen Hof, „da die gueder vererbt oder enterbt werden", und sich dort nur auf die Erde bückte und einen Halm von den dort liegenden aufnähme, „und laugt dem schultes den und übergiebt sein guit, so soll der schultes denselbigen halm annemen" und damit soll die Gutsübertragung ausgesprochen sein. Sogar auch zur Uebertragung des blosen Pachtrechts an einem Grundstücke soll der Halm in dieser Weise verwendet werden. W. zu Hambach (Bd. VI. S. 591. § 3). Wir müssen hier sicherlich an die im Eingange unserer Darstellung hervorgehobene Bestimmung des Symbols denken, als Ersatz der damals naturgemäß von der ungeheuern Masse des Volkes nicht zu erwartenden Schriftlichkeit einzutreten. Selbst bei den weitaus meisten Schultheißen, wenn nicht bei allen, würde man diese Kunst wohl vergeblich gesucht haben. Der Gebrauch des Symbols bei so wichtigen Rechtsgeschäften diente also unzweifelhaft als wichtiges Unterstützungsmittel des Gedächtnisses bei der die Erklärung entgegennehmenden Gerichtsperson ebenso sehr, wie zur Feststellung des unzweifelhaft zu stande gekommenen Willensausdrucks des oder der Betheiligten. Ein anderes eigenthümliches Symbol für eine solche Uebergabe auf dem „totpett" (Todtenbette) findet sich dagegen in dem Weisthum zu Pfronten (in Schwaben) von 1459 (Bd. VI. S. 298, § 12): Wenn Jemand wegen Krankheit an das „Vogtsting" nicht kommen kann, so soll er eine Kerze in die eine Hand nehmen und mit der andern (also vermuthlich hier auch durch den als selbstverständlich, nur nicht besonders erwähnten Halm) „sein Gut

geben, wenn es sein kann". — Endlich tritt der Halm, um mit diesem abzuschließen, in einer Art, die wieder durchaus an den Begriff der Belehrung erinnert, auf bei dem so verbreiteten Rechtsinstitut des herrschaftlichen Bannweins. Darunter ist bekanntlich das Recht der Herrschaft zu verstehen, selbstgezogenen Wein während bestimmter Zeiten so auszuschenken, daß die Huber (die Hofeleute) ihn für ihn Geld trinken müssen.[1] Nachdem Weisthum zu Hottenbach (in der preuß. Rheinprovinz) geht die Verpflichtung, dieses Fuder Bannwein für Rechnung der Herrschaft auszuschenken, von einem „Lehenhof" auf den andern; wer nun dazu an der Reihe ist, den soll der Schultheiß, wenn die Zeit da ist, zu sich rufen, und ihm „den halm bietten und den wein damit lieffern; und langt er den halm, so soll er den wein schenckhen; ist es ihme aber nit gelegen, so mag er sich das jahr gelosen mit VI schill. heller". Auch der zweite hat noch dies Recht; der dritte aber muß den Halm, und damit die Verpflichtung des Weinschanks auf sich nehmen. — In welch' inniger Beziehung das Symbol überhaupt zur späteren Schriftlichkeit steht, wie oben angedeutet wurde, das sehen wir übrigens an dem Worte „Urkunde" selbst. In den alten Quellen, welche wir hier behandeln, liegt diesem Worte die Bedeutung einer schriftlichen Abfassung ursprünglich durchaus fern. Es bedeutet vielmehr ganz wörtlich: Ur-Kunde geben, d. h. ein Zeugniß von solchen Leuten, welche bei der ursprünglichen Errichtung und Entstehung eines Rechtsverhältnisses zugegen gewesen sind. Zur Feststellung dieses „Gezeugnisses" diente dann häufig ein Symbol, und zwar in den elsässischen und rheinischen Quellen

[1] Aus diesem von den Herrschaften gewiß mit Vorliebe gepflegten und bei der Verpflanzung deutscher Kolonisten nach dem Norden und Osten deshalb gewiß mit verpflanzten Institut erklärt sich wohl auch zum großen Theil der Betrieb des Weinbaus in so ganz ungeeigneten Gegenden, wie Meißen, die Mark, die Lausitz u. a.

mit Vorliebe das angenehme und erfreuliche des Weintrinkens nach Lieferung des Verpflichteten. Bei allen Besitz und Pachtveränderungen, bei Säumnissen in der Zahlung des Pachtzinses, um diese wieder gut zu machen, hat der Pächter für den „Meier" und die Schöffen Wein zu liefern, welchen diese „zur urkundt" trinken. In dem Weisthum zu Treyssen von 1526 (wahrscheinlich ein solcher der vielen Orte dieses oder jetzt ähnlichen Namens, bei welchem kein Wein wuchs) ist aber statt Wein in einem solchen Falle ein Huhn zu liefern; und von diesem heißt es dann ausdrücklich: „deß soll er mit ihm pringen ein huen, das soll sein urkund sein". Auch die in allen Stellen, in denen dieses Wort vorkommt, gebrauchten Verbindungen: Urkund werfen (am häufigsten, wobei meist eine Strafe in Wein bestimmt wird), Urkunde bringen, tragen, Urkunde nehmen und geben, deuten klar darauf hin, daß damit eine Handlung, das Geben einer Buße, des Strafweins für gewisse Personen, nicht aber eine schriftliche Aufzeichnung gemeint war. Diese letztere Bedeutung, für welche die alten Quellen das lateinische Wort instrumentum anzuwenden pflegen, hat „Urkunde" erst dadurch erhalten, daß nun bei Aufnahme von Schriftstücken über solche rechtlich bedeutsamen Akte Diejenigen, welche als Zeugen oder Solennitätspersonen dabei mitgewirkt hatten, „zu urkundt dessen" ihren Namen darunter setzten. Und so hat dieses Wort allmählich, als man der Bedeutung des eigentlichen Vorganges sich nicht mehr bewußt war, angefangen, das Schriftstück selbst zu bezeichnen.

Neben diesen für das gemeine bürgerliche Recht der ländlichen Bevölkerung unter sich wichtigen kommen nun aber auch in dem Verhältniß zur Herrschaft Symbole vor, welche uns auf die grauenhaften Härten hinzuweisen scheinen, die mit Ursache zu dem großen Bauernkriege im 16. Jahrhundert gewesen sein mögen. So wird in dem Weisthum zu Gartzem (zwischen Zülpich und Münstereifel) bestimmt, daß, welcher Unterthan

meinem gnädigen Herrn zu Blanckenheim die Weißpacht „vorenthalten würde" (also nicht zahlen kann), ein Seil um seinen Hals henken und damit gen Blanckenheim gehen soll; „alßdan sollen sr. gn. macht haben, inen zu hencken oder ledig zu geben." Also für eine einfache Pachtsäumniß die Befugniß des „Lehnsherrn", die Todesstrafe zu verhängen! Allerdings fehlt dann neben dieser Peitsche auch das Zuckerbrot nicht. Natürlich besteht es in Wein; und die Menge desselben wird hier wiederum durch ein, allerdings uneigentliches Symbol bestimmt, d. h. durch eine mit einem bestimmten Gegenstand vorzunehmende Handlung, welche lediglich den praktischen Zweck einer Maßbestimmung hat. „Item, wannhe sie, die underthonen, den weißpacht auff Bl. brengen, so weiset der scheffen, das ein groen radt (Rad aus grünem, d. h. frischem Holze) mit groenen Speichen durchstochen, soll in ein fewer gelegt, und so langh biß das radt zu eschen (Asche) verbrannt würd, soll m. gn. h. zu Bl. inen essen und guthen wein zu drincken geben. Auch folgenden tags die sopp (Suppe, d. h. Morgensuppe, also Frühstück), und soll vurc den pferden, wan sie hinwegziehen sollen, ein finger lieds (ein Fingerglied) dick haber liegen bleiben." Freilich folgt der Vorschrift dieser reichlichen Bewirthung noch die Mahnung: „da aber einicher sich ungepürlich halten und mher zu sich nehmen, dan er wurdt tragen können, der soll die gantze köften zu bezalen schuldig sein."

Eines der wichtigsten Herrschaftsrechte im Civilrecht ist bekanntlich die sog. Kürmiete (in zahllosen Varianten auch Kurmoet, Kormet und auch Besthauptrecht, Todfallsrecht genannt), d. h. das Erbrecht der Herrschaft bei jedem Todesfall an einem Stücke von jeder verschiedenen Thierart oder überhaupt Inventarienklasse. Die Anerkennung dieses Rechts der Herrschaft ist fast in jedem Weisthum enthalten; allein dieselben lassen zwei verschiedene Rechtssysteme in dieser Beziehung unterscheiden; nach dem einen steht in erster Linie der Wittwe des Ver-

storbenen das sog. Besthauptrecht zu; d. h. sie kann zuerst von jeder Art und Klasse das erste, bezw. beste Stück sich vorweg nehmen, und dann erst übt die Herrschaft ihr Wahlrecht der Kürmiete aus. Es läßt sich leicht begreifen, einmal, daß dieses Recht unter Umständen von sehr erheblichem wirthschaftlichen Nutzen für die Herrschaft sein konnte, und dann, daß es in einer weit überwiegenden Zahl von Fällen nur ganz ärmliche Erträgnisse lieferte. Bei der hervorragenden Wichtigkeit aber, welche die mittelalterliche Rechtsanschauung der ununterbrochenen gleichmäßigen und durch keinen Ausnahmefall gestörten Rechtsübung beilegte, mußte man allerdings, wollte man das Recht überhaupt erhalten, auch die kleineren, und selbst ganz ertraglosen Fälle „mitnehmen". Und hier bot sich nun ganz natürlich das Symbol zur Vermittlung des starren Rechts mit den Gefühlen der Vernunft und der Menschlichkeit. Am meisten entspricht diesen z. B. das Weisthum der Herrschaft Rieneck (in Franken, Mündung der Saale in den Main) von 1380: hier soll, aber nur in einem bestimmten Falle, der Freibote, also der herrschaftliche Gerichtsdiener, das Besthaupt aus dem Stalle ziehen, aber zu der einen Thür aus- und zu der andern wieder einführen und es dem jüngsten Kinde geben; dieses demselben so gewissermaßen durch Gnade der Herrschaft zugefallene „Besthaupt" soll dann auch für Schulden des Erblassers nicht mehr verhaftet sein und dem Kinde bleiben, ja auch beim Todesfalle desselben auf seine Geschwister oder sonstigen Erben übergehen und erst, wenn keine solche da sind, dem Herrn v. Rieneck zufallen. Freilich gilt dieser Fall nur bei einer „gemischten" Ehe, d. h. wenn ein Freier eine Unfreie geheirathet und ein Kind mit ihr gehabt hat; in allen übrigen Fällen ist das Besthauptrecht der Herrschaft unbeschränkt. In dem Weisthum des Nalbacher Thals von 1532 findet sich über diese Frage auch der dreistemplige Stuhl als Wahrzeichen.

Die Fassung lautet zwar ganz schroff dahin, daß die gesammte fahrende Habe eines verstorbenen Hofmannes vor das Haus getragen werden und dann erst die Wittwe und dann der Grundherr das beste Stück herausnehmen sollen, und daß, wenn ein Mann so arm wäre und hätte nichts weiter als einen „Dreistempinstoel", auch dieser herausgetragen und hier erst die Wittwe einen Stempel und dann der Grundherr den anderen nehmen solle; wir dürfen aber aus der Fassung und dem Schlußpassus: „damit den grundtherrn ire herligkeit und gerechtigkeit behalten werde", wohl entnehmen, daß der elende dreibeinige Schemel hier nur das symbolische Opferthier war und der ärmliche Nachlaß der Wittwe blieb. Dieselbe Rolle spielt der „dreystickliche stoll" in dem W. von Udern, welches einem Kloster und dem Herzog von Lothringen gemeinschaftlich gehörte, zu Rapwiler am Hochwald (W. von 1547) und zu Gräfrath von 1615, eine ähnliche in dem zu Roxheim (im Hundsrück). Ein Nachklang der in frühester Zeit den „Ministerialen" verliehenen Vorrechte wohl ist es, wenn in diesem letzteren Weisthum von dem Besthauptrecht ausdrücklich folgende Kriegsrüstung ausgenommen wird: „War der man so höbig gewest in seinem leben und hett verlaßen nach seinem todt reißig pferdt, schwerdt, harnisch undt gezeug, das solte man nit nehmen zum besthaubt, undt das best darnach nehmen; ist das best darnach nit so gut, soll man doch das best kleidt nehmen, ist das best kleidt nicht so gut, so soll man einen dreybeinigen stul nemmen, uff daß uns. gn. herren ihr recht gehalten werde". Die Kriegsrüstung des „eigenen Mannes" fällt also keinenfalls der Herrschaft, sondern seiner Familie zu, und ersteres Erbrecht wird nur eventuell durch die Darbingung des auch in der ärmsten Haushaltung vorhandenen Schemels im Grundsatz anerkannt und gewahrt. In den „Rechte der Abtei Einsiedeln" (zu Reichenburg, Kanton Schwyz, von 1464) tritt an Stelle dieses Sche-

mels sogar nur der rechte Schuh des Verstorbenen. Die rein symbolische Bedeutung tritt hier in der Werthlosigkeit nur einen Schuhes deutlich hervor. Den äußersten Grad von Werthlosigkeit erreicht aber das in dem oben erwähnten W. zu Gräfrath und dem zu Meisburg (in der Eifel, vom Jahre 1594) vorgeschriebene Symbol: Hier hat die Wittib die erste Wahl unter den den Viehstücken, und wenn dann für die Herrschaft überhaupt keins mehr da ist, soll sie ein Geschirr nehmen, damit vor die Thür gehen und mit dem Geschirr einen Klang machen, „vors kormet (Kürmiete), zum erkenntniß der kurmetz, damit soll der herr zufrieden sein.“ Das blose Anklopfen und Klingen an ein Geschirr stellt hier also das Erbtheil der Herrschaft dar — ganz ähnlich wie das Erbtheil des unehelichen Kindes nach andern altdeutschen Rechtsquellen nur durch den Klang oder Schatten irgend eines Dinges bezeichnet wird.

Wenn dieses letzte Symbol das reine abstrakte Erbrecht der Herrschaft ohne einen thatsächlichen Inhalt in dem gegebenen Falle darstellt, so haben wir auch andere Symbole von sehr schwerwiegender, thatsächlicher Bedeutung, z. B. bei dem Erbrecht des nächsten Nachbarn. In der Oeffnung von Wiesendangen (Kanton Zürich) von 1473 wird bestimmt, daß, wenn ein Mensch des gotzhuses (Klosters) Petershuisen „von tod abgieng, und deheinen (keinen) angebornen fründ verließ“, man einen Faden an des abgegangenen Menschen Herberg Thürnagel binden und den an des nächsten „Gotzhusmenschen“ (d. h. Kloster-Hörigen) Thür strecken soll; derselbe soll dann die Gotzhus-Güter erben, die der Abgestorbene verlassen hat, muß sie aber auch „vererbschatzen“ und dann schließlich noch seinerseits sich zu einer symbolischen Handlung bequemen: nämlich der beliebten des „Weinkaufgebens“: „ein fiertal des besten lantwins, so man zu Costentz oder zu Winterthur schenkt . . . und sol das lehen damit empfangen haben.“ (Bd. I. S. 141. 17.)

Wenn wir vom Erbrecht jetzt auf das Familienrecht übergehen, so finden wir hier ein Symbol, welches auf die allerdings durch die Rechtsgeschichte längst klar erwiesene ausschließliche frühere Geltung der rein bürgerlichen Eheschließung im Mittelalter vor der kirchlichen ein klares Licht wirft. In der Oeffnung des Zwinghofes zu Bünzen (Kanton Aargau) von 1568 heißt es: „Wenn zwo personen ônverdingt und ône hüratsberedung (also ohne ausdrückliche rechtliche Willenserklärung) sich mit einander verehelichend, ouch die en mit gewonlichem Kilchgang und hochzit becreftigend, so" ꝛc. (folgen Erbschaftsbestimmungen, welche eine vollständige gültige Ehe voraussetzen). Der nachträgliche Kirchgang und die „hochzit" sind also Symbole für die rechtgültig erfolgte Eheschließung, deren Kern lediglich in der gegenseitig vorhandenen Uebereinstimmung beider Parteien lag.

Ein Wahrzeichen, bei dessen Festsetzung sich die altdeutschen Bauernrechte von ihrer liebenswürdigsten Seite zeigen, ist das Abreißen des Kopfes eines von dem „armen Mann" der Herrschaft zu leistenden Fastnachtshuhnes, wenn des Ersteren Frau „Kindes inne liegt". Die Fastnachtshühner sind vielleicht dasjenige Recht der Herrschaft, welches am ausnahmslosesten und allgemeinsten verbreitet war. Und an zahlreichen Stellen findet sich hier aus den verschiedensten Gegenden die Bestimmung, daß der Vogt oder wer sonst diesen Fastnachtstribut einsammelt, da, wo eine Kindbetterin im Hause ist, nur den Kopf des Huhnes abzubrechen und als Wahrzeichen mitzunehmen, den Körper aber über die Schwelle des Hauses zurückzuwerfen hat. So verschaffte das Recht der Familie des „armen Mannes" für den Fall eines solchen, in diesen Kreisen damals gewiß wie heute oft nur so genannten „frohen Ereignisses" eine kräftigende Hühnersuppe, ohne den Familienvater mehr als gewöhnlich zu belasten (so z. B. Oeffnung von Tannegg und

Fischingen an der Murg 1432, W. zu Dommershausen im Hundsrück 1580, Rheingauer Landweisthum und Landrecht von 1324 u. a.). Auch in der Zeit, in welcher die Frau diesem „frohen Ereigniß“ erst entgegensieht, räumt ihr das Recht vielfach besondere Vorrechte ein und legt ihr dabei nur die Verpflichtung ob, durch eine bestimmte, in dieser Hinsicht ebenfalls wieder symbolische Handlung, oder in diesem Falle besser zu sagen, Haltung zu erkennen zu geben, daß sie nicht ein besonderes Recht in Anspruch nehmen, sondern von jener ausnahmsweisen Vergünstigung Gebrauch machen wolle. Die Fischerei ist nämlich fast überall der Grundherrschaft zugewiesen, aber wiederum an zahlreichen Stellen bestimmt, daß, die ein Kind trüge, in dem Bache fischen dürfe, aber — mit einem Fuß in dem Bache und dem andern auf dem Lande; „und darüber (anders) nith“ (z. B. zu Rommersheim von 1298 u. a.); zuweilen auch mit dem Zusatz: „des gelüstes wegen“ (W. zu Schontra in Thüringen aus dem 15. Jahrhundert).

An dieser Stelle ist nochmals der dreibeinige Stuhl zu erwähnen, als ein Symbol ebenfalls im Dienste der Menschlichkeit, im Gegensatz zu dem sonst so mächtigen Lehnrecht in der oben erwähnten, auf diese engen bäuerlichen Verhältnisse ausgedehnten Bedeutung. In der Hobsrolle zu Bramsel (bei Schwelm in Westfalen aus dem 16. Jahrhundert) heißt es: „Item wehr es sach, daß der richter so hart wehre, und ihnen nicht belehnen wolte mit seinem gut, er wehr gleichwoll ein rechtfolger, so soll er nemmen einen d r e i s t a h l i g e n stuehl und setten den in dat gerichte vor den richter und leggen up jedenn stahlen einen albus, und mitten up den stuhl einen albus, damit sall er so woll belehnet sein, als hette der richter ihn belehnet m i t h a n d u n d m u n d“ (letzteres auf die symbolischen Handlungen bei der Belehnung hindeutend). Es wurde also hier an Stelle der letzteren dem armen Lehnsmanne, den der

Richter vielleicht aus persönlichen Gründen nicht gern belehnen wollte, und für den es doch immerhin eine sehr schwierige und mißliche Sache gewesen wäre, gegen den Richter seiner Herrschaft dies auf einem Rechtswege erzwingen zu wollen, ein einfaches Mittel und Symbol an die Hand gegeben, sich selbst zu belehnen.

Es wird bei den oben erwähnten Fällen des Huhnes für die Kindbetterin nicht entgangen sein, daß hier das „Wahrzeichen" auch gleichzeitig in anderer Hinsicht die Stelle eines Beweisstückes vertritt, und also die symbolische Bedeutung sich mit einer praktisch-rechtlichen verbindet. Das Wahrzeichen ist hier und an vielen anderen Stellen, namentlich da, wo nur allgemein ein „Wahrzeichen" vorgeschrieben ist, ohne dasselbe näher und genau zu bezeichnen, in derselben Weise, wie z. B. das Pfandstück bei den außergerichtlichen Pfändungen bei Feld- und Forstfrevel gleichzeitig ein formeller Abschluß der Rechtshandlung und die Sicherung eines Beweismittels dafür, daß sie wirklich stattgefunden hat. In dieser Hinsicht grenzt seine Bedeutung sogar nahe an die des „corpus delicti". So wird z. B. in dem Pergtäding („Bergrechtssatzung") von Engersdorf bei Wien, dem Kloster Neuburg gegenüber, von 1575 in § 33 bestimmt, daß, wenn die Hüter der Feldmark eine Person ergriffen, die Birnen oder andere Früchte gestohlen hätte, sie dieselbe „mit dem warzaichen zu dem pergmaister (Bergmeister) antwortten" sollen; und nach dem Pantäding zu Wartenstein (Oesterreich) soll Derjenige, welcher ein Stück Vieh, weil er es „begriffen" hat im Schadenzufügen, gepfändet hat, dies den Eigenthümer wissen lassen. Dieser kann dann kommen „mit einem halben huefeisen oder einem alten stiefel und ihm das zu einem pfand geben, oder zu einem wahrzeichen, das er sich mit ihm wohl verglichen und vereiniget; so soll er ihm sein vieh treiben lassen". In der letzten Stelle kann es aller-

dings zweifelhaft sein, ob hier das zu einem Wahrzeichen gegebene halbe Hufeisen oder alter Stiefel nicht rein symbolisch in die Stelle des in Pfandhaft zu haltenden Stückes Vieh (Hufeisen-Pferd, Stiefel-Leder-Rind) hingegeben wird, um die für beide Theile lästige und keinem vortheilhafte Maßregel der Pfandeinstellung zu vermeiden; aber allerdings wird dann auch diesem Symbol die sonst naturgemäß dem gepfändeten Viehstück innewohnende Beweiskräftigkeit beigelegt werden müssen. Aehnlich heißt es auch in dem Weisthum der Bibrauer Mark (Maingegend, von 1385), daß kein Flurschütz einen „Austoßer lümunden noch rügen sol, er inhabe denn sein warezeichen".

Endlich findet sich aber noch ein eigenthümliches Symbol einer obrigkeitlichen Pfändung von Vieh: dies ist das Stecken einer Gerte in die Krippe „zu einem Wahrzeichen" (W. zu Hügelheim am Rhein Bd. VI. S. 507). Die Stelle ist nicht ganz klar, und es scheint sich dies Symbol auf Competenzstreitigkeiten zwischen dem Kloster zu Bläsin und dem Dinghof zu Hügelen zu beziehen.

Wie hier die Gerte, so erscheint an einem anderen Orte die Ruthe des Hirten als ein bestimmtes Wahrzeichen in einem allerdings ausschließlich durch besondere örtliche Verhältnisse bedingten Falle: in der Oeffnung von Töss, Kanton Zürich, von 1336. Wenn dem Gemeindehirten ein Stück Vieh abhanden kommt, so muß er dies dem Eigenthümer „by sonnenschin zu hus und hof verkünden", und trifft er ihn nicht zu Hause, seine Ruthe zum „Wortzeichen" an die Hausthüre stellen. Der Eigenthümer wird sich dann alsbald aufmachen, oder Boten senden, denen der Hirt dann drei Tage nach dem Stück Vieh suchen helfen muß. Versäumt der Hirte hierin etwas, und kann er von dem etwa verunglückten Stück Vieh „weder Zopf noch Zagel", d. h. irgend einen Körpertheil zum Wahrzeichen, daß es wirklich verunglückt ist und er danach gesucht hat, vor-

zeigen, so muß er es „nach bekäntniß biderber lüt", d. h. nach sachgemäßer Abschätzung bezahlen.

Wie in diesen Symbolen uralte Rechtsordnung bei einem Hirtenvolke, so ist ein Wahrzeichen der alten Ackerbau-Kultur vorhanden, in welchem sich die Scheu und Ehrfurcht vor den gesetzten Grenzzeichen ausspricht, in dem alten Zinsregister der Abtei Wadgassen von 1385 (Bd. II. S. 31 und 32). Wenn Jemand von Ungefähr einen Markstein mit dem Pfluge umackert, so soll er die Schar aus dem Pfluge lösen, mit derselben das Loch, in welchem der Markstein gestanden, wieder in Ordnung bringen und demnächst mit diesem Eisen den Markstein wieder an derselben Stelle einschlagen.

Eine fernere wichtige Seite in dem Rechtsverhältnisse der Grundherrschaft zu ihren „Lehnsleuten" sind natürlich die Zehnt- und Frohndienste, und auch bei diesen fehlt es nicht an Symbolen zu Gunsten des „armen Mannes", wie der Unterthan sehr häufig ohne jede Nebenbedeutung mit rein technischem Ausdrucke genannt wird. Nach den Urtheilen zu Sandwell[1] 1566—1585 hat der zehendmann das Recht, nachdem er gemäht und die Ernte zum Einfahren bereit gemacht hat, solches dem Zehendherrn anzusagen und die Aussonderung des Zehnten zu verlangen. Erscheint dieser dann nicht selbst oder durch Boten, so steigt der „zehendmann" auf das Rad des Erntewagens, ruft dreimal mit lauter Stimme „Zehendherr" und sondert dann unter Dazunahme zweier Zeugen je die zehnte Garbe selbst aus. Wenn man erwägt, von wie schwerwiegenden Nachtheilen in der Erntezeit, wo der schwergeplagte Landmann

[1] Grimm bemerkt dazu (Bd. III. S. 137), daß das Gaugericht zu Sandwell (auch Sandquell) 6 Stunden von Münster bei Horstmar, wo der Gaugraf seinen Sitz hatte, eines der ältesten und vornehmsten Westfalens und der übrigen Oberhof, also gewissermaßen das Berufungs-Gericht für das ganze alte Westfalen war.

mit jeder Minute zu geizen hat und jede Viertelstunde das allein günstige Wetter zum Einfahren umändern kann, eine in das Belieben oder die Laune des Zehntberechtigten gestellte Verzögerung sein kann, so versteht man die hohe praktische Bedeutung dieses landwirthschaftlich durchaus nöthigen Zwangssymbols[1] Und auch hier müssen wir wieder, wie oft, den hervorragend praktischen Sinn und Verständniß für die Bedürfnisse des wirklichen Lebens bewundern, der diesem altdeutschen Bauernrechte innewohnt.

Aehnlich ist es bei den Frohnfuhren nach dem Weisthum des Hofs Gondenbret (bei Prüm). Wenn der „gehoffman" mit seinem Wagen an der Mosel ist, und der Herr ist noch nicht bereit, so muß Ersterer eine bestimmte Zeit warten; ist die Herrschaft dann auch noch nicht bereit, so mag er an die Mosel gehen und dreimal mit seiner „Schnicke" (Peitsche) in die Mosel schnicken und dann heimfahren; „und damit seinen anger gequidt und bezahlt haben." Ebenso z. B. im W. zu Sellrich bei Prüm.

Wo diese Lasten in so billiger Weise der ungebührlichen Erschwerung durch Nachlässigkeit oder Laune der Herrschaft entzogen waren, da war dieses „Lehens"verhältniß gewiß kein unerträgliches. Obwohl wir es oft als Hörigkeit bezeichnen, so unterscheidet es sich doch von dem, was man gewöhnlich darunter versteht, auch dadurch, daß der „arm man" kein glebae adscriptus, kein an die Scholle Gefesselter ist. Das Recht der Freizügigkeit für ihn wird an manchen Stellen ausdrücklich an-

[1] Im heutigen Königreich Griechenland besteht der Naturalzehnte als Staatsabgabe bekanntlich noch, und Kenner der dortigen landwirthschaftlichen Verhältnisse bezeichnen es als den schwersten Nachtheil dieses schlechtesten aller Steuersysteme, daß der Landmann das Getreide auf dem Felde liegen lassen muß, bis es dem Ispraktor (Steuereintreiber) gefällt oder möglich ist, den Zehnten auszusondern. S. Adolf Bötticher: „Auf griechischen Landstraßen." Berlin 1883.

erkannt, und es findet sich hier wiederum ein Symbol, welches die Verpflichtung der Herrschaft, ihn ziehen zu lassen, ausdrückt. Nach dem W. zu Tetlingen (an der Saar) soll der Herr dem abziehenden „arm man" mit einen Knecht und einem Pferde forthelfen, und zum Wahrzeichen, daß dieser seine „gülte wol bezalt hatte," mit einem Fuß in dem Stegreif stehen und mit dem andern das Rad des Karrens helfen fort drücken, damit jener außer Landes komme. Allerdings nahm der „arme Mann" nur seine bewegliche Habe mit und mußte seine Hütte und Land, die ja dem „Lehensherrn" gehörte und ihm nur ge- bezw. beliehen war, im Stich lassen; aber er fand ja gewiß überall diese Bedingungen wieder und konnte so wenigstens ungehindert dem Triebe der menschlichen Natur nach Veränderungen folgen, indem er durch Wechsel der Herrschaft die Last seines Daseins gewissermaßen von einer Schulter auf die andere nahm.

Aber neben diesem Grundsatz der Freizügigkeit steht das der Gewerbefreiheit keineswegs. Fast alle Gewerbe sind privilegirt; oft ist ihnen gegen unbefugten Wettbewerb Selbsthülfe zugestanden, und in dem Weisthum von Königswinter z. B. von 1558 resp. 1617 (in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Bd. V. S. 204) wird diese Selbsthülfe wieder durch ein Symbol eingeleitet und sanktionirt: drei Schläge mit einem Stecken auf das Schiff, mit welchem in dem Bezirk der Königswinterer „nachener" ein Fremder unbefugt übergefahren ist, nach Fortnahme desselben durch den von den „nachenern" angerufenen Schultheißen des Kapitelhofes. Damit ist den privilegirten Schiffern dann das Recht gegeben, das Schiff auseinander zu schlagen und die Seitenwände desselben für sich zu behalten. Wie man sieht, eine sehr wirksame und summarische Verbindung von Klage, Urtheil und Vollstreckung. Selbst die Gerichtskostenfrage war gleich damit erledigt, welcher

Umstand gewiß auch dazu beitrug, den beschleunigten Gang des Rechts leicht erwirken zu können: der Schultheiß erhielt den Boden des Schiffes.

In ähnlicher Weise diente der Zapfen des Weinfasses zuweilen dem zum Schenken des Bannweins Berechtigten für die bei der Vertilgung des Bannweins — den der Wirth auch auf Borg zu geben verpflichtet wurde — gemachten Schulden zugleich als vollstreckbarer Schuldtitel und als Zwangsvollstreckungs-Autorisation (z. B. Dinghof zu Sandhofen im Elsaß).

Gegenüber diesem wahren, allerdings zeitlich begrenzten Wein- und Schenkmonopol sind es vorzugsweise die Kirchmeßtage, an denen an vielen Orten selbst der oben berührte Grundsatz des Gewerbezwanges in Bezug auf das Weinschenken durchbrochen wird. Während aber heute noch in Weingegenden am Rhein die Privathäuser, in welchen selbstgezogener Wein verschenkt wird, dies durch einen grünen Zweig über der Thüre andeuten, — wie dies auch z. B. in dem W. zu Weier (bei Bonn) ebenso bestimmt wird — finden wir auch umgekehrt z. B. in dem Weisthum von Flamersheim (Niederrhein) ein grünes Reis als Symbol des Nichtausschenkens. Bei dieser Kirmeß bestimmt nämlich die hohe Obrigkeit den Preis des Weines, natürlich nach Probe. „Und der scheffen sall den win aufthun vor einen ziemlichen pfenning, auf das der zapfer und der drinker beide zu dem ihren kommen.“ Wenn aber der Zapfer nun meinte, daß ihm zu nahe getreten werde, so „mag er den Wein zuschlagen, ein grün Reis auf seinen Wagen stecken und bei Sonnenschein aus unserer Herren Gebiet (hoheit) fahren“.

Der grüne Zweig findet sich noch in verschiedenen Bedeutungen als ein häufiges Symbol. So wird in einigen Schwarzwälder Weisthümern (Bd. I. S. 395) ein ländliches Gut „mit zwen Tübingern“ durch einen grünen Zweig aufgegeben (ähnlich wie oben mit dem Halm oder der Ruthe, und

in dem W. zu Luxem von 1544 mit einem Stück „ausgebrochener Erde“ in einem Gefäß). Naturgemäß ist aber der grüne Zweig eines der beliebtesten Symbole bei den den Wald betreffenden Rechten. Nach dem Hoferecht zu Tudorf (in Westfalen, von 1482) haben die Meier verschiedener Höfe zu gewissen Zeiten das Recht, zum Holzholen in den Wald zu fahren. Will aber ein Meier mehr als dreimal des Tages von diesem Rechte Gebrauch machen, so soll er einen Dornenzweig hinten in den Wagen stecken; thut er dies nicht, so mag man ihn pfänden. Offenbar hat hier das Jedermann sichtbare Wahrzeichen den Zweck, den Meier zu bescheidener Ausnutzung seiner diskretionären Befugnisse unter eine Art öffentlicher Aufsicht zu stellen. Denselben Zweck, ihn von übermäßiger Ausbeutung seines Rechts abzuhalten, verfolgt dann noch in derselben Stelle eine andere ihm zur Pflicht gemachte, nur in dieser Hinsicht wieder als symbolische zu verstehende Handlung, wenn er Holz in die Stadt fahren will. In diesem Falle, wenn er also Holz nicht zu seinem eigenen Bedarfe, sondern zum Erwerbe aus dem gemeinsamen Walde schlägt, muß er dasselbe erst auf seinen Hof fahren, dort abladen, und darf dann erst wieder es aufladen und fahren, wohin er will. Man könnte hier allerdings eine streng rechtlich-logische Satzung finden wollen: als sollte das Holz aus diesem Gemeindewalde erst durch Berühren des Bodens des Meierhofes Sondereigenthum desselben werden müssen, um dann erst zu den persönlichen Zwecken des Handels verwendet werden zu dürfen; aber solche Schlüsse liegen diesem Rechte an sich fern, und es sah wohl mehr auf den praktischen Zweck, durch eine gewisse Erschwerung von übermäßiger Ausnutzung eines Rechts abzuhalten. Also ein gewisses ethisch-erziehliches, dem altdeutschen Recht überhaupt nicht fremdes Moment liegt jedenfalls in dieser Handlung, mögen wir sie nun symbolisch, oder als eine logische Feinheit des Rechts auffassen.

In der Tudorfer Mark von 1480 werden die grünen Reiser aber ausdrücklich als Symbol bezeichnet, mittelst dessen der Gaugraf zu Schyreke, Richter des Bischofs von Paderborn, Einzelne in die „were" (Gewere-Besitz) von Theilen des genannten großen Forstes setzt. Ebenso wird nach dem Holting zu Münder (das heutige Münden zwischen Hannover und Hameln) der „Holtgreve" (Holzgraf) bestätigt durch den Abt zu Loccum oder den Bürgermeister von Münder dadurch, daß diese ihm einen grünen Eichenzweig in die Hand geben. Aehnlich sagt der Vogt zu Protiche (an der Untermosel), daß er Einem die Macht gebe, als ein „Heimbürger" zu sein, dadurch, daß er ihm einen Zweig in die Hand reiche.

Freilich würde in Bezug auf die Häufigkeit der symbolischen Anwendung bei Vergleich des grünen Zweiges mit dem dürren Stabe die biblische Redensart vollauf Anwendung finden. Der Stab ist unbedingt das häufigste, und vielleicht auch das wichtigste Symbol. Dadurch ist er aber, in dieser Hinsicht vielleicht nur mit dem Handschlage zu vergleichen, auch dasjenige Symbol, welches noch heute am allgemeinsten bekannt ist. Wir brechen heute noch den Stab — freilich nicht mehr in feierlicher Gerichtssitzung über den armen Sünder, worauf die Tische und Stühle des Gerichts umgeworfen werden und dasselbe sich alsbald in feierlichem Zuge zur Vollziehung des Urtheils zur Richtstätte, dem „Hochgericht" begiebt, sondern gewöhnlich nur bei Bier- und Kaffeegesellschaften figürlich über den lieben Nächsten — aber wir sind uns doch des Ursprungs und der früheren Bedeutung bewußt. Das Symbol ist, nachdem es seine Geltung verloren, in weiterer Abschwächung zur blosen Redefigur geworden. Wir wollen daher bezüglich dieses Symbols nur kurz bemerken, daß diese blutgerichtliche Bedeutung des Stabes in den alten Quellen fast ganz verschwindend zurücktritt gegen die öffentlich-rechtliche, staatsrechtliche Bedeutung

dieses Sinnbildes. Wir wissen ja, daß das königliche Attribut des Scepters nichts anderes ist, als der Stab, und daß dieser in erster Linie, bedeutend mehr und in umfassenderer Weise als das freilich auch hierzu dienende Schwert, das Symbol der gesammten Rechtspflege ist und seinen Träger als den Inhaber oder Vertreter der Justizhoheit bezeichnet.

So wird in dem W. zu Helfenswil (Kanton St. Gallen) aus dem 15. Jahrhundert die Zuständigkeitsfrage zwischen niederer und hoher Strafrechtspflege mit den Worten geordnet, daß bei gewöhnlichen Freveln und Bußen der Abt von Sankt Gallen richten soll; wenn aber die Sache das hohe Gericht berührt, d. h. wenn es um „blutende Wunden" geht, dann soll der Stab mit Recht aus den Händen des Amtmanns des Herrn von St. Gallen in die des (kaiserlichen) Vogts oder dessen Amtmannes gehen, der dann darüber richten soll. Und in dem W. zu Amorbach von 1395 heißt es, daß unseres gnädigen Herrn von Mainz (des Erzbischofs) Amtmann ist ein Besetzer und Einsetzer des Gerichts, und hat auch den Stab in in der Hand und ist Gebieter und Verbieter des Gerichts. (§ 4.) Und daß der Stab hier nicht nur als Redefigur, sondern wirklich vorhanden als Symbol gemeint ist, das sehen wir z. B. aus dem Jahrspruch im Hattgau (Unterelsaß) von 1490, wo in § 18 ausdrücklich verfügt wird, wenn das Gericht an an dem betreffenden Tage stattfindet, sollen die Büttel der Herren Stäbe öffentlich tragen, „damit man sieht, daß Gericht sein will". Die Stäbe haben also hier ganz die feierliche Bedeutung der fasces bei den römischen Litoren. Und in dem Ehhaftrecht zu Peitingau (in Bayern, am Lech) von 1435 heißt es bei der Erwähnung eines gewissen Kondominiums einer andern Herrschaft, daß die von Peytigo allein den Gerichtsstab führen soll. — Dagegen findet sich in dem Weisthum zu Romersheim von 1450 (Bd. V. S. 580, §§ 1 und 3) gerade auch ein Kon-

dominat in der Gerichtsbarkeit zwischen dem Abt von Prüm und dem Grafen von Schöneken durch einen feierlichen Akt sanktionirt, bei welchem ein Stab vorgetragen wird, welchen der Abt oben und Wilhem Graf von Vienenburg „als ein faid von Schöneken" unten anfaßt „und sonst Niemand mehr" zum Zeichen des Gerichts. Der Stab als Sinnbild der Gerichtsbarkeit wird so direkt zur Bezeichnung der räumlichen Ausdehnung der Herrschaftsrechte gebraucht. So fragt im Schöffenweisthum des Stifts U. L. Frauen zu Achen in Kesselheim von 1551 (Bd. VI. S. 613) den Schultheiß, wie weit der Stab gehe? und es folgt dann als Antwort die Beschreibung der Grenzen der Herrschaft. Der Stab gebührte immer dem höchsten der beim Gericht anwesenden Richter bezw. Vertreter des Gerichtsherrn. So heißt es z. B. im W. von Uffrieth (Elsaß) von 1528 in § 12: „Dieser Liechtemberger vogt solle auch an beiden gerichten Sesenheim und Geisenheim, so man gericht hat, bi u. gn. h. schultheiszen und scheffen sitzen mit sinen stab, den im u. gn. h. schultheis geben solle, und doch so soll er kein gebot oder verbot zu thün oder zu heiszen macht haben, sünder allein zuhören, ob unsers gn. h. schultheisz sin bedürft anzurüfen" ꝛc. Andererseits bestellt sich auch der abwesende oder sich entfernende Richter einen Stellvertreter durch Ueberreichen des Stabes. W. des Amorbacher Bezirksgerichts zu Kirchzell von 1395, § 7. Der Stab erscheint so zuletzt vollständig als Versinnbildlichung des Gerichts selbst. Die Vergebung von Erbe, liegenden oder fahrenden, soll geschehen „an den stetten, als unser recht stät, ... vor m. h. propstes stab" heißt es in dem W. zu Embrach, Kanton Zürich. So ist es nicht zu verwundern, wenn schließlich mit einer gewissen äußersten Konsequenz gesagt wird, daß, wenn der Inhaber der Justizhoheit einen Stab hinsetzte, der sprechen könnte, man auch diesem das Urtheil „weisen" müsse (wir müssen dabei uns der alten deutschen Einrichtung erinnern,

daß nur die Beisitzer, die Schöffen, das Urtheil „finden" und es dem Vorsitzenden „weisen", der es nur verkündet, so daß also nur erstere, nicht aber letzterer eigentlich Stimmrecht haben). Weisthum zu Roxheim und Brauweiler (Rheingau) § 1. Der Markgraf zu Baden und der Pfalzgraf bei Rhein sollen gleichmäßig „die oberst herren sein, zu richten über hals und halsbein, über dieb und diebin, darnach der mensch verwirkt hat. Und wäre es sach, dass die beide gndge fürsten und herrn her setzen einen stab, der reden und sprechen könt, dem soll man recht weisen und sprechen zu mittag und zu mitternacht, welche zeit die gndgn fürsten der noth haben und begehren." Wir sehen aus dieser Stelle auch zugleich, daß der Stab nicht etwa nur der niederen Gerichtsbarkeit Wahrzeichen war, da das Gericht „über Hals und Halsbein" eben auch den höchsten Blutbann in sich begreift. Aber auch in einer privatrechtlichen Bedeutung finden wir den Stab als ein Rechts-Symbol, und zwar an einer Stelle mit einem Hute darauf — eine Anwendung, welche uns in ganz überraschender Weise ein Licht auf eine sonst schwer erklärliche Einzelheit der Tell-Sage zu werfen geeignet erscheint. In dem Weisthum zu Olvisheim (im Unter-Elsaß) von 1493 ist bestimmt, wenn ein Dinghofsgut erledigt ist, und Keiner der Freunde oder Huber es einlösen will, so soll der Meier (der Vertreter des Dinghofherrn) einen Stab mit einem Hute darauf in den Dinghof vorsprechen lassen, durch welches jene erledigte Besitzung als wiederum dem Dinghofherrn verfallen erklärt wird. Offenbar dient hier der Stab mit dem Hute darauf gewissermaßen dazu, die Persönlichkeit des Gerichts- und zugleich Lehnsherrn selbst darzustellen. Dem entsprechend müssen wir aber auch wohl in der „Stange" mit dem Hut darauf, vor welcher der Landvogt der Tell-Sage die Eidgenossen ihre Ehrfurcht zu bezeigen zwingen will, nichts anderes als das Symbol der vom Hause

Oesterreich dort in Anspruch genommenen Gerichtshoheit erblicken. Nicht der Hut darauf, sondern die „Stange" selbst ist aber die Hauptsache, und eben keine „Stange" sondern der Stab, das Wahrzeichen der Gerichtshoheit, dessen vielleicht ungewöhnliche Höhe und Größe nur den Gedanken ausdrücken sollte, daß dem Herzog von Oesterreich hier die höchste Gerichtsbarkeit zustehe. So verliert diese Aufpflanzung durchaus den ihr später von der das Symbol nicht mehr verstehenden Sage beigelegten Charakter eines Aktes reinen junkerlichen Uebermuthes, welcher einen ernsthaften Zweck nicht hätte beanspruchen können. Im Gegentheil können wir der offen an den Tag gelegten Nichtbeachtung dieses Symbols genau ein eben solches Vergehen gegen die Staatshoheit erblicken, wie wir es heute in der Beschimpfung der Adler-Schilde vor den Geschäftsräumen königlicher Behörden u. ä. finden würden. Der Hut auf dem Stabe hatte wahrscheinlich eben nur ausschmückende, also rein nebensächliche Bedeutung; der Stab selbst ist das Herrschaftszeichen. Seine „Handhabung" kennzeichnete also die Autorität der gesammten Zivil- und Strafrechtspflege. Nur einen Fall vielleicht müssen wir von der letzteren ausnehmen, wo der Stab als Symbol dem Schwerte Platz macht: das ist der gerichtliche Zweikampf.

Da dieser in den „Zeit- und Streitfragen" eine besondere Behandlung finden wird, so brechen wir die noch fast ins Unzählige zu vermehrende Reihe von Symbolen hier ab, um nur noch eines freundlichen, durch einen grünen Laubkranz dargestellten zu erwähnen, welches bei der eigenthümlichsten Einrichtung des altdeutschen Rechts, des Gesammteigenthums Mehrerer an einer Sache zur Anwendung kommt, um anzudeuten, daß der Eine zwar ein grundsätzliches Recht, aber keinen Nutzen davon haben soll. Der Truwald bei Lüneburg hatte drei Herren: der erste wird als der heilige Pankratius, der „holtzherr" bezeichnet (es ist darunter eine Gesammtheit von „holtzgenossen"

zu verstehen); der Bischof von Verden ist der Pfandherr und der Herzog von Lüneburg der Herr des Grund und Bodens. Wenn der Herzog, so heißt es in § 3 des „Holtings", nun durch den Truwald „thut, mögen seine fürstl. gnaden ein strick windt darin lösen und broeken einen Kranz up der einen siden des woldes; wenn s. f. G. up der andern siden wedder ut dem wolde thuet, schal he den Kranz wedder in den wolde werpen und danken den wold." Grimm bezieht sich hierzu darauf, daß der Kranz in der ältesten Zeit das Vorrecht der Freien war, und später das der adeligen Geschlechter wurde. (Von der Sitte der Großen, besonders bei Begegnungen mit anderen Großen auf dem Haupte einen Kranz zu tragen, der einerseits den Träger nicht unbedeckten Hauptes erscheinen ließ, andererseits auch die Etikettenfrage über die Priorität des Abnehmens der Kopfbedeckung zum Gruße erledigte, soll sich ja z. B. auch der Rautenkranz im sächsischen Wappen herschreiben.) In der obigen Stelle hat nun der Kranz aber offenbar nur die Bedeutung, daß dem Eigenthümer, dessen Recht nur ein grundsätzliches ohne wirklichen Werth war, auch nur ein ganz ideeller Vortheil aus der Sache zustehen sollte: das Schmücken mit einem Kranze, den er noch dazu wieder zurückgeben mußte, mit einem „Habe Dank" an den Wald. Und so wollen auch wir mit einem Danke an den Leser für die Begleitung bei dieser Aehrenlese aus der Rechts- und Kulturwelt unserer Vorfahren Abschied nehmen.

(178) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha),

der ägyptische Generalgouverneur des Sudan.

Vortrag

von

P. Treutlein,
Professor am Gymnasium zu Karlsruhe

Hierzu eine Karte.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Mehr als je sind heute die Augen der ganzen civilisirten Welt auf Afrika gerichtet, auf den so lange dunklen Erdtheil, der, zwar im großen Ganzen klargelegt, doch stets nach mehr Licht verlangt, auf jenes alte Wunderland insbesondere, das sich jetzt unversehens in den Bereich der reellsten Interessen der europäischen Völker gerückt sieht. Lange Jahre war es nur der um das Wohl der Neger besorgte Menschenfreund, der Missionar oder der Geograph von Fach, welcher die Wanderungen — um von den vielen Andern zu schweigen — eines Livingstone, eines Barth, ja selbst noch eines Stanley mit seinem geistigen Auge verfolgte. Als aber der Letztgenannte seine berühmte Kongofahrt durchgeführt (1877), als der hochherzige König der Belgier mit Aufbietung seines Einflusses und unter Aufwendung bedeutender persönlicher Geldopfer an dem großen Strome neue und neue Stationen gründete, als Stanley's Nebenbuhler vom Ogowe her den französischen Machtbereich ausdehnte, als England, das vor Kurzem finanziell den Suezkanal an sich gebracht, Aegypten besetzte, als gar Deutschland, das immer nur mit sich, mit seinen inneren Angelegenheiten beschäftigt gewesen, plötzlich an den beiden Hauptküsten Afrikas Fuß faßte und sein Kanzler den Berliner Kongreß berief, der den Kongostaat schuf, da lag es aller Welt offen, daß die Zeiten rein wissenschaftlichen oder kulturellen Interesses an Afrika vorüber, daß für diesen Erdtheil die Zeit der Machtbethätigung der großen Nationen Europas

gekommen, daß hier handelspolitische und allgemein politische Fragen unseres Erdtheils zum Austrage kommen; das Interesse an Afrika hat sich erweitert und zugleich auch vertieft.

Aber wenn auch Franzosen und Belgier, Portugiesen und Engländer und Deutsche ihre Interessengebiete auf afrikanischem Boden gegenseitig abgrenzen müssen, um für die nächste Zukunft wenigstens Streitigkeiten vorzubeugen, wenn so nur noch die hochpolitischen Momente maßgebend zu sein scheinen, so kommt doch daneben immer und immer wieder der und das Einzelne, das Persönliche, das Interesse am rein Menschlichen zu seinem Recht. Wir haben vor anderthalb Jahrzehnten Stanley, den Beauftragten des New-York-Herald, erregten Gemüthes begleitet ins Innere des dunklen Welttheils mit der bangen Frage, ob wohl der verloren geglaubte Livingstone noch lebe, ob er ihn finden werde in unbekannter Gegend, und wir haben uns herzlich gefreut, als er ihn fand und von ihm Kunde nach Haus brachte; wir sind vor Kurzem in Gedanken mit dem englischen General Wolseley nilaufwärts gewandert, in Kartum Gordon zu entsetzen, ihn zu befreien aus der Umzingelung der fanatischen Schaaren des Mahdi — zu spät! rief's uns entgegen, der Held war gefallen im Interesse seiner heiligen Sache, mit schmerzlichem Ingrimm betrauern wir sein herbes Geschick. Abermals sind die Blicke der ganzen civilisirten Welt auf ein Paar von Männern gerichtet, die dem fast unabwendbaren Schicksale scheinen trotzen zu wollen, beide erprobt in afrikanischer Forschung: Sie wissen, verehrte Anwesende, daß ich von Stanley und Schnitzer rede. Dr. Schnitzer, der langjährige Generalgouverneur des Sudan — man darf ja nicht mehr sagen: des ägyptischen Sudan — abgeschnitten von allem Verkehr mit der Außenwelt, hält er jetzt schon seit Jahren im äquatorealen Seen-, genauer im obersten Nil-Gebiet die Oberherrlichkeit des Staates aufrecht, der ihn daselbst mit der Wahrung der Hoheitsrechte beauftragt,

in tragischem Geschicke die Provinz vertheidigend und an sie gebunden, die vom Landesfürsten selbst seit geraumer Zeit schon aufgegeben worden; und Stanley, der Berühmte, ist in diesen Tagen ausgezogen, um jenem Hülfe zu bringen, um ihn zu befreien aus der fürchterlichen Umklammerung. Wiederum schwebt auf Aller Lippen die bange Frage: Wird der Gesuchte noch leben? wird ihn Stanley retten? Und es verknüpft sich damit sofort die andere Frage: Was wird aus jenem unseligen Nilquellengebiet?

Gar gerne möchte ich Ihnen, verehrte Anwesende, Antwort geben auf diese Fragen, aber leider, es ist nicht möglich die Zukunft zu enthüllen; was ich vermag, ist nur das eine, Ihnen Aufklärung zu geben darüber, wie diese Sache, die uns beschäftigt, so geworden, wie sie ist, Ihnen, soweit man es heute vermag, Mittheilung zu machen vom Leben und Streben Schnitzer's, des großen Verwaltungsmannes und allseitigen Forschers. Wohl fühle ich das Wagniß, bei der Lückenhaftigkeit unserer Nachrichten Ihnen ein Bild vom Wirken des Mannes zu geben, und ich weiß, daß meine Leistung nur eine unvollständige sein kann, sein muß; aber das lebhafte Interesse, das ja wohl Alle für diesen Pionier der Civilisation hegen und der erklärliche Wunsch, jetzt, bei dem gegenwärtigen Verlaufe des geschichtlichen Trauerspieles Einblick in den Gang der Ereignisse und in die Verkettung der Verhältnisse zu geben und zu bekommen, möge mein Unterfangen entschuldigen und mir Ihre gütige Nachsicht zutheil werden lassen.

Ein geschichtliches Trauerspiel erschütternder Art hat jüngst Professor Ratzel das Ganze der Vorgänge genannt, die sich in den letzten Jahren in Oberägypten abspielten, und mit Recht: wie eine Tragödie packt uns dieses Auf- und Niederwogen menschlicher Leidenschaft, der Kampf, wie es scheint, beiderseits berechtigter Interessen, die Hauptgestalten und Träger der Handlung nehmen unsere volle Theilnahme in Anspruch. Um aber genügendes

Verständniß für das nur allzu ernste Spiel zu erhalten, bedarf es kurzer Darlegung der Vorgeschichte. Auch hier, wie bei so Manchem der Afrikaforschung und der Entwickelung der afrikanischen Geschichte, hat die Nilquellenfrage den Anstoß gegeben; deren letztem Stadium und ihrer Erledigung müssen wir zunächst unsere Aufmerksamkeit schenken.

Lange Jahrhunderte war das Interesse für die Nilquellenfrage rege gewesen; ein Fortschritt in ihrer Entwickelung trat erst in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts ein; Erledigung hat sie doch erst in unseren Zeiten gefunden.

Im Jahre 1848 hatte der Deutsche Rebmann den schneebedeckten Vulkan Kilimandscharo entdeckt, und er sowie Krapf und Erhardt, drei zu Mombas an der Ostküste stationirte Missionare, veröffentlichten auf einer Karte die Ergebnisse ihrer Reisen und ihrer Erkundigungen betreffs weiterer Schneeberge und großer Binnenseen. Die Gesammtheit der von ihnen gegebenen Nachrichten, insbesondere der auf ihrer Karte dargestellte See, angeblich durch zwölf Breitengrade sich erstreckend, reizte ungemein und veranlaßte die Geographische Gesellschaft zu London, zur Aufklärung über Vorhandensein und Lage dieses Sees eine Expedition nach Ostafrika auszurüsten: Burton und Speke wurden mit der Ausführung betraut. Nachdem sie von der Küste bei Sansibar aus westwärts eine Strecke gleich der von Wien nach Paris zurückgelegt, gelangten sie als die ersten Europäer (am 13. Febr. 1858) an den Tanganjikasee, welchen Speke alsbald durchquerte und dann mit Burton auch in seiner Südnorderstreckung befuhr, ohne das Nordende erreichen zu können. Drittelswegs zur Ostküste zurückgekehrt, rastete Burton, der regsamere Speke aber zog nordwärts und erreichte (30. Juli 1858) das Südufer des Viktoria Njanza, des größten Binnensees Afrikas. Daß in diesem See der Ursprung des Nils zu suchen sei, war Speke's Ueberzeugung, die er freilich diesmal nicht beweisen

konnte: er mußte umkehren. Aber der Widerspruch, welchen seine Nilquellentheorie zu Hause fand, nicht am wenigsten durch seinen Reisegefährten Burton, und das Bestreben die Wahrheit aufzufinden trieb ihn und einen Freund auf eine zweite Reise ins ferne Land: Speke und Grant, wiederum von Sansibar vordringend, kommen nach fast anderthalbjähriger Wanderung (am 19. Febr. 1862 — Grant erst Ende Mai) an das Norduſer des vier Jahre zuvor entdeckten Sees. Monatelang verweilen sie bei dem von mir heute noch mehrfach zu nennenden Fürsten Mtesa des Ugandareiches, finden die Austrittsstelle des Niles aus dem See und ziehen nordwärts und erreichen endlich (Febr. 1863) Gondokoro am Nil. Wie freut sich Speke, hier seinen Freund Samuel Baker zu finden, der hierher gekommen war, um Speke zu suchen und ihm Hülfe zu bringen! Durch diesen nun über das Erkundete unterrichtet, zieht Baker zu eigenen Forschungen aus: so findet er und befährt den von Speke ausgekundschafteten Albertsee.

Bei seinen mehrjährigen Wanderungen im oberen Nilgebiet lernte Baker die Greuel und Scheußlichkeiten der Sklavenjagden kennen, und hierdurch bewogen und um den armen gehetzten Negern Ruhe und Gesittung zu verschaffen, legt er bei seiner Rückkunft dem Vicekönig von Aegypten den Plan vor, die oberen Nilgebiete zu erobern, sie dem ägyptischen Reiche einzuverleiben, Sklavenjagd und Sklavenhandel zu unterdrücken und die Peiniger des Landes mit Gewalt zu bändigen, gesetzmäßigen Handel einzuführen und so allmählich geordnete staatliche Zustände zu schaffen.

In Aegypten war seit Anfang 1863 Ismail Pascha zur Regierung gelangt, wie sein Vorgänger unsinniger Verschwendung huldigend, aber deutlich genug bestrebt, sich von der Pforte völlig unabhängig zu machen. Mit seinen Plänen künftiger Größe und Selbstherrlichkeit stimmte es gut, die Grenzen seines Reiches allerseits hinauszuschieben, auf diese Weise ein weites Reich der

Welt zu erschließen, seinerseits recht hohe Einnahmen aus demselben zu ziehen und gleichzeitig sich die europäischen Westmächte durch Unterdrückung des Sklavenhandels zu verbinden: so genehmigte er zunächst den erwähnten Plan Bakers. Dieser wird Pascha, marschirt (1870) mit einem kleinen Heere von Kartum südwärts, erreicht im April 1871 Gondokoro, zieht Ende 1871 weiter südlich, baut bei Fatiko ein festes Lager und dringt selbst bis Masindi in Unjoro vor, und er hatte selbst mit König Mtesa von Uganda, von welchem verlautete, daß er den Islam angenommen, Verbindungen angeknüpft, als er im April 1874 wieder in Gondokoro eintraf. Ueberall ward in dem Gebiete, das Baker als das seinige betrachtete, soweit möglich der Menschenraub unterdrückt, und es kümmerte ihn dabei wenig der Ruin von Tausenden der neu gewonnenen und künftigen Unterthanen seines Landesherrn, die aus dem Sklavenhandel ihren Lebensunterhalt zogen und darauf ihren Wohlstand gründeten. Wohl „hatte er für ungeheure Distrikte, die er für Aegypten in Besitz genommen, nur eine imaginäre Grenze angegeben, wohl beschränkten sich seine schließlichen Leistungen auf die Errichtung dreier Militärstationen oder Forts (Gondokoro, Fatiko, Fowera) [Felkin]", wohl war sein Vorgehen schroff und riesig kostspielig dazu — die Kosten seiner Unternehmungen werden auf 26 Millionen Francs angegeben —, der Staatsschatz hatte nicht die erhoffte reiche Einnahme wieder zugeführt erhalten, der Schatz, welcher durch die übermäßigen Ausgaben eines prachtliebenden Herrschers, durch einen Schwarm beutegieriger Paschas und die Forderungen der Gläubiger stets im höchsten Grade in Anspruch genommen war; so ist es verständlich, daß Baker in Ungnade entlassen ward. Immerhin hat er bei den rücksichtslosen Gewalthabern der kleinen Bezirke Furcht und Schrecken verbreitet und so den Anfang einer Autorität hergestellt, die Vorstufe gesetzlicher Ordnung.

Gordon, der sog. Chinesen-Gordon (geb. 1833), wird sein Nachfolger; streng und milde zugleich verwaltet dieser sein neues Amt. Er behauptet das eroberte Gebiet und, da er sofort erkennt, daß mehr Stationen gegründet und die Eingeborenen zur Ruhe gebracht werden müssen, ehe an eine Verbesserung ihrer Zustände und an die Abschaffung des Sklavenhandels zu denken ist, so kettet er jenes Gebiet durch Schaffung fester Plätze und Besetzung derselben mit ägyptischen Garnisonen an des Khedive Regierung. Es werden zunächst drei neue Stationen gegründet: eine am Sobat, um den vom Osten des weißen Nils zu Lande herabkommenden Sklavenkarawanen den Weg abzuschneiden, eine in Schambeh, welche Holz liefern und den Sklavenweg von der Provinz Rohl versperren sollte, und ein kleines Fort in Bor. Drei Jahre darauf war die Provinz von einem Netze von Stationen, die nur drei Tagereisen weit von einander entfernt lagen, vollständig überzogen. Zehn größere Garnisonen (Sobatmündung, Gaba Schambeh, Bor, Ladó, Wandi, Regaf, Labore, Dufile, Fatiko, Fowera) lagen zu Anfang 1875 in jenem Gebiete und es erstreckte sich das Aequatoreal-Gouvernement vom Gasal und Sobat in 9° N. Br. den Bahr el Gebel entlang bis nach Unjoro in $1^{3}/_{4}$° N. Br., also in nordsüdlicher Erstreckung durch 800 km., d. h. soweit etwa wie von Kopenhagen bis Basel.

Der Ehrgeiz des Khedive konnte sich geschmeichelt fühlen, er ward aber nicht gesättigt, er verlangte noch mehr: nach Osten und nach Westen wird die Ausdehnung des Reiches gesucht und zeitweilig erreicht. In Kürze sei nur erwähnt, daß der Khedive im Vertrauen auf die (nach Abzug der Engländer) in Abessinien herrschende innere Zerrissenheit die nördlichen Theile dieses Landes besetzt (1872), um freilich nach kurzer Frist wieder durch den Theilfürsten Johannes, der sich zum „König der Könige“ hatte krönen lassen, gründlich geschlagen (Novbr. 1875 und März 1876) und aus dem eroberten Gebiete wieder vertrieben zu werden.

Glücklicher verlief vorerst die schon lange erhoffte Ausdehnung nach Westen: das langjährige unfreundliche Verhältniß mit Darfur geht, als diesem die Einfuhr von Sklaven nach dem ägyptischen Kordofan verboten und damit eine seiner reichsten Einnahmequellen verstopft wird, in offene Feindschaft über; im ausbrechenden Kriege verliert der Sultan von Darfur Schlacht und Leben (Oktober 1874): sein Land und das südlich davon gelegene Darfertit werden ägyptisch.

So ist nun ein riesiges Gebiet unter der Herrschaft des Vicekönigs von Aegypten vereinigt: nahezu vom Aequator an bis zum Mittelländischen Meere, durch volle 30 Breitengrade, d. h. in einer Entfernung gleich der von Rom bis zum europäischen Nordkap erstreckt sich sein Land, eine Fläche von wohl 50 000 deutsche Quadratmeilen einnehmend, also gleich dem 5½fachen des Deutschen Reiches.

Freilich fehlte noch manches dazu, daß die jüngst erworbenen, d. h. die südlichsten Theile dieses Gebietes voll und ganz ägyptisch waren, nur der äußere Stempel ägyptischer Oberhoheit war ihnen aufgedrückt, durch die Garnisonen der festen Standplätze wurden sie in Schranken gehalten, durch das oft wiederholte, bald da, bald dort sich zeigende rasche, ja plötzliche Erscheinen der im Oberbefehlshaber Gordon verkörperten Staatshoheit wurden sie an die neue Lage der Dinge gewöhnt.

Begreiflicherweise bedurfte Gordon für die Verwaltung seines von den Mittelpunkten des ägtischen Staates, von Kartum oder gar von Kairo so weit abliegenden Gebietes eine ganze Reihe von Hülfskräften, auf deren selbstständiges, umsichtiges und energisches Handeln er sich mußte verlassen können. Aus fast allen europäischen Nationen zog er sich solche Männer herbei; einige werden wir heute noch kennen lernen, einer derselben, der nachmals bedeutendste und Gordons Nachfolger im Amte, der, welchem der Hauptsache noch mein heutiger Vortrag gewidmet ist, ist Dr. Eduard Schnitzer.

Dieser ist ein Deutscher, aus preußisch Schlesien, geb. am 28. März 1840 zu Oppeln, kommt zweijährig nach Neiße, besucht hier das Gymnasium (1850—58), studirt, wird Arzt in türkischen, seit 1874 in ägyptischen Diensten und ist als solcher unter dem Namen Emin mit dem Effendi-, später Bey-, seit Kurzem Pascha-Titel bekannt und in wenigen Jahren berühmt geworden. Von Gordon wird nun dieser Dr. Schnitzer in die Verwaltung der südlichen Nilprovinz Aegyptens gezogen: er richtet in der neu gegründeten Station und Provinzialhauptstadt Lado ein Krankenhaus ein und erhält, wohl außer seiner Verpflichtung zu ärztlicher Hülfeleistung, die Vorstandschaft in der Verwaltung der Gordon'schen Vorrathsmagazine.

Daß er aber auch zu anderweitiger Thätigkeit verwendet wurde, beweist die Thatsache, daß er im Sommer 1876 im Auftrage Gordons südwärts vordringt, Theile der Landschaften Usoga und Unjoro, auch Uganda bereist und bei dem despotischen Herrscher des letzteren, Mtesa (den 14 Jahre zuvor Speke und 1 Jahr zuvor Stanley besucht hatte), 32 Tage verweilt (23. Juli bis 25. August 1876), durch meteorologische Aufzeichnungen die früheren von Speke und Grant wesentlich ergänzend, außerdem u. A. zu der Auffassung gelangend, daß die Ugandabewohner von abessinischer oder Galla-Abstammung seien. Er kehrt von Rubaga auf neuem Wege nach dem am Somersetnil, bald nach dessen Ausfluß aus dem Kiogosee gelegenen Orte Mruli zurück, wo er wieder mit Gordon zusammentrifft und mit diesem den Fluß aufwärts bis Niamjango reist, dann zurück auf neuem Wege über Mruli und Masindi nach Magungo.

Gordon geht von hier nordwärts, direkt nach Lado und Kartum, um seine Urlaubsreise nach England anzutreten (Ankunft in Kairo 2. Dezember 1876) und beauftragt unseren Dr. Schnitzer, der jetzt Chefarzt der Aequatorealprovinz wird, mit

einer abermaligen Reise nach dem Süden, von dem Wunsche beseelt, mit den Negerfürsten daselbst ein gutes Einvernehmen herzustellen, insbesondere solle Schnitzer den seit Bakers Rückzug von Masindi stets feindlich gegenüberstehenden König Kabrega von Unjoro besuchen und mit ihm eine befriedigende Lösung der obwaltenden Schwierigkeiten versuchen.

So fährt denn Schnitzer, „der ewige Wanderer", wie er sich selbst damals schon nennt, von Lado den Nil hinauf (Juni 1877) über Bedden, wo er über eine benachbarte Zwergrasse Erkundigungen einzieht, bis Kirri, wo er den soeben von der Umschiffung und Detailaufnahme des Muta-Nzige-Sees zurückgekehrten Colonel Mason begrüßt, dann zu Lande über Labore nach Dufile, überall sammelnd und Wörterverzeichnisse der betreffenden Negersprachen anlegend. Von hier geht es (Juli 1877) wieder flußaufwärts in einem kleinen Schraubendampfer, der in dem breiten und schönen, leider von schwimmenden Pflanzenmassen vollen Strome häufig zum Anhalten gezwungen ist, um die Schraube von den Rasenmassen zu reinigen, die sich um sie gewickelt. Bald ist der Albertsee erreicht und an seinem Nordrande hinfahrend Magungo, wo manches Ethnographische vom Stamme der Lur erworben wird; ein dreitägiger Landmarsch durch hohes Gras, so daß Roß und Reiter darin verschwinden würden, führt über Kirota nach Masindi und Londa, „der letzten vorgeschobenen Vedette in Feindesland", und nach Kissuga und Mruli (17. August 1877), der östlichsten Station des bis dahin besetzten Gebietes. Ein Monat Aufenthalt hier, unter 1° 37′ 43″ n. Br., genügt, um die letzten Vorbereitungen „zum Marsch in's Innere" zu treffen, unbelästigt von den Eingeborenen. „Dank Gordon Paschas eminentem organisatorischen Talente — so schreibt er von dort —, dank seinen geradezu übermenschlichen dreijährigen Mühen und Arbeiten in einem Klima, dem bis jetzt Wenige nur zu widerstehen vermocht;

dank seiner durch kein Hinderniß gebrochenen Energie ist das ganze enorme Gebiet vom 9. bis zum 1. Grade (Sobat bis Mruli) so gut organisirt, so völlig sicher geworden, daß ein einzelner Reisender mit aller hier möglichen Bequemlichkeit es durchwandern und seinen Studien sich hier widmen kann. Gewehre und Munitionen sind außer zur Jagd gewiß nicht nöthig. Wer je mit Negern in unmittelbare Berührung getreten und von ihnen theilweis abhängig gewesen (Transport von Sachen, Lieferung von Lebensmitteln 2c.); wer die glühende Sonne und die fieberhauchenden Sümpfe des genannten Gebietes gesehen und erprobt; wer da weiß, was es bedeutet, jahrelang aller Gesellschaft, allen Bequemlichkeiten, allem zum Leben Nöthigen fern, allein zu leben, nur der kann ermessen, was Gordon Pascha hier geleistet. Er mußte sich das Material zu seiner Arbeit selbst schaffen — und aus Negern!"

Mitte September geht es westwärts auf gewagtem Wege ins seither feindliche Land. In acht Tagen (am 21. Sept. 1877) wird Mparo-Njamoga erreicht, Unjoros Hauptstadt und Hauptquartier Kabregas, des nach Bakers Schilderung so feigen, tückischen und bettelhaften Trunkenboldes, den aber Schnitzer als einen durchaus verständigen und anständigen Mann findet, von dem er nie ein unpassendes Wort oder eine indecente Gebärde oder irgend welche Unart gesehen. Für unzugänglich war er gehalten worden — Schnitzer verkehrte jetzt über einen Monat (bis 25. Oktober) bei ihm und war freundlichst aufgenommen. Eifrig benutzte er seine Zeit und seine Kenntniß der Landessprache, um auch über Land und Leute, über Sitten und Gebräuche an Stelle der früheren dürftigen Nachrichten Reichlicheres und Genaueres zu geben: ein Blick in Petermann's Mittheilungen (Jahrgg. 1878, S. 179. 220. 388 ff.) beweist, wie viel er geliefert — so interessant es auch wäre, daraus auch nur auszugsweise mitzutheilen, so muß ich doch auf das

Vergnügen verzichten. Ein Marsch von wenigen Tagen brachte Schnitzer wieder nach Mruli zurück.

Alsbald sandte er von hier Boten ab, um von Ugandas Herrscher, Mtesa, Erlaubniß zum Eintritt in sein Land, zugleich Führer und Träger von ihm zu erbitten; denn er will nach Uganda und Karagwe, um von dort, dem Wunsche Gordons entsprechend, womöglich den See Alkenyara, die Mfumbiro-Berge und Ruanda zu erreichen. Endlich, Ende November 1877, kann er aufbrechen; wegen der Ueberschwemmungen auf nicht gewöhnlichem Wege, leider auf schlammigen Boden geht es südwärts. Mit seltener Ausnahme fliehen in dem gesegneten Lande sämmtliche Bewohner der zu durchwandernden Dörfer, ein Todesschweigen liegt auf dem Lande — wohl begreiflich: läßt doch Mtesa selbst Nachts das Land überfallen, um Leute und Vieh, Vorräthe und Hausgeräthe wegzuschleppen, ja es scheint, als ob er seine Raubzüge auch noch mit einem Schleier von Mystik umgebe. „Wahrlich ein Schauspiel, um Mtesas civilisatorische Befähigung und Stanleys hochtönende Tiraden darüber deutlich und klar zu veranschaulichen!"

Am 18. Dezember 1877 gelangt Schnitzer bei Mtesa in dessen Hauptstadt Rubaga an. Welche Ueberraschung, als er hier einen Weißen findet, den Missionar Wilson, der auf die günstigen Nachrichten Stanleys hin mit Anderen von einer englischen Missionsgesellschaft nach Uganda geschickt worden war und nun seit 2. Juli sich daselbst schon aufhielt. Eben dieser Wilson rühmt in seinem späteren Reisebericht wiederholt Schnitzers Freundlichkeit und Hülfsbereitschaft, die er in Uganda, sowie die Gastlichkeit, Güte und Vorsorglichkeit, welche er bei seiner Rückreise von diesem erfahren habe.

Schnitzer verlängerte bis zum 22. März des folgenden Jahres seinen Aufenthalt bei Mtesa, nur einmal (13. Febr. 1878) denselben durch einen Ausflug zum Viktoriasee unterbrechend.

Im ganzen bildete sich ein leidliches Verhältniß zu dem so äußerst mißtrauischen und kindisch launischen Herrscher heraus; immerhin gesteht Schnitzer, daß er bei seiner Abreise sich von Herzen gefreut, „der unerquicklichen Lage, welche König Mtesas Mißtrauen gegen ihn und die ägyptische Regierung ihm geschaffen, heil zu entgehen". Der Rückmarsch, wegen der Einfälle von Unjoroleuten in das Ugandagebiet unsicher gemacht, geht doch glücklich von statten, und bald (8. April) ist Schnitzer wieder in Mruli, von wo er wenige Tage später auf dem Wasserwege nach Fowera reist — hier läßt er zu Anbauversuchen weiße Erbsen aus Karagwe und andere Sämereien aus Uganda zurück — um dann zu Lande Magungo zu erreichen (28. April 1878), wo ein Dampfer ihn und seine Begleiter zur Fahrt nach Norden erwartete. Auch auf der jetzt beendeten neunmonatlichen Reise, von der er uns in Petermanns Mittheilungen reizende Schilderungen entwirft, ist sein Auge offen für alles, was bemerkenswerth: Gestaltung und Art des Bodens, Pflanzenwuchs und Thierleben, Thun und Treiben des Menschen, Jegliches findet seine Beachtung, und seine Feder ist fähig, anschaulich und in angepaßtem wechselndem Worte seinen Empfindungen Ausdruck zu verleihen.

Wir verließen Schnitzer, wie er eben (Sommer 1878) auf der Reise nach Norden, nach Kartum begriffen ist; in Faschoda schon erhält er aber Gegenbefehl (Juli 1878); er kehrt um, um seiner neuen Stellung als Gouverneur des Verwaltungsbezirks Lado gerecht zu werden.

Ich benütze diese Gelegenheit, um über das Aeußerliche der Verwaltung einige Worte einzuschieben.

Bis zum Ende des Jahres 1876 waren die arabischen Länder des ägyptischen Reiches in der Verwaltung geschieden von den im Laufe der früheren Jahre, theilweise unter Baker, annektirten Negergebieten: der Generalgouverneur des arabischen

Sudan residirte in Kartum, während Gordon Pascha bei seiner rastlosen Thätigkeit, die schwierigen administrativen Verhältnisse in den äquatorealen Negerländern zu ordnen, letzteren als Generalgouverneur vorstand. Als Grenzlinie der beiden Gebiete konnte im Westen der Bahr-el-Gasal, im Osten der Sobatfluß angesehen werden.

Mit Ende 1876 wurden diese beiden bis dahin getrennten Gebiete zu einer einzigen, in vier große Verwaltungsbezirke (Mudiríehen, nämlich: Ladó, Makaraká, Rohl, Bahr-el-Gasal) sich theilenden Provinz vereinigt, und Gordon ward als unumschränkter Generalgouverneur dieser Provinz vom Vicekönig eingesetzt, eine in jeder Beziehung zweckmäßige Aenderung: nicht nur ward so die Verwaltung überhaupt vereinfacht, sondern jetzt erst war die Möglichkeit gegeben, thatkräftig gegen den Sklavenhandel vorzugehen, da so nur nicht blos die Ausfuhr von Sklaven aus den Negerstaaten, sondern auch ihre Einfuhr in die nördlich angrenzenden arabischen Länder zurückgedrängt werden konnte; unendlich viele Wege, die erst im Norden in die Hauptkarawanenstraßen einmünden, viele kleinere den Sklaventransporten als Schlupfwinkel dienende verpallisadirte Ansiedelungen, sog. Seriben, eine große Anzahl im Gebiete Ansässiger, um nicht zu sagen Alle, die, den eigenen Vortheil im Auge, dem schändlichen Treiben der Händler hülfreiche Hand boten, selbst eine Anzahl einheimischer Negerfürsten, die bis zur schließlichen Ueberführung der Waare in die nördlichen Länder den Händlern Helferdienste verrichteten — sie Alle konnten nur so genügend überwacht werden.

Aber freilich mußte so auch eine ungeheure Erbitterung unter den einstmaligen unumschränkten Herren des weiten Gebietes hervorgerufen werden. Von Dongola und Kartum ausgehend, waren diese Araber im Verlaufe des letzten halben Jahrhunderts immer weiter südwärts vorgedrungen, um sich Sklaven und Elfenbein zu erwerben, hatten die Eingeborenen, meist mit

Hülfe von deren Häuptlingen, allmählich in ein Verhältniß der Leibeigenschaft gebracht, hatten eine große Zahl von Niederlassungen, d. i. mit Pallisaden und Dornverhauen umgebener Dörfer gegründet und von diesen aus weiter und weiter gehende Raubzüge scheußlichster Art unternommen, stets wieder zu ihren Stapelplätzen für Sklaven, Elfenbein, Munition, Tauschwaaren und Lebensmittel zurückkehrend. Ihnen wurden nun durch Gordon die Lebensadern unterbunden — begreiflich, daß sie sich mit allen Kräften gegen das neue Regiment wehrten.

Ein furchtbarer Aufstand bricht im Jahre 1877/78 in der Gasalprovinz aus und spielt sich nach Darfur hinüber. Gordon entsendet zu dessen Unterdrückung den Italiener Romolo Gessi (geb. 1831), der ihn denn auch in zweijährigem hartem Kampfe niederschlägt, Feuer, Schwert und Strang reichlich benützend, während dessen Gordon selbst im Osten und Norden dem Sklavenhandel einen anderen entschiedenen Schlag versetzt, indem er über 4000 Händler sammt ihrem Anhang aus dem Lande jagt.

Während dieser aufregenden Ereignisse, die damals schon die ägyptische Herrschaft über jene Gebiete in Frage stellten, war lange Zeit von dem Gouverneur in Lado, von unserem Dr. Schnitzer, jegliche Nachricht ausgeblieben: ein nicht eben häufiges oder wenigstens in dem starken Maße nicht häufiges Naturereigniß hatte ihn von dem Verkehre mit Aegypten abgeschnitten. Außergewöhnlich starke Regen hatten im Sommer 1878 den Viktoriasee bedeutend steigen machen und so auch dem Nil übermäßige Wassermassen zugeführt. Dieser nun, der in seinem Oberlaufe schon unter gewöhnlichen Verhältnissen wegen des geringen Gefälles für die Ableitung der Wasser nicht ausreicht und weite Ueberschwemmungsgebiete bildet, konnte damals noch weniger genügen: Wasserpflanzen und Hochgras jeglicher Art, Schilf und Papyrus schwammen in ungeheuren Mengen stromab und stauten sich an einzelnen besonders günstigen Stellen;

von Tag zu Tag sich dichter zusammenschiebend, sich verlängernd und verdickend und selbst das Wasser stauend, dabei üppig weiter wuchernd und mit Schlamm und Erde vermischtes, dicht gefügtes Netzwerk bildend, erzeugten sich so die berüchtigten Settbildungen, die vollständigen Absperrungen des Flusses durch Pflanzenbarren.

Schon als Schnitzer im Juli 1878, wie vorhin erwähnt, von Faschoda stromauf nach Lado zurückkehrte, fand er die ersten Spuren der Barrenbildung; zwei im August ebendahin bestimmte Dampfer kamen nur mit großen Schwierigkeiten eben noch durch, ein am 5. September stromab fahrender mußte schon nach Lado zurück, und von da ab war jeder weitere Versuch einer Fahrt stromauf oder stromab, somit auch jede Verkehrsmöglichkeit für Güterbeförderung, vergebens. Ja, noch im Oktober 1880, als der vorhin erwähnte Gessi Pascha nach Niederwerfung des Aufstandes der Sklavenhändler mit Soldaten und Gefangenen auf einem Dampfer und vier Booten von Meschra el Rek nach Kartum zurückkehren wollte, blieb er in der Nähe des Sees No drei Monate lang eingeschlossen, und als ihn Marno befreite, waren von 500 Mann 400 an Fieber und Hunger gestorben, die Ueberlebenden hatten sich von Gras und vom Fleische der Gestorbenen ernährt, Gessi selbst kam nur als lebendes Skelett nach Kartum und starb daselbst (30. April 1881) trotz sorgfältigster Pflege.

Schnitzer, in seinen Verwaltungsbezirk noch glücklich zurückgekehrt, stellte nun vor allem, wie freilich erst lange nachher bekannt wurde, Anzahl und Lage der im Bahr el Gebel aufgetretenen Flußverstopfungen fest (21.—24. Novbr. 1878) und fand deren drei in Ausdehnungen bis zu 1200 m. Nur schleunige Rückfahrt stromaufwärts rettete ihn selbst davor abgeschnitten zu werden, seine Post hatte er nicht mehr an den Sobatfluß abzuliefern vermocht, und da auch, wie sich herausstellte, der Bahr Seraf vollständig verstopft war, so reiste Schnitzer nach

Bor, von wo er Ueberlandpost nach Kartum sandte. Ich bemerke, daß es erst im folgenden und zweitfolgenden Jahre einer viermonatlichen Arbeit Marnos gelang (November 1879 bis 27. März 1880), den Flußweg frei zu bekommen, so daß er am 3. April 1880 erstmals wieder mit einem Dampfer in Lado anlegen und wiederum mit zwei anderen, daselbst seit zwei Jahren schon abgeschnitten gewesenen Dampfern nach Kartum zurückkehren konnte (25. April 1880).

Die Sorgen, bald auch Entbehrungen, welche sich bei Schnitzer ob des bösen Naturereignisses einstellen mußten, konnten ihn nicht abhalten, seine laufenden Geschäfte zu erledigen. So finden wir ihn am Ende des Jahres 1878 auf einer neuen Besichtigungsreise durch einen Theil seiner Provinz: er fährt (27. Dezember 1878) von Dufile über den infolge der Rückstauung angeschwollenen Nil auf das Ostufer, besucht über Faloro und Fabbo die Station Fatiko (30. Dezember) und kehrt auf etwas anderem Wege nach Dufile zurück (8. Januar 1879).

Auch das neue Jahr 1879 verbringt er in seinem der Civilisation gewidmeten Dienste, stets auf der Wanderung, zugleich für die Bereicherung seiner Sammlungen jeglicher Art eifrig besorgt, immer frisch. So schreibt er aus Kiri am weißen Nil oberhalb Lado am 20. Oktober 1879: „Ich bin wie gewöhnlich unterwegs und freue mich wieder einmal nach Süden zu kommen; denn trotz mehr als vierjährigem Aufenthalte hier bin ich von meinen Afrika-Sympathieen noch nicht geheilt. Wollte Gott, ich könnte einmal eine größere Reise ausführen! Da ich mich nachgerade mit Instrumenten versehen habe . . . Meine umfassenden ornithologischen Sammlungen setze ich eifrig fort . . . Ich reise morgen früh nach Mugi und von Labore auf neuem Wege über Obbo und Fadibek nach Süden." Er erwähnt dabei auch, daß der Beatrice-Golf Stanleys durchaus nicht zum Albertsee gehöre, welche neue Thatsache

er aus seinen bei Unjoros König eingezogenen Erkundigungen schließe.

Und dasselbe Interesse für rein geographische Forschung spricht sich auch in der Reise aus, die er am Ende des Jahres 1879 an das zuvor noch niemals besuchte Westufer des Albertsees in das Land der Lur unternimmt. Er läßt den einst von Bakers Ingenieuren zusammengestellten Dampfer auseinandernehmen, zu Lande nach Dufile bringen, hier wieder zusammenfügen und fährt damit südwärts, erstmals in Wadelai haltend (16. November 1879), wo er mit Zustimmung des dortigen Negerhäuptlings eine neue Station gründet. Er fährt dann aufwärts bis Magungo, wo er neben anderweitiger Beschäftigung sammelt, obwohl der durch die erwähnte Absperrung eingetretene Mangel an Schießbedarf, an Spiritus und, ganz besonders beklagenswerth, auch der an Schreibpapier die Arbeit immerhin einigermaßen beeinträchtigte. Daß überall jederzeit auch die meteorologischen Beobachtungen angestellt wurden, ist selbstverständlich.

Schnitzer kreuzt nun den See und besucht am Westufer Mahagi und die in der Nähe vorhandenen 46 bis 53½ ° warmen schwefelwasserstoffhaltigen Quellen — das nahe Seewasser zeigte 29 ° —, kehrt dann aber, da amtliche Geschäfte ihn nach Norden riefen, nach Dufile zurück und schlägt von hier zur Vervollständigung früherer Aufnahmen einen neuen Landweg ein über Fatiko nach Fowera; zu seiner Freude bemerkt er am ersteren Orte, daß mit der neu begründeten Station Wadelai bereits der Verkehr eröffnet worden war. Zu Weihnachten 1879 ist er wieder in Dufile, bereichert um eine gründliche Berichtigung aller das Land der Lur betreffenden Namen, um geographische Notizen über Länder und Völker und deren Sitten und Lebensweise, ferner um ein etwa 400 Wörter enthaltendes Verzeichniß der Lursprache, eines Schillukdialektes, sowie um naturwissenschaftliche Sammlungsstücke jeglicher Art.

Das Jahr 1879 sollte nicht zu Ende gehen, ohne eine wesentliche Veränderung in Schnitzers Leben und Stellung. Gordon legte nämlich in diesem Jahre sein Amt nieder und kehrte zurück aus dem Lande, das ihm so viel zu verdanken hatte. „Er hatte dem Volke das Beispiel eines gerechten Herrschers, der Gott fürchtet und die Menschen nicht scheut, vor Augen gestellt. Sein Leben und seine Thaten waren ein sprechender Beweis dafür, daß das Regiment nicht von Natur aus grausam, bestechlich und tyrannisch sein muß." (Felkin.) Als Gordon schied, erwartete, wie die anderen ihm unterstellt gewesenen Männer, so auch Schnitzer seine Abberufung; um so erfreuter ist er, als sie nicht erfolgt: „Ganz im Gegentheil — so schreibt er im August 1880 —, ich bin nicht nur bestätigt, sondern meine Provinz ist sogar vergrößert und von Gessi-Paschas Provinz getrennt worden. Unsere Grenze bildet eine von Schambeh am Nil (etwa in 7° 10′ n. Br.) gerade nach Ost und West gezogene Linie; was südlich davon, gehört mir zu. Ebenso habe ich die Erlaubniß erhalten, neue Stationen zu gründen, wo es mir passend erscheine, und ich gehe deshalb in kürzester Zeit nach Süden".

Einstweilen reist er westwärts von Lado aus nach Makraka, um von dort seine Stationen nach Wadelai hin vorzuschieben, wo er vor 1½ Jahren, wie wir hörten, eine neue Station gegründet hatte. Da kommt ihm die Nachricht zu, daß endlich, endlich wieder ein Dampfer von Norden her in Lado angekommen sei; er eilt schleunigst nach Lado zurück. „Was ich in den zwei Jahren der Flußsperre gelitten" — so schreibt er unterm 19. August 1880 —, „was ich zu kämpfen gehabt, um ohne jede Unterstützung meine Leute und Soldaten durchzubringen, dabei Fortschritte zu machen und die Neger zu gewinnen, was alles das gerade hier bedeuten will, kann man eben nur hier ermessen. Nun ist der Fluß offen und alle drei

Monate soll ein Dampfer kommen. Gott sei Dank! Während alle anderen, viel weniger Sicherheit bietenden Theile von Afrika von Reisenden besucht und erforscht werden, ist es ganz eigenthümlicherweise den Aequatorealprovinzen recht stiefmütterlich ergangen. Wie gerne würde ich Specialisten — Zoologen, Botaniker oder wen immer — hier sehen und fördern! Freilich ist es ein wenig weit nach hier, aber am Ende gehören wir doch noch zur civilisirten Welt! Da ich nun wieder Papier habe u. s. w."

Leicht kann man sich vergegenwärtigen, wie der wieder eröffnete Verkehr mit den unteren Nilländern und der Kulturwelt Schnitzers Muth und sein Vertrauen heben mußte; er fühlte sich zu neuen Anstrengungen im Ausbau seines Werkes ermuntert. So sehen wir ihn seine Rundreisen alsbald wieder aufnehmen. Im September und Oktober 1880 reist er von Lado aus auf dem linken Nilufer bis Bedden, dann auf dem Strome bis Kiri und zu Land nach Labore, von wo er auf das rechte Ufer übersetzt, um Karesi, Odiri, Faradjok und Fadibek zu besuchen und überall nach dem Rechten zu sehen und für Einführung und Mehrung strenger Ordnung zu sorgen. Seine Leute aber legten Ende 1880 von Makraka gegen Wadelai hin neue Stationen an, und im Januar 1881 schickte Schnitzer von Lado aus eine Abtheilung zur Eröffnung der Gebiete im Westen des Mwutansees ab.

Im März desselben Jahres zog Schnitzer wiederum aus, um den Osten seines Gebietes, seine Provinz Lutuka, zu besuchen. Verwaltet wurde diese damals durch Lupton, der jedoch noch im Jahre 1881 als Gessi's Nachfolger die Mudirieh des Bahr-el-Gasal übertragen erhielt, in welcher Eigenschaft wir nachher noch von ihm hören werden. Schnitzer trat seine Rundreise diesmal von dem nahe bei Lado gelegenen Gondokoro aus an (29. März 1881), welches von Gordon

völlig verlassen, jüngst aber (1878) der dortigen Limonenbäume wegen wieder mit einer Garnison von zehn Soldaten besetzt, dann zu einer Zweigstation von Lado erweitert worden war und nun wegen des einen guten Anbau ermöglichenden reichen Bodens sowohl wie als Stützpunkt für die Straße nach Lattuka unentbehrlich wurde. Wie sehr sich durch die äußerst glückliche Art der Verwaltung Schnitzer's die Verhältnisse dieser Gegend in so kurzer Zeit geändert hatten, geht daraus hervor, daß jetzt der dort angesessene Barihäuptling, früher Bakers Widersacher, einer der zuverlässigsten Anhänger geworden war. Und auch die Wanderung durch den zunächst ostwärts gelegenen Liriadistrikt war jetzt schon nahezu ohne Bedeckung möglich, obwohl er sich, freilich noch immer fast unabhängig, seit einem Jahre der ägyptischen Oberhoheit angeschlossen hatte. Durch vielfach wohl angebautes Land geht es nach Tarrangole, hier zu Lande der ältesten Niederlassung, seit 25 Jahren schon durch die im Dienste der Kartumer Kaufleute stehenden Danagla-Truppen eröffnet und seitdem stets ein Platz zum Elfenbeintausche, da es bei dem kriegerischen Charakter der Bevölkerung zum Sklavenhandel kaum kommen konnte, und dann weiter auf einem von Europäern noch nie betretenen Wege nach einem der Außenposten des Verwaltungsbezirkes, nach Agaru, von da über Fadibek nach Fadjulli und zurück nach Fadibek, von wo der Rückmarsch nach Faradjok auf demselben Wege genommen wird wie 1½ Jahre zuvor, dann aber nördlich ausbiegend geht es über Obbo nach Labore zurück (26. Mai 1881).

Auch von dieser Reise Schnitzers gilt, was von früheren gesagt wurde: eifriges Sammeln von Natur- und Kunstgegenständen, umfassende Beobachtung aller Verhältnisse und anschauliche Darstellung derselben in seinen Berichten sind eine wahre Zierde dieses Reisenden, bei dem man sich doch stets gegenwärtig halten muß, daß er als oberster Verwaltungsbeamter

seine Wanderungen vollführt, seine Zeit und Aufmerksamkeit also auch andauernd von solchen Fragen, die den Naturforscher nicht unmittelbar interessiren, in Anspruch genommen ist. Und trotzdem jene Vorzüge! Was z. B., um nur einen Punkt hervorzuheben, die kartographische Aufnahme des Reiseweges betrifft, so hebt Dr. Behm, wohl berufen zu einem Urtheil, gelegentlich der Veröffentlichung des Reiseberichtes ausdrücklich hervor, „die außerordentliche Sorgfalt und Vollständigkeit der Itineraraufnahme Schnitzers. Jede Viertelstunde mindestens notirt er die zurückgelegte Distanz und die Richtung auf Blättern, deren jedes eine Tagereise enthält. Zur Seite sind zahlreiche Bemerkungen über das vom Weg aus Gesehene eingeschrieben und gezeichnet. Auf der Rückseite der Blätter befinden sich die von Rastorten aus genommenen Kompaßpeilungen in solcher Menge, daß z. B. von Gondokoro bis Fadibek, d. h. in fünf Wochen, gegen 300 solcher Peilungen notirt wurden."

Im Verlaufe des Sommers 1881 waren Schnitzers Provinz, als Vertrauensbeweis seiner Regierung, auch noch die im Westen gelegenen Gebiete von Amadi und Rohl, Theile der Niamniamländer und ganz Monbuttu hinzugefügt worden. Darum finden wir es der Sachlage entsprechend, daß er im letzten Drittel des Jahres 1881 eine Rundreise in den Westen seines so großen Gebietes, in die Mudirieh Rohl unternimmt. „Mit denselben Gefühlen ungefähr, die ein Schüler empfindet, wenn der erste Ferientag begonnen," verließ er (15. Septbr. 1881) das heiße Lado, zunächst nordwestwärts ziehend, vorsichtig wegen der vielen hier hausenden Löwen und betrübten Gemüthes ob der in den letzten Jahren stattgehabten Verwüstungen. „Wo vor Kurzem noch zahlreiche Weiler und Herden sich zeigten, hämmern heute die Spechte an den im Sandboden verstreuten Euphorbiengehegen, und wüstes Gras und Solaneen decken die Trümmer der Hütten, mitleidiger als die Menschen, die hier ihre Jagd

auf Rinder und Mitmenschen hielten." Stets ist sein Geist thätig und seine Erzählung anregend: Schweinfurths Bemerkung, daß die Musik der Neger der Musik der Elemente abgelauscht sei, erweitert er dahin, daß auch ihr Tanz nur eine Mimik von in der Natur, d. i. in der Thierwelt gebotenen Vorgängen sei. Immer wieder fühlt er sich auf den Boden der Wirklichkeit zurückgezogen und findet Arbeit in reichlicher Menge, edelste Kulturarbeit: so, um nur ein Beispiel anzuführen, läßt er sich in dem nahe bei Amadi gelegenen Biti die Nachweise über die ortsanwesende Bevölkerung geben; etwas widerstrebend werden sie ihm eingehändigt und er findet, daß da leben „40 angestellte, von der Regierung bezahlte, eine Art irregulärer Miliz vorstellende Danagla, weitere 96 solcher Nichtsthuer, viele ohne jede nachweisbare Beschäftigung und ohne Erwerb, in den Listen aufgeführt als ‚ohne Beschäftigung, angewiesen auf Gott, den Höchsten', dazu über 300 sog. Dragomane u. s. w., die im Kriegsfall oder zu Raubzügen sämmtlich aufgeboten und bewaffnet werden, um zu morden und zu rauben, in Friedenszeiten aber die erbeuteten Sklaven für sich arbeiten lassen und wo deren Produkte nicht ausreichen, die seßhafte Bevölkerung terrorisiren und ausplündern, zusammen also 455 Mann, zu welchen nun noch hinzukommen Frauen, Konkubinen, Kinder, Knaben zum Gewehrtragen, Sklaven u. dergl., die, in runder Summe zu wenigstens 5 pro Mann gerechnet, eine Zahl von nahezu 3000 ergeben — und alles das lebt auf Kosten der etwa 10—15 000 Mann betragenden Negerbevölkerung des Landes!" Da auch von jedem Raubzug Massen von Sklaven mitgebracht, bald aber aus Mangel an Verwendung sich selbst überlassen werden, so bildet sich auf diese Weise ein zahlreiches Gesindel, welches das Land plündert und ausraubt. Schnitzer verfügt also, daß alsbald alle Leute ohne Beschäftigung das Land verlassen, er bestimmt für die Bleibenden die Abgaben, spricht

Recht, stellt einen Schullehrer an und bildet eine Garnison von 50 Mann unter einem Offizier. So baut er die Grundlagen zur Ordnung; wir fühlen mit ihm, wenn er ausruft: „Was muß das arme Volk gelitten haben!"

Ueberall in den größeren Orten findet er „die Bevölkerung mit dem Abschaum derer von Kartum, Berber, Dongola u. s. f. zusammengesetzt; wer immer dort kein Auskommen fand oder zu faul zum Arbeiten war, hat sich hier Hütten gebaut und lebt, nachdem er sie mit Frauen und Dienern angefüllt, auf Kosten der Neger wie Gott in Frankreich." Das schändliche Sklavengetriebe macht soviel Arbeit nöthig, daß ihm die Tage wirklich oft zu kurz scheinen: Hunderte von Sklaven werden überall an den berührten Orten frei gemacht und in ihre zuweilen ganz nahe Heimath zurückgeschickt; auch von weit her, da solche Handhabung der Regierungsgewalt ruchbar wird, treffen Häuptlinge ein, um die Ihrigen zurückzufordern. Und dies Alles vollführt Schnitzer, von nur wenigen paar Soldaten begleitet, ohne Unterstützung seiner sog. Beamten, ja gegen passiven Widerstand jeglicher Art. Um so mehr erfreut ihn die Anerkennung, die er auch findet; man kommt zu ihm, um in ihm „die neue Zeit zu begrüßen, die hoffentlich nun auch für dieses so schwer heimgesuchte Land angebrochen ist".

Unter solch' reicher Arbeit und wechselvollem Emfinden zieht er über Kedibi, an echten Pfahlbauten in nicht sumpfigem Boden vorbei, über Busi und Ajak nach Rumbehk (12. Novbr.); kaum schien hier Jemand an Ausnützung seiner Existenz anders als durch Raub, Plünderung und Sklavenhandel zu denken. Schnitzer wendet sich nach all dem Ekel, der ihn vor den Zuständen allerorts so oft überkommt, mit um so größerer Liebe der Natur und der Thierwelt zu.

In Ajak hatte der Regierungsverwalter selbst kurz vor Schnitzers Ankunft über 400 Sklaven den umwohnenden

Stämmen abgejagt, im ganzen waren wohl gegen 2000 Sklaven ortsanwesend bei 151 Sklavenbesitzern! Dabei war außer dem „für das Gouvernement" eingetriebenen Korn ein größeres Quantum für eigenes Bedürfniß genommen worden, ja es waren inmitten der umliegenden Negerdörfer Niederlassungen gegründet worden, die unberechtigt — wohl zu beachten: mit Waffen und Munition der Regierung — die Bevölkerung zur Entrichtung von Abgaben aller Art zwangen. Die Entsetzung des Stationschefs, seine sofortige Entfernung, sowie die Ankunft von 54 von Schambeh her beorderten regulären Soldaten zur Besetzung der Station machte den Leuten begreiflich, daß endlich auch hier die Neger Menschenrechte genießen sollten.

In Rumbehk, „dem Ausgangspunkt der über Amadi nach Monbuttu zu sendenden Karawanen, dem Stapelplatz für das von dort gebrachte Elfenbein, weißes und schwarzes, dem Asyl und Freiplatz für alle Müßiggänger und Nichtsnutze der von Danagla bewohnten Sudancentren", fehlt es zwar nicht an vielen, mit weißen Fähnchen geschmückten Gebetsplätzen, aber an einem Tage hat Schnitzer alsbald gegen 600 Sklaven in Freiheit zu setzen, begreiflich genug also, daß man hier und weiterhin so wenig von seiner Ankunft erbaut war, daß gemeinsame Gebete gehalten wurden, um seine Abreise zu beschleunigen.

Noch ein letzter Vorstoß bis Lang (= Scherifi Schweinfurths, 18.—19. November 1881, von Lado ab etwa 400 km), jenseits des Roahflusses und schon im damaligen Bahr-el-Gasal Gebiet — dann geht es wieder rückwärts auf südlichem Wege über Madjok und, den Schweinfurth'schen Weg vom Jahre 1869 kreuzend, über Laui (1.—3. Dezember 1881) und von hier statt, wie beabsichtigt, südwärts nach Kabajendi, jetzt wegen der von Amadi eingelaufenen Briefe, ostwärts nach diesem Ort, unterwegs einmal von einem Brande des hohen dürren Grases ernstlich bedroht und dann Nachts durch anhaltendes Löwen-

gebrüll am Schlafen verhindert. In Amadi wurde behufs Reorganisirung der Station nur ein kurzer Aufenthalt genommen; denn aus Meschra-el-Rek eingelaufene Briefe meldeten das bevorstehende Eintreffen eines Dampfers in Lado, wohin dann eiligst zurückgekehrt wurde (Mitte Dezember 1881).

Als Schnitzer wieder zu seinem Hauptquartier Lado zurückkam, war schon der Mahdi-Aufruhr, von dem nachher noch näher die Rede sein soll, ausgebrochen und hatte begonnen um sich zu greifen. Wohl der Besprechungen und Vorkehrungen wegen, welche diese trüben Ereignisse nöthig machten, reiste Schnitzer zu Beginn 1882 nach Kartum. Hier stellte es sich für ihn bald heraus, daß man „daselbst die Sache von Anfang an zu leicht nahm und über dem Schattenspiel einer religiösen Erregung die politische Seite der Vorgänge ganz außer Acht ließ". Freilich, „wie man säete, so erntete man".

Auf seinen Wunsch ward ihm der Sobat, der von Gordon zu Faschoda gezogen worden war, wieder zugetheilt und so sein Gebiet abgerundet; aber im ganzen war sein Aufenthalt in Kartum zwar „ein langer, aber ziemlich unerquicklicher" gewesen, so daß er „wirklich froh war wieder fortzukommen" und nun mit gemischten Empfindungen im Juli 1882 wieder auf seinen Posten nach Lado zurückkehrte, ernsten Wesens den Dingen entgegensehend, die sich entwickeln würden.

In seiner eigenen Provinz herrschte annoch Ruhe, gleichwohl war es nicht gerathen, die lange beabsichtigte Reise in die Mangbattu-Länder auszuführen, wo er auch mit Dr. Junker zusammenzutreffen gedachte. So konnte er nur, die in Kartum vom Sudanminister befohlene und seinen eigenen Wünschen entsprechende Befahrung des Sobat und Erreichung von dessen Quellen vorerst zurückstellend, er konnte, sage ich, im letzten Viertel des Jahres 1882 eine nochmalige Bereisung des Westens seiner Provinz, in die Gegend südwestlich von Lado, durchführen.

Von Bedden aus (9. Oktober 1882) wandert Schnitzer über die etwa seit einem Jahre angelegten Stationen bis Djanda oder Ganda (17. Oktober), durch ein zahlreiche Löwen bergendes, aber nach Art, Wuchs und Mannigfaltigkeit der Pflanzen prachtvolles Land, zum Theil „ein Garten, wie man ihn nicht schöner wünschen kann". So enorm reich an Viehstand dieses Gebiet auch früher war, so sehr ist dieser durch die Razzien von Makraka aus zurückgegangen, fast vernichtet worden; brachte man doch von mancher Expedition 6—8000 Rinder mit, die natürlich in kurzer Zeit verschleudert wurden. Immerhin blüht noch der Ackerbau: eine sehr scharf ausgesprochene doppelte Regenzeit, reiche Niederschläge, Grundwasser und stets durchfeuchteter Boden, niedere Temperatur, nie mangelnde Bewölkung — alle meteorologischen Verhältnisse wirken freilich zu seiner Begünstigung zusammen. Von Ganda zieht Schnitzer nordwestwärts durch das Land verschiedener Baristämme, über Vatako, Rimo, Kabajendi, Kudurma, stets durch den Feld-, besonders aber Straßenbau an das Ugandaland erinnert; er findet in den Gärten seiner Beamten die von Lado eingeführten Citronen, Limonen, Feigen besonders gedeihend und sieht, daß der mit Baumwollenbau gemachte Versuch gelungen ist, so daß nun auch Reis und Indigo zum Anbau gelangen sollen. Noch bis zum Dorfe Ombamba dringt Schnitzer vor (12. November 1882 — von Bedden ab etwa 400 km); da er aber hört, daß der Niamniamhäuptling Mbio, welchen er weiter westlich besuchen wollte, gefangen und daß die in einer Zwingfeste ansässigen Danagla, dieses Raubgesindel; bei Schnitzers Annäherung mit Sack und Pack abgezogen sei, war ein weiteres Vorgehen oder Verweilen nutzlos: der Rückweg wurde etwas nördlicher über das (kurz zuvor zur Ueberwachung der Straße von Monbuttu nach Norden angelegte) Gósa, dann über Mandá nach Makraka genommen. Bezeichnend für die damalige Lage des Landes und

so für Schnitzers Erfolge ist z. B. die Thatsache, daß, als seine Anwesenheit bekannt wurde, zwei Dongolaner mit ihren Sklaven entweichen wollten, aber von den ortsansässigen Negern erwischt und in die Scheba, das Sklavenjoch, gesteckt wurden, um sie Schnitzer vorzuführen — eine Thatsache, die vordem nicht ohne Aufruhr möglich gewesen wäre. Ernste Vorgänge riefen ihn eilig von Makraka nach Wandi (26. November 1882), von wo auf dem bekannten Wege von zwei Jahren vorher der Heimweg nach Lado genommen wurde. Noch waren hier die Verhältnisse ungeändert, aber dunkle Wolken stiegen schon am Horizonte auf und häufiger und häufiger werdendes Wetterleuchten verrieth die schweren Gewitter, welche sich heranwälzten. Bevor wir von deren Ausbruch und den nun folgenden schweren Schicksalen unseres, ich darf wohl sagen, Freundes Schnitzer weiter erzählen, sei ein kurzer Rückblick auf das Erreichte gestattet.

Als Schnitzer nach vierjährigem Dienste als Generalarzt im Sudan die Verwaltung der Aequatorealprovinz aus der Hand Gordons übernahm (1878), war nur die unmittelbare Umgebung des Nils von Lado aufwärts, des Albertsees und das Schuliland in Ruhe, überall sonst herrschte Unfriede, ja Aufruhr, und die nubischen Sklavenhändler nützten einen Zustand des Faustrechtes aus, der ihnen die staatenlosen Neger fast ohne Kampf überlieferte. Wir sahen nun, wie Schnitzer durch stete Wanderung, alljährlich einen oder mehrere Theile seiner großen Provinz besuchend, durch sorgsame Arbeit, an sich selbst stets das Höchste fordernd, durch passende Anwendung von Ernst und Milde, besonders durch seinen sich mehr und mehr fühlbar machenden Schutz gegen die scheußliche Ausbeutung der Eingeborenen, vor allem das Eine erzielte, den Negern Vertrauen und damit freiwilligen Gehorsam abzugewinnen. Unterstützt durch ein vorzügliches Organisationstalent hat er es erreicht,

vollkommene Ordnung und Ruhe in seinem weiten Bezirke herzustellen und zu erhalten; Häuptlinge, die früher die heftigsten Gegner der ägyptischen Regierung gewesen und Baker mit den Waffen in der Hand entgegengetreten, waren jetzt zuverlässige Anhänger oder wenigstens Freunde geworden. Die die Stationen umwohnenden Neger haben sich als Menschen fühlen gelernt; während z. B. die am Strome ansässigen „früher ihre Heimath verließen, um auf den vielen Strominseln lieber das elende Leben von Fischern zu führen, als ihre Kinder aufzugeben, sind sie jetzt allgemach wieder heimgekehrt und haben große Strecken früher brachliegenden Landes bebaut. Und das Gouvernement gewinnt auch materiell dabei, indem die Abgaben an Getreide, die einzigen, die wir erhalten, sich beinahe verdoppelt haben“. Dies der Erfolg von Schnitzers Arbeit.

Hand in Hand ist er mit ungeschwächtem Eifer aber auch bestrebt, nicht blos durch Unterdrückung all' der mit dem Sklavenfang und -Handel verbundenen Schändlichkeiten, sondern auch anders unmittelbar die Wohlfahrt der ihm untergebenen Länder zu heben. „Er hat das Unmögliche möglich gemacht; er hat Kulturen in die dortigen Ländereien eingeführt, die bisher unbekannt waren. Durch sein eigenes Beispiel wußte er den Eingeborenen Lust an der Arbeit beizubringen, indem er sie auf den daraus entspringenden Nutzen hinwies. So kam es, daß nur in seinen Provinzen Reis gebaut wird und gedeiht, daß Reis und Korn die Eingeborenen reichlich mit Nahrung versorgen, daß fruchttragende Bäume aus Indien, Bambus aus Birma und China eine weite Verbreitung gefunden haben. Eine Menge nützlicher Hausthiere, wie Gänse, Enten, Truthühner, Lapins sind akklimatisirt worden“ (Schweinfurth). So führt Schnitzer neue produktive Pflanzen, Sämereien und Baumarten ein, er fördert das Handwerk und selbst die Industrie, er stellt Lehrer an, er baut Wege, richtet einen wöchentlichen Post-

dienst ein, ruft ein, wenn auch kleines, so doch, wie die nachfolgenden Ereignisse zeigen, im ganzen verläßliches Heer von Eingeborenen ins Leben und bahnt einen erträglichen Verkehr mit den Nachbarn an.

Er schreibt selbst (18. Juli 1882): „In meiner Provinz herrscht die größte Ruhe, die Ausbeutung geht mit größter Präzision von statten, und meine Magazine, voll von Elfenbein, Kautschuk, Straußfedern, Tamarinde, Oel u. s. w., werden dem Gouvernement eine hübsche Einnahme liefern. Meine Beziehungen zu den großen Chefs gestalten sich besser und besser. Ich kann demnach wohl zufrieden sein.“ In der That, er kann wohl zufrieden sein: nicht nur ist seit 1880 die Ruhe voll hergestellt, es sind auch alle Stationen, die meist verbrannt waren oder verfallen lagen, neu aufgebaut und bewaffnet, und statt des bis zu seinem Amtsantritt üblichen Ausfalles von 5- bis 800000 Mark vermag er jetzt einen Reinertrag von 160000 Mark abzuliefern.

Diesen seinen politischen und militärischen Erfolgen, sowie denen in der Verwaltung gesellen sich ebenbürtig bei seine wissenschaftlichen Verdienste: die kartographische Darstellung des Landes, die physikalischen, besonders meteorologischen Verhältnisse, die geognostischen wie die pflanzen- und thiergeographischen Kenntnisse, der Einblick in den Bau und die Verwandtschaft der so mannigfaltigen Sprachen nnd Dialekte seiner Provinz, die Messungen der Körper ihrer Bewohner, das Studium der Völkerkunde, alles findet in bester Weise seine Förderung durch den rastlosen Mann. Große Pflanzen- und Thiersammlungen bringt er in Lado zusammen, hier führt er die Aufsicht über das einzige Krankenhaus seiner Provinz, wobei er nur einen Assistenten hat, der wenig genug von medizinischer Praxis versteht (Felkin). Daneben bringt er es fertig, nach anstrengenden Märschen oder nach tagelanger Arbeit im Bureau, bei Inspektionen, Audienzen und dgl. noch Nachts beim Scheine zur Noth auch

selbstgefertigter Lichter wissenschaftliche Berichte zu schreiben; deutsche geographische und ethnographische Zeitschriften haben seit 1878 eine Reihe sehr werthvoller Untersuchungen von ihm veröffentlicht.

Prof. Ratzel, der Schnitzer vor kurzem einen warmen Artikel gewidmet hat, vergißt auch nicht hervorzuheben, daß seine Reiseschilderungen im Sinne seines Vorgängers Schweinfurth, des Klassikers der afrikanischen Natur- und Völkerschilderung, treu, lebendig, geistreich geschrieben sind, so daß er z. B. seine Schilderung vom Markt und Verkehr in Uganda geradezu eine Perle unserer nachgerade reich gewordenen Afrikaliteratur nennt.

Aber auch das sonstige Wesen Schnitzers ist darnach angethan, unser Interesse, unsere Hochachtung und Liebe zu gewinnen. „Er vereinigt ja alle möglichen Vorzüge in seiner Person; er ist oberster Richter, schöpferischer Reformator, unbeschränkter Gouverneur und gastfreundlicher Beschützer" (Schweinfurth). Es ist kein Europäer, sei es Forscher oder Missionar, den Nilweg gezogen, ohne daß er Schutz und Förderung seitens des Mannes gefunden, welchen der englische Uganda-Reisende Felkin nicht blos einen vollkommenen Gentleman nennt, sondern „einen der liebenswürdigsten und selbstlosesten Männer, welche mir je vorgekommen sind", und Schweinfurth „einen durch viele Jahre selbstentsagender Thätigkeit bewährten Charakter". Aus den Zeugnissen solcher Männer und Aller, die als Freunde und Schutzbefohlene ihm nahe getreten waren, erkennen wir voll und ganz den Edelmuth dieses Mannes und seine Selbstverleugnung, seine Uneigennützigkeit, die trotz mehrjähriger Verwaltung einer so großen und theilweise reichen Provinz nicht ihn selbst hat reich werden sehen. „Wie viel er gethan, wird wohl nie bekannt werden" (Felkin).

Sechs Jahre und darüber hatte jetzt Schnitzer seine Kräfte voll und ganz dem Lande seiner Wahl gewidmet, Treffliches hatte er erzielt und er durfte mit Recht erwarten, daß seine

Arbeit als die eines Kulturapostels edelster Art weiter und weiter Früchte tragen und jenen großen innerafrikanischen Landstrich auf eine verhältnißmäßige Höhe der Civilisation bringen werde. Da zog ein Gewitter heran, welches einen großen Theil der Erfolge seiner angestrengten Thätigkeit vernichten sollte, vielleicht bereits alle Erfolge vernichtet hat.

Vorhin (S. 17) habe ich schon den furchtbaren Aufstand im Sudan erwähnt, der so blutig unterdrückt wurde. Er hatte die Erbitterung deutlich werden lassen, welche unter den früheren unumschränkten Herren jenes Gebietes, den Arabern und Dongolanern, herrschte; nur deshalb hatten sie wohl ihr Ziel, die Vertreibung der Aegypter, nicht erreicht, weil sie die Negerstämme nicht auf ihre Seite zu ziehen vermochten. Da tritt wenig später eine neue Bewegung auf, von Anfang, wie es schien, nur religiös, aber bald auf das politische Gebiet übergreifend und größere Länderstrecken erfassend.

Im Juli 1881 war Mohamed Achmed, der auf der Insel Aba im weißen Nil (13° 20′ n. Br.) hauste und unter den umwohnenden Stämmen schon längere Zeit im Rufe großer Heiligkeit stand, als Mahadi oder Mahdi, d. i. „der von Gott auf den rechten Weg Geleitete“, somit als Prophet aufgetreten, hatte Anhang gefunden, und als er gar wiederholt gegen ihn ausgesandte Truppen geschlagen, Gewehre und Munition erbeutet und weitere mit der ägyptischen Herrschaft unzufriedene Stämme auf seine Seite gezogen hatte, wuchs seine Bedeutung zu einer äußerst gefahrdrohenden. Man schickte Truppen gegen ihn — da bricht in deren Rücken, in Senaar, der Aufstand aus, und bald ist auch Kordofan und (Januar 1883) auch dessen, von Kartum in der Luftlinie nur 50 deutsche Meilen entfernte Hauptstadt Obeid verloren und die Verbindung zwischen Kordofan, Darfur und dem weißen Nil unterbrochen; die Engländer, die inzwischen infolge des bekannten Arabi-Aufstandes Aegypten be-

setzt haben (August/September 1882), schicken mit 30 Geschützen 7000 Mann unter General Hicks gegen den Mahdi — sie alle werden vernichtet (4./5. November 1883, südlich von Obeid). Natürlich schob sich die Macht der Aufständischen alsbald in der Richtung auf Kartum zu, den Mittelpunkt der verhaßten ägyptischen Herrschaft. Da läßt sich Gordon bereit finden, seine Energie, seine Erfahrung und seine Beliebtheit in der oberen Nilgegend der englisch-ägyptischen Regierung zur Verfügung zu stellen (Februar 1884), um Kartum und den Sudan zu halten; nach fast einjährigem Widerstande fällt auch er (26. Januar 1885): die ägyptische Herrschaft von Dongola bis zum Sobat gehört der Vergangenheit an.

Ja auch über den Bahr-el-Gasal waren die Schaaren des Mahdi schon siegreich vorgedrungen. Lange, wohl zwei Jahre, hatte der Gouverneur der Gasalprovinz, Lupton Bey, sich und sein Land gegen jene vertheidigt; immer weiter zurückgedrängt, muß er sich endlich ergeben (März 1884) und wird als Gefangener fortgeschleppt.

So ist denn Schnitzer der Einzige noch, der Widerstand zu leisten vermag und die Unabhängigkeit seiner Provinz aufrecht erhält, und auf ihn wirft sich unaufhaltsam die Macht der Aufständischen. Begreiflich — denn gerade die Aequatorealprovinz mußte eine besondere Anziehungskraft ausüben, da sie unter Schnitzers Herrschaft die bestverwaltete im ganzen ägyptischen Sudan geworden war. Um nur Eines hervorzuheben: seit dem 14. April 1883 war kein Dampfer mehr von Lado abgegangen, der Vorrath an Elfenbein, dem Monopolartikel der Regierung, mußte demnach ein sehr bedeutender und werthvoller sein und reizte also die Begierde der Mahdisten.

Im März 1884 war diesen von Lupton das Gebiet eingeräumt worden, Gabu Schambeh am Nil wurde bald darauf zerstört und die ganze Besatzung niedergemacht, die Niederlage des ägyptischen Heeres unter Hicks in Kordofan wurde

Schnitzer vom Mahdi durch seinen Vertreter, Emir Keramallah, in aller Form mitgetheilt, und es ward die Ankunft der Insurgentenschaar im Hauptorte Lado in Aussicht gestellt, falls Schnitzer die Provinz nicht friedlich übergeben wolle. Dieser giebt sich den Anschein der Unterwerfung und schreibt „einen äußerst demüthigen Brief", verlegt aber vorerst seinen Sitz südwärts nach Dufile (Juni) und zieht die für ihn noch verfügbaren Truppen zusammen, muß dabei freilich mehrere der entfernteren Stationen in Monbuttu- und Latuka-Land aufgeben. Als die Mahdisten indessen ausblieben und einzelne Stationen zu dauerndem Widerstande befestigt worden waren, wuchs auch wieder die Hoffnung auf baldige Hilfe von Kartum. Indessen waren Hunderte der in der Provinz befindlichen Dongolaner und Araber inzwischen von der Regierung abgefallen und zogen theils zu Ihresgleichen nach Norden ab, theils setzten sich dieselben an einigen Stationen am Rohl fest. Im Laufe des September 1884 konnte man wieder nach Lado zurückkehren, von den Rebellen war nichts mehr zu hören, ihre Hauptmasse war — aus unbekannten Ursachen — nach Kordofan abgezogen.

Im Oktober 1884 begannen endlich die ersten blutigen Feindseligkeiten seitens der Aufrührer am Rohl; sie zogen allmählich Unterstützungen vom Bahr-el-Gasal heran, und nun begann die monatelange Belagerung der durch Schnitzer wohlbefestigten Station Amadi, fünf Tagereisen nordwestlich von Lado.

Das neue Jahr 1885 begann mit der Nachricht, daß jener Emir Keramallah selbst unterwegs sei, und wiederholt fordert dieser die Uebergabe der Provinz. Schnitzer sinnt für den äußersten Fall auf eine Zurückziehung aller seiner Streitkräfte nach den südlichsten Stationen; andererseits wurden auch Stimmen laut, welche für die Ausführbarkeit eines Rückzuges über Bor zum Sobat und von da nach Kartum eintreten wollen. Man hielt eben immer noch an der eitlen Hoffnung fest, daß

Kartum und die ägyptische Herrschaft im Sudan sich aufrecht erhalte. Inzwischen fällt Amadi; die Besatzung, lauter Neger, deren Heldenmuth Schnitzer in den höchsten Worten preist, zieht sich in der Mehrzahl nach Makraka zurück, später bringen aber die Regierungssoldaten den verfolgenden Rebellen bei Rimo eine empfindliche Niederlage bei und Letztere räumen darauf, aus bisher nicht aufgeklärten Gründen, eiligst das bereits halb gewonnene Gebiet, und ziehen sich, ohne einen weiteren Vorstoß nach Lado zu wagen, nach dem Bahr-el-Gasal zurück.

Um diese Zeit erhält Schnitzer die Nachricht, daß Kartum am 26. Januar 1885 gefallen und Gordon todt sei. „Was daran wahr ist,“ schreibt er in einem seiner nun seltener und seltener eintreffenden Briefe, „weiß ich nicht; denn seit Mai 1883 fehlen mir alle Nachrichten, an Brandbriefen haben es die Herren Danagla nicht fehlen lassen.“ Schnitzer giebt nun Makraka auf, hält jedoch mit den ihm gebliebenen zwei Dampfern den Nil frei, wendet sich aber südwärts, theils um für seine in Fellen gehenden Leute Zeug, theils von den Missionären in Uganda Nachrichten zu erhalten, zumal über die ägyptischen Angelegenheiten; er hält nur noch die Stationen am Nil von Lado südwärts bis Wadelai und Fatiko durch Soldaten besetzt. Seinen Sitz verlegt jetzt Schnitzer nach Wadelai und erwägt den Plan, wenn er keine Nachrichten und keine Unterstützungen aus Aegypten erhalten sollte, die ägyptischen Beamten und Offiziere über Uganda nach Hause zu senden, die sudanesischen Offiziere und Soldaten aber bei sich zu behalten. Allen seinen Leuten giebt er bis dahin das größte Lob. Fast nackt, ohne Sold, unter zahlreichen Verlusten zu dienen und zu gehorchen, das ist, wie er selbst sagt, gewiß mehr als man erwarten konnte. Seine größte Sorge ist die Erschöpfung des Schießbedarfs, welcher nach seinem Ermessen bei guter Verwaltung noch bis Ende 1886 ausreichen konnte.

Schnitzer hat übrigens die Zeit der Abschließung auch mit Arbeiten des Friedens gut ausgefüllt. In seinem letzten nach Europa gekommenen Brief (an Felkin vom 7. Juli 1886) schreibt er: „Ich bin froh, Ihnen berichten zu können, daß in dem Bereiche unserer Provinz vollständige Ruhe herrscht; zwar verursachen die Baris einige Schwierigkeiten, jedoch sind dieselben schnell zur Ruhe gebracht worden. Seit Mai sind die Stationen eifrig mit Kultivationsarbeiten beschäftigt. Die Baumwollen-Plantagen gedeihen gut und sind für uns von großem Nutzen, weil sie uns in den Stand setzen, dem Mangel an Bekleidung einigermaßen abzuhelfen. Ich habe jetzt auch das Schuhmacher-Gewerbe bei uns eingeführt. Wir fabriziren jetzt auch unsere eigene Seife und haben Fleisch und Mehl genug zum Lebensunterhalt. Freilich solche Luxusgegenstände wie Zucker haben wir seit einer langen Zeit nicht gesehen; doch vergaß ich zu bemerken, daß wir einen ausgezeichneten Tabak bauen. Persönlich empfinde ich sehr den Mangel an Büchern und ferner an feinem Schrot, arsenigsaurem Natron u. s. w., um meine zoologischen Sammlungen zu präpariren. Dennoch fahre ich mit dem Sammeln so gut als es geht fort, und besitze ich interessante Gegenstände aus den Monbuttu- und Niamniam-Ländern."

Aber um jeden Preis mußten nun Nachrichten eingezogen und mußte, wenn möglich, der Außenwelt Kenntniß von der Lage der Dinge am obersten Nillauf gegeben werden. Keinen Geeigneteren konnte Schnitzer hierzu finden als Dr. Junker, welcher ebenso wie der Italiener Casati Ende Dezember 1885 bei Schnitzer in Wadelai anwesend war.

Es ist hier der Platz, wenn auch leider nur in Kürze, der Schicksale und Leistungen Junkers zu gedenken, dessen Name künftig stets mit dem Schnitzers zusammen genannt werden wird, „dessen Ausdauer und wissenschaftlicher Heroismus die gesammte geographische Welt in Erstaunen setzt" (Schweinfurth).

Dr. Wilh. Junker (geb. 1846 zu Moskau) ist ebenfalls Arzt und bereiste 1875 Tunis, dann (Winter 1875/76) die libysche Wüste und läßt sich beim Pariser geographischen Kongreß zu größeren afrikanischen Unternehmungen bestimmen, die er auf eigene Kosten ausführt mit dem Hauptzwecke, zoologische Sammlungen anzulegen und dabei allgemein geographische Forschungen zu machen.

Im März 1876 geht er von Suakin südlich, dann westlich nach Kassala, verlebt Juni und Juli in Kartum, geht im August mit Gessi den blauen Nil bis Senaar und im September den Sobat hinauf, 300 km weit; nach Kartum zurückgekehrt, besucht er Lado und Makraka (Dezember 1876) und macht bis 1878 noch weitere Reisen im oberen Nilgebiet. Im Dezember 1879 verläßt er aufs neue Kairo, um weit später als geplant, nämlich erst nach über sieben Jahren, wieder dahin zurückzukehren (10. Januar 1887), wie es scheint mit unerschütterter Gesundheit. In den langen Jahren hat er weite Strecken durchwandert, ein großes Gebiet unserer Kenntniß erschlossen. Erst in die westlichen Niamniamgebiete vordringend (April bis Juni 1880), reist er dann südwärts, überschreitet den vielbesprochenen Uelle, durchzieht das Mangbattuland und kehrt durch die östlichen Niamniamstaaten zu Ndoruma (Lakrima) zurück (Dezember 1880), wendet sich jetzt (Januar 1881) südwestlich, überschreitet wieder den Uelle, wird monatelang durch die Barambo aufgehalten und beraubt, weiß aber seinen Rückzug zu den Madi zu bewerkstelligen, geht (September 1881) abermals in das Mangbattu-Gebiet vor und bereist, zum Theil mit ägyptischen Truppen, das Südufer des Uelle bis Bakangai, geht (Januar 1882) südlich des Bomokandi, des bedeutendsten Uellezuflusses, und über diesen zurück wieder nach Osten bis Tangasi und bereist (März 1882) das Bergland der Momvu, dringt im Mai abermals südlich vor bis zum Nepoko, den er für den Aruwimi Stanleys hält, und kehrt (September 1882) zu seiner Station bei den

westlichen Niamniam zurück. Abermals geht er südwestlich, gelangt noch zweimal zum Uelle und kehrt wieder zurück (April 1883). Gerne wäre er jetzt nordwärts, der Heimath zugeeilt — die Sudanwirren hielten ihn jetzt fest; doch gelang es ihm später zu Schnitzer an den Nil zu gelangen, wie man freilich erst geraume Zeit nachher erfuhr.

Denn lange, den Seinigen und Allen, die an seinen Schicksalen Antheil nahmen, nur allzulange war, wie von Schnitzer, so auch von ihm jegliche Kunde über sein Befinden, seinen Aufenthaltsort, sein Leben ausgeblieben, und als gar die Nachricht vom Falle Kartums, also vom Obsiegen des Mahdi-Aufstandes kam, stieg die Besorgniß um die in den Aequatorealländern abgeschnittenen Europäer aufs höchste.

Von verschiedenen Seiten wurde ihnen Hülfe zugedacht. So betraut die geographische Gesellschaft zu Wien im Vereine mit der österreichischen afrikanischen Gesellschaft den von seiner Durchquerung Westafrikas her bekannten Dr. Lenz mit einer von Westen her vordringenden Expedition, welche im wesentlichen die Untersuchung der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil und die Lösung der Uellefrage durchführen, daneben aber auch versuchen soll, den Europäern in den Aequatorealprovinzen den Ausweg zu eröffnen. Dr. Lenz ist Ende Juni 1885 von Hamburg abgereist, am 13. August an der Kongomündung angelangt, den Kongo hinauf gefahren, hat am 29. März 1886 die Stanleyfälle behufs Landmarsches verlassen und am 16. Mai Njangwe erreicht und ist vor kurzem nach Wien zurückgekehrt, ohne für unsere Freunde etwas haben thun zu können.

Unmittelbare und raschere Hülfe sollte durch Dr. Fischer gebracht werden. Dieser (geb. 1848) hatte in 1877 und 1878 das Witu- und Tana-Gebiet bereist und sich vier Jahre lang in Sansibar der ärztlichen Praxis gewidmet und von Ende 1882 bis August 1883 auf Kosten der Hamburger geographischen

Gesellschaft seine Reise ins Massailand gemacht. Ihn gewinnt nun der in Petersburg als Bankier ansässige Bruder Junkers zu einer Expedition von Sansibar nach Lado, wo nach den letzten, allerdings nur auf Aussagen von Arabern beruhenden Nachrichten noch im August 1884 Schnitzer die ägyptische Herrschaft aufrecht erhielt und auch Junker und Casati sich befinden sollten. Dr. Fischer kommt am 19. Mai 1885 von Europa aus in Sansibar an, gedenkt westlich vom Viktoriasee zu reisen und ist demgemäß mit Tauschwaaren versehen, als er am 3. August von der Küste aufbricht und nach 3½ Monaten Kagehi, das Südufer des Sees, erreicht (16. November). Hier erfährt er von den durchaus veränderten Verhältnissen im Norden und Nordwesten des Sees.

König Mtesa von Uganda, den wir heute schon mehrmals zu nennen hatten, der dem Christenthum Einlaß in sein Land gewährte und den, wie wir hörten, Schnitzer selbst früher zweimal besucht, der war gestorben (10. Oktober 1884). Nach Ugandaweise folgte ihm auf dem Throne ein halbes Kind, Muanga, der mit grenzenlosem Terrorismus seine Regierung begann. Die guten Erfolge der christlichen Mission, die Aufhetzungen durch die den Ausländern feindlichen, in Lüge, Frevel, Grausamkeit und allen Lastern unberechenbaren Großen seines Landes, zugleich die Einflüsterungen der um ihr Handelsmonopol mehr und mehr besorgten Araber machten den unmündigen furchtsamen, dabei täglich im Haschischrausche befindlichen König so mißtrauisch, daß er in jedem neuen Ankömmling einen erklärten Feind sieht, der sein Land in Besitz nehmen will. Die englischen Missionare bedroht er mehrfach mit dem Tode, und es ist geradezu auffallend, daß er sie noch nicht ermordet; er vollführt eine schauerliche Christenhetze unter seinen Negern; er läßt den für Ostafrika neu ernannten Bischof Hannington, der im Juni 1885 bei Mombas die Küste verlassen und durch das Massailand nach Uganda strebte und schon nach Ussoga gekommen war, er läßt diesen

mit seiner ganzen Karawane niedermetzeln (31. Oktober 1885); er verwehrt also auch dem seit Mitte November am Südufer des Sees auf Antwort wartenden Dr. Fischer den Eintritt in sein Land.

Da dieser aber mit all den schlimmen Nachrichten auch die erfreuliche hört, daß Junker und Schnitzer noch am Leben und in der Nähe von Unjoro seien, so läßt er sich nicht mehr aufhalten, muß aber, da ihm auch die von Uganda abhängigen Gebiete westlich vom See unzugänglich sind, auf dessen Ostseite vordringen (11. Januar 1886) und gelangt im März bis Ukala, in die Nähe Ugandas; in Luftlinie nur noch etwa 370 km von Junker entfernt, muß er aber umkehren, da seine mitgebrachten und für den anderen Weg berechneten Tauschartikel jetzt werthlos sind. Unterwegs fast noch verhungernd, kommt er nach elfmonatlicher Abwesenheit wieder an der Küste an (14. Juni und erliegt bald darauf in der Heimath plötzlicher Krankheit (11. November 1886).

So war also Schnitzer und Junker noch keine Hülfe gebracht; versuchten diese vielleicht sich selbst zu helfen? In der That, während die betrübende Reise Dr. Fischers an der Ostküste des Viktoria Njanza sich abspielt, vollführt Junker eine gefährliche Reise, die ihnen beiden Rettung bringen soll.

Wir verließen ja Schnitzer, wie er weiter südwärts sich zurückziehend in Wadelai seinen Sitz aufgeschlagen, und wir hörten, daß Casati und Junker sich zu ihm begeben hatten, daß sie Alle aber lange Zeit jeglicher Nachrichten entbehrten.

So beauftragt denn Schnitzer den Dr. Junker, zu den Negerfürsten bei Fowera am Somerset zu reisen und von diesen aus Post nach Uganda gelangen zu lassen und Nachrichten aufzusuchen. Trotz Kampfes mit Schwierigkeiten und Tücken aller Art vermag aber Junker keine Verbindungen mit Uganda anzuknüpfen. Nur mit Kabrega, dem Herrscher im westlichen Unjoro, kann er durch Boten in freundschaftlichen Verkehr treten

— aber auch dieser läßt alle ihm zugestellten Briefe unbefördert. So kehrt denn Junker im Dezember 1885 wieder nach Wadelai zurück und wartet hier den Boten Kabregas ab, um endgültig und unter jeder Bedingung Nachrichten aus Uganda von den Missionaren über den Stand der Dinge im Sudan einziehen zu können und baldmöglichst selbst nach Uganda zu reisen.

Am 2. Januar 1886 verläßt Junker Wadelai und reist über den Albertsee zur Residenz Kabregas, eines in vielen Stücken milden und guten, aber an Größenwahnsinn laborirenden Despoten. Am siebenten Tage erst bekommt er ihn zu sehen, und in allem will es kein Vorankommen geben; Lüge und Heuchelei, zumal der Matangoli, der Granden des Landes, und Heimlichthuerei hemmen alles, Angst und Mißtrauen lassen jeden Schritt bewachen. Gleichwohl bringt Junker in Erfahrung, daß der Sudan ganz in die Hände der Aufständischen gegeben sei. „Hundertjährige Arbeit wird also aufgegeben?" so ruft er zornerfüllt aus, „Europa läßt den dunklen Islam über das Christenthum triumphiren!? Schande über Schande für Europa!" Er hört endlich aus Briefen des seit acht Jahren in Uganda wohnenden Missionars Mackay, daß eben dort für Schnitzer der Befehl aus Aegypten bereit liege, wonach ihm amtliche Entlastung von seinen Pflichten ertheilt und ihm die Weisung zutheil werde, daß er sich mit seinen Leuten nach Sansibar zu begeben habe, daß dessen Sultan vom König Muanga freie Reise für die Leute der ägyptischen Aequatorealprovinz und Beihülfe für sie erbeten habe und daß Dr. Fischer zur Rettung unterwegs und schon in Usukuma angekommen sei, aber keine Erlaubniß zur Weiterreise erhalten habe; er erfährt auch, daß Bischof Hannington ermordet und daß Uganda im Begriff stehe, mit Unjoro wie früher so auch jetzt wieder Krieg zu führen, daß diesmal aber Kabrega aus seinem Lande vertrieben werden solle. Denn dieser habe es unterlassen, das

übliche Geschenk an Salz beim Regierungsantritt des neuen Königs von Uganda zu senden, und zudem hatte Letzterer, von Natur, wie wir wissen, mißtrauisch und ängstlich genug, von den Beziehungen Kabregas zu den Weißen in seiner Nähe gehört, und da er gar in dem vorhin erwähnten, an Schnitzer gerichteten und erbrochenem Schreiben der ägyptischen Regierung Soldaten und Offiziere entzifferte, die durch oder in sein Land kommen sollten, so überfiel ihn ein solcher Schrecken, daß er noch mehr von Angst und Argwohn erfüllt ward.

Der gegen Kabrega, vielleicht gar gegen Schnitzer gerichtete Krieg nahm in der That im März 1886 seinen Anfang. Da wollte Kabrega den Dr. Junker, der natürlich von allem, was er erlebt und erfahren, an Schnitzer hatte Mittheilung gelangen lassen, wieder zurück nach dem Albertsee befördern, aber die Zeiten des Zurückgehens waren, wie er selbst sagt, für ihn ein- für allemal vorüber. Während die feindlichen Truppen von Osten in Unjoro einbrachen und siegten — Kabegra fiel im Kampfe —, ging Junker in südwestlichem Bogen, den Fluß Kafu in seinem südlichen Drittel überschreitend, an die Grenze von Uganda. Mit großer Schwierigkeit gelingt es ihm, Boten an Muanga gelangen zu lassen; nach Uebung unsäglicher Geduld erhält er die Erlaubniß den Grenzfluß zu überschreiten, und trotz lästiger Beingeschwüre vermag er sich bis zu Muangas Residenz hinzuschleppen (11. Juni). Dieser machte die größten Schwierigkeiten, als Junker für Schnitzer um 2000 Thaler, wahrscheinlich in Elfenbein, Zeuge einkaufte; ob diese nach Unjoro abgelassen wurden, blieb trotz Versprechens höchst zweifelhaft. Im August gelang es Junker, den Klauen Muangas zu entkommen, und am 16. giebt er aus der eben ereichten englischen Missionsstation Msalala am Südufer des Viktoria-Njanza erstmals wieder von sich und Schnitzer Nachricht, die freilich erst Anfang November in Kairo eintraf.

Junker zieht dann heimwärts; von Tabora aus geleitet ihn gegen Entschädigung von 1500 Thalern der über 3000 Gewehre verfügende Araberanführer Tippu Tip bis zur Küste, die er denn endlich nach über siebenjähriger Abwesenheit am 4. Dezember 1886 bei Sansibar erreicht.

Junker bringt freilich nicht seine reichen Sammlungen, wohl aber in acht großen enggeschriebenen Oktavbänden von je 300 Seiten alle seine Reisenotizen glücklich mit, ebenso ein ungemein reiches Material an Karten, die nach Schweinfurths Zeugniß in Bezug auf Genauigkeit den strengsten Anforderungen der heutigen Kartographie entsprechen. Der westlichste Punkt, den er erreicht hat, liegt (nach Schweinfurth) unter 22° 47′ 40″ ö. L. Gr. und 3° 13′ 10″ n. Br. und ist von Greenfells von Westen her erreichtem äußerstem Halteplatz am Ubangi nur ungefähr 330 km nach Osten entfernt.

Fast noch auf der Ueberfahrt von Sansibar nach Aden Schiffbruch erleidend, kommt Junker am 10. Januar 1887 in Suez an, von Bruder und Schwager und von Schweinfurth begrüßt, wird am 13. in Kairo festlich bewillkommt und reist nun auf nächstem Wege über Berlin* nach Petersburg, wo seine hochbetagte Mutter lebt.

So ist Junker glücklich gerettet; aber Schnitzer? — so lese ich die bange Frage von Ihren Lippen ab, aus Ihrem Herzen heraus.

Gleich im ersten Briefe, den Junker von Msalala aus an Schweinfurth in Kairo schrieb (vom 16. August 1886), ist sein ganzes Denken der Unterstützung, der Rettung seines Freundes

* In einer Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin hielt Dr. Junker einen Vortrag über seine Reisen; nach der dabei benutzten Uebersichtskarte, von welcher Herr Geh. Rath Dr. Virchow mir gütigst einen Abdruck verschaffte, sind in dem beifolgenden Kärtchen die Flußläufe wenigstens eingezeichnet worden.

Schnitzer gewidmet, mit fieberhafter Ungeduld treibt er Schweinfurth an, durch die Presse, durch alle Mittel, die er anzuwenden vermöge, die öffentliche Meinung Europas für Schnitzer zu erregen. Schweinfurth kommt dem aus ganzem Herzen nach. Er wendet sich zunächst an die ägyptische Regierung, an deren ersten Minister Nubar-Pascha; der aber will von seinen selbst an Schnitzer gemachten Versprechungen nichts mehr wissen und verweist auf private Anstrengungen. Nachträglich scheint aber der ägyptischen Regierung, vielleicht unter dem Druck der englischen, doch die Erkenntniß gekommen zu sein von ihrer moralischen Verpflichtung, für die Rettung der von ihr selbst entsandten Beamten und Soldaten einzutreten: so entschloß sie sich, Schnitzer selbst in Anerkennung seiner Verdienste endlich, nachdem sie sich volle drei Jahre nicht mehr um ihn bekümmert, zum Pascha zu ernennen und eine etwaige Expedition zu seiner Rettung mit einem Beitrag von 10 000 £ zu unterstützen.

Daß aber zu dieser Rettung größte Eile noththut, geht aus der durch das Gesagte schon gekennzeichneten mißlichen Lage Schnitzers hervor, über welche die letzten Wochen überdies in den schon erwähnten Briefen genauere Aufklärung brachten.

Wir haben Schnitzer zugleich mit Junker verlassen (2. Januar 86), als er sich von Lado zurückgezogen und in Wadelai festgesetzt hatte. Andauernd mit der Pflege und Verwaltung seiner allmählich zusammenschrumpfenden Provinz beschäftigt, muß er sich behufs Besserung seiner Lage Plan um Plan ausdenken. Soll er überhaupt die Aequatorealprovinz verlassen, die er mit dem Kern seiner Truppen, wohl 2000 Mann, noch besetzt hält? Soll er sie, die vom Khedive aufgegeben, in irgend einer Form, gar als Souverän weiter beherrschen? Vermöchte er gar mit eigenen Mitteln Kartum wieder zu erobern, vorausgesetzt, daß er von der Ostküste her Waffen und Munition zu-

geführt erhalte? — denn selbst diesen Plan traut Schweinfurth dem schöpferischen Organisationstalent Schnitzers zu. Oder soll er den Rückzug nach Süden und Osten antreten?

Dr. Junker hatte er bei dessen Abreise beauftragt, den Königen von Unjoro und Uganda große Elfenbein-Vorräthe als Zahlungsmittel für freien Durchzug anzubieten, und auch im Juni 1886 noch scheint er, seinem in sehr gedrücktem Ton geschriebenen Brief zufolge, die Absicht des Abzuges nach Süden gehabt zu haben. Denn die Blattern herrschten und die Nahrungsmagazine waren leer und das Ausbleiben jeglichen Regens schien Hungersnoth zu bringen; dazu griff der Ungehorsam seiner Leute mehr und mehr um sich, die in Dufile stationirten erwarteten damals nur noch von Lado das Zeichen zum Aufbruch noch Norden.

Im Juli aber, als am 2. die Nachrichten Junkers aus Uganda eingetroffen waren, welche Aussicht auf Dr. Fischers Kommen und Hülfe von Südosten eröffneten, da hob sich wieder sein Muth: auf jene Nachrichten hin „und weil ich meine Leute nicht unnützen Gefahren aussetzen will, habe ich mich entschlossen, von einem Rückzuge für jetzt abzusehen und zu warten, was die Zeiten mir bringen werden“.

Die Zeit brachte aber Böses: Dr. Fischer, zu dessen Unterstützung Schnitzer schon nach Fatiko und Fadibek Befehl gegeben und Kabrega Elfenbein versprochen hatte, damit er die Lango (Wakidi) dazu bewege, jenem den Durchzug zu gestatten, Fischer mußte, wie wir hörten, so nahe am Ziel umkehren. Ob und wann dies Schnitzer erfahren, ist heute noch unbekannt; wohl aber hat er von der den Europäern feindlichen Haltung des Königs von Uganda Kunde erhalten, wie sein Brief an Felkin bezeugt. Sehr befremdlicherweise scheint er aber zu der Zeit, als er jenen Brief schrieb (7. Juli 1886), noch keine Kunde von den bereits im April beendeten

Kämpfen zwischen Muanga und Kabrega und dem für letzteren sehr ungünstigen Ausgang desselben gehabt zu haben, denn er spricht immer noch von den freundschaftlichen Beziehungen, die er zu letzterem unterhalte, und daß er Casati bewogen habe seinen Aufenthalt bei Kabrega zu nehmen, um seine Interessen besser bei diesem Könige vertreten zu sehen. Es ist diese Unkenntniß der Lage um so auffallender, als Schnitzer selbst schreibt, daß er kurz vor Abfassung jenes Briefes den Albertsee besucht und mit reichen geographischen, zoologischen und ethnographischen Errungenschaften von dessen Ostufer nach Wadelai zurückkehrte, daß er also dem Schauplatze jener für ihn so verhängnißvollen Kämpfe so nahe war.

So hat sich denn die Lage Schnitzers, von welcher Seite man sie auch auffasse, erheblich verschlechtert und eilige Hülfe thut dringend Noth. Mit Freuden hören wir daher, daß Rettung naht.

Als Schweinfurth zu Anfang November 1886 die Briefe aus dem Süden erhielt, dachte er einen Augenblick daran und gab auch dem Gedanken Ausdruck, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft den Tana hinauf, über das obere Gallaland hin Schnitzer die Hand reichen, möglicherweise die noch in seinem Besitz befindlichen Länder an sich nehmen solle, um so des ausdauernden Mannes zehnjährige Arbeit nicht untergehen zu lassen.

Lebhafter wirkten aber Schweinfurths Nachrichten und Aufmunterungen in England. Auf Felkins Veranlassung plant die schottische geographische Gesellschaft, voraussichtlich unterstützt durch die Mailänder Gesellschaft für Verkehrs- und Handelsforschung, auf deren Veranlassung hin der mehrfach erwähnte, ebenfalls abgeschnittene Kapitän Casati seine Reise unternahm, eine Expedition, welche wahrscheinlich Jos. Thomson durch das Massailand führen wird, um so Uganda weit

im Norden zu umgehen und das Leben des Missionars Mackay und der Europäer daselbst nicht zu gefährden.

Auch die Neapeler Afrikanische Gesellschaft plant die Entsendung einer eigenen Expedition, wohl unter Massari.

Während so verschiedenenorts noch neue Unternehmungen zum Entsatze Schnitzers geplant werden, ist die wohl wichtigste aller schon unterwegs. Durch wesentlich englische Beiträge, so einen Beitrag von 1000 £ von der Londoner Geographischen Gesellschaft, beträchtliche Beiträge von zwei Mitgliedern der schottischen geographischen Gesellschaft, Mackinnan und Hutton, sowie durch die schon erwähnten Leistungen der ägyptischen Regierung wurden Mittel im Gesammtbetrage von 20000 £ (4 Mill. Mark) bereitgestellt. Es zeigte sich wohl auch deshalb um so größere Bereitwilligkeit zu Beisteuern, da der Mann, auf den die Blicke Aller sich lenkten, da Stanley sich bereit erklärte die Expedition zu leiten. Er befand sich in Amerika und wollte eben eine Rundreise durch die Vereinigten Staaten, wohl auch in Australien zur Abhaltung von Vorträgen ausführen; also, wie man wohl sagen darf, nicht ohne vorerst finanzielle Opfer zu bringen, eilte Stanley nach London (24. Dezember 1886), vollendet hier seine Vorbereitungen, ist am 27. Januar 1887 in Alexandria und trifft in Kairo mit Junker zusammen, um mit diesem alles zu besprechen, was zur möglichst besten Ausführung dienlich sein kann.

Jetzt erfährt auch die Welt, daß Stanley nicht die bekannte Karawanenstraße der Araber von Sansibar aus über Uniamwesi am Westufer des Viktoria Njanza entlang und daß er auch nicht auf dem mehr gradlinigen Wege durch Massailand Schnitzers Provinz zu erreichen gedenke, sondern auf dem scheinbar weitesten aller Umwege, auf dem um das Kap der guten Hoffnung herum und den Kongo aufwärts. So überraschend diese Nachricht war und so sehr sie auch im ersten Augenblick zu der

Besorgniß Anlaß gab, als ob Stanley Schnitzers Befreiung nur erst in zweiter Linie betreiben wolle, um den in letzter Zeit am oberen Flußlauf bedrohten Interessen des Kongostaates seine Hauptarbeit zu widmen, so überzeugten sich doch zunächst in Kairo sofort Alle, durch Stanleys Gründe bestimmt, von der Richtigkeit seiner Wahl.

So nämlich vermeidet er, was auf der Ugandaroute seitens des ohnehin so mißtrauischen und nun gar durch die Kunde von den Sansibarer Zurüstungen doppelt besorgten Königs Muanga und was wohl auch beim Marsche durch Massai unabwendbar wäre, er vermeidet jede Art kriegerischen Zusammenstoßes, er setzt so nicht das Leben der von Muanga zurückgehaltenen Missionare aufs Spiel, er braucht auch nicht, was auf dem Massaiweg wohl eintreten könnte, Hungersnoth zu fürchten, ebenso wenig, was auf jedem Landweg von Osten her vorkäme, das Ausreißen so mancher seiner sansibaritischen Soldaten und Träger.

So also in jedem Falle sicherer, wahrscheinlich aber sogar auch schneller hofft Stanley sein Ziel, Wadelai am Ausflusse des Nils aus dem Viktoria Njanza, zu erreichen. Denn für die gewöhnliche Karawanenstraße vom Osten her rechnet er 170 Marschtage zu 20 km, wozu dann freilich auf diesem langen Landwege an mehreren Stellen ein aus mancherlei Gründen gebotener längerer Aufenthalt käme, für den Kongoweg rechnet er 175 Tage, die 19 Tage Seefahrt von Sansibar bis zur Kongomündung eingerechnet. Aber nur 50 dieser 175 sind Marschtage, 15 am unteren und 35 am oberen Kongo. Auf dem Strome selbst sind aber alle Vorkehrungen zu rascher Beförderung getroffen: dem Befehle des Belgierkönigs zufolge, des Souveräns vom Kongostaat, sind bei Stanleys Ankunft alle verfügbaren Dampfer bereit, wahrscheinlich deren vier in Leopoldville am Stanleypool, am Beginne der Schiff-

barkeit des oberen Kono, um 500 bis 600 Mann stromaufwärts zu befördern und so staffelweise den Vormarsch nach Osten zu ermöglichen.

Am 22. Februar trifft Stanley in Sansibar ein. Nicht nur, daß die über 600 Mann des Entsatzzuges völlig bereit sind — mehr als durch dies überrascht er die Welt durch die Nachricht, daß er Tippu Tip, den mächtigsten Sklavenfürsten von Mittelafrika, den „ungekrönten König“ von den Stanleyfällen bis zum Tanganjikasee, den Gebieter über Tausende abgehärteter Krieger, daß er diesen für seine Zwecke gewonnen. Er packt ihn bei der Gewinnsucht: 120 Mark verspricht er ihm für jeden der 600 Lastträger, die er ihm stelle, um das bei Schnitzer aufgehäufte Elfenbein, dessen Werth Dr. Junker auf 5/4 Mill. Mark schätzt, nach dem Kongo zu schaffen. Er faßt ihn aber auch beim Ehrgeiz: Tippu Tip erhält die Würde eines Statthalters bei den Stanleyfällen, um dem Kongostaate seine Macht und sein Ansehen dienstbar zu machen.

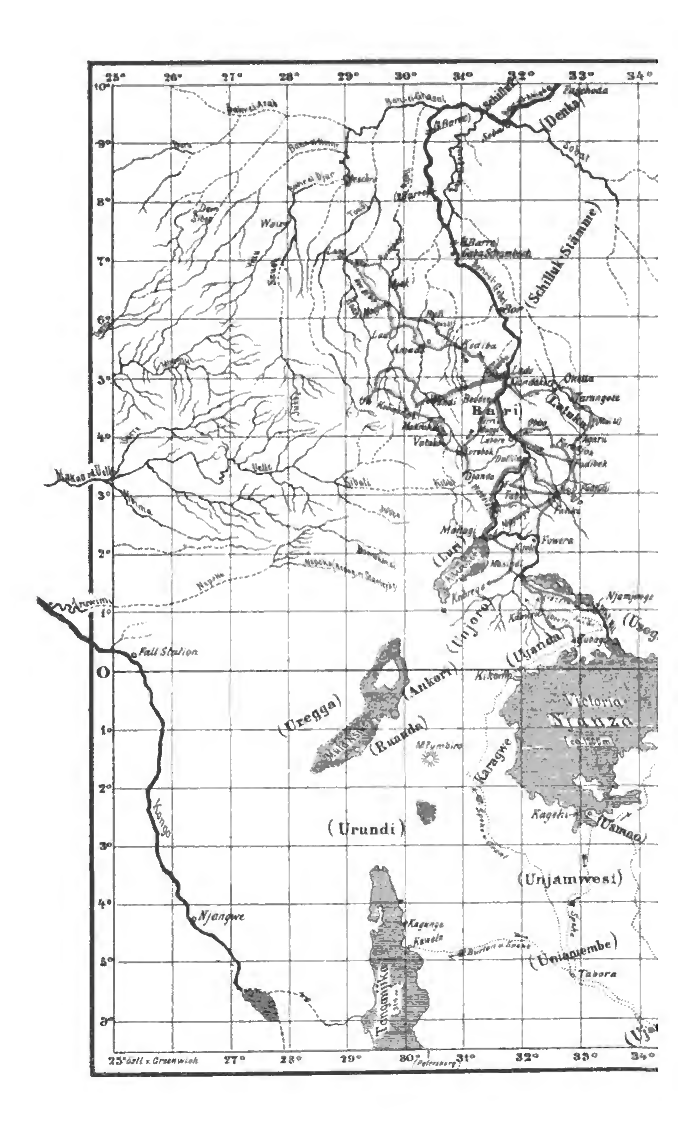
Noch werden Sendboten abgesandt von Stanley an Schnitzer und von Tippu Tip an seine Leute im Innern, und nach nur dreitägigem Aufenthalte in Sansibar erfolgt am 25. Februar die Abfahrt von da: Tippu Tip ist einer der 743 Köpfe des Entsatzzuges. Am 9. März wird Kapstadt, bald die Kongomündung erreicht, am 30. April geht es von Stanley-Pool in vier Dampfern den Kongo aufwärts, und so ist man in diesem Augenblicke schon im Herzen Afrikas angelangt.

Entweder vom Kongo selbst, von da, wo er aus der nördlichen in die westliche Richtung umbiegt, oder von einem oberen Punkte seines Nebenflusses Aruwimi aus, welchen Stanley selbst 180 km weit aufwärts erforscht hat (1883), wird er seinen Marsch zu Lande antreten, um die 700 oder 600 km bis zum Westufer des Albertsees zurückzulegen. Freilich geht es hier durch noch völlig unbekanntes Land, aber vor-

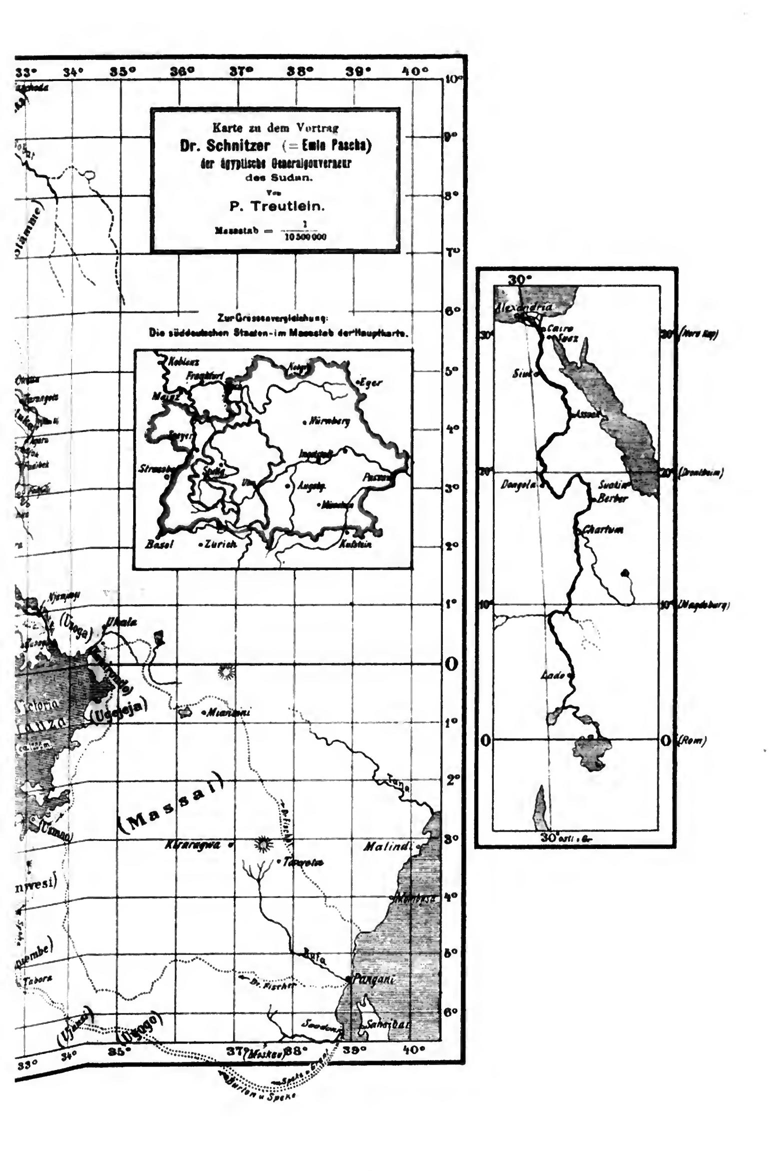
aussichtlich wird es an Lebensmitteln nicht fehlen, und Stanley wie Junker sind einer Meinung, daß auf jener Strecke mächtige Stämme oder gar Staaten, welche übergroßen Widerstand zu leisten vermöchten, nicht angetroffen werden können.

So begleiten wir in Gedanken den ebenso klugen als muthigen und energischen Amerikaner und seine hoffentlich treue Schaar ins Innere des noch so viele Räthsel bietenden Erdtheils; voll banger Sorge versetzen wir uns zu unserem theuren Landsmanne, dem ruhmreichen ausdauernden Forscher, dem bewährten treuen Beamten. Möge es ihm, dem so hart geprüften Opfer schlechter Staatskunst und widriger Verhältnisse, möge es ihm bald vergönnt sein, den Tag und die Stunde der Befreiung zu schauen, möge aber auch — und wir sprechen mit diesem Wunsche gewiß im Sinne unseres „sturmgeprüften Wandersmannes" — möge aus seiner rastlosen zehnjährigen Thätigkeit dem Lande, dessen edelster Bürger er gewesen, dauernder Erfolg zutheil werden, möge es der ernsten Arbeit der alten Kulturvölker gelingen, in jenen schwarzen Gebieten menschenwürdige Zustände und besseres Leben erblühen zu lassen! Für ewige Zeiten wird dann unseres Dr. Schnitzers Name nicht blos in den Büchern geographischer Wissenschaft, nein, in den Einrichtungen jener Landstriche und in den Herzen spätgeborener Nachkommen eingeschrieben stehen.

(230) Druck von J. F. Richter in Hamburg.



25°
26°
27°
28°
29°
30°
31°
32°
33°
34°
10°
9°
8°
7°
6°
5°
4°
3°
2°
1°
O
Faschoda
(Denka)
Sobat
(Schilluk-Stämme)
Lado
(Bari)
Latuka
Uelle
Kibali
Anuwimi
Fall Station
Kongo
Njangwe
(Uregga)
(Ankori)
(Ruanda)
(Unjoro)
(Uganda)
Kikoma
Victoria Nyanza
Karagwe
(Urundi)
Kagehi
(Unjamwesi)
(Uniamiembe)
Tabora
Tanganjika
25° östl. v. Greenwich



Karte zu dem Vortrag
Dr. Schnitzer (= Emin Pascha)
der ägyptische Generalgouverneur
des Sudan.
Von
P. Treutlein.
Massstab = 1/10 500 000
Zur Grössenvergleichung:
Die süddeutschen Staaten im Masstab der Hauptkarte.
Koblenz
Frankfurt
Mainz
Eger
Nürnberg
Speyer
Strassburg
Ingolstadt
Augsburg
Ulm
Passau
München
Basel
Zürich
Kufstein
Alexandria
Cairo
Suez
Siut
Assuan
Dongola
Suakin
Berber
Chartum
Lado
(Nordkap)
(Drontheim)
(Magdeburg)
(Rom)
Uhala
(Usoga)
(Ugeyeja)
Victoria
Nyanza
Mianzini
(Massai)
Kiraragwa
Taveta
Malindi
Mombasa
Tanga
Pangani
Sansibar
Tabora
(Ugogo)
(Ujansi)
Dr. Fischer
Burton u. Speke
Mosikau

Der
Elephant in Krieg und Frieden

und seine Verwendung
in unsern
Afrikanischen Kolonien.

Nach einem in der Zoologischen Gesellschaft und im Naturwissenschaftlichen Verein in Hamburg gehaltenen Vortrage

von

Dr. Heinrich Bolau,
Direktor des Zoologischen Gartens in Hamburg.

Mit 4 Holzschnitten.



Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Indier stellen Ganesa, den Gott aller Wissenschaften und Künste, mit einem Elephantenkopf auf menschlichem Leibe dar. Sie glauben, die hohe Stellung des Gottes nicht besser ausdrücken zu können, als dadurch, daß sie ihn mit dem Haupte des geistig so hervorragenden Elephanten bekrönen. Damit weisen sie aber auch zugleich dem Elephanten seinen hohen Rang an. Er steht bei ihnen in größerem Ansehen, als bei irgend einem andern Volke; seine Zähmung reicht mit den Anfängen indischer Kultur weit über Menschengedenken hinaus, selbst die Sage erzählt nicht von ihr; er ist der Genosse des Menschen im Frieden, der Begleiter der Könige und Helden im Kriege; er erhöht die Stärke der Heere; Lieder und Gesänge feiern ihn; das Sprichwort nennt ihn; acht Elephanten theilen sogar die Ehre und — die Mühe, die Kardinalpunkte des Erdkreises zu stützen.

Heute dient der Elephant in Indien den Menschen nur noch zu Arbeiten des Friedens, er zieht den Pflug, er trägt Lasten, hilft beim Wegebau und dient als Reitthier; bei festlichen Aufzügen reicher indischer Fürsten fehlt er auch heute nicht — seinen Werth als Genosse des Kriegers hat er aber selbst in Indien verloren, seit ihm im Feuergewehr ein gefährlicher Gegner erstanden ist.

Fang, Zähmung und Haltung des Elephanten haben heute denn auch bei weitem nicht mehr die Bedeutung, wie einst.

Erzählt doch Marco Polo, der berühmte venetianische Reisende des 13. Jahrhunderts, er habe bei dem Tatarenkaiser 5000 Elephanten gefunden, und nach Tavernier hielt der Großmogul im 17. Jahrhundert 500 Elephanten zum Lasttragen und 80 zu Kriegszwecken. Und wenn wir schon über diese Zahlen erstaunen, — die Schriftsteller des Alterthums warten mit noch ganz anderen auf: Ktesias, der sich um 400 v. Chr. als Arzt am persischen Hofe aufhielt, ist der Erste, der von der Wichtigkeit des Elephanten in der Kriegskunst der Indier spricht. In seinen zum Theil lügenhaften Berichten über Indien erzählt er — er sagt vorsichtig, er habe gehört —, der „König von Indien" lasse 100 000 Elephanten vor seinem Heer voraufziehen, 3000 der stärksten bilden den Nachtrab, und bei Belagerungen von Städten werden die Elephanten als Mauerbrecher verwandt.

Es ist interessant, daß diese und andere Erzählungen über Indien und seine Schätze und Wunder für Alexander den Großen die Hauptursache zum Zuge nach dem fernen Fabellande geworden sind. Wie Ktesias der Erste war, der der Kriegselephanten indischer Fürsten Erwähnung thut, so hat Alexander dem erstaunten Abendlande die ersten Riesenthiere selbst gebracht, und zwar noch vor dem Zug nach Indien. Die erste geschichtliche Erwähnung der Verwendung von Elephanten im Kriege findet sich nämlich in der Schlacht von Arbela und Gaugamela, 331 v. Chr. Darius Codomannus hatte seine Elephanten, die er den verbündeten Indiern verdankte — es waren ihrer fünfzehn —, unmittelbar vor seinem Kriegswagen neben Persiens edelsten Kriegern aufgestellt. Das zwanzigfach schwächere Heer Alexanders schlug den furchtbaren Feind aufs Haupt, und nach beendetem Kampfe gehörten des Darius Elephanten zur vornehmsten Beute des Macedonischen Königs, der vermuthlich einen Theil von ihnen in die Heimath schickte als

Zeichen des erkämpften Sieges sowohl, als vielleicht auch, um seinem Freunde und Lehrer Aristoteles Gelegenheit zur Beschreibung der ungewöhnlichen Thiere zu geben. Nach der genauen Darstellung, die der große Naturforscher vom Elephanten giebt, ist nämlich anzunehmen, daß er ihn lebend beobachtet habe.

Vier Jahre nach der Schlacht von Gaugamela folgte dann jener merkwürdige Zug nach Indien, der eine größere Zahl Kriegselephanten in Alexanders Gewalt brachte. In der Schlacht am Hydaspes jenseit des Indus hatte der indische König Porus dem großen Eroberer außer 3000 Reitern, 50000 Mann Fußvolk und 10000 Streitwagen auch 130 Elephanten entgegengestellt. Nach schwerem Ringen erfocht Alexander den Sieg und erbeutete 80 der gefährlichen Gegner. Deren Zahl vermehrte sich in den folgenden Kämpfen rasch, so daß der König, als er den Rückzug aus Indien antrat, bereits 200 dieser gewaltigen Streiter besaß, und am untern Indus wurde diese neue Kriegsmacht noch zu dreien Malen, wenn auch nicht bedeutend, vergrößert.

Die sorgfältige Ueberführung dieser kostbaren Kriegsbeute in die Hauptstadt seines Weltreiches ließ Alexander sich besonders angelegen sein. Sie werden wahrscheinlich den Glanz seines Einzuges in Babylon nicht wenig erhöht haben; ihre Verwendung aber zur weiteren Ausführung seiner Pläne sollte dem großen Eroberer nicht beschieden sein: das Bild der eroberten Elephanten zierte den prachtvollen Leichenwagen, der die Reste des königlichen Macedoniers von Babylon nach Alexandria überführte.

Von da ab haben Elephanten durch drei Jahrhunderte in der Kriegsgeschichte der alten Kulturvölker eine große Rolle gespielt und nicht selten das Geschick der Schlachten entschieden.

In den Bürgerkriegen, die Alexanders Nachfolger unter einander führten, gingen sie als wichtigster Besitz oft aus einer

Hand in die andere über, und nach Curtius haben sie gar zum Ausbruch dieser Kriege die erste äußere Veranlassung mit gegeben: als Perdikkas, an den die Elephanten zunächst gekommen waren, 300 Krieger aus der von Meleager befehligten widerspänstigen Phalanx im Angesichte des ganzen Heeres durch Elephanten zertreten ließ, brach der Macedonische Bürgerkrieg aus.

Wir wollen die Wechselfälle desselben nicht verfolgen; uns interessirt hier aber, daß, wie es scheint, nur noch die syrischen Könige aus dem Geschlechte der Seleuciden Gelegenheit fanden, hin und wieder durch Zuzug aus Indien ihre Bestände an Elephanten zu verstärken und zu ergänzen und besonders, daß schließlich durch Pyrrhus von Epirus zwanzig der alexandrinischen Elephanten bis nach Italien kamen; er hatte sie im Kampfe gegen Demetrius, den letzten Herrscher Macedoniens, im Jahre 283 gewonnen. Sie blieben die einzigen indischen Elephanten, die im Alterthum Italiens Boden betreten haben.

Es war in den Jahren 280 und 279 v. Chr., als Pyrrhus mit Hülfe dieser mächtigen Bundesgenossen in den Schlachten von Heraklea und Askulum über die Römer den Sieg davon trug. Diesen waren die kolossalen Gegner so neu und fremd, daß ihnen sogar der Name für sie fehlte; sie nannten sie daher kurzweg lukanische Ochsen, weil sie ihnen in der Provinz Lukanien zuerst begegnet waren.

Aber schon vier Jahre später besiegten die Römer bei Beneventum den Pyrrhus und seine Elephanten, und vier der letzteren fielen mit unermeßlicher Beute in ihre Hände. Auch hier entschieden die Elephanten den Kampf, wenn auch in für Pyrrhus unerwünschter Weise: sie wurden von den zur Bedeckung des römischen Lagers aufgestellten Schützen in Verwirrung gebracht und warfen sich auf die eigenen Leute. — Pyrrhus verließ bald darauf Italien und fiel später im Kampf

gegen das peloponnesische Argos. Charakteristisch für die Art und Weise, wie die Elephanten in den Kampf, und oft zum Verderben der eigenen Leute, eingriffen, ist die Erzählung Plutarchs vom Ende des Pyrrhus. Der König war heimlich in der Nacht in die Stadt Argos eingedrungen und hatte den Marktplatz besetzt. Im Thore hatte er, weil es nicht hoch genug war, seinen Elephanten die Thürme müssen abnehmen lassen, wobei es ohne Lärm und Zeitverlust nicht abging, so daß die Besatzung der Stadt eilig die festesten Plätze besetzte. Darauf kam es in den Straßen zu einem mörderischen Kampfe; Pyrrhus mußte weichen und seine Leute geriethen am Thore furchtbar ins Gedränge und in Verwirrung. Gerade im Thore lag der größte von Pyrrhus' Elephanten, schrie entsetzlich und versperrte den Rückweg. Währenddem suchte ein anderer Elephant, (er hieß Nikon) seinen Führer, der schwer verwundet herunter gefallen war; das Thier rannte wie unsinnig umher und warf Freund und Feind über den Haufen. Endlich fand es den Führer, hob ihn mit dem Rüssel und den Zähnen empor, stürzte sich mitten unter die Leute des Pyrrhus, so daß diese sich in der engen Straße zu einer dichten, ganz unbehülflichen Masse zusammendrängten, wo jeder von seinem Nachbarn gestoßen, niedergeworfen, verwundet wurde, während auch die Feinde von allen Seiten schossen und warfen. Endlich wollte Pyrrhus der Verwirrung ein Ende machen und stürmte hoch zu Roß mitten unter die Feinde; aber ein armes altes Weib, das auf einem Dache stand, warf ihm einen Ziegelstein auf's Genick, worauf er ohnmächtig niedersank. Die Feinde packten ihn und hieben ihm den Kopf ab. (272 v. Chr.) — Trotz mancher durch die Elephanten verursachten Unfälle waren sie für den Feldherrn jener Zeiten erwünschte Bundesgenossen, deren Besitz ihn in vielen Fällen zum Herrn des Schlachtfeldes machte. Ihr Bezug aus dem fernen Indien aber war mit

zum Theil kaum zu überwindenden Schwierigkeiten verknüpft; der Wunsch, sich die werthvollen Thiere in größerer Nähe zu verschaffen, daher sehr naheliegend und gerechtfertigt.

Elephanten lebten nämlich damals noch in Gegenden, aus denen sie jetzt längst verschwunden sind: in einem großen Theil Nordafrikas nördlich der Sahara und im heutigen Nubien. — Hier war es denn auch, wo der erste und vom Erfolg gekrönte Versuch gemacht wurde, den afrikanischen Elephanten zu fangen und zu Kriegsdiensten zu erziehen. Ein halbes Jahrhundert nach Alexanders des Großen Tode sandte Ptolemäus Philadelphus, der von 283—246 Aegypten regierte, eine Expedition zu diesem Zwecke das rothe Meer hinab. Man gründete an der Westseite desselben die Stadt Ptolemais Theron[1] und betrieb von da aus den Fang und die Zähmung afrikanischer Elephanten.

Bevor wir auf den Werth, den der gezähmte afrikanische Elephant im Alterthum hatte, und die Möglichkeit seiner Verwerthung in der Gegenwart jetzt näher eingehen, mag es gestattet sein, ein paar Worte über die Unterschiede zwischen ihm und dem indischen Elephanten hier einzuschalten. Was zunächst die Größe unserer Thiere anlangt, so ist dieselbe oft übertrieben worden. Männliche indische Elephanten erreichen wohl in keinem Falle eine Höhe von vollen 10 Fuß engl. (3,05 m); die höchsten, welche Sanderson[2] während eines dreizehnjährigen Aufenthaltes in Indien maß, wo er reichliche Gelegenheit hatte, unsere Thiere zu beobachten, hatten eine Schulterhöhe von 9 Fuß 10 Zoll und 9 Fuß 8 Zoll engl. (bezw. 3 m und 2,95 m); weibliche Thiere sind kleiner, die größten nur 8 Fuß engl. (2,44 m) hoch. Nach Sir Samuel Baker[3] soll der afrikanische Elephant nur 1 Fuß (30 cm) höher werden, als der indische; man wird also wohl nicht sehr irre gehen, wenn man die Größe beider Thiere als ungefähr gleich annimmt. Auf die nicht unwesentlichen Unterschiede im Bau der Backenzähne

beider Thiere gehen wir nicht weiter ein; die Stoßzähne der afrikanischen Elephanten und namentlich die der männlichen Thiere dieser Art sind stets viel stärker und länger, als die der indischen. Den Elephanten von Ceylon fehlen diese Zähne fast ausnahmlos ganz und von den Festlandselephanten haben nur die hinterindischen sehr ansehnliche Zähne, die aber dennoch

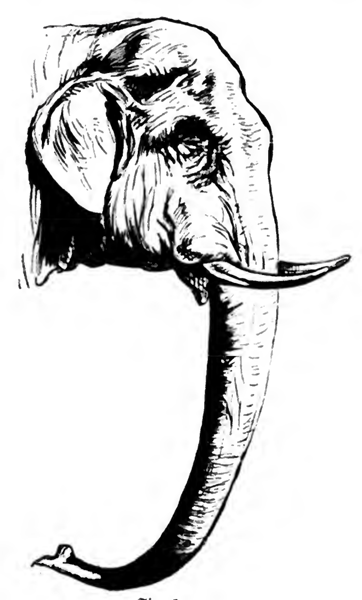


Fig. 1.
Kopf eines indischen Elephanten.

denen der afrikanischen Verwandten an Größe nicht gleichkommen. Aeußerlich fällt uns der afrikanische Elephant dann besonders noch durch die viel größeren Ohren und den minder entwickelten Rüssel auf; sein Hinterrücken ist sehr hoch, seine Stirn gewölbt, seine Beine sind höher, als die des indischen Thieres,

bei dem die Stirn konkav ist und der höchste Theil des Rückens in die Gegend der Schulter oder wenig weiter nach hinten fällt.

Diese wenigen äußerlichen Merkmale genügen, auf alten Münzen und Bildwerken die beiden Thiere, und in der Regel mit großer Sicherheit zu unterscheiden. Man findet z. B. auf Münzen aus den Zeiten der Seleuciden immer nur den in-

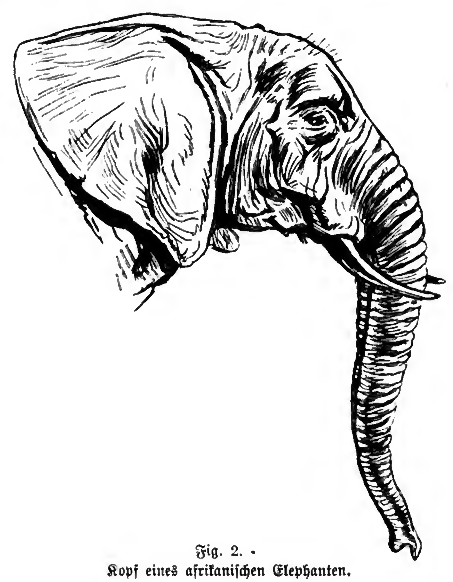


Fig. 2.
Kopf eines afrikanischen Elephanten.

dischen Elephanten (man vergl. die Figuren 1 und 3) und zwar schon bald nach Alexanders Tode; auf römischen und numidischen Münzen, auf denen Elephanten recht oft dargestellt sind, ist dagegen stets die afrikanische Art abgebildet (Fig. 2 und 4). Ebenso finden sich auf den Mosaiken aus der Villa des Hadrian und auf anderen alten Bildwerken Roms Elephanten, die man an den großen Ohren gewöhnlich sofort

als afrikanische erkennt. Damit ist denn aber auch der sichere Beweis geliefert, daß jene Elephanten, die die Alten aus dem nördlichen Afrika bezogen, derselben Art angehörten, die noch heute einen großen Theil Afrikas bewohnt, also nicht der indischen Art, wie man wohl hat annehmen wollen.

Auf altägyptischen Bildwerken fehlt der Elephant eigenthümlicher Weise gänzlich. Die alten Aegypter kannten unser Thier offenbar nicht; sie würden es sonst gewiß ebensowohl der Darstellung werth gehalten haben, wie sie Antilopen verschiedener Art, Flußpferde, Giraffen und andere Thiere abbildeten. Es lebte seit undenklichen Zeiten nicht mehr im



Fig. 3.
Syrische Silbermünze aus der Zeit der Seleuciden mit einem indischen Elephanten. 222—187 v. Chr. (Antiochus III.). Vergrößert. Durchmesser 16 mm.



Fig. 4.
Römische Silbermünze mit berittenem afrikanischen Elephanten. 244—249 n. Chr. (Philippus der Aeltere.)

unteren baumlosen Nilthal — wenn es dort einst überhaupt gelebt hatte —, dort so wenig, wie im östlichen Theile des Nordrandes von Afrika bis in die Gegend von Karthago. Häufig war dagegen der Elephant damals noch im nordwestlichen Afrika. Nach Plinius war die waldreiche Gegend von Sala, am Atlantischen Ozean weit hinaus über die Säulen des Herkules im heutigen Marokko gelegen, wegen der vielen dort lebenden Elephanten unsicher; Plinius weiß auch, daß sie im ganzen nordwestlichen Afrika bis zum Hochland von Tripolitanien vorkommen. Und in der Umgegend von Karthago müssen unsere Thiere recht häufig gewesen sein.

Die Karthager haben denn auch schon sehr früh, sei es durch die Kunde von den Siegen des Pyrrhus in Italien veranlaßt, sei es bewogen durch die Unternehmungen des Ptolemäus, etwa gleichzeitig mit Diesem, Elephanten gefangen, gezähmt und zu Kriegsdiensten abgerichtet. Ihnen, die den ernsten Kampf so gern fremden Kräften, Söldnern und Sklavenheeren überließen, mußte der neue Bundesgenosse besonders willkommen sein. Karthago hat Elephanten daher denn auch in allen seinen Kriegen verwendet, es unterhielt ganze Schaaren von ihnen, und allein in der Hauptstadt selber gab es Stallungen für 300 dieser Thiere.

Im Kampfe wirkten die Elephanten durch ihre gewaltige Größe und ihren ungewohnten Anblick namentlich überall da, wo sie zum ersten Mal auftraten; wie ihre Gegenwart den eigenen Kriegern Muth einflößte, so verbreiteten sie Angst und Schrecken in den Reihen der Feinde; für die bevorzugten besten Krieger, die in ihrer Nähe ihre Posten hatten, bildeten sie ein bewegliches und sicheres Bollwerk; in geschlossener Reihe vordringend, durchbrachen sie die feindlichen Schlachtreihen und stampften die Gegner zu Boden. Was den Thieren entging, fiel den Bogenschützen, die in kastellartigen Aufbauten, sogenannten Thürmen, postirt waren, zum Opfer; der Schützen waren drei oder vier; auf dem Halse aber, den Rücken gegen den Thurm gelehnt, saß der Führer, den man in der Erinnerung an Alexanders indische Elephantenführer „Indier" nannte. Die Stirn des Elephanten war durch einen Panzer geschützt, und an kriegerischem Schmuck, Federbüschen, schönen Decken u. a. fehlte es nicht.

Im Kampfe mit den Elephanten bildete sich bald eine eigene Taktik heraus. Man lernte, leichte Truppen zu Fuß oder zu Pferde — vorausgesetzt, daß die Pferde schon an den Anblick gewöhnt waren — gegen sie gebrauchen, welche in allen

Richtungen sie umschwärmten, mit Pfeilen und Wurfspießen auf die Führer zielten und die verwundbaren Stellen der Thiere selber zu treffen suchten. Man bestrich auch wohl lebende Schweine mit flüssigem Pech, zündete sie an und trieb die vor Schmerz wüthend gewordenen Thiere gegen die Elephanten; die Römer sandten Wagen gegen sie, von denen aus Feuerbrände geworfen wurden.

In allen Fällen war der Elephant eine zweischneidige Waffe. Erschreckt durch Ungewöhnliches und Unerwartetes, wandten sich die Thiere nicht selten zur Flucht und brachten Tod und Verderben in die Reihen des eigenen Heeres. Hasdrubal ließ in solchen Fällen wild gewordene Elephanten vom eigenen Führer durch einen einzigen Schlag in den Kopf hinein mittelst eines scharfen Meißels tödten.

Indische und afrikanische Elephanten sind selten im Kampfe einander gegenüber gestellt worden; zum Theil hatte das wohl darin seinen Grund, daß der indische Elephant in der Regel nicht in jene Gegenden gebracht wurde, wo der afrikanische seine Verwendung fand, mehr aber gewiß darin, daß im ganzen Alterthume die Meinung verbreitet war, jener sei diesem überlegen, dieser weiche jenem. Vielleicht ist sie durch das Verhalten der afrikanischen Elephanten, die Ptolemäus Philopator in der Schlacht bei Raphia, 217 v. Chr., den indischen des großen Antiochus gegenüberstellte, entstanden; sie hielten dem Gegner nicht Stand und Pt. Philopator errang den Sieg nur durch die Gewandtheit seiner Feldherren. Sei es nun, daß in jener Schlacht die afrikanischen Elephanten nicht gut dressirt waren oder schlecht geführt wurden, — die Meinung, sie könnten Stimme und Geruch der indischen Vettern nicht ertragen, die sich seit jener Zeit durch das ganze Alterthum erhielt, ist jedenfalls eine irrige: wir halten in unserm Zoologischen Garten in Hamburg beide Arten in demselben Gehege und haben vom

ersten Augenblick an, wo die Thiere zusammengebracht wurden, nie die geringste Abneigung derselben gegen einander bemerkt, finden vielmehr, daß sie stets die größte Anhänglichkeit an einander zeigen. Und daß der afrikanische Elephant überhaupt in seinen Leistungen dem indischen völlig ebenbürtig ist, wird der weitere Verlauf unserer Darstellung bald zeigen.

Wenden wir uns jetzt wieder zurück zu der Verwendung der afrikanischen Elephanten bei den Karthagern, so kann es natürlich nicht unsere Absicht sein, die Kämpfe Karthagos mit Rom hier ausführlich zu schildern; nur wenige derselben, wo unsere Thiere besonders ausschlaggebend waren, wollen wir hervorheben.

Fünfundzwanzig Jahre nach dem ersten Siege des Pyrrhus in Italien, bereits im Jahre 255, verdankten die Karthager dem Eingreifen ihrer 100 Elephanten in den Kampf den Sieg bei Tunes, der die Römer zum Rückzug aus Afrika zwang; Regulus selber fiel den Karthagern in die Hände. Nicht so glücklich waren sie nach vier Jahren auf Sizilien; dort war bei Panormas, dem heutigen Palermo, das Elephantenheer schlecht geführt worden; die Thiere geriethen durch den Angriff der römischen Bogenschützen in Verwirrung und stürzten zum Theil in den Stadtgraben, zum Theil zurück auf die eigenen Leute: der Consul Lucius Caecilius Metellus konnte nicht weniger als 120 der gefürchteten Rüsselthiere im Triumphe nach Rom führen. Die ersten vier lebenden Elephanten hatte das Volk von Rom übrigens bereits nach dem bei Beneventum über Pyrrhus erfochtenen Siege gesehen.

Wie im zweiten punischen Kriege Hannibal mit einem Heer von 60000 Kriegern und 37 Elephanten im Jahre 218 in Gallien eindrang, sein Zug über die Alpen; wie er in Kampf und Gefahren einen großen Theil seines Heeres und die meisten Elephanten verlor, — das ist im Munde jedes Schülers.

Bald nach der ersten größeren Schlacht, an der Trebia in Norditalien, besaß der große Heerführer nur noch einen einzigen Elephanten.

— — Nach manchen Wechselfällen des Krieges konnte Hannibal 16 Jahre nach dem Zug über die Alpen in die letzte entscheidende Schlacht bei Zama, 202 v. Chr., endlich wieder 80 Elephanten, mehr als er je vorher besessen, ins Gefecht führen. Als aber, wie Livius erzählt, die römischen Trompeten und Signalhörner ihnen entgegen schmetterten, wandten sie sich gegen das eigene Heer, und auch die wenigen, welche grimmig unter den Römern zu hausen begannen, wurden bald zurückgetrieben. Die Schlacht ging verloren. Scipio, der Afrikaner, konnte den Frieden diktiren.

Und als die Karthager vor Beginn des letzten Verzweiflungskampfes mit den übrigen Waffen auch ihre Elephanten an die unerbittlichen Feinde ausliefern mußten, da riefen sie in Erinnerung an die vielen Dienste der treuen Thiere wehmutsvoll die einzelnen mit Namen. Selbst Cato, der Censor, der in seinen Jahrbüchern die Namen vieler Befehlshaber verschwieg, konnte nicht umhin, den Namen des Elephanten aufzuzeichnen, der im karthagischen Heere am tapfersten gekämpft hatte. Er hieß Surus und der eine Stoßzahn war ihm abgebrochen.

Von den Karthagern haben die Numidier und Mauritanier den Gebrauch der Kriegselephanten gelernt. Wir wollen nur noch des vermuthlich letzten Kampfes erwähnen, wo sie Verwendung fanden: kurz vor der Schlacht bei Thapsus, 46 v. Chr., hatte König Juba von Numidien noch Elephanten fangen lassen und dem Pompejus zugeführt. Man brachte sie zusammen mit des Pompejus Thieren in den Kampf. Zum eigenen Verderben: die ungenügend dressirten neuen Elephanten wurden durch die Stein- und Speerwürfe der Feinde rasch zum Weichen gebracht und verwirrten die eigenen Reihen; Cäsar siegte.

Die Römer haben sich des fremden Kriegsgenossen nur in wenigen Fällen bedient; von Bedeutung sind sie für sie nie geworden. Die Ursachen dieser eigenthümlichen Erscheinung liegen darin, daß es ihnen vor Niederwerfung Karthagos und später der Numidier an einer regelmäßigen Bezugsquelle für diese Thiere gebrach und daß dann, als ihnen diese erschlossen wurde, Rom bereits Weltreich geworden war. Für die neuen Streiter gab es in der Nähe kaum noch eine Verwendung, und ihr Transport an die Grenzen des Reiches verbot sich schon durch die Schwierigkeit desselben von selbst. Vielleicht und nicht mit Unrecht verschmähten die Römer auch eine Waffe, die, wie sie wiederholt erfahren, dem eigenen Heere gefährlich werden konnte.

Von den letzten Tagen der Republik ab fanden die meisten gefangenen Elephanten nur noch Verwendung im Circus, und zwar in Rom sowohl, wie in den größeren Städten Italiens und der Provinzen. Nachdem, wie Mommsen in seiner Römischen Geschichte erzählt, im Jahre 186 v. Chr. nachweislich wilde Thiere, Löwen und Panter, zuerst mit großen Kosten nach Rom gebracht worden waren, um tödtend und sterbend den hauptstädtischen Gaffern zur Augenweide zu dienen, nachdem bereits 264 v. Chr. in den scheußlichen Fechterspielen auf dem Markte Roms Menschenblut zum Ergötzen der Menge geflossen war, wundert es uns nicht, wenn man nach dem Beispiel indischer Fürsten auch Elephanten kämpfend, und zwar gegen Menschen kämpfend, dem Volke vorführte. Während des zweiten Konsulats des Pompejus standen bei einem Kampfspiel zur Feier der Einweihung des Venustempels 17 oder 18, nach Andern 20 Elephanten gefangenen Gätulern gegenüber, die mit Wurfspießen bewaffnet waren; und ebenso viele Thiere ließ Cäsar gegen 500 Fußgänger kämpfen. Die Spiele des Pompejus und des Cäsar sind überhaupt nie übertroffen, nicht einmal wieder erreicht worden. Bei den ersteren sah man 20 Elephanten,

500 oder 600 Löwen und 410 andere afrikanische Thiere, bei den letzteren 400 Löwen und 40 Elephanten.

Zu den Kämpfen mit Elephanten kamen dann bald auch von dressirten Thieren ausgeführte Kunstproduktionen. Man verstand, den afrikanischen Elephanten — von diesem ist hier natürlich immer nur die Rede — nicht nur vollkommen zu zähmen, man richtete ihn auch zu Kunststücken ab, die denen, welche wir heute vom indischen Elephanten im Circus ausgeführt sehen, ebenbürtig an die Seite gestellt werden können. Elephanten ließen sich auf einen Wink ihrer schwarzen Lehrmeister auf die Kniee nieder, führten Tänze auf, zu denen einer von ihnen die Cymbeln schlug; sie lagerten sich auf prächtigen Polstern und Teppichen zur Tafel und speisten aus silbernen und goldenen Bechern und Schüsseln mit aller Beobachtung des Anstandes und der feinen Sitte; zu Vieren trugen sie einen Fünften, wie eine Wöchnerin, in einer Sänfte, fügten griechische und lateinische Buchstaben zu Wörtern zusammen und gingen auf schräggespannten Seilen vor- und rückwärts. Nero ließ sogar das Seil vom höchsten Bogen des Amphitheaters ausspannen, auf dem ein Elephant ging, dessen Führer ein römischer Ritter alten Geschlechts war.

Plinius versichert, daß, als mehrere Elephanten zusammen abgerichtet wurden, einer, der einen „langsamen Geist“ zum Lernen hatte und deshalb oft mit Schlägen bedroht wurde, bei Nacht belauscht worden sei, wie er sich selbst das Gelernte einübte. Die Römer fanden in der Sanftmuth und Gelehrigkeit der Elephanten etwas Menschliches und hatten daher eine Art Zärtlichkeit für sie. Bei den Schauspielen des Pompejus, wo eine größere Anzahl von Elephanten umgebracht wurde, erregten sie das Mitleid des Volkes in so hohem Grade, daß der beabsichtigte Eindruck sich fast in sein Gegentheil verkehrte.

Als Pompejus über Afrika triumphirte, wurden zum ersten Mal Elephanten vor den Wagen gespannt. Von da ab

hat Rom Elephanten-Vier- und Zweigespanne oft gesehen; mit ihnen zu fahren, war das Vorrecht der Cäsaren. Heliogabalus fuhr mit vier Wagen je mit vier Elephanten bespannt auf dem Vatikan; er ließ diesen Platz zu dem Zweck erst ebnen; Gordian dem Dritten wurde ein Elephanten-Viergespann zum Triumphe zuerkannt; und als Cäsar über Gallien triumphirte, stieg er bei Fackelschein auf das Kapitol, indem vierzig Elephanten zu seiner Rechten und Linken vertheilt die Leuchter trugen.

Daß ein Gebrauch oder vielmehr Verbrauch von Elephanten, wie er in Rom zu jenen Zeiten stattfand, schließlich eine Verminderung des Bestandes an diesen Thieren in den Wäldern Nordwestafrikas herbeiführen mußte, liegt auf der Hand. Ob aber dadurch allein, wie A. W. v. Schlegel u. A. meinen, das Verschwinden unseres Riesenthieres in jenen Gegenden zu erklären ist, erscheint fraglich. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gab es noch Elephanten in Nordafrika, später erst sind sie völlig verschwunden. Es ist also recht wohl denkbar, daß Theobald Fischer Recht hat, wenn er glaubt, daß die Veränderungen, die seit jener Zeit im Klima eingetreten sind, die Verminderung der Wälder und damit im Zusammenhang die Austrocknung der Flüsse und Seen mehr den Untergang der edlen Thiere, die auf Wald und Wasser angewiesen sind, beschleunigt haben, als selbst der Fang für den römischen Circus. Wie dem aber auch sei: heute finden wir den afrikanischen Elephanten nur noch südlich der großen Wüste, nördlich derselben ist er für immer verschwunden; — ein interessantes Beispiel, wie unter Mitwirkung des Menschen, wenn nicht durch ihn allein, die geographische Verbreitung eines Thieres wesentlich geändert wurde.

Von den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung ab kennt man nur noch den indischen Elephanten als gezähmtes Thier, den afrikanischen zu zähmen, ist nie wieder versucht worden.

Seit den Tagen der alten Römer, die so häufig Gelegenheit hatten, lebende Elephanten zu sehen, sind Jahrhunderte vergangen, während denen nie eines dieser merkwürdigen Thiere nach Europa gebracht wurde. Dann kamen in den letzten Jahrhunderten einzelne, von der staunenden Menge nicht wenig bewundert, und erst neuerdings wieder sind sie so häufig eingeführt worden, daß heute jeder bedeutendere Zoologische Garten und selbst manche größere Menagerie mit Vertretern beider Elephantenarten versehen ist. Im Kriege verwendet man den Elephanten selbst in Indien höchstens nur noch zum Transport von Kanonen und schwerer Bagage, außerdem zum Wegebau, zu den friedlichen Arbeiten des Landmannes und als Last- und Reitthier; der afrikanische Elephant hat ähnliche Dienste nie geleistet, nicht bei den alten Aegyptern, nicht bei den Karthagern und Numidiern und, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, auch nicht bei den Römern des Alterthums. Und den schwarzen Bewohnern Afrikas ist der Elephant immer nur Jagdthier gewesen; gefangen und gezähmt haben sie ihn nie, wenn auch hin und wieder einmal einzelne Elephanten gefangen an den Höfen schwarzer Majestäten gehalten worden sind.

Daß sich aber neuerdings die Europäer des Elephanten als passenden Bundesgenossen bei ihrer civilisatorischen Arbeit der Erschließung Innerafrikas noch nicht bedient haben, liegt wohl hauptsächlich nur daran, daß hier, wie eben überall, der Anfang das Schwierigste bei der Sache ist, vielleicht auch daran, daß man immer noch in dem Vorurtheil befangen ist, der afrikanische Elephant — und von dem kann hier naturgemäß nur die Rede sein — lasse sich nicht zähmen; während, wie die Erfahrung des Alterthums lehrt, seine Zähmung um nichts schwieriger ist, als die des indischen Rüsselthieres. Es käme nur darauf an, die Sache mit großen Mitteln und der genügenden vor den vorhandenen Schwierigkeiten nicht zurückschreckenden Energie in die Hand zu nehmen.

Aus den Berichten aller Reisenden in Mittelafrika kennen wir deren Klagen über die ganz unzulänglichen Transportmittel daselbst; das Dromedar, das in ganz Nordafrika den Kaufmann, wie seine Waaren durch die unwirthsamsten Landstriche trägt, findet am Südrande der Sahara seine südlichste Verbreitung; die feuchten Wälder Centralafrikas, die das Eldorado des Elephanten sind, bringen ihm den Tod. Pferde und Esel und Maulthiere, die unentbehrlichen Arbeitsgenossen des Europäers, hat man in den meisten Gegenden vergebens einzuführen versucht; sie siechen in der Fieberluft der afrikanischen Wälder gerade so dahin, wie der eingewanderte Europäer. [4] Und wenn das Rind zum Transport großer Lasten überhaupt schon wenig geeignet ist, so kommt für Centralafrika noch dazu, daß in weiten Gebieten dieses Erdtheils seine Haltung durch die Tsetsefliege ohnehin zur Unmöglichkeit wird, während es in anderen seiner Schwäche wegen zu wesentlichen Dienstleistungen nicht verwendet werden kann. [5] — So sinkt denn der Mensch zum Lastthier herab!

Und mit welchen Schwierigkeiten in manchen Gegenden Afrikas die Beschaffung selbst dieses Transportmittels, der Trägerkolonnen, verknüpft ist, davon wissen alle Afrikareisenden zu erzählen. Größer noch sind Mühen und Kosten, die deren Erhaltung unterwegs macht. In weniger dichtbevölkerten, ärmeren Gegenden oder in Ländern mit einer feindseligen Bevölkerung müssen hinreichend Nahrungsmittel mitgeführt werden; der größte Theil der Leute ist dann allein schon erforderlich, den Proviant für Alle mitzuschleppen. [6] Dazu kommt die Langsamkeit der Fortbewegung und oft auch noch die Unzuverlässigkeit der Leute.

Allen diesen Schwierigkeiten würde abgeholfen werden, wollte man sich ernstlich daran machen, den Elephanten und zwar den einheimischen, den afrikanischen, zu fangen, zu zähmen

und abzurichten. Daß das möglich ist, haben die Alten gezeigt, denn jene Elephanten, die vor 2000 Jahren den Karthagern Kriegsdienste leisteten, gehörten der afrikanischen Art an, jene Elephanten, die von den Römern abgerichtet wurden, den Triumphwagen zu ziehen, die im Circus Kunststücke machten und sogar auf dem Seil gingen, jene, die hin und wieder schon damals zum Transport schwerer Lasten verwendet wurden, waren afrikanische Elephanten! — Und daß das auch heute noch gehen würde, sehen wir an den in Zoologischen Gärten und Menagerien gehaltenen Thieren gleicher Art; sie sind meistens völlig zahm und einige von ihnen sogar mehr oder minder dressirt; — immer aber sind sie mindestens ebenso gutartig, lenksam und gelehrig wie die Elephanten Indiens.[7]

Am Erfolge wird es also gewiß auch heute Dem nicht fehlen, der den Fang des afrikanischen Elephanten in passenderer Weise und in größerem Maßstabe organisiren würde, als das bisher und zwar nur auf Veranlassung größerer europäischer Thierhändler geschehen ist. Die indischen Methoden des Fanges mit den durch die Umstände gebotenen Abänderungen dürften sich als durch Jahrhunderte erprobt auch für Afrika empfehlen und unter diesen am meisten der Fang im Korral (Kraal) oder Kheddah, d. h. in einer für diesen Zweck hergestellten Umzäunung, in die man die wilden Elephanten zusammentreibt. In manchen Gegenden Innerafrikas, so nach Schweinfurth[8] im Lande der Niam-Niam, verstehen die Schwarzen schon heute ganze Elephantenheerden mit Hülfe des Feuers einzuschließen. Sobald sich die Gelegenheit bietet, Elephantenheerden hineinzutreiben, werden die Steppen streckenweise in Brand gesteckt. Das stärkste der dortigen Steppengräser ist eine Art Hirsegras, das eine Höhe von mehr als 4 m erreicht und dessen Halm zu einem Rohr von Fingerstärke verholzt. In Grashorsten von derartiger Beschaffenheit bringt das Feuer dem Elephanten unvermeidlichen

Tod. In großartigem Maßstabe wird alsdann die Treibjagd betrieben. Tausende von Jägern und Treibern versammeln sich auf die von Weiler zu Weiler durch den ganzen Distrikt ertönenden, auf großen Holzpauken gegebenen Jagdsignale. Jeder waffenfähige Mann ist da Jäger. Kein Entweichen rettet das Wild; überall vermittelst Feuerbränden zurückgetrieben, scharen sich schließlich die Alten um die Jungen, bedecken diese mit Gras, pumpen Wasser mit ihren Rüsseln auf dieselben, so lange es gehen will, um sie zu retten, bis sie, betäubt von Rauch und ohnmächtig von Hitze und Brandwunden, dem Schicksal erliegen, das ihnen der unerbittlich-grausame Mensch bereitet. Mit Lanzenstichen giebt man den armen Thieren den Rest, viele, wie das die eingehandelten Stoßzähne beweisen, müssen buchstäblich den Tod durch Feuer erleiden. Es ist ein Vertilgungskrieg, in welchem Alte und Junge, Männchen und Weibchen vernichtet werden. Und welchen Nutzen schafft eine solche Metzelei? Die Antwort auf diese Frage geben unsre Stockgriffe, Billardkugeln, Klaviertasten, unsre Kämme und Fächer und hunderterlei derartiger Kram!

Samuel Baker erzählt,[9] daß die Neger am Albert N'yanza den Elephanten in regelmäßiger Treibjagd auch ohne Hülfe des Feuers einschließen und, natürlich ebenfalls nur zum Zwecke der Elfenbeingewinnung, erlegen. Hier bedarf es also nur noch passender Anleitung bei der Herstellung der zum Fange nöthigen Einzäunungen, die am besten von kundigen Indiern oder Singhalesen oder gar von Europäern gegeben werden könnte, die in Indien mit dem Fange unsrer großen Dickhäuter sich vertraut gemacht hätten und die Land und Leute, namentlich aber das Leben und Treiben der Elephanten selbst genügend kennten. Hat doch Sanderson, einer der erfahrensten Elephantenjäger der Neuzeit, seine ersten erfolgreichen Versuche im Elephantenfange in Indien ohne jede praktischen Er-

fahrungen auf diesem Gebiete gemacht.[10] Die Oberleitung des Fanges würde ohnehin in Afrika, wie das auch in Indien Gebrauch, am besten Europäern übertragen werden. Die Herstellung des Pfahlwerks (stockade) selbst hat nicht so große Schwierigkeiten, wie man erwarten sollte, wo es sich um den Fang so großer und starker Thiere handelt. Selten pflegen selbst große Elephanten auch nur einen Versuch zur Durchbrechung der Umzäunung zu machen.[11]

Ueber die Kosten einer derartigen Unternehmung in Afrika lassen sich natürlich keine auch nur einigermaßen sichere Anschläge geben. Sanderson berechnet diejenigen eines aus 370 Mann gebildeten Jagdzuges, wie solche von den Government hunting establishments in Bengalen ausgesandt werden, auf 3800 Rupien = 7600 Mark per Monat; dazu kommen die Kosten für zahme Elephanten, deren man immer einen auf zwei wildgefangene rechnet.[12] — Den bedeutenden Kosten entspricht ein verhältnißmäßiger Gewinn — der Gesammtaufwand, den die Regierung in Mysore im Jahre 1873 für den Fang von Elephanten machte, war £ 1556 = ℳ. 31120; man fing 54 Elephanten, von denen neun bald starben; die übrigen 45 hatten, zu mäßigen Preisen berechnet, einen Werth von £ 3754 = ℳ. 75080, der volle Werth derselben aber würde sich auf £ 5654 = ℳ. 113080 gestellt haben, was einen Reingewinn von beziehungsweise £ 2198 = ℳ. 43960 und £ 4098 = ℳ. 81960 ergiebt.[13]

Der Natur der Sache nach wechseln mit dem größeren oder geringeren Geschick des Leiters einer solchen Unternehmung und mit dem Glück der Jagd diese Zahlen sehr, und für Afrika können sie keinenfalls maßgebend sein. Daß aber bei erfolgreicher Jagd auch in Afrika der für dieselbe gemachte Kostenaufwand reichliche Zinsen tragen werde, scheint uns unzweifelhaft; um so mehr, da auch das Elfenbein der gefangenen Thiere schließlich nach deren Tode immer noch seinen Werth behält.

Die Zähmung der gefangenen indischen Elephanten geschieht in außerordentlich kurzer Zeit; in günstigen Fällen kann man sie schon am sechsten Tage nach dem Fange besteigen,[14] und die volle Zähmung gelingt meistens in vier bis fünf Monaten. Wir sahen in dem Etablissement des Herrn C. Hagenbeck hier in Hamburg im letzten Jahre sieben, freilich bereits halbzahme indische Elephanten durch einen Neger innerhalb zehn Wochen zu den schwierigsten Circuskunststücken abrichten.

Was nun die Verwendung des Elephanten bei der Erschließung des dunklen Erdtheils anlangt, so dürfen wir erwarten, daß von den großen Rüsselthieren Afrikas dasselbe gilt, was erfahrungsmäßig von denen Indiens festgestellt ist: ihre Dienste bei Erschließung eines unkultivirten Landes sind unschätzbar. Einer der besten Kenner afrikanischer Verhältnisse, Schweinfurth, sagt darüber:[15] „So begann ich die Wanderungen, welche sich im Laufe von 2¼ Jahren auf eine Ausdehnung von über 2000 Meilen erstreckten, ausschließlich zu Fuß. In jenen Ländern gab es weder Kameele, noch Esel, weder Maulthiere, noch Pferde, kein Ochsengespann und keine Sänftenträger. Das einzige Thier, das mit Erfolg nutzbar gemacht und mit dessen Hülfe allein Central-Afrika der Kultur erschlossen werden könnte, der Elephant, wird ausgerottet mit Feuer und Schwert.“ Und: „Es wäre ein großes Glück für Afrika, falls ein Theil der Philantropen Europas, welche nutzlos eine Menge homöopathischer Mittel für die Beglückung der Neger verschwenden, sich des kläglichen Looses erbarmten, welches dem Elephanten zutheil geworden ist. „Diese Thiere können dem Menschen nutzbar gemacht werden,“ sagt Burton (Nile-basin), „und scheinen mehr Urtheilskraft zu besitzen, als viele Eingeborne Afrikas und andere Zweifüßler, welche seine ungastlichen Gestade betreten.“ —

Als Wegbahner im tropischen Urwalde sind gerade unsere

afrikanischen Elephanten unübertrefflich. Die wilden Thiere pflegen, um die Zweige und Blätter der Bäume zu erreichen, die ihnen zur Nahrung dienen, Stämme von bedeutender Dicke, — wie Baker[16] erzählt, solche von einem Umfange bis zu vier Fuß sechs Zoll engl. (= 1,37 m., entsprechend einem Durchmesser von 43,6 cm), — zu entwurzeln und auf diese Weise namentlich in Mimosenwäldern weite Strecken niederzulegen. Bei dieser Verwüstungsarbeit sind ihnen die starken Stoßzähne, die sie als Hebebäume verwenden, von großem Werthe.

Und wenn Sanderson[17] den indischen Elephanten rühmt wegen seiner unschätzbaren Eigenschaften unter den Schwierigkeiten eines ermüdenden Marsches im Urwalde und unter der Einwirkung einer tropischen Sonne — wir sollten glauben, daß der Afrikaner, bei dem beide Geschlechter sich des Besitzes von Stoßzähnen erfreuen, ihn noch übertreffen müßte. Und wenn der indische Elephant unter schwierigen Terrainverhältnissen auf steilen, steinigen Gebirgswegen, wo weder Pferd noch Ochse fortkommen würden,[18] sich bewährt, von dem afrikanischen Vetter ist das nicht minder zn erwarten, auch er steigt hoch in die Gebirge hinauf; von der Decken fand zahlreiche Spuren von ihm hoch oben am Kilimandscharo.

Die normale Belastung für einen Elephanten ist bei andauernden Märschen 1000 Pfund; in hügeligen Gegenden oder unter sonst besonders schwierigen Verhältnissen giebt man ihm nur 700 Pfund zu tragen, während auf kürzeren Strecken 1600 bis 1900 Pfund nicht zu viel sind; nach der Regierungsvorschrift soll ein Elephant bis zu 1640 Pfund belastet werden, außerdem aber noch die Wärter und Ketten tragen, was alles zusammen ein Gewicht von etwa 2000 Pfund ergiebt.[19]

Unter gewöhnlichen Verhältnissen legt ein Elephant in der Stunde vier englische Meilen (= reichlich 6400 m, also mehr als 4/5 deutsche Meilen) zurück; langbeinige Thiere machen fünf

und auf kurzen Strecken bis zu zehn englische Meilen die Stunde, und gute kräftige Läufer durchschreiten in mäßiger Geschwindigkeit bis zu 39 engl. Meilen (mehr als acht deutsche Meilen!) ohne Ruhepause.

Vergleicht man damit die Tragfähigkeit der menschlichen Träger in Afrika und ihre Langsamkeit, so leuchten die Vortheile, die gezähmte Elephanten auch in dieser Hinsicht bieten würden, sofort ein. Wenn man mit Schweinfurth[20] fünfzig Pfund als die normale Belastung eines Trägers auf weiteren Märschen annimmt, die Tragfähigkeit eines Elephanten dagegen nur mit 1000 Pfund, dabei aber berücksichtigt, daß nach Stanley[21] eine Trägerkolonne täglich nur 16,55 Kilometer, oder mit Zuziehung der nothwendigen Rasttage gar nur 11¼ Kilometer, ein Elephant dagegen mindestens 62 Kilometer in einem Tage zurücklegt, so ist die Leistung eines unserer Thiere 75 oder gar 110 mal so groß, als die eines Trägers, mit anderen Worten: ein Elephant kann 75 bezw. 110 Träger ersetzen. Und sollte es vielleicht aus verschiedenen Gründen gerathen sein, die letzten Zahlen minder hoch anzunehmen, so ist andererseits auch wieder mit in Rechnung zu ziehen, daß mit dem Wegfall der Trägerkolonnen zugleich auch die Schwierigkeiten des Proviantransportes für so viele Menschen wegfallen; und da gerade der afrikanische Elephant sich mit Vorliebe von den Zweigen und Blättern der Bäume ernährt, so ist in den meisten Gegenden die Mitführung von Proviant für ihn selbst überflüssig.

Wir haben vorhin schon dargelegt, daß dem Elephanten Afrikas bei Ausrodung von Wäldern, namentlich da, wo es sich um Anlage von Straßen und Eisenbahnen handelt, seine Stoßzähne unschätzbare Dienste leisten würden; die Stoßzähne haben überdies auch noch da einen besonderen Werth, wo es gilt, größere Lasten fortzuschaffen, ohne daß sie dem Thiere auf den Rücken gepackt werden, wo also

Baumstämme, Balken, Steine und ähnliche Dinge zu schleppen sind. Der indische Elephant pflegt in solchen Fällen das ihm gereichte Tau um einen Stoßzahn zu schlingen und dadurch die Backenzähne, die das Tau festhalten, zu unterstützen; man schätzt daher für solche Arbeiten die mit Stoßzähnen versehenen Männchen — tuskers — viel höher, als die zahnlosen Weibchen; [22] — in Afrika würden in dieser Hinsicht beide Geschlechter gleichwerthig sein.

Wenn wir jetzt endlich noch kurz auf die praktische Ausführung des Elephantenfanges und der Elephantenzähmung in Afrika eingehen sollen, so wird man am ersten zum Ziele gelangen, wenn man zunächst eine Anzahl indischer oder singhalesischer Elephantenjäger in Afrika einführt und zwar weniger, um sie dauernd an diesen Erdtheil zu fesseln, sondern nur, damit sie die Schwarzen ihre Fangmethoden lehren; erwünscht, wenn auch vielleicht nicht ganz unumgänglich nothwendig, wäre ferner die Einführung zahmer indischer Elephanten, um zunächst beim Fange ihrer afrikanischen Brüder mitzuwirken.

Ist dann der Fang einmal organisirt, so würde er ohne Zweifel unter Leitung eines kundigen Europäers, vielleicht unter Zuziehung einzelner Indier, durch Neger allein ausgeführt werden können.

Wenn auch nur ein kleiner Theil jener Schwarzen, die heute in Afrika beschäftigt sind, die etwa 65,000 Elephanten hinzumorden, die ihr Leben alljährlich lassen müssen, um die civilisirte Welt mit mehr als 800,000 Kilo[23] Elfenbein zu versorgen, dazu gebracht würde, Elephanten zu fangen und abzurichten, — es könnte bei dem enormen Reichthum an diesen Thieren, dessen Afrika sich immer noch erfreut, in wenig Jahren Schaaren zahmer Elephanten geben! Und damit würden Reise-, Transport- und Handelsverhältnisse Innerafrikas sich völlig und gewiß in einer für Schwarze wie für Weiße gleich vor-

theilhaften Weise ändern. Wie ganz anders wird sich das Karawanenleben gestalten, wenn der Elephant der Mittelpunkt desselben geworden! Wie ganz anders wird es um die Arbeit und den Erfolg des wissenschaftlichen Forschers bestellt sein, wenn ihm auf seinen Reisen ins Innere des dunklen Erdtheils Elephanten zur Verfügung stehen! — Der Bau von Eisenbahnen, der Transport des für sie erforderlichen Materials dürfte in einem Lande, in dem es an jedem andern Transportmittel, als den menschlichen Trägern, fehlt, durch einen Verbündeten, wie unser Rüsselthier, wesentlich erleichtert, — wir wollen nicht sagen: überhaupt erst ermöglicht werden! — Daß die Erschließung Afrikas für den europäischen Handel und damit für die europäische Kultur ungleich größere Fortschritte machen wird, wenn man erst den gezähmten afrikanischen Elephanten zum Bundesgenossen hat, ist unzweifelhaft.

Die segenbringende Lösung der großen Aufgabe, die hier vorliegt, ist nur mit großen Mitteln möglich. Der wissenschaftliche Reisende ist dazu der Natur der Sache nach nicht im Stande. Wenn nicht die betheiligten Regierungen, allen voran die deutsche, die Sache in die Hand nehmen wollen, dann sollten sich unternehmende Kaufleute finden, die mit dem nöthigen Kapital, der gehörigen Willenskraft und Ausdauer das Ziel zu erreichen suchen, auf das die hervorragendsten Kenner afrikanischer Verhältnisse oft hingewiesen haben: die Zähmung des afrikanischen Elephanten und seine Nutzbarmachung für Handel und Verkehr im schwarzen Erdtheil!

Anmerkungen.

[1] Ptolemais Theron lag wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Aqiq oder auf der Insel Eiro, südlich von Bahdur, ungefähr unter 18° 10′ n. B. am Rothen Meer. — Heuglin, Reise in Nordost-Afrika. Braunschweig 1877, S. 45.

[2] Sanderson, G. P.. Thirteen Years among the Wild Beasts of India. London 1878, S. 55.

[3] Baker, Samuel, The Albert N'yanza. London 1866, I. S. 274.

[4] Bastian, A., Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo, Bremen 1859, S. 22, sagt: „An Wegen fehlt es fast durchgehends und an Transportmitteln ganz. Keines der in andern Ländern benutzten Lastthiere kommt in Angola fort. Maulthiere sterben und die in den Gestüten der Hochebene produzirten Pferde sind klein und schwach."

Hartmann, Rob., Die Nigritier, Berlin 1876, S. 137: „Im Allgemeinen sind übrigens die klimatischen Verhältnisse der periodischen Regengüssen ausgesetzten Gebiete Nigritiens der Pferdezucht keineswegs günstig. Die Thiere verkümmern hier leicht und erliegen vielerlei Krankheiten." Darauf spricht Hartmann von Eseln, Mauleseln und Maulthieren und fügt dann hinzu, daß diese Thiere in den heißen und feuchten Tiefländern nicht gut gedeihen.

Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Leipzig 1878, S. 408: „Esel, Maulthiere, Pferde und Kamele, das steht erfahrungsmäßig fest, erliegen über kurz oder lang dem Klima."

[5] Bastian, A., a. a. O., S. 23: „Auf den Höhen gemästete Ochsen werden an der Küste nur mit Mühe einige Zeit am Leben erhalten."

Schweinfurth, a. a. O., S. 50. — Vergl. ferner, was Schweinfurth S. 408 über die Verwendung von Ochsenwagen sagt.

[6] Schweinfurth, a. a. O., S. 407: „Wiederholt habe ich im Verlaufe meiner Reiseberichte darauf aufmerksam gemacht, daß in diesem Lande die Unzulänglichkeit der dargebotenen Transportmittel außerordentlich den Unterhalt einer größeren, auf Einen Punkt concentrirten Menschenmenge erschwert. 50 Pfund ist das Normalgewicht für die eingebornen Träger auf weiteren Märschen; es gehört demnach nicht viel Scharfsinn dazu, um bezeichnen zu können, in wie viel Tagen die Last an Kornvorrath durch des Trägers eigene Bedürfnisse sich erschöpfen muß. Der Mensch ist also das ungeeignetste Transportmittel für Lebensmittel dieser Art, sobald mehrtägige Märsche in Betracht kommen.

[7] Ebenso spricht sich auch Sir Samuel Baker in The Nile Tributaries, London 1867, S. 534 aus: „The African elephant is equally docile as the Indian, when domesticated, but we have no account of a negro tribe that has ever tamed one of these sagacious animals: their only maxim is „kill and eat“.“

[8] Schweinfurth a. a. O., S. 171.

[9] Baker, Samuel, The Albert N'yanza, London 1866, I. S. 284: „The next method of hunting is perfectly legitimate. Should many elephants be in the neighbourhood, the natives post about a hundred men in as many large trees; these men are armed with heavy lances. — — The elephants are driven by a great number of men towards the trees in which the spearmen are posted, and those that pass sufficiently near are speared between the shoulders.

[10] Sanderson a. a. O., S. 101: „I knew nothing of elephant-catching at the time, nor had I any men at command who did; but I knew where there were plenty of elephants, and I was well acquainted with their habits.“ Seine ersten Erfahrungen im Elephantenfange erzählt Sanderson dann auf den folgenden Seiten seines interessanten Werkes, dessen Studium allen Denen hiermit angelegentlich empfohlen sein möge, die sich für unsern Gegenstand interessiren.

[11] Sanderson a. a. O., S. 165: „The kheddah had been made mall to save time and we were now afraid that so many tuskers (große männliche Elephanten mit Stoßzähnen) might force the stockade, so all hands were set to work to construct a second barrier in support of the first. This consisted, like the inner one, of uprights twelve feet high, about six inches in diameter, and supported by sloping props, the whole laced together with strips of cane. However, we might have

saved ourselves this trouble, as the tuskers made no attempts upon the stockade." — Sanderson war Offizier in Charge of the Government Elephant-catching Establishment in Mysore.

[12] Sanderson a. a. O., S. 70 f.

[13] Sanderson a. a. O., S. 119: „The captured herd consisted of sixteen male elephants of different sizes, of which three were large tuskers — the highest was 8 feet 5 inches at the shoulder — and three mucknas, or tuskless males; twenty-nine females, full or half grown; and nine calves. Of the largest elephants nine were alotted, after careful selection, for the Mahárájah's stud, ten to the Madras Commissariat Department, nine died, chiefly young ones, and twenty-five of the least valuable were sold by public auction at Chámráj-Nuggar three months after capture, when most of them were tame enough to be ridden away. These latter brought an average price of £ 83, 8 s. each, or an aggregate of £ 2085; and the total realised for the fifty-four (deducting deaths) was £ 3754, which, after deducting £ 1556, the total expenditure from the commencement of operations in 1873, left a surplus to Government of £ 2198. The elephants drafted into the Mahárájah's and Commissariat establishments were the most valuable animals, but were only credited to the Kheddah Department (by the orders of the Chief Commissioner) at the same price as the second and third rate animals sold for at auction — viz., £ 83, 8 s. each At least £ 100 per head more might have been added, when the surplus receipts would have been £ 4098.

[14] Sanderson a. a. O., S. 115 und S. 121.

[15] Schweinfurth a. a. O., S. 35.

[16] Baker, Samuel, The Albert N'yanza, I. S. 275 und The Nile-Tributaries, S. 534.

[17] Sanderson a. a. O., S. 145: „It would be impossible to exaggerate the difficulties of the past three days' marches, or to overestimate the great usefulness of our elephants. Poor, good beasts! their patience and docility under the annoying conditions of having to climb steep hills, and force their way through thickets under a hot sun, were admirable.

[18] Westendarp, W., Der Elfenbein-Reichthum Afrikas in: Verh. des V. Deutschen Geogr.-Tages zu Hamburg, Berlin 1885, S. 91.

[19] Sanderson a. a. O., S. 87—89.

[20] Schweinfurth a. a. O., S. 407.

[21] Stanley, Durch den dunkeln Welttheil, Leipzig 1878, I. S. 156.

[22] Sanderson a. a. O., S. 85: „Tuskers are far more valuable for work than females, not only from their greater strength, but from the good use the make of their tusks in turning and carrying logs etc. A tusker, if given the end of a rope to pull, puts it over one tusk, and holding the end between his teeth, can move a weight with this purchase which a female with only the hold with her teeth would be unable to manage."

[23] Westendarp a. a. O., S. 91.

(262) Druck von J. F. Richter, Hamburg.

Die
höfische und romantische Poesie der Perser.

Von

Prof. Dr. Hermann Ethé.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Stolz und hehr wölbt sich der Dom persischer Dichtkunst, durchbraust von Orgelklang und dem tausendstimmigen Chor sangesfreudiger Kehlen — wer aber den Grundstein zu diesem Riesenbau gelegt, darüber schwanken, wie lose Blätter im Winde, die Berichte der einheimischen Ueberlieferer unstät hin und her. Die meisten gehen bis ins fünfte christliche Jahrhundert zurück und bezeichnen den Sâsânidenkönig Bahrâmgûr oder Bahrâm IV. (420—440) als den Erfinder der Verskunst und des Reims; aber auch hier gehen die Ansichten im Einzelnen wieder weit auseinander. Einige behaupten, der König selbst habe in der Freude über einen glorreich erlegten Löwen die ersten persischen Verse gedichtet; nach Anderen war es seine Lieblingssklavin Dilârâm, die in ihren Kosestunden mit dem Monarchen Irâns alles, was der Geliebte sagte, in Worten von gleichem Metrum und Rhythmus wiederholte. Nun ist es eine wohlbekannte Thatsache, daß die späteren Sâsânidenherrscher den dichterischen Geist ihrer Nation auf alle Weise nährten und förderten, und ihrer wird auch in diesen Blättern noch öfter gedacht werden müssen; da aber die offizielle Sprache ihres Reiches Pehlewî und zuletzt Pârsî war, so fallen alle poetischen Anläufe dieser Art in den Bereich jener beiden älteren Literaturen und sind im Ganzen nur sehr lose mit der unendlich reicheren und für die Entwickelung des menschlichen Geistes bei weitem bedeutsameren Literatur verknüpft, die in eigentlichem Persisch oder — wenn

man lieber will — in Neupersisch geschrieben ist, jener Sprache, die sich im Laufe des achten und neunten Jahrhunderts, mit sehr geringen Flexionsänderungen, aus dem Pârsî durch einen fortwährend steigenden Zufluß an arabischen Wörtern und Phrasen herausgebildet und in fast genau derselben Form ein volles Jahrtausend bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Auch ward allen Bestrebungen der Sâsâniden auf geistigem, wie auf politischem Gebiet durch die unter dem Chalifen ʿOmar (634 bis 644) begonnene und unter seinem Nachfolger ʿOthmân (644—656) vollendete Eroberung Persiens durch die Araber ein jähes Ende bereitet, und es ist diese geschichtliche Thatsache, mit der wir vor allem zu rechnen haben, wollen wir das Geburtsjahr der nationalen Literatur des modernen Persiens sicher bestimmen. Nur müssen wir uns hüten, auch hier blindlings den Angaben solcher Berichterstatter zu folgen, die den alten persischen Grammatiker Abû Ḥafç aus Soghd bei Samarkand, oder gar einen unmündigen Knaben, den Sohn des Çaffâridenfürsten Jaʿqûb bin Laith (868—878), der einst im kindlichen Spiel den ersten persischen Vers verfaßt haben soll, zum Taufpathen neupersischer Dichtkunst stempeln wollen. Ein Fingerzeig zur Erkenntniß der Wahrheit liegt freilich darin, der nämlich, daß, wie bei den meisten Völkern, die in der Geschichte der Civilisation eine Rolle gespielt, so auch beim persischen der geistige Aufschwung mit dem Erwachen und Erstarken des Nationalgefühls, mit dem Abschütteln fremden Joches und dem Aufdämmern einer neuen politischen Selbständigkeit Hand in Hand gegangen ist.

Unter dem Ansturm der islamischen Heere war das schon längst durch innere Wirren zerrüttete Sâsânidenreich in Trümmer gesunken; mit der Ermordung seines letzten Königs, Jazdadschird III., im Jahre 651 (A. H. 30) schloß in kläglicher Weise die einst so glänzende Geschichte dieses altberühmten Fürsten-

hauses ab, und jede Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand war dahin. Kämpften auch die entfernteren Provinzen Îrâns noch Jahrzehnte lang um die letzten schwachen Reste ihrer Unabhängigkeit, sie konnten doch den Lauf des unerbittlichen Schicksals nicht hemmen, und die völlige Einverleibung Persiens in das weite Chalifenreich war nur zu bald eine vollendete Thatsache. Nicht minder rasch vollzog sich die religiöse Umwälzung in dem neueroberten Lande; nicht Feuer und Schwert allein bahnten dem neuen Glauben Muhammads den Weg — der den Persern selbst innewohnende streng fatalistische Zug machte sie leichter der Bekehrung zugänglich, als manches andere Volk, und mit dem Koran nahmen sie, wenn auch widerstrebend, das für ihre Laute so wenig passende arabische Alphabet, mit dem Islam zugleich an Stelle ihres eigenen, viel naturgemäßeren Sonnenjahres das arabische Mondjahr an. Aber ganz vermochte die Fremdherrschaft doch nicht das Angedenken an die entschwundene Größe und Herrlichkeit des alten îrânischen Reiches aus den Gemüthern zu bannen, ebensowenig wie sich der Magismus, die altehrwürdige Lehre Zoroasters, mit Stumpf und Stil ausrotten ließ. In den herrlichen Küstenländern am Südrande des kaspischen Meeres, in Mâzandarân und Gîlân, sowie in den Bergen von Tabaristân, hatten die Bekenner des alten Glaubens eine verhältnißmäßig sichere Zufluchtsstätte gefunden und nährten dort das heilige Feuer ihrer angestammten Religion wie nicht minder ihrer nationalen Begeisterung; auch in den andern Provinzen Persiens glomm unter der Asche der zerstörten Tempel der nur halb erloschene Funke fort und fort und wartete einzig des belebenden Hauches, der ihn zu neuer, weithinstrahlender Flamme zu entfachen berufen war. So lange die Omajjaden, die dem Hause ʿAlîs, des vierten Chalifen, den Todesstoß versetzt, in Damaskus mit starker Hand das Scepter schwangen, blieb die Einheit des Reiches — wenigstens

nach außen hin — gewahrt, und wenn auch fortwährend kleinere Aufstände in den persischen Provinzen von dem dumpfen Groll, der gährenden Unzufriedenheit der unterjochten Bevölkerung Zeugniß ablegten, ein Wiederaufleben nationaler Unabhängigkeit war und blieb vorläufig außer Frage. Ganz anders aber gestaltete sich die Lage der Dinge, nachdem im Jahre 750 (A. H. 132) die ʿAbbâsiden sich siegreich zu Beherrschern der Gläubigen aufgeworfen und bald darauf, 762, den Sitz der Regierung nach dem neu gegründeten Baghdâd verlegt hatten. So herrlich sich auch die neue Reichshauptstadt unter dem Scepter der ersten Fürsten dieses Hauses entfaltete und auf geraume Zeit hinaus unbestritten als Mittelpunkt geistigen Lebens und gelehrter Forschung, als Stapelplatz des Welthandels galt, die Einheit des Chalifats war mit dem Fall der Omajjaden für immer gebrochen! Der einzige Sproß der letzteren, der glücklich dem Verderben entronnen und nach Spanien geflüchtet war, begründete das erste von den Chalifen des Ostens völlig unabhängige Reich in dem glänzenden Cordova; — bald folgten diesem Beispiel die Idrîsiten in Fez, und die Aghlabiten in Qairawân und Tunis, und auch in den östlichen Provinzen Persiens begann sich Aehnliches vorzubereiten. Schon unter den arabischen Statthaltern war der Zusammenhang jener entfernteren Theile der alten persischen Monarchie mit dem Sitz der obersten Herrschergewalt in Damaskus und später in Baghdâd ein ziemlich loser gewesen; noch mehr gelockert aber wurde das Band, sobald das eingeborene persische Element die Zügel der Statthalterschaft an sich zu reißen und sich allmählich erblich zu machen strebte. Und mit dieser ersten schwachen Regung politischer Selbständigkeit erwachten auch die ersten Keime des lange unterdrückten nationalen Selbstgefühls — die angestammte Sprache, die nie ganz erloschene Liebe zu Sang und Dichtkunst machten ihre unver-

äußerlichen Rechte geltend, und bald verkündeten die rhythmischen Klänge des ersten Sängers den nahen Anbruch eines neuen persischen Liederfrühlings.

Es ist ein schlagender Beweis für den schon betonten innigen Zusammenhang zwischen dem geistigen und politischen Aufschwung einer Nation, daß nach ʿAufî, dem ältesten persischen Literarhistoriker (der im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sein biographisches Werk Lubâb-ulalbâb schrieb), das erste rein persische Gedicht gerade im Todesjahr Hârûn-arraschîds, mit dem die Machtfülle der ʿAbbâsiden ihren Zenith erreicht, um, erst langsam, dann rascher und rascher ihrem Untergange zuzueilen, verfaßt wurde, und daß es noch dazu dem Prinzen Maʾmûn, Hârûns ältestem Sohne, gewidmet war, der, von einer persischen Mutter geboren und in Chorâsân auferzogen, sich schon früh jenen freisinnigeren Anschauungen in Glaubenssachen zugeneigt hatte, wie sie besonders dort unter den gebildeteren Klassen der persischen Bevölkerung im Aufblühen begriffen waren. Das tragische Schicksal, das der Omajjade Jazîd im Jahre 680 bei Karbalâ der Familie des Chalifen ʿAlî, vor allem seinem Sohne Husain bereitet, der als Gemahl einer Tochter des letzten Sâsânidenkönigs in den Augen der Perser gewissermaßen die angestammte Dynastie fortzupflanzen berufen war, hatte in vielen der besten Geister des alten Îrâns Mitleid mit den ʿAliden und sogar mit ʿAlî selbst wachgerufen, sowenig Sympathien sich auch der Letztere dank seinem schwankenden Charakter während seines Lebens und seiner Regierungszeit zu gewinnen gewußt hatte. Da sie das politische Joch der Araber vorläufig nicht abzuschütteln vermochten, so suchten sie wenigstens ihrem patriotischen Gefühl dadurch Genugthuung zu verschaffen, daß sie die Legitimität der drei ersten Chalifen bestritten und ʿAlî, den Schwiegersohn des Propheten und Gemahl seiner Lieblingstochter Fâtimah, sowie die aus seinem Blute ent-

sprossenen Imâme zu Nationalheiligen erkoren, in ersterem gleichsam den Ormuzd, in letzteren die Amschaspands oder guten Geister der Zoroastrischen Lehre zu neuem Leben heraufbeschwörend. Und auch dem tiefinneren Drange nach einer selbständigeren Gestaltung ihres religiösen Lebens konnten diese erste Schi'iten oder Dissenters dabei Rechnung tragen, ohne geradezu dem nun einmal schon zu sehr in Fleisch und Blut des persischen Volkes übergegangenen Muhammedanismus untreu zu werden; durch die Verwerfung der mit dem Koran für gleich heilig gehaltenen Sunna oder Tradition legten sie die erste Bresche in die starre Orthodoxie des Islams und wurden dadurch um so empfänglicher für die Lehre der Mu'taziliten, die in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunders zuerst die Fahne der menschlichen Willensfreiheit und der unbehinderten wissenschaftlichen Forschung, im Bunde mit der inneren Reinigung des Herzens emporhoben und später in dem Geheimbund der „lauteren Brüder" auf arabischem, in den Jüngern des sich eng an das indische Vedântasystem anlehnenden, mit neuplatonischen Ideen vielfach durchdrungenen Çûfismus oder mystischen Pantheismus auf persischem Gebiete ihre Nachahmer und Vervollkommner fanden.

Es war im März des Jahres 809 (A. H. 193), als Hârûn-arraschîd in Chorâsân, wohin er in Begleitung seines Sohnes Ma'mûn mit starker Heeresmacht zur Unterdrückung eines gefährlichen Aufstandes aus Baghdâd aufgebrochen war, plötzlich vom Tode überrascht wurde, und als kurz darauf Ma'mûn mit großem Pompe in Marw einzog, bewillkommnete ihn ein persisches Loblied, von einem des Arabischen wie des Persischen gleich kundigen Gelehrten 'Abbâs verfaßt, dessen patriotische Tendenz aus den folgenden Schlußversen deutlich hervorgeht:

Vor mir hat in dieser Weise Keiner je solch Lied gesungen,
Da noch fern von solcher Sangart sich die Perserzunge hält;
Darum sang ich just dies Lied dir, daß doch endlich Glanz und Schimmer
Durch den Lobpreis deiner Hoheit auch auf diese Sprache fällt!

Diese Huldigung, einem so völlig von den neuen, bahnbrechenden Ideen durchdrungenen Prinzen wie Ma'mûn dargebracht, ist bedeutsam für die ganze spätere Entwickelung der persischen Literatur, wenngleich die modernen Perser, ganz vergessend, wieviel Dank sie diesem Fürsten schuldig sind, seinem Andenken fluchen, weil er seinen 'alidischen Schwiegersohn durch Gift aus dem Wege geschafft; und nicht minder bedeutsam ist der Ort, der sie gebar. Bei Marw war der letzte Sâsânide durch Mörderhand gefallen und die alte Monarchie zu Grabe getragen worden; von Marw war gerade 100 Jahre später (750) die Erhebung der 'Abbâsiden ausgegangen; in Marw endlich erklärte sich Ma'mûn im Jahre 811 (A. H. 195) zum Chalifen und trat von da den Feldzug gegen seinen Bruder Amîn an. Zudem war Marw die Hauptstadt von Chorâsân, jenem Hochlande auf der Westseite des Oxus, das wie eine Bergfeste das sonnige Îrân nicht minder wie das düstere Tûrân oder Turkistân beherrscht und daher oft die Brust, auch das Schwert Persiens genannt worden ist. Mit Hülfe der Heere Chorâsâns hatten sich die 'Abbâsiden das Chalifat erstritten, und seit jener Zeit ist kein Siegespreis mehr umworben worden in all' den wilden Dynastien- und Rassenkämpfen, die Jahrhunderte hindurch bis in die Neuzeit Mittelasien erschüttert haben, als gerade der Besitz dieser Provinz; keine war daher auch geeigneter als Wiege für die neugeborenen Zwillingsschwestern — die nationale Dichtkunst und die nationale Unabhängigkeit Persiens! Wie die erstere, so rief Ma'mûn auch die letztere, unbewußt und unabsichtlich, ins Leben. Durch die werkthätige Unterstützung eines seiner geschicktesten Heerführer, des Chorâsâners Tâhir bin Husain, entwand er in wenigen Jahren seinem Bruder Amîn das angemaßte Chalifat, und Tâhir erhielt als Lohn für seine Dienste die Statthalterschaft seines Heimathlandes, die er so geschickt auszunützen verstand, daß er bald eine von seinem Oberherrn

in Baghdâd fast unabhängige Herrschaft über Chorâsân ausübte und sogar soweit gehen durfte, als ihm Ma'mûn gelegentlich einen scharfen Verweis ertheilte, den Namen des Chalifen gänzlich aus dem Kanzelgebete wegzulassen und seinen eigenen an dessen Stelle zu setzen. Damit war, etwa ums Jahr 820 (A. H. 205), die erste dem Namen nach den 'Abbâsiden untergeordnete, in der That aber fast gänzlich frei und selbständig schaltende persische Dynastie der Tâhiriden begründet, und Tâhirs Söhne, Talhah (822—828) und 'Abdallâh (828 bis 844), befestigten dieselbe nicht nur mehr und mehr, sondern dehnten sie auch über das angrenzende Transoxanien aus. Zwar erblaßte der Stern der Tâhiriden bald wieder unter 'Abdallâhs Nachfolgern, Tâhir II. (844—862) und Muhammad, und letzterer ward 872 (A. H. 259) von Ja'qûb bin Laith, dem Begründer der zweiten unabhängigen Dynastie Persiens, der Çaffâriden, ursprünglich eines Gelbgießers (çaffâr) Sohn aus Sîstân oder Zabulistân, der sich zunächst zum Herrn seines Heimathlandes aufgeworfen und dann nach einander Chorâsân, Kirmân, Fârs, Chûzistân, endlich sogar Mâzandarân und Tabaristân erobert hatte, vom Throne gestürzt; aber das einmal begonnene Werk, nationalem Denken und Fühlen beredten Ausdruck zu leihen, ward dadurch nicht gehemmt; es machte, wenigstens auf geistigem Gebiete, nur um so schnellere Fortschritte. Wenn auch die Tâhiriden lebhafte Förderer der Kunst und Wissenschaft gewesen, so hatte ihre Gunst doch zumeist nur den Bestrebungen arabischer Gelehrter und Dichter geleuchtet; eine neue, noch mühsam nach poetischer Gestaltung ringende Sprache konnte nicht so leicht ihrer alles beherrschenden Nebenbuhlerin den Rang ablaufen, und der erste Versuch, den 'Abbâs in Marw gemacht, fand nur langsam Nachahmung und Nacheiferung. Hanzalah aus Bâdaghîs (in der Nähe von Harât), dessen Verse nach 'Aufî so frisch

sind wie gekühlter Wein und so angenehm fächelnd wie Nordwind, ist der einzige persische Dichtername, der uns aus den Tagen der Tâhiriden überliefert ist; aber schon unter den Çaffâriden, die überhaupt mehr den alten irânischen Traditionen gerecht zu werden suchten, mehrte sich die Zahl der Bannerträger persischer Redekunst, unter denen besonders Fîrûz almaschriqî und Abû Salîk aus Gurgân hervorleuchten, und als die neue Sonne der Sâmâniden glorreich am Himmel Chorâsâns emporstieg, da scholl ein volltönender Lobgesang aus vielen gleichgestimmten Dichterkehlen jubilirend zu ihr empor!

Auch diese dritte unter den mehr oder minder unabhängigen Dynastien Persiens verdankt, gleich den Tâhiriden, ihre erste Machtentfaltung dem Chalifen Ma'mûn. Er war es, der drei Söhne Sâmâns, eines Tatarenhäuptlings, der aber Anspruch darauf machte, ein Abkömmling der Sâsâniden zu sein, mit den Statthalterschaften von Harât, Samarkand und anderen ausgedehnten Distrikten jenseits des Oxus belohnte. Dort schwangen sich die Sâmâniden bald zu einer so gebietenden Stellung empor, daß sie nach dem Fall der Tâhiriden getrost die Uebergabe Transoxaniens an die Çaffâriden zu verweigern, die Herrschaft über diese Provinz in ihrem Hause erblich zu machen und in Bochârâ einen fast königlichen Hofhalt zu errichten vermochten. Ja, sie thaten mehr! Schon unter Naçr I. bin Ahmad, dem Urenkel Sâmâns (874—892) war Chwârizm der transoxanischen Herrschaft einverleibt worden, und als sein thatkräftiger Bruder Isma'îl (892—907) den Thron Bochârâs bestiegen, war das Schicksal der Çaffâriden vollends besiegelt. Isma'îl ging mit starker Heeresmacht über den Oxus, schlug 'Amr bin Laith, den Bruder Ja'qûbs und sandte ihn als Gefangenen nach Baghdâd an den Chalifen Mu'tadhid, dem gegenüber der Sâmânidenfürst in kluger Berechnung stets die Rolle eines ergebenen Vasallen gespielt hatte.

Mit diesem im Jahre 900 (A. H. 287) erfochtenen Siege war Chorâsân den Sâmâniden gewonnen, und bald dehnten sie auch ihre Herrschaft über Sîstân, Gurgân und Tabaristân, kurz über alle Länder zwischen dem Jaxartes und dem Südrande des kaspischen Meers aus. Und in gleichem Maße wie die politische Unabhängigkeit wuchs die nationale Literatur, um die sich kaum eine andere Dynastie so glänzende Verdienste erworben hat, als gerade diese. „Große Dichter blühten auf, breiteten den Teppich aller trefflichen Künste aus und gaben der Welt der Poesie eine feste Norm", sind die bezeichnenden Worte 'Aufîs, und wenn uns auch von den frühesten Poeten der Sâmânidenzeit, wie Abû Schukûr aus Balch, Abû 'Abdallâh Muhammad Fârâlâdî, Abul'abbâs aus Bochârâ, dessen Verse als besonders zart gerühmt werden, Abulmuzaffar Naçr aus Nîschâpûr, Abû 'Abdallâh Muhammad aus Dschunaid, Ma'nawî aus Bochârâ, dem Schöpfer jungfräulicher Gedanken und geistvoller Feinheiten, Abulhasan Schahîd aus Balch, einem Dichter von überzeugungskräftiger Sprache und schönheitbezeugendem Redefluß, und andern mehr, eben nicht viel umfassendere Bruchstücke erhalten sind, als von den literarischen Vertretern der Tâhiriden- und Çaffâridenzeit — meistens Sinngedichte und Lehren praktischer Weisheit, untermischt mit kurzen Trink- und Liebessprüchen — so zeigen sie doch genugsam die Keime jener scharf ausgeprägten Tendenz, die der ganzen persischen Literatur einen so eigenartigen Stempel aufgedrückt hat, der nämlich, den aufgezwungenen Geist des Islam mit dem natürlichen arischen Gefühl zu verschmelzen, den starren Deismus der neuen Lehre mit der angeborenen freieren und mehr oder minder pantheistischen Weltanschauung in höherem Einklang zu verbinden. Auch lassen sich in ihnen schon deutlich alle jene Hauptformen poetischer Redekunst unterscheiden, wie sie theils schon früher bei den

Arabern gang und gäbe waren, theils als ureigenste persische Schöpfung sich in allen späteren muhammedanischen Literaturen das Bürgerrecht erworben haben — die Qaçîdah (Loblied, Elegie, satyrisches oder didaktisches Gedicht); die von dieser nur durch den Wegfall des Reims im ersten Halbverse verschiedene Qit'ah, (Bruchstück); das Ghazel (die eigentliche Ode, Liebes- und Trinklied, auch religiöse Hymne); das Rubâ'î (der unserem Epigramm am meisten entsprechende Vierzeiler, für den die Perser ein neues Versmaß erfanden, da sich unter den von den Arabern übernommenen keins als passend erwies); und das doppeltgereimte Mathnawî (heroisches oder romantisches Epos, und Lehrgedicht in größerem Styl). Aber noch wurden alle diese Kunstformen von den Dichtern, so begabt sie auch waren, ziemlich kraus und wirr durcheinandergewürfelt; noch trug keine einzige ihr besonderes Gepräge, ihren individuellen Charakter, denn dazu bedurfte es der Schöpferkraft eines wahrhaft gottbegnadeten Genius. Und dieser erstand zur rechten Zeit in Meister Rûdagî, dem ersten Klassiker der neupersischen Poesie.

Hakîm Farîd-uddîn Muhammad, in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts geboren und nach seinem Heimathsorte Rûdag in Transoxanien Rûdagî genannt, zeichnete sich schon in früher Jugend durch überraschende Geisteskräfte aus; noch in kindlichem Alter lernte er nicht nur den ganzen Koran auswendig, sondern wußte ihn auch nach allen Regeln der Kunst vorzutragen; seine schöne Stimme voll herzentzückendem Tonklang und sein vollendetes Saitenspiel gewannen ihm bald Freunde und Verehrer, und als er seinen feinsinnigen Gedanken auch in Rhythmus und Reim Ausdruck zu geben begann, drang sein Ruf weit über die engen Grenzen seiner Geburtsstätte hinaus und erreichte endlich das Ohr des kunstliebenden Sâmânidenherrschers Naçr II. (913—942, A. H. 301—331), des Sohnes und Nachfolgers von Isma'îls Bruder Ahmad.

Naçr zog ihn an seinen Hof, machte ihn zu seinem täglichen Genossen und überhäufte ihn mit soviel Gnadenbezeugungen und Geschenken, daß Rûdagî sich zuletzt 200 Pagen halten konnte und zur Fortschaffung seiner Habe nicht weniger als 400 Kameele nöthig hatte. Diese wahrhaft königliche Huld erwiderte der Dichter in nicht minder königlicher Weise — in zahllosen Strophen von vollendeter Schönheit und einer bei persischen Lobdichtern nur selten bemerkbaren Zartheit und Innigkeit des Gefühls sang er den begeisterten Preis seines fürstlichen Gönners und erfüllte Welt und Nachwelt mit Naçrs Ruhm. Trotz ihres echt orientalischen Bilderschmuckes und ihrer oft kühnen und überraschenden Wendungen halten sich seine Qaçîden doch fern von jenem sprüchwörtlich gewordenen Schwulst, der so manche spätere Erzeugnisse der persischen Panegyrik verunziert, und in ihrer verhältnißmäßigen Einfachheit und Ungekünsteltheit sind sie bis auf den heutigen Tag Muster dieser Dichtungsgattung geblieben. Ein gleicher Zug keuscher Empfindung kennzeichnet Rûdagîs Ghazelen, die gleich den schüchternen Versuchen seiner Vorläufer fast allein der Feier jener beiden unversiegbaren Quellen dichterischer Begeisterung, der Liebe und des Weines, gewidmet sind und bald aufjauchzen in schäumender Jugendlust, bald wieder ergreifend ausklingen in schwermüthigen Klagen um verlorenes Lebensglück. Und wie die großen Panegyriker Anwarî und Chaqânî, so haben auch die großen Lyriker, wie Hâfiz und Genossen, von ihm gelernt und ihn trotz all ihrer blendenden Vorzüge doch kaum übertroffen. Am sinnigsten in Inhalt und Form ist unter den reizenden Trinkliedern wohl das folgende:

Den Wein her, der so leuchtend strahlt, als sei es schier Rubinenregen,
Als spiegle sich in voller Gluth der Sonnenglanz auf blankem Degen,
Als wären's Tropfen, wie sie rein im Blätterschooß die Rosen hegen,
Als wollt' es sich wie Schlummer süß auf schlummerlose Augen legen.
Der Wolke gleich ist der Pokal, und drin der Wein dem Wolkensegen,
Ein Bild der Lust, wenn Wünsche sich erfüllt, die uns das Herz bewegen.

Ja, ohne Wein, wie glichen all die Herzen öden Wüstenstegen,
Es müßte, wär' er leblos auch, im Leib durch Wein sich Leben regen.
Und wär' in Adlers Klau'n der Wein, in Wolkenräumen, weit entlegen,
Wenn nur die Lumpe dann nicht mehr ihn trinken könnten, meinetwegen!

Auch an Sprüchen kerniger Weisheit, an vortrefflichen ethischen Maximen fehlt es bei unserem Dichter nicht, und besonders sind es seine Qit'as und Vierzeilen, in denen er für die Didaktiker der folgenden Zeiten nachahmungswerthe Muster aufgestellt hat. Ebenbürtig den besten Sinngedichten des gefeierten Sa'dî sind z. B. epigrammatische Strophen wie:

Gar prächt'ge Mahnung predigt uns der Zeiten Wechsellauf,
Er ist ja, schaust du recht ihn an, ganz voll von weisen Lehren;
Sei nimmer, spricht er, drob ergrimmt, wenn's Andren wohlergeht,
Gar manche giebt's, die neidisch schon nach deinem Glück begehren!

oder:

Nur dann, wenn deiner bösen Lust du siegreich wehrst, bist du ein Mann!
Wenn nie du den, der blind und taub, mit Spott versehrst, bist du ein Mann!
Mit Füßen treten den, der fiel — fürwahr, das ist nicht Mannesart —
Nur dann, wenn als sein Retter du dich flugs bewährst, bist du ein Mann!

Mit seltener Einstimmigkeit haben ihm daher auch die meisten angesehenen Dichter seiner und der späteren Zeit neidlos den Vorrang über sich eingeräumt, und wir würden diese bei orientalischen Poeten fast unerhörte Bescheidenheit und zugleich die Größe von Rûdagîs Genius um vieles besser zu würdigen imstande sein, wenn uns von seinen Gedichten, die 100 Bände gefüllt und 1 300 000 Verse umfaßt haben sollen, etwas mehr als die 50—60 größeren und kleineren Lieder erhalten geblieben, die sich zerstreut in den Werken persischer Literarhistoriker finden, „ein winziger Tropfen aus der Wolke seiner Beredtsamkeit". Am schmerzlichsten ist der Verlust von Rûdagîs großem Mathnawî, einer poetischen Bearbeitung der berühmten buddhistischen Fabeln des Bidpai oder Pilpai, besser unter

dem Namen Kalîlah und Dimnah bekannt, die der Arzt Barzûje unter dem Sâsânidenkönig Nûschirwân (531—579) zuerst aus Indien gebracht und in's Pehlewî übersetzt hatte, aus welchem sie 200 Jahre später der in Persien geborene und in der Lehre Zoroasters aufgezogene ʿAbdallâh ibn al-Muqaffaʿ, ein Mann von bedeutender Gelehrsamkeit und großer Sprachgewandtheit (der etwa um's Jahr 760 starb) in's Arabische übertrug. Auf Grund dieser arabischen Bearbeitung, die den Ausgangspunkt für fast alle späteren orientalischen und oxidentalischen Uebersetzungen gebildet hat, dichtete Rûdagî das erste persische Epos und erhielt als Belohnung dafür vom Fürsten 40 000 Dirhems (zwischen 20 000 und 30 000 Mark, je nach dem größeren oder kleineren Gehalt dieser an Werth sehr verschiedenen Silbermünze). Die Angaben über das Todesjahr des Dichters, der nach einigen Berichten auch der erste gewesen sein soll, der einen persischen Dîwân, d. h. eine vollständige Sammlung seiner lyrischen Gedichte in methodischer Anordnung veranstaltet hat, schwanken zwischen 941 (A. H. 330) und 954 (A. H. 343); wäre erstere richtig, so müßte er noch ein Jahr vor seinem Gönner Naçr aus der Welt geschieden sein; dagegen spricht aber eine ergreifende Elegie, die uns von ihm erhalten, und deren schmerzlich bewegter Ton darauf schließen läßt, daß sie zu einer Zeit geschrieben, wo die schönen Tage des Glanzes und des Reichthums längst hinter ihm lagen und ihm wie dem ärmsten Bettler nichts als „Stab und Ranzen" übrig geblieben war. Die Erwähnung seiner tollen Jugendstreiche und seiner vielen verstohlenen Liebesabenteuer in derselben Elegie, sowie die in allen seinen Liedern sich findende überaus genaue und feine Farbenunterscheidung läßt sich freilich nur schwer in Einklang bringen mit der fast einstimmigen Ueberlieferung der Perser, die noch dazu durch das Lied eines nicht viel später als er selbst lebenden Sâmânidendichters bestätigt wird,

daß er blind geboren und sein ganzes Leben in Blindheit verbracht.

Um Rûdagî, als die Sonne am Himmel Bochârâs, kreiste nun in näherem wie fernerem Abstand eine Schar von Wandelsternen, die alle, je nach ihrer Größe, den Glanz des Sâmânidenhauses mehrten; und als das leuchtende Gestirn endlich am Horizont hinabgesunken war, da erhellten diese und die nach ihnen aufgingen mit ihrem bald helleren, bald matteren Schimmer die kurze Nacht, die schnell der Morgenröthe eines neuen, in noch verklärterem Lichte strahlenden Tages wich. Unter diesen Genossen, Jüngern und Nachfolgern des großen Dichters, stehen in erster Linie der berühmte Arzt Abû Tâhir Chusrawânî, aus dessen Liedern selbst der große Firdausî nicht verschmäht hat ein Verslein zu entlehnen und in eines seiner Ghazelen zu verweben; Hakîm Chabbâz (der Bäcker), von Nîschâpûr, der, um mit ʿAufî zu reden, nicht nur vorzügliches Brot zu backen, sondern auch die Perlen trefflicher Sangeskunst mit dem Thätigkeitsstichel zu durchbrechen verstand; Abulmathal aus Bochârâ; Abû Schuʿaib Çâlih aus Harât, von dem uns ein zartes Lied auf eine schöne Christenmaid überliefert ist; Scheich Abû Zarrâʿah aus Gurgân, den ʿAufî den Architekten der Behausungen der Intelligenz und den Werthabwäger des Denars der Kunstfertigkeit nennt, und der sich mit Rûdagî um den Preis der Dichtkunst zu ringen vermaß: Raunaqî aus Bochârâ, der zum Lobe des Emirs von Chorâsân unter anderen folgende treffende Verse sang:

Beseelt schier ist das Schwert des Schâhs — wer hat solch' Wunder schon gesehen? —
Doch nur beseelt, um Aller Seel' und Leib dem Untergang zu weihn;
Und zitternd auf der Fläche rings erglänzen statt der Damascirung
Die Seelen seiner Feinde all, wie Stäubchen in der Sonne Schein!

Ferner Abulfath aus Bust (nicht weit von Qandahâr), der sich ebenso in arabischer wie persischer Poesie auszeichnete; der Emir Abulhasan ʿAlî Alagâtschî, ein Mann der Feder und des Schwertes zugleich, der mit vorzüglichen dichterischen Eigenschaften eine Geistestüchtigkeit verband, die ihn besonders zur Lösung von schwierigen Problemen, hauptsächlich in der rhetorischen Stylistik befähigte; Abû Mançûr ʿUmârah aus Marw, ein berühmter Astronom, der auch in Sentenzen praktischer Weisheit seinen Zeitgenossen voranleuchtete, wie z. B. das kleine Qitʿah beweist:

Sei von Hochmuth nicht verblendet, giebt die Welt dir Macht und Ehre,
Manche schon, die hochgeklommen, warf sie hin in Gram und Staub;
Diese Welt, sie gleicht der Schlange — Schlangen greift der Weltumwerber,
Und gar oft fällt durch die Schlange, wer sie jagt, dem Tod zum Raub!

und endlich Madschd-uddîn Kisâ'î, aus derselben Stadt gebürtig, ein Mann der strengen Askese, der, wie ʿAufî sagt, die Erdschicht der Begierde von der Herzensfläche mit dem Aermel der willenlosen Gottergebenheit fortgefegt und den aufwirbelnden Staub der Lüsternheit von dem Busenplan mit dem Naß der beiden Gramesaugen gelöscht hatte. Er ist der poetische Hauptvertreter der schiʿitischen Glaubensbewegung jener Zeit, und seine Lieder zur Feier ʿAlîs und der zwölf Imâme sind mit wahrhaft glühender Begeisterung geschrieben.

Wenn nun auch manche der letztgenannten Dichter schon in die Ghaznawidenzeit hinübergreifen und vielfach noch die ersten Regierungsjahre des großen Sultans Mahmûd mit ihren Lobgesängen verherrlicht haben, so verdanken sie ihre erste Blüthe doch einzig und allein der hochherzigen und im besten Sinne liberalen Förderung, die allen künstlerischen Bestrebungen von Seiten der Sâmânidenfürsten zutheil wurde. Und diese Dynastie that noch mehr! sie weckte und nährte den in ihrem Volke schlummernden Sinn für ernste wissenschaftliche Bestrebungen, sie kam dem wachsenden Verlangen der hervorragenderen Geister

nach einer tieferen Erkenntniß der glorreichen Vergangenheit Îrâns bereitwillig entgegen und kräftigte dadurch in nicht geringem Maße das Gefühl nationaler Unabhängigkeit. So blühten auf der einen Seite Geschichts- und Alterthumsforschung, auf der anderen Exegese und medizinische Studien auf.

Mançûr I. bin Nûh, der Enkel von Rûdagîs Gönner (961—976, A. H. 350—366) beauftragte im Jahre 963 (A. H. 352), nach sorgfältiger Prüfung der großen arabischen Universalgeschichte des Tabarî (gestorben 923, A. H. 310), seinen Vezier Abû ʿAlî Muhammad bin Muhammad al-Balʿamî, dieselbe ins Neupersische zu übertragen, und diese unter dem Namen Ta'rîch-i-Tabarî berühmt gewordene Uebertragung ist nicht nur das älteste Prosawerk der Perser, sie ist auch das Muster eines einfachen und gefälligen Stils. Außer ihrem hohen philologischen Interesse hat sie auch, trotz der zahlreichen Aenderungen und Kürzungen, die sie sich mit dem Original erlaubt, bis in die neueste Zeit hinein ihren bedeutenden Werth als Quellenwerk behauptet; erst jetzt, wo der arabische Tabarî vollständig aufgefunden ist und die kritische Gesammtausgabe desselben rüstig fortschreitet, hat sie nach dieser Seite hin ihre frühere Bedeutung verloren. Derselbe Mançûr berief die angesehensten ʿUlamâs von Transoxanien, um ihnen die Frage nach der Gesetzlichkeit einer persischen Uebersetzung von Tabarîs zweitem umfassenden Hauptwerk, dem Tafsîr oder Korankommentar, vorzulegen; und als diese bejahend geantwortet, gebot er ihnen, unter sich die Tüchtigsten auszuwählen und diese mit der ehrenvollen Aufgabe zu betrauen, die dann auch nach ähnlichen Grundsätzen durchgeführt wurde, wie sie Balʿamî bei seiner Arbeit geleitet. Noch mit einem dritten hochwichtigen Literaturerzeugniß ist Mançûrs Name unauflöslich verknüpft — ihm wurde das älteste persische Originalwerk über Medizin, eine Arzeneimittellehre von Abû Mançûr Muwaffaq bin ʿAlî

aus Harât, unter dem Titel: „Das Buch der Grundlagen über die wahre Beschaffenheit der Heilmittel" gewidmet. Diese Pharmacopie ist besonders nach zwei Richtungen hin interessant; erstens legt ihr reicher Inhalt beredtes Zeugniß dafür ab, welchen Aufschwung unter den Sâmâniden indische, syrische und griechische Studien genommen — letzteren war schon durch die hauptsächlich vom Chalifen Ma'mûn angeregte und im dritten Jahrhundert der Hidschra eifrig betriebenen Uebersetzungen griechischer Philosophen Bahn gebrochen worden —, und zweitens bildet sie, so zu sagen, das vermittelnde Band zwischen griechischer und indischer Medizin und beweist zweifellos, daß schon zur Zeit des Verfassers, der persönlich in Indien gewesen, wie aus einer Bemerkung seines Buches hervorgeht, an Stelle der älteren, von Suçruta, Caraka und Anderen vertretenen Schule indischer Medizin, bei der bisher griechische Einflüsse nicht nachgewiesen sind, eine jüngere, ganz im Bann der durch die Araber vermittelten Theorie der Galenischen Schule liegende, getreten war. Fortgebildet wurde die letztere durch den großen Arzt und Philosophen Abû 'Alî ibn Sînâ, besser unter dem Namen Avicenna bekannt (gestorben 1037, A. H. 428), der, als er Mançûrs Sohn und Nachfolger Nûh II. (976—997, A. H. 366—387) behandelte und dabei die prachtvolle Bibliothek der Sâmâniden zu Bochârâ durchstöberte, wahrscheinlich auch diese Arzeneimittellehre fand und für seine wissenschaftlichen Zwecke ausnützte. Avicenna gebührt übrigens, obwohl seine Hauptwerke der arabischen Literatur angehören, auch auf dem persischen Parnaß ein bescheidenes Plätzchen, nicht nur, weil er als geborener Perser durch seinen Genius den Ruhm des Vaterlandes mehrte, sondern auch, weil er eine Reihe persischer Ghazelen, Rubâ'îs und Qit'as voll praktischer Lebensweisheit gedichtet und außerdem verschiedene gelehrte Arbeiten entweder gleich in seiner Muttersprache geschrieben oder selbst aus dem arabischen

Original ins Persische übertragen hat, außer einer Anzahl psychologischer und metaphysischer Traktate vor allem eine umfassende Encyklopädie der Philosophie, das Dânischnâma-i-ʿalâʾî.

Noch mehr als Mançûr war sein schon oben genannter Nachfolger Nûh II. bemüht, den nationalen Gefühlen und der nationalen Dichtkunst seines Volkes immer neuen Nahrungsstoff zuzuführen. Ganz von Begeisterung für die entschwundene Größe des îrânischen Reiches erfüllt, richtete er sein Augenmerk vor allem auf die Fortführung eines schon lange, schon vor Jahrhunderten begonnenen großen und ruhmvollen Werkes, dessen Vollendung freilich er so wenig wie irgend ein anderer Fürst der Sâmânidendynastie erleben sollte. Wir haben schon im Eingange dieser Skizze der großen Verdienste gedacht, welche sich die späteren Sâsâniden um die Literatur ihres Volkes erworben; derselbe Nûschirwân, unter dessen Regierung das aus Indien herübergebrachte Fabelbuch Kalîlah und Dimnah ins Pehlewî übersetzt wurde, war der Erste, der eine Sammlung der zerstreuten Sagen und Ueberlieferungen aus der Heroenzeit des îrânischen Alterthums, wie sie sich vorzugsweise unter den Dihqâns, dem erbgesessenen und mit dem alten Königshause verwandten Landadel Persiens, von Vater zu Sohn Jahrhunderte fortgepflanzt, veranstaltete und sie in dem sogenannten Chodâinâma oder „Herrenbuch" vereinte. Vervollständigt und bis zur Regierung des Sâsâniden Chusrau II. Parwîz (628) fortgeführt ward diese Sammlung durch den Dihqân Dânischwar unter dem letzten Sproß dieser Herrscherfamilie, dem unglücklichen Jazdadschird III., der in der Schlacht von Qâdisîja Krone und Reich an die Araber verlor. Diese waren es denn auch, die zunächst das Andenken an das große persische Originalwerk durch Bearbeitung in ihrer eigenen Sprache wach erhielten. Ibn al-Muqaffaʿ, der Ueberseßer von Kalîlah und Dimnah, übertrug auch dieses „Herrenbuch" unter dem Titel

Sijar-ulmulûk oder „Geschichte der persischen Könige" ins Arabische, und wahrscheinlich ist mit Hülfe dieser, wenn auch unter Zugrundelegung des Pehlewî- und Pârsî-Originales, die 971 (A. H. 360) auf Antrieb des Abû Mançûr bin 'Abd-urrazzâq bin Farruch, des Bruders von Muhammad bin 'Abd-urrazzâq, dem Herrscher von Tûs (945—960, A. H. 334—349) veranstaltete neupersische Bearbeitung verfaßt worden. Tûs stand unter der Oberhoheit der Sâmâniden, wenngleich sein ebenerwähnter Gebieter Muhammad es nicht selten mit den mächtigen Gegnern derselben, den Bûjiden oder Dailamiten hielt, die aus ihrem ursprünglichen Heimathlande Mâzandarân an der Küste des kaspischen Meeres südwärts gedrungen waren und bereits 'Irâq, Fârs und Kirmân ihrem Scepter unterworfen hatten, und Nuh II. suchte in gerechtem Stolze das unter den Auspicien seines Vasallen begonnene Werk dadurch weiter zu fördern, daß er seinem, ebenfalls aus Tûs gebürtigen Hofdichter Abû Mançûr Muhammad Daqîqî, einem begeisterten Jünger der zoroastrischen Lehre, der sich durch eine Reihe zartempfundener Lieder bekannt gemacht hat, den Auftrag ertheilte, diese altpersische Geschichte in ein poetisches Gewand zu kleiden und sie zur Grundlage eines nationalhistorischen Epos zu machen. Daqîqî ging freudig an die Arbeit, aber kaum hatte er die ersten 1000 Verse von der Geschichte des Guschtâsp vollendet, als er dem Dolch eines eifersüchtigen Türkenknaben zum Opfer fiel. Das jähe Hinscheiden des Sängers, der bestimmt gewesen, um das Haus der Sâmâniden einen neuen, unvergänglichen Ruhmeslorbeer zu winden, war ein übles Vorzeichen für den Bestand der Dynastie selbst, und nur zu bald brach das Unheil in vollstem Maße über sie herein. Des siegreichen Vordringens der Bûjiden in den westlichen Provinzen des Sâmânidenreiches ist schon gedacht worden — aber auch von östlicher Seite drohte Gefahr. Schon unter 'Abdul-

malik I. (954—961, A. H. 343—350) hatte sich ein ehemaliger türkischer Sklave, Alptegîn, zur Würde eines Statthalters von Bochârâ aufgeschwungen; da er jedoch gegen ʿAbdulmaliks Nachfolger, Mançûr I., den Vater von Nûh II., feindselige Gesinnungen zur Schau trug, mußte er fliehen und in den Gebirgsgegenden von Ghazna oder Ghaznîn (im heutigen Afghanistan) Schutz suchen, wo er sich bald eine unabhängige Herrschaft gründete, die er bei seinem Tode 977 (A. H. 367) seinem Schwiegersohn Sabuktegîn, gleichfalls einem ehemaligen türkischen Sklaven, der die mächtige Dynastie der Ghaznawiden begründete und die Eroberung Indiens begann, hinterließ. Nûh II. bestätigte denselben in seiner fürstlichen Würde und belehnte sogar dessen Sohn Mahmûd, der vom Schicksal berufen war, des Vaters Eroberungen fortzuführen und ein Reich zu gründen, das sich vom Kaukasus bis nach Bengalen und von Bochârâ und Kâschgar bis zum indischen Ozean erstreckte, mit der Statthalterschaft von Chorâsân, aus Dankbarkeit für die Hülfe, die Beide ihm im Kampfe gegen eine Schaar rebellischer Edler von Bochârâ unter Führung Fâ'iq's und die mit diesen verbündeten Truppen der Bûjiden geleistet. Unglücklicherweise starb Sabuktegin in demselben Jahre wie Nuh II. (997, A. H. 387) und Mahmûd, der zunächst seinem Bruder Ismaʿîl den angemaßten Thron von Ghazna mit dem Schwert entreißen mußte, konnte sich für einige Zeit wenig oder garnicht um die Ereignisse in Chorâsân und Transoxanien kümmern. Diese günstige Gelegenheit benutzte Fâ'iq, der alte Rebellenführer, in Gemeinschaft mit dem Tatarenhäuptling Ilekchân, um Nûh's II. Nachfolger, Mançûr II., zum gefügigen Werkzeuge in seiner Hand zu machen und ihn zu bereden, Mahmûd seiner Statthalterschaft von Chorâsân zu entsetzen. Der Letztere ertrug für eine kurze Weile diesen Schimpf geduldig, als aber Mançûr II. bald darauf durch Hofintriguen vom Throne gestürzt und

geblendet war, nahm Mahmûd mit Waffengewalt Besitz von Chorâsân, erklärte Mançûr's II. Bruder und Nachfolger, der ebenfalls eine Puppe in Fâ'iq's Händen war, für abgesetzt, und nahm als unabhängiger Herrscher, unterstützt von einer dem Chalifen zu Baghdâd abgerungenen Investitur, als der erste unter den asiatischen Monarchen 999 (A. H. 389) den Titel Sultan an. Auch Transoxanien, dessen sich Ilekchân bemächtigt, mußte sich endlich 1016 (A. H. 407) der Herrschaft des großen Ghaznawidenfürsten unterwerfen. Der letzte Sprößling der Sâmâniden, Prinz Muntaçir, den Ilekchân hatte gefangen setzen lassen, entkam aus seinem Kerker, durchirrte einige Jahre Transoxanien und Chorâsân und führte auf eigene Faust einen Guerillakrieg bald gegen Ilekchân, bald gegen Sultan Mahmûd, bis er zuletzt 1005 (A. H. 395) durch Mörderhand fiel. Er ist entschieden die poesiereichste Figur unter den Prinzen seines Hauses, denn obgleich sein ganzes Leben in wechselnden Kriegsfällen dahingegangen und er oft Tag und Nacht nicht aus dem Sattel gekommen, so wußte seine Hand doch die Feder ebenso geschickt wie das Schwert zu führen, und seine Gedichte sind nach 'Aufî vortrefflich und eines Fürsten würdig. Als er eines Tages von seinen Vertrauten gefragt wurde, weshalb er keine fröhlichen Schmausereien veranstalte und der Musik nicht fröhne, die doch eins der Wahrzeichen königlicher Würde sei, da dichtete er die folgenden Strophen, die allein von allen Erzeugnissen seiner Muse auf die Nachwelt gekommen sind:

Alles fragt mich: „Weshalb läßt du heiter nicht dein Antlitz strahlen,
Nicht in Schmuck die Wohnstatt prangen, bunt mit Teppichen bezogen?"
Wie denn soll ich Kämpferschlachtruf mit dem Lied des Sängers einen,
Rossestrab mit Hainbanketten, rosenblüthenduftumflogen?
Was denn nützt des Weines Schäumen, was des Schenken süßer Mund mir?
Auf die Panzerringe nieder muß hier Blut nur schäumend wogen!
Mir gilt Roß und Waffenrüstung statt des Hains und Festschmaussaales,
Mir ersetzt der Pfeil die Lilie, und die Tulpe mir der Bogen! —
(286)

Sultan Mahmûd hatte das politische Erbe der Sâmâniden angetreten, aber er war damit nicht zufrieden, er wollte auch ihre literarische Hinterlassenschaft verwalten und mehren. Wissenschaft und Kunst sollten unter seinem Scepter zu nie geahnter Blüthe sich entfalten, Gelehrte und Dichter seinen Namen verherrlichen, und so gründete er nicht nur eine Universität mit trefflicher Bibliothek und umfangreichem Museum in Ghazna, er versammelte auch an seinem Hof eine glänzende Tafelrunde von 400 sangeskundigen Meistern, an deren Spitze als Dichterkönig Abulqâsim Hasan bin Ahmad ʿUnçurî aus Balch stand (gestorben 1039 oder 1049, A. H. 431 oder 441), von dem uns eine stattliche Reihe auch in historischer Beziehung höchst wichtiger Qaçîden erhalten sind. Des Sultans höchster Ehrgeiz aber war es, das von Daqîqî begonnene nationale Epos unter seiner Regierung fortgeführt und vollendet zu sehen; und nachdem er die verschiedenen arabischen und persischen Uebertragungen des Chodâinâma, sowie noch manche andere im Munde des Volkes fortlebende Legenden und Ueberlieferungen sorgfältig hatte sammeln lassen, fehlte ihm nur noch der umfassende dichterische Genius, der die Thaten der Vorzeit in unsterblichen Gesängen zu feiern vom Himmel begnadigt war. Und dieser gottbegnadete Sänger erschien denn auch zu rechter Zeit in Firdausî, dem Homer des Morgenlandes und einem der größten Dichter, die je auf Erden gewandelt.

Abulqâsim Mançûr, der später von Mahmûd den Ehrentitel Firdausî (der Paradiesische) erhielt, war um 933 oder 934 (A. H. 321 oder 322) in Schâdâb in der Nähe desselben Tûs geboren, das auch Daqîqî's Wiege gewesen. Da sein Vater einer der Dihqâns war, in deren Familie sich die Traditionen der glorreichen Vergangenheit fortgeerbt, so war er schon früh von Begeisterung für die entschwundene Größe seines Vaterlandes erfüllt, und bald trieb ihn der innere

Schaffensdrang, einzelne Sagen jener Heroenzeit in dichterische Form zu gießen. Mit Daqîqî's Tod trat eine neue Wendung in seinem Leben ein — er fühlte den Muth und die Kraft in sich, die seinem Vorgänger gestellte Aufgabe voll und ganz zu lösen, und rüstig ging er an das gewaltige Werk, dessen Vollendung volle 35 Jahre seines Lebens in Anspruch nehmen sollte. 22 Jahre arbeitete er daran in stiller Abgeschiedenheit in Tûs, aber der Ruf seines Dichtergenius drang bald über die engen Grenzen seiner Heimath hinaus und kam endlich auch zu den Ohren Sultan Mahmûds. Hier laufen nun die verschiedenen Nachrichten weit auseinander, und da es noch immer an einer kritischen Biographie des Dichters fehlt, so hält es schwer, aus dem wuchernden Unkraut von Märchen und Fabeln die wenigen Blüthen geschichtlicher Wahrheit herauszulösen. Nach einigen lud der Sultan selbst, der bereits sieben seiner Hofdichter, darunter dem Dichterkönig ʿUnçurî, einzelne Legenden zur poetischen Bearbeitung übergeben, Firdausî an seinen Hof; nach anderen kam der letztere auf eigenen Antrieb nach Ghazna, angelockt von Mahmûds rastlosem Eifer im Sammeln aller auf die Vorgeschichte Persiens bezüglicher Dokumente, und dichtete in der Wohnung eines der Tafelgenossen des Herrschers, Mâhak mit Namen, die Geschichte von Rustam und Isfandijâr, die dann durch diesen dem Sultan vorgelegt und von ihm auf's freudigste begrüßt wurde. Genug! Firdausî erreichte endlich, in der einen oder anderen Weise, das höchste Ziel seines Strebens, Mahmûds Gönnerschaft und die königliche Vollmacht zur Durchführung seines großen Unternehmens. In der unmittelbaren Nähe des mächtigen Herrschers, aber durch Hofintriguen aller Art fortwährend gequält und verbittert, oft sogar des nothwendigsten Unterhaltes beraubt, widmete er mit unermüdlichem Schaffenseifer weitere 13 Jahre jener Lebensaufgabe, die ihm Herz und Seele so ganz und gar seit frühester Jugend

erfüllt. Selbst der Tod seines einzigen Sohnes in der Blüthe seiner Jahre vermochte nicht, ihn derselben auch nur auf einen Augenblick abwendig zu machen, und endlich lag, um die Wende des vierten Jahrhunderts der Hidschra, 1010, das Meisterwerk der persischen Epik, das mit der Ilias, den Nibelungen und der Edda um die Siegespalme ringt, das Schâhnâma oder „Königsbuch“ in einem Umfange von 50—60000 Doppelversen, vollendet vor den Augen seines nun bald achtzigjährigen Schöpfers da. Aber der Neid der Höflinge war auch jetzt wieder thätig, ihn um den wohlverdienten Lohn zu bringen, den der Sultan ihm verheißen — einen Lohn, auf den Firdausî all die Jahre hindurch sehnsüchtig geharrt, nicht um schnöder Geldgier willen, sondern um die Mittel zu gewinnen, einen lange gehegten Lieblingsplan zur Ausführung zu bringen, die Kanalisation seines kleinen Landgutes, die zugleich der Stadt Tûs zu Gute kommen sollte. Statt der versprochenen Summe in Gold sandte ihm der übelberathene Sultan dieselbe nur in Silber, und die Erbitterung des Dichters über seine so schnöde getäuschte Hoffnung machte sich in jener berühmten Satire gegen Mahmûd Luft, die fast bis auf den heutigen Tag als unerreichtes Muster schneidender Ironie und beißenden Spottes dasteht. Da seines Bleibens nun nicht länger in Ghazna war, so griff er zum Wanderstabe und fand zuletzt beim Chalifen Alqâdir billâh (991—1031, A. H. 381—422) in Baghdâd eine Zufluchtsstätte und zugleich — wie wir weiter unten sehen werden — ein neues, fruchtbringendes Arbeitsfeld. Als Mahmûd von Ghazna endlich zur Erkenntniß seines Unrechtes gekommen war und zur Sühne desselben die volle, ursprünglich ausbedungene Summe nebst Ehrengeschenken aller Art nach Tûs sandte, wohin der altersmüde Dichter kurz vor seinem Tode 1020 (A. H. 411) zurückgekehrt war, konnten die fürstlichen Boten nur noch der Leiche des Dahingeschiedenen die letzten Ehren erweisen.

„Ein glorreiches Denkmal des morgenländischen Genius, das im Punkt der Erfindung selbst Homer den Vorrang streitig macht," so hat Sir William Jones Firdausîs Schâhnâma gekennzeichnet, und wer je den Zauber dieses unvergleichlichen Gedichtes voll auf sich hat wirken lassen, wird dem Urtheil des großen englischen Gelehrten beipflichten müssen. An Großartigkeit der ganzen Anlage, wie an Mannigfaltigkeit des Stoffes steht es unserem Nibelungenliede nicht nur ebenbürtig zur Seite, es übertrifft dasselbe sogar in manchen Punkten, und hinter den homerischen Gesängen bleibt es zwar an Durchsichtigkeit und Klarheit, an eigentlicher Plastik zurück, kann sich aber an erschütternder tragischer Gewalt vollauf mit ihnen messen. Gleich den indischen, griechischen, deutschen und skandinavischen Nationalepen bringt es das reiche, volle Leben, Denken und Fühlen eines gesammten Volkes in seiner ältesten Heroenzeit zum ergreifendsten Ausdruck, — keine erdichteten Begebenheiten, sondern historische Thatsachen, freilich nicht in der Weise, wie sie wirklich vor sich gegangen, sondern wie sie in der mündlichen Tradition sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch umgestaltet und umgeformt haben. Und mit allen großen Volksepen — im Gegensatz zur Kunstepik — theilt auch das persische die Eigenthümlichkeit, daß es sich nicht um eine einzige Begebenheit, um einen einzigen Helden dreht, sondern Personen an Personen, Ereignisse an Ereignisse sich organisch reihen läßt, die einen stets durch die zwingende Nothwendigkeit des allwaltenden, unvermeidlichen Schicksals aus den andern sich entwickelnd und fortgestaltend. Zusammengehalten wird diese durch Jahrhunderte sich fortspinnende Handlung nur durch den einen Grundgedanken von dem unerbittlichen Kampfe des sonnigen Irâns gegen das finstere, nebelverhüllte Tûrân, von dem ewigen Ringen des Lichtes mit der Finsterniß, des Guten mit dem Bösen, des Ormuzd mit dem Ahriman, wie die alte Parsenreligion es lehrt

— fort und fort geht es durch Schuld und Sünde zur Rache, und durch die Rache hindurch wieder zur Schuld. Uralte Mythen, die in die frühesten Naturzustände zurückdatiren, liegen diesen Sagen zu Grunde, und so eröffnen sie uns einen wunderbar fesselnden Blick in die fernsten Jugendtage der Menschheit, in jene vorhistorischen Zeiten, da alle Zweige des großen indogermanischen Stammes noch friedlich mit einander wohnten, als eine einzige ungetheilte Familie, sei es nach der älteren Ansicht in den Hochebenen Centralasiens, sei es nach den neueren Forschungen in einem, bisher noch nicht sicher bestimmten Theile Europas. Mit Recht sagt daher der meisterhafte Uebersetzer der schönsten Episoden des Schâhnâma, Graf Adolf Friedrich von Schack, von den Gestalten des Firdausîschen Heldengedichtes: „es ist, als sähen wir die Bilder unserer eigenen Sagenwelt tiefe, dunkle Schatten auf die sonnige Fläche von Îrân werfen, als hörten wir zwischen dem feierlichen Rauschen der morgenländischen Palme das Brausen der nordischen Wasserfälle, Klänge, die wie aus einer älteren, verlorenen Heimath kommend, ein Echo in unserer Seele erwecken." So begegnen wir gleich im Anfang des Gedichtes, in der Geschichte des Tyrannen Zohak, der sich dem bösen Geist Iblîs in die Arme wirft, einer Art Faustsage der Urwelt, wie Schack sie treffend nennt, die zugleich an die Fabel vom Minotaurus, dem Sinnbild des einst auf Kreta herrschenden Molochkultus, erinnert. Der persische Theseus ist Farîdûn, der „sonnengleiche, gewaltige, weißlockige und cypressenwuchsgestaltige", über den die Undankbarkeit seiner eigenen Söhne ein ähnliches Schicksal heraufbeschwört, wie die der entarteten Töchter König Lears über ihren greisen Vater. Halb Romeo und Julie, halb Frithjof und Ingeborg ist das Liebespaar Zâl und Rûdâbe; — mit der Sage von Phädra und Hippolyt deckt sich, selbst in Einzelheiten, die ergreifende Erzählung von Sûdâbe und Sijâwusch; — in dem Hauptheros

des ganzen Gedichtes endlich, dem starkleibigen Rustam, der Aeonen hindurch in ewiger Jugendkraft lebt und nach tausend ruhmvollen Kämpfen doch noch einer meuchlerischen Hand zum Opfer fällt, erscheint der griechische Achill mit dem deutschen Siegfried, dem nordischen Sigurd und dem Karna des indischen Mahâbhârata vereint. Ergänzt wird diese Lieblingsgestalt der persischen Sage für den hier angezogenen Vergleich noch durch drei andere, ebenfalls bedeutsame Recken, nämlich Rustam's eigenen Sohn Suhrâb, den schon einmal genannten Sijâwusch, und den zweitgrößten Helden des persischen Epos, Isfandijâr, der eine Reihe seiner Züge mit dem „hörnenen Siegfried" gemein hat. Ein getreues Abbild des „Hildebrandliedes", das in seiner ältesten Fassung auch bei uns einen tragischen Abschluß gehabt zu haben scheint, sowie der den nämlichen Stoff behandelnden Telegonie des Eugammon von Kyrene, stellt sich uns in der erhabensten Episode des Schâhnâma, in der Geschichte von Rustam und Suhrâb dar, die mit dem unseligen Zweikampf von Vater und Sohn und dem Fall des Letzteren endigt. Rustams eigener Tod schließt dann die größere erste Hälfte des Epos ab; die kürzere zweite ist mehr eine gereimte Chronik als ein wirkliches episches Gedicht und fügt ohne jeden vermittelnden Uebergang unmittelbar an das halb mythische Heroenzeitalter Îrâns die moderne persische Geschichte von Alexander dem Großen bis zum Untergang der Sâsâniden und der arabischen Eroberung an.

So ruht denn auf dem ersten großen Haupttheil des Schâhnâma der eigentliche Schwerpunkt von Firdausîs Dichtergröße, und es ist nicht zu verwundern, daß sein gewaltiger Genius alle andern Hof- und Lobdichter Mahmûds, so bedeutend auch einzelne derselben, wie der schon mehrfach genannte 'Unçurî und sein Schüler Minûtschihrî aus Dâmaghân, Farruchî aus Sîstân, 'Asdschadî aus Marw, Ghadâ'irî,

Bihrâmî aus Sarachs und Andere waren, und so werthvolle Erzeugnisse ihrer Muse sie uns auch hinterlassen haben, völlig in den Schatten stellte. Selbst Firdausîs alter Lehrer Asadî aus Tûs, der seinen großen Schüler noch um mindestens 10 Jahre überlebte (er starb unter der Regierung von Mahmûd's Sohn Mas'ûd (1030—1040, A. H. 421—432), hatte sich in dieses Schicksal fügen müssen, wenngleich gerade er sich wohl größere Anrechte an eine dankbare Erinnerung im Herzen seines Volkes erworben, als viele seiner Zeitgenossen. Denn er war es, der eine ganz neue Dichtungsgattung in die morgenländische Literatur einführte, die sich zwar schon vereinzelt bei ein paar arabischen Dichtern vor ihm findet, aber erst unter seiner Hand diejenige volksthümliche Form erhalten hat, die ihr eine weitere Verbreitung und allgemeinere Pflege sicherte, die Munâzarah oder das Streitgedicht, ein Spiegelbild — möglicherweise sogar das Vorbild — der provençalischen Tenzone, des französischen jeu parti, des italienischen contrasto, und des englischen estrif. Fünf der Asadîschen Streitgedichte sind uns erhalten: „Nacht und Tag", „Lanze und Bogen", Himmel und Erde", „Muselman und Parse", „Araber und Perser", und die ersten drei wenigstens zeichnen sich durch hohen poetischen Werth, bewunderns-würdige Schärfe der Dialektik und immer gleiche Schlagfertigkeit in der Debatte aus. Ursprünglich ein maskirtes Lobgedicht und daher in Qaçîdenform gedichtet, ward die Munâzarah im weitern Verlauf der persischen Literatur mit Vorliebe als Episode in epischen Dichtungen verwandt und erscheint hinfort in gereimten Doppelversen, ja sie erweitert sich sogar hie und da zu einem ganzen allegorischen Epos, wie beispielsweise in dem Ilâhînâma des Farîduddîn 'Attâr (getödtet 1230, A. H. 627) und in Inschâs reizendem Gulschan-i-Latâfat (verfaßt kurz nach 1572, A. H. 980), in dem Verstand, Reichthum und Glück miteinander wetteifern, um einen

armen Bauer so hoch wie möglich zu erheben, und es schließlich dem triumphirenden Verstande gelingt, ihn zum Kaiser von China zu machen. Selbst die gereimte Prosa wählte man nicht selten zum Gewande solcher Wortdispute, wie es einzelne der Maqâmen des Hamîd-uddîn Abûbakr aus Balch (gestorben 1164, A. H. 559) bezeugen, und in dieser Form ward die ursprüngliche Tenzone auch wohl, wie z. B. von Sa'îd-uddîn 'Alî Tarikah aus Isfahân (gestorben 1431, A. H. 835) zu einem vollständigen allegorischen Roman ausgesponnen. Doch zurück zum Schâhnâma! Von dem ersten Augenblick seines Erscheinens an übte es eine so gewaltige Anziehungskraft auf alle jüngeren Dichter aus, daß bald ein förmlicher Wettkampf entstand, wer unter ihnen die beste Nachahmung jenes unvergleichlichen Musters zu liefern imstande sei, und dieser Wettstreit hat sich, natürlich in veränderter Form und mit sehr verschiedenem Erfolg, fast bis auf den heutigen Tag bei den Persern und den persisch schreibenden Indern fortgesetzt. Zunächst suchte man nach neuen Epenstoffen, natürlich in solchen nationalen Sagen und Volksüberlieferungen, die von Firdausî entweder noch garnicht benutzt oder doch wenigstens nur theilweise ausgebeutet waren, und so bildete sich um das „Königsbuch" ein förmlicher Kreis von nationalhistorischen Ergänzungsepen, die fast ausschließlich dem Sagenkreise der Fürsten von Sîstân, d. h. der Familie Rustams, entlehnt waren und lebhaft an die griechischen Cycliker, sowie an die kleineren Heldengedichte aus der Nibelungenzeit (Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, der Rosengarten von Worms, König Laurin und andere mehr) erinnern, nur daß die Sprößlinge der persischen Muse ihre europäischen Geschwister an Umfang bei weitem übertreffen. Der erste aller Nachahmer Firdausîs scheint Asadîs eigener Sohn, 'Alî bin Ahmad, gewesen zu sein, der 1066 (A. H. 458) das mehr denn 9000 Doppelverse zählende Garschâspnâma vollendete, die Geschichte der wunderbaren

Kriegsfahrten und Abenteuer Garschâsps, eines Vorfahren des Rustam. Die heroischen Thaten von Rustams Großvater Sâm wurden im Sâmnâma, das an Länge fast dem Schâhnâma gleichkommt, gefeiert; die von Rustams beiden Söhnen im Dschahângîrnâma und Farâmurznâma; die von seiner amazonenhaften Tochter, einer persischen Brunhild, die in der Brautnacht ihren Gatten überwältigt und mit ihrem Gürtel fesselt, im Banû Guschâspnâma; die von seinem Enkel im Barzûnâma, das an Zahl der Verse das Schâhnâma noch übertrifft; die von seinem Urenkel im Schahrijârnâma, das wahrscheinlich den Dichter Muchtârî zum Verfasser hat und Mahmûd's Urenkel, Sultan Mas'ûd bin Ibrâhîm (1088—1114, A. H. 481—508) gewidmet ist; und die von dem Sohne Isfandijârs, des zweiten Helden des Schâhnâma, im Bahmannâma.

Als endlich die altîrânischen Quellen fast gänzlich ausgeschöpft waren, fand die jüngere Generation, die nach dem Lorbeer Firdausîs rang, immer noch Mittel und Wege, um an's gewünschte Ziel zu gelangen; wo sich noch irgendwie Bruchstücke von Traditionen, gleichviel ob echter oder unechter Natur, auftreiben ließen, wurden sie gierig ergriffen und die vielen Lücken darin mit freier Phantasie ausgefüllt: wo sich absolut keine Ueberlieferungen mehr fanden, mußte die dichterische Erfindungskraft allein herhalten, und so trat denn an die Stelle des nationalen Epos die einfache epische Erzählung, und da nur zu bald der klangvolle Vers durch eine mehr oder minder poetisch angehauchte Prosa verdrängt wurde, an die Stelle der epischen Erzählung das Märchen, die Novelle, der Roman! Als Muster der ersteren Gattung sind die verschiedenen Iskandarnâmas oder Alexanderbücher anzusehen, von denen das älteste und originellste das des großen Nizâmî ist (verfaßt um 1202, A. H. 599), von dem wir später noch ausführlicher zu reden haben werden. Die Prosaepik begann mit Çadaqah bin Abî-alqâsim

Schirâzi's dreibändigem Roman Kitâb-i-Samak 'Ijâr oder den Abenteuern Churdidschâhs, des Sohnes von Marzûbânschâh, Fürsten von Halab, und seines Halbbruders Farruchrûz (1189, A. H. 585), und erreichte ihren Höhepunkt in dem fünfzehnbändigen Bûstân-i-Chajâl oder Garten der Phantasie, den Muhammad Taqî Chajâl zwischen 1742 und 1756 (A. H. 1155—1169) verfaßte. Noch kühnere Geister unter den späteren Nachahmern Firdausîs wagten sich auf bis dahin völlig unbetretene Pfade, und zwar in zwei diametral entgegengesetzten Richtungen. Die eine Gruppe dieser Dichter suchte das noch ziemlich jungfräuliche Feld der arabischen Tradition zu bebauen, und entweder das Ritterthum der ehemaligen Eroberer und Unterdrücker Persiens zu besingen oder auch aus den jüdischen Legenden des Korans sich ihre Stoffe zu formen; in diese Gattung gehören als poetische Werke und sämmtlich im Metrum des Schâhnâma gedichtet unter anderen Hasan Schabistarî 'Ajânî's Anbijânâma oder Geschichte der vorislamischen Propheten (verfaßt vor dem 8. Jahrhundert der Hidschra), Muhammad bin Husâm-uddin's Châwarnâma oder die Heldenthaten 'Alîs (1427, A. H. 830), Bâdhil's Hamla-i-Haidarî oder das Leben Muhammads und der ersten vier Chalifen, vollendet von Nadschaf 1723 (A. H. 1135), und Kâzim's Farahnâma-i-Fâtimah, das Freudenbuch der Fâtimah, der Tochter des Propheten; als Prosaepen die Geschichte von Hâtim Tâi, dem berühmten Repräsentanten altarabischer Freigebigkeit und hochherziger Gesinnung, der Ritterroman von Amîr Hamzah, dem Onkel Muhammads, und die Mudschizât-i-Mûsawî oder die Wunderthaten Mosis von dem 1501 (A. H. 907) verstorbenen Mu'în-almiskîn. Die andere Gruppe, die besonders reich in den letzten vier Jahrhunderten der Hidschra vertreten ist, bemühte sich, durch Verherrlichung großer zeitgenössischer Ereignisse oder solcher, die dem Bewußtsein des

Volkes wenigstens noch nicht zu ferne lagen, ein neues National-epos modernen Stiles zu schaffen, das freilich, selbst im günstigsten Falle, nur ein blasser Abklatsch des alten, echten Vorbildes blieb und oft genug der Tummelplatz der geschmacklosesten Künstelei ward. Tîmûr Tamerlan's gewaltige Persönlichkeit begeisterte Hâtifî (gestorben 1521, A. H. 927) zu seinem Tîmûrnâma, dem weitaus besten Epos dieser Gattung; die stürmischen Zeiten der ersten Herrscher aus der Çafawiden-Dynastie, der es noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, gelang die verschiedenen Provinzen des alten persischen Reiches unter einem Scepter zu vereinigen, lieferten Qâsim Qâsimî aus Gûnâbâd in Chorâsân, der auch die Thaten von Tîmûr's viertem Sohne Schâhruch (1405—1447) besungen, den Stoff zu seinem Schâhnâma, einer poetischen Geschichte Schâh Isma'ils (1503—1524) und seines Nachfolgers, Schâh Tahmâsp (1524—1576). Ein anderes Schâhnâma, von Kamâlî aus Sabzwâr, feierte die Thaten Schâh 'Abbâs des Großen (1588—1629), und selbst das Leben des grausamen Nâdirschâh, des Schreckens der indischen Herrscher, der den letzten Çafawiden entthronte und von 1736 bis 1747 über Persien gebot, fand einen Lobredner in Nizâm-uddîn 'Ischrat aus Sijâlkût, der ihm zu Ehren sein Schâh-nâma-i-Nâdirî schrieb. Aber alle diese Gedichte wurden an Länge von den 33 000 Doppelversen des Schâhinschâhnâma und den 40 000 des Georgenâma übertroffen, von denen das erstere, aus der Feder des Dichterkönigs am Hofe Fath 'Alî Schâh's (1797—1834), Fath 'Alî Chân, die Thaten dieses letzten großen Perserfürsten feiert, das letztere die Geschichte Indiens von seiner Entdeckung durch die Portugiesen bis zur Eroberung Poonas durch die Engländer 1817 in langathmigen Tiraden besingt. Diese Art Reimchronik blühte besonders in Indien, seit dem Anfang der Regierung von Humâjûn, dem Vater des großen Akbar (1530—1556), sowohl im Kaiserpalaste

zu Delhi, als auch an den Höfen der zahllosen kleineren Fürsten, wofür das Zafarnâma-i-Schâhdschahâni von Muhammad Dschân Qudsî (gestorben 1646, A. H. 1056) und das Pâdischâh-nâma (auch Schâhinschâhnâma genannt) von Abû Tâlib Kalîm (gestorben 1651, A. H. 1061), beide dem Lobpreis des Kaisers Schâhdschahân (1628—1658) gewidmet, ferner Âtaschî's 'Âdilnâma zu Ehren von Schâh Muhammad 'Âdil von Bîdschâpûr, der 1629 den Thron bestieg, das Tawârîch-i-Qulî Qutbschâh, eine metrische Geschichte der Qutbschâh-Dynastie von Golkonda, und viele andere, bis zur Verherrlichung Sultan Tîpû's von Mysore, der 1799 im Kampf gegen die Engländer fiel, in Ghulâm Hasan's Fathnâma-i-Tîpû Sultan (1784, A. H. 1198), den sprechendsten Beweis liefern.

So viele legitime und illegitime Sprößlinge nun auch Firdausî's Schâhnâma in's Dasein gerufen, sie sind doch bei weitem nicht das einzige Vermächtniß, das der unsterbliche Sänger von Tûs seinem Volke hinterlassen. Sein Genius war reich und umfassend genug, noch andere Saiten in den dichterischen Gemüthern seiner Zeitgenossen anklingen zu lassen, noch andere Knospen der Poesie mit seinem schöpferischen Hauche zu beleben. Diese Knospen, die sich schon in seinen eigenen Tagen und mehr noch in der Folgezeit zu duftigen, farbenstrotzenden Blüthen entfalteten, sind vor allem die romantische, die didaktische, und die mystische Poesie, deren Wurzeltriebe sich sämmtlich auf Firdausî zurückführen lassen. Was zunächst das romantische Epos, den poetischen Liebesroman betrifft, so liegen die Keime desselben in den zahlreichen Episoden des Schâhnâma, die wie z. B. die Geschichte von Zâl und Rûdâbe und die ihr in sinnigem Reiz ebenbürtig zur Seite stehende Erzählung von Bîschen und Manîsche, die Kämpfe und Leidenschaften des menschlichen Herzens uns in berückenden Bildern vor Augen führen, und in noch höherem Grade in Firdausîs zweitem Epos, das er während

seines Aufenthaltes zu Baghdâd auf Wunsch des Chalifen in hohem Alter verfaßte, in Jûsuf und Zalîchâ. Dieser auf die jüdisch-arabische Legende von Joseph und der Frau des Potiphar in der zwölften Sûre des Korans sich gründende Stoff war schon von einem der späteren Sâmânidendichter, Abulmuwajjad aus Balch, und bald darauf auch von einem Poeten der Bûjiden oder Dailamiten, Bachtijârî, der wahrscheinlich am Hofe des Fürsten von ʿIrâq, ʿIzz-uddîn Bachtijâr (967—978, A. H. 356—367) in Ahwâz oder Chûzistân lebte, in epische Behandlung genommen worden, aber erst Firdausî drückte demselben jenes vollwichtige künstlerische Gepräge auf, das allein allen Stürmen der Zeit zu trotzen und einer Schöpfung des Menschengeistes die Unsterblichkeit zu leihen vermag. Jûsuf ist seitdem für das ganze Morgenland das höchste Ideal männlicher Schönheit und männlicher Vollkommenheit geblieben, und eine stattliche Reihe von Dichtern hat sich bis in unser Jahrhundert hinein an denselben Gegenstand gewagt, zunächst Schihâb-uddîn ʿAmʿaq aus Bochârâ (gestorben 1149, A. H. 543 oder 544), dessen Dichtung in zwei verschiedenen Metren gelesen werden kann; ferner Rukn-uddîn Masʿûd aus Harât (vor dem Anfang des siebenten Jahrhunderts der Hidschra); Abdurrahmân Dschâmî, der letzte große Dichter Persiens, von dem noch öfter in diesen Blättern die Rede sein wird (1483, A. H. 888); Muhammad Qâsimchân Maudschî, ein Emîr des Kaisers Humâjûn (gestorben 1571, A. H. 979); Farruch Husain Nâzim aus Harât, der sein Epos zwischen 1648 und 1662 (1058—1072) auf Wunsch des Gouverneurs seiner Vaterstadt, ʿAbbâs Qulichân Schâmlû, schrieb, und andere mehr, bis zu den beiden modernsten Bearbeitern, Lutf ʿAlîbeg Âdhur, dem Verfasser der berühmten Sammlung von Dichterbiographien, Âtaschkada oder Feuertempel genannt (1762, A. H. 1176), und Schaukat, dem Gouverneur von Schirâz unter Fath ʿAlî Schâh (um 1818, A. H. 1233). Gleich-

zeitig mit Firdausîs Jûsuf, wenn nicht etwa noch um einige Jahre früher, war ʿUnçurî's Wâmiq und ʿAdhrâ „der in Liebe Glühende und die in Schönheit Blühende" entstanden, eine romantische Liebesgeschichte, der eine altîrânische Sage zum Grunde liegt und die schon unter den Tâhiriden in eine gewisse dichterische Form gegossen war. Dieses Epos, das leider unwiederbringlich verloren scheint, über dessen Inhalt uns aber das gleichnamige Gedicht des türkischen Dichters Lâmiʿî (gestorben 1532 oder 1533) genauen Aufschluß giebt, da es mit Benutzung des ʿUnçurîschen verfaßt wurde, fand Neubearbeiter in Façîhî Dschordschânî, der am Hof des Kaikâ'us von Tabaristân (1049—1070, A. H. 441—462) lebte; in Kamâl-uddîn Husain Damîrî, der unter dem Çafawî-Schâh Muhammad (1577 bis 1586) starb; in Qismatî aus Astarâbâd, der unter Kaiser Akbar (1556—1605) in Deccan blühte; in Mirzâ Muhammad Çâdiq-ulmûsawî Nâmî (gestorben 1790, A. H. 1204), dem Historiographen der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine kurze Zeit über Persien herrschenden Zanddynastie, und endlich in Muhammad Husain aus Schîrâz unter Fath ʿAlî Schâh. Ebenfalls in seinen Grundzügen dem îrânischen Alterthum angehörig ist Fachr-uddîn Asʿad Dschordschânî's Wîs und Râmîn (verfaßt auf Grund einer Pehlewî-Sage um 1048, A. H. 440 zu Isfahân), ein Gedicht, das nicht nur seines hohen künstlerischen Werthes wegen, sondern auch dadurch ein ganz besonderes Interesse für uns hat, daß es genau denselben Stoff behandelt, wie Meister Gottfried von Straßburg's Tristan und Isolde. Mit dem deutschen Epos wetteifert es in Formvollendung, Schmelz der Darstellung und Meisterschaft der Charakterzeichnung und Seelenmalerei — gleich jenem feiert es in klangvollen Rhythmen die unbezwingliche, den ganzen Menschen überwältigende und alle Schranken der Sitte und des Rechtes durchbrechende Gewalt der Leidenschaft, das lodernde Feuer der sinnlichen Liebe

mit allen ihren Verirrungen und bedenklichen Situationen. Dieses Meisterwerk nun noch zu übertreffen, nicht so sehr in psychologischer Wahrheit und Tiefe, als in sittlichem Gehalt, in Adel der Empfindung und in packender Gewalt der Sprache, und dadurch der romantischen Epik zu ihrem höchsten Triumphe zu verhelfen, war dem schon einmal genannten Nizâmî vorbehalten, dem zweitgrößten Klassiker Persiens.

Nizâmî, oder mit seinem eigentlichen Namen Nizâm-uddîn Abû Muhammad Iljâs bin Jûsuf war 1141 (A. H. 535) im Berglande von Qumm geboren, verbrachte aber den größten Theil seiner Tage zu Gandscha in Arrân, dem heutigen Elisabethpol, weshalb er auch allgemein Nizâmî aus Gandscha genannt wird. Der frühe Tod seines Vaters warf einen düstern Schatten über sein junges Leben und nährte seine Vorliebe für ein einsames, der Beschaulichkeit und tiefsinnigen Betrachtungen über Welt und Menschenthum gewidmetes Dasein, eine Geistesrichtung, die sich vielfach in seinen Poesien ausspricht und die ihn, im Gegensatz zu den meisten persischen Dichtern, gänzlich unempfindlich gegen den lockenden Prunk fürstlicher Höfe und die trügerische Gunst der Großen dieser Erde machte, wenn er auch, um der einmal hergebrachten Gewohnheit Genüge zu leisten, seine Hauptwerke nominell diesem oder jenem Schâh gewidmet hat. Da Gandscha fast ganz von orthodoxen Sunniten bewohnt war, so kann es kaum Wunder nehmen, daß Nizâmî bei seiner melancholischen Gemüthsstimmung sich einem immer strengeren ascetischen Leben hingab und fast noch unduldsamer als seine Mitbürger gegen alle Andersdenkenden ward. Nur dem ihm innewohnenden Genius der Kunst hatte er es zu danken, daß er nicht ganz in den trüben Pfuhl des Zelotismus versank. Sein poetischer Schaffensdrang begann sich allmählich aufzulehnen gegen die engen Fesseln unfruchtbarer Frömmelei, die kühnen Gebilde seines

Innern, die nach Gestaltung rangen, wollten sich nicht länger gewaltsam unterdrücken lassen; seine reiche Phantasie verlangte nach Luft und Licht, die Schönheiten der Gotteswelt und die Freuden des menschlichen Daseins machten ihre ewigen Rechte an ihn geltend, und als er ihnen einmal nachgegeben, zog auch ein geläuterter, von Duldung und Menschenliebe genährter Glaube in sein Herz ein. Um einen poetischen Abschluß seiner ersten, düsteren Lebensperiode zu gewinnen, schrieb er 1178 oder 1179 (A. H. 574 oder 575) als erstes Werk sein didaktisch-mystisches Machzan-ulasrâr oder „Magazin der Geheimnisse", in dessen eingestreuten Erzählungen sich aber schon deutlich Nizâmîs Beruf für die reine Epik kundthut, und dieses ureigentliche Gebiet seines dichterischen Schaffens betrat er schon 1180 (A. H. 576) mit dem romantischen Gedichte Chusrau und Schîrîn, dem ersten seiner epischen Meisterwerke, das dem Atâbeg von Adharbaidschân und dessen Bruder Qizil Arslan, der 1186 (A. H. 582) den Thron bestieg, zugeeignet war. Es ist äußerst bezeichnend für den völligen Umschwung in den religiösen Anschauungen des Verfassers, daß der Stoff dieser, sowie der folgenden romantischen Dichtungen nicht aus islamischen Quellen, sondern im Gegentheil aus Sagenkreisen geschöpft ist, die der strenggläubige Muslim schlechtweg als „heidnisch" bezeichnet. Hier ist es die Geschichte der Liebesabenteuer des Sâsânidenkönigs Chusrau Parwîz mit der schönen Prinzessin Schîrîn von Armenien, und seiner Eifersucht gegen seinen eine zeitlang bevorzugten Rivalen, den Baumeister Farhâd, nach dessen glücklicher Beseitigung die Aussöhnung zwischen ihm und seiner Geliebten erfolgt. Nizâmî hatte einsehen gelernt, daß es nicht die Aufgabe eines wahren Dichters sein kann, Moral zu predigen oder Glaubenssätze zu lehren, sondern sich liebevoll in die Irrgänge des menschlichen Herzens zu vertiefen und der Welt einen klargeschliffenen Spiegel vorzuhalten, in dem sie sich selbst mit

allen ihren Tugenden und Lastern, ihren Leiden und Freuden, ihren Siegen und Niederlagen erkennen kann. Und diesem Grundsatze huldigte er auch in seinem nächsten Werke, dem Beduinenroman aus der heidnisch-arabischen Zeit, Lailâ und Madschnûn, den er 1188 (A. H. 584) kurz nach Vollendung eines aus Qaçîden und Ghazelen vorwiegend ethischen und parä-netischen Charakters bestehenden Dîwâns zu Ehren des Herrschers des benachbarten Schirwân verfaßte. Dieses Wüstendrama, das die so häufig behandelte tragische Liebe zwischen zwei Sprossen feindlicher Familien zum Gegenstande hat, scheint in seinen Hauptzügen durch die Kreuzfahrer ins Abendland übertragen zu sein und den ersten Anstoß zu Ariosto's „Rasendem Roland" gegeben zu haben, wenn sich auch in letzterem, seiner ganzen ritterlichen Denk- und Sinnesart angemessen, die Raserei ganz anders manifestirt, als in dem von übergroßer Liebesleidenschaft zum Wahnsinn getriebenen Beduinenhelden des morgenländischen Epos.

Nachdem Nizâmî einen längeren Ausflug in das Gebiet der heroischen Epik gemacht und sein schon oben genanntes Alexanderbuch geschrieben, das auch den Titel Scharafnâma oder Iqbâlnâma-i-Iskandarî führt und aus zwei Theilen besteht, einem historischen, der uns Alexander als Eroberer der Welt vorführt, und einem mehr ethischen, der ihn als Philosophen und Propheten zeigt und seine zweite Weltreise beschreibt (in doppelter Recension vorhanden, von denen die erste zwischen 1191 und 1193, A. H. 587—589, die zweite nach 1197, A. H. 593 abgefaßt ist), trat er noch einmal den „Ritt ins alte romantische Land" an und dichtete 1197, sechs Jahre vor seinem Tode (1203, A. H. 599), auf Wunsch des Fürsten Nûr-uddîn Arslan von Mosul, des Sohnes und Nachfolgers von ʿIzz-uddîn, dem die erste Recension des Iskandarnâma gewidmet ist, sein drittes und letztes romantisches Epos Haft Paikar oder die „sieben Schönheiten", sieben Liebesromanzen, die den

sieben Lieblingsfrauen des Sâsânidenherrschers Bahrâmgûr in den Mund gelegt sind. Von diesen ist die vierte, von der slavischen Prinzessin vorgetragene, die eine russische Fürstentochter zur Heldin hat, die weitaus bedeutsamste, da sie als das älteste orientalische Vorbild der Gozzi-Schillerschen Turandot erscheint. Die fünf Mathnawîs des Nizâmî, vom Machzan an bis zu dem letztgenannten, bilden zusammen den sogenannten „Fünfer" (auch Pandsch Gandsch „die fünf Schätze" genannt), eine Form, die hinfort für alle epischen Dichter, die persischen sowohl wie die späteren türkischen, tschagataischen und hindûstânischen, maßgebend wurde. Daß aber auch jedes einzelne der romantischen Epen Nizâmîs eine reiche Zahl von Nachahmern gefunden, bedarf bei dem universellen Ruhm des Dichters, der fast dem des Firdausî im Orient gleichsteht, kaum einer besonderen Hervorhebung. Die persische Literatur zählt im Ganzen 20 verschiedene Lailâ und Madschnûns, 19 Chusrau und Schîrîns und sechs Bearbeitungen der Liebesgeschichten Bahrâmgûrs. Die hervorragendsten unter den ersten dieser drei sind die von Amîr Chusrau aus Delhi, dem größten persischen Dichter Indiens (1299, A. H. 698), von Muhammad bin 'Abdallâh Kâtibî aus Nîschâpûr (gestorben 1435, A. H. 838 oder 839), von Dschâmî und Amîr Suhailî in dem gleichen Jahre 1484 (A. H. 889), von Maktabî, einem Schulmeister in Schîrâz 1490 (A. H. 895), von Hâtifî, von Hilâlî (getödtet 1532, A. H. 939), von Qâsim Qâsimî Gûnâbâdî (gestorben 1560, A. H. 967) und anderen schon oben bei den heroischen Epen genannten Dichtern, bis auf Çâdiq Nâmî, Naçîbî aus Kirmânschâh (1812, A. H. 1227) und Nâçir in Lucknow (nach 1814, A. H. 1229). Ebenso begegnen wir Amîr Chusrau, Hâtifî, Qâsim Qâsimî und Çâdiq Nâmî unter den Nachahmern von Chusrau und Schîrîn, zusammen mit Wahschî Bâfiqî (gestorben 1583, A. H. 991, in Jazd), Muhammad

ʿUrfî aus Schirâz (gestorben 1591, A. H. 999), Mir ʿAqîl Kauthari aus Hamadân (1606, A. H. 1015) ꝛc. bis zu dem modernsten von allen, Mirzâ Kutchak Wiçâl aus Schirâz, dessen Sohn noch 1854 in Bombay lebte. Unter den Imitationen des Haft Paikar endlich sind vor allem Amîr Chusrau's Hascht Bihischt oder die „acht Paradiese" (1301, A. H. 701), Hâtifî's Haft Manzar oder die „sieben Lusthäuser", und ʿAischî's Haft Achtar oder die „sieben Planeten" (1660, A. H. 1070) bemerkenswerth.

Gleichzeitig mit der romantischen Epik begann auch die romantische Lyrik in Persien zu blühen, d. h. die Panegyrik und ihr Gegensatz, die Satire, und diese erreichte ihren Höhepunkt unter der Herrschaft der Seldschucken, jener türkischen Dynastie, die in kurzer Zeit ein gefährlicher Nebenbuhler der Ghaznawiden sowohl wie der arabischen Chalifen ward und deren frühester Lobredner eben jener Fachr-uddin Asʿad Dschordschânî war, dem wir das klassische Epos Wîs und Râmîn verdanken. Schon die Sâmânidendichter und besonders der große Rûdagî hatten den Preis ihrer fürstlichen Freunde und Beschützer in begeisterten Versen gesungen, aber erst die Hofdichter Mahmûds, die den gewaltigen Eroberer Indiens mit unermessenen Lobsprüchen überschütteten, ihm auf Schritt und Tritt Weihrauch streuten und selbst die geringste seiner Handlungen in zahllosen Strophen verherrlichten, stempelten die Panegyrik zum förmlichen Lebensberuf aller Derer, die mit etwas dichterischem Ingenium begabt um Fürstengunst buhlten. Und auch hierzu hatte der Sänger von Tûs durch die zahlreichen, in sein Schâhnâma eingestreuten farbenprächtigen Schilderungen königlicher Macht und Herrscherwürde nicht wenig beigetragen — durch sie war zuerst dieser — für unseren Geschmack entschieden untergeordneten — Gattung der Lyrik jenes romantische Element eingepflanzt worden, das ihr bisher gemangelt, und ebenso hatte

Firdausî durch seine beißenden Verse gegen den Sultan der satirischen Poesie die Pfade geebnet. Unter Mahmûds Nachfolgern auf dem Throne von Ghazna nahm die Panegyrik einen immer größeren Aufschwung, und besonders zeichneten sich unter ihren Vertretern Abulfaradsch Rûnî aus Lahore, und Mas'ûd bin Sa'd bin Salmân aus, die beide unter Sultan Ibrâhîm, Mahmûds Enkel, 1059—1088 (A. H. 451 bis 481) und dessen Nachfolger Mas'ûd II. 1088—1118 (A. H. 481—512) blühten. Wie die folgenden zwei Proben aus dem Dîwân des letzteren Dichters, der Sultan Ibrâhîms Mißfallen und Argwohn erregt und dafür lange Jahre im Kerker der Bergfestung von Nâi schmachten mußte, bezeugen, wußten die begabteren unter diesen Hofdichtern neben dem oft überschwänglichen Lobpreis des Herrschers auch einer mehr praktischen Lebensweisheit beredten Ausdruck zu verleihen.

Feier des Sultans.

Des Sultans Herrschaft daure fort, so lang Bestand den ird'schen Dingen,
Und diese ganze Erde soll sein Machtwort stets zum Dienst sich dingen!
Es möge um den Nacken sich der Himmelssphären allzumal
Als Krause stets der Kleidersaum von seinem würd'gen Flehen schlingen.
Und was auch seines Scharfsinns Blick erstreben mag in dieser Welt,
So schwer es sei, es möge stets ihm ohne Müh' und leicht gelingen!
Auf seines Feindes Scheitel soll, wie auf des Ambos Fläche er,
Des schwer vom Schlag getroffenen, den Hammer seiner Strafmacht schwingen.
So heiß wie ein Septembersturm soll auch an Gluth sein Zürnen sein,
Doch hinziehn wie Aprilgewölk sein güt'ges Wort auf feuchten Schwingen.
Und wer für ihn den Wunsch nicht hegt, daß Gram ihm fern sein Lebelang,
Dem mög' der Himmel langen Gram und kurze Frist des Lebens bringen.
Des hocherhab'nen Gottes Schirm und mächt'ger Schutz und güt'ge Huld,
Sie sollen ihm als Helm das Haupt, als Panzerkleid den Leib umringen.
O daß doch stets des Glückes Wind durchwehte seiner Herrschaft Luft,
Und über seiner Herrschaft Land doch stets der Gnade Wolken hingen!
In des Verstandes ganzer Welt ist sein Verstand der wahre Kern,
Mög' seine Seel' als Wesensstoff auch in die Welt der Seelen dringen.
Und gleich wie der gewölbte Bau des Schlosses, soll gebückt zu stehn
Vor seinem, des Gebieters Schloß, sich aller Fürsten Rücken zwingen.

Gefeiert ist sein Ruhmespreis in tausenden von Poesien,
Und jede dieser tausend soll in tausend Dîwâns wiederklingen.
Doch den gesammten Hauptgehalt des Rühmenswerthen, was er that,
Den soll mit seiner Dichterkraft Mas'ûd bin Sa'd bin Salmân singen

Lebensregeln.

Stets mußt du fest im Sattel sein,
Im Reden sicher, zweifelsrein!
An Sinnesart sei gleich dem Lenz,
Sei voll von Geist, im Ausdruck fein!
Wer Thron und Glauben schäd'gen will,
Von dem mußt Du die Welt befrein.
Erblüh' wie eine Rose licht,
Trittst du beim Schâh des Weltalls ein!
Willst du das Reich beruhigt sehn,
Darf nie dein Schwert der Ruh sich weihn!
Schaff, daß die Herrschaft gleicht dem Schwert,
So staubfrei und von hellem Schein!
Bekriege den, der Böses sinnt,
In Jammer stürz' den Feind hinein;
Dann lebe glücklich, hochgeehrt,
Mit deinen Nächsten im Verein!

Zu wirklicher Vollendung aber ward, wie schon oben angedeutet, diese Dichtungsgattung erst unter den Seldschucken gebracht, und zwar durch die berühmte Gruppe von Lobdichtern, die sich um Sultan Sandschar (1117—1157, A. H. 511 bis 552) und theilweise auch um seinen großen Gegner Atsiz, den Schâh von Chwârizm (das heutige Chiwa), schaarte. Zu dieser Gruppe gehörten Adîb Çâbir, der auf Befehl von Atsiz, dessen Mordanschlag auf Sandschar er dem letzteren rechtzeitig mitgetheilt, 1145 oder 1151 (A. H. 540 oder 546) im Oxus ertränkt ward, und sein Schüler Dschauharî, der Goldschmidt von Bochârâ; ferner Amîr Mu'izzî, der Dichterkönig an Sandschar's Hof, der durch einen Pfeilschuß 1147 (A. H. 542) getödtet wurde; Raschîd Watwât („Die Schwalbe"), der 1172 (A. H. 568) starb und außer seinen Qaçîden noch eine werthvolle Metrik, Hadâ'iq-ussihr, sowie eine

metrische persische Uebertragung der 100 Sprüche 'Alîs hinterließ; 'Abd-alwâsi' Dschabalî, der ebenso wie sein Zeitgenosse Hasan Ghaznawî anfangs das Lob des Ghaznawidenfürsten Bahrâmschâh, Mas'ûd bin Ibrâhîms Sohn, gesungen, später aber in Sandschar's Lager überging, nachdem der letztere Ghazna erobert und Bahrâmschâh tributpflichtig gemacht hatte; und endlich Auhad-uddîn Anwarî, der größte Qaçîdendichter Persiens. Anwarî war zu Mahana oder Maihana bei Abîward im sogenannten Dascht-i-Châwarân geboren, weshalb er auch zuerst Châwarî als Dichternamen adoptirte. In seiner Jugend gab er sich gelehrten Studien in der Medreseh zu Tûs hin und erwarb sich den Ruf eines der bedeutendsten Astronomen seiner Zeit, später aber vertauschte er die Wissenschaft mit der einträglicheren Stelle eines Hofpoeten und schwang sich bald zum Liebling Sandschars auf. Er starb wahrscheinlich im Jahre 1191 (A. H. 587) unter Sultan Toghrul bin Arslan, dem Großneffen Sandschars, der von 1176—1194 (A. H. 571—590) regierte. Seinen Dichterruhm verdankte Anwarî einerseits der unerschöpflichen Fülle von poetischen Gleichnissen und Bildern schmeichelhaftester Art, die er über Sandschar und andere fürstliche Persönlichkeiten ausschüttete, und andererseits den scharfen Pfeilen des Sarkasmus und der Ironie, die er aber wohlweislich nicht gegen bestimmte Individuen schleuderte, sondern gegen ganze Klassen der zeitgenössischen Gesellschaft und vor allem gegen das grausame Walten eines unerbittlichen Geschicks. Diese von ihm neubelebte satirische Richtung hielt sich aber nicht lange auf gleicher Höhe; sie sank bald entweder zur bloßen Parodie und Travestie herab, wie in den Schriften mehrerer transoxanischer Autoren, Sûzanî und Abû 'Alî Schatrandschî aus Samarkand (ersterer gestorben 1174, A. H. 569), Lâmi'î aus Bochârâ und anderen, oder verflüchtigte sich in niedrig komischen Gedichten, wie in

ʻUbaid Zâkânî's (gestorben 1370, A. H. 772) humoristischen Erzählungen „Katze und Maus" und „Der Steinhauer", sowie in den Hazlijjât oder „Scherzen" desselben Verfassers, die eine Art von Frag- und Antwortspiel bilden, z. B.: „Was ist die Welt? ein Platz, der keinem geschaffenen Wesen Ruhe gönnt;" „Wer ist glücklich? wer nie mit dem Richter in Berührung kommt;" Was ist ein Apotheker? einer, der allen Leuten Krankheiten an den Hals wünscht;" „Was ist ein Astrolog? ein Lügner!"; „Wer ist unselig? ein junger Mann, der ein altes Weib freit," und ähnliches mehr.

Anwarîs größter Mitbewerber um die Siegespalme in der Qaçîde war Châqânî mit seinem wirklichen Namen Afzal-uddîn bin ʻAlî, eines Zimmermanns Sohn aus Schirwân und Lobredner des Fürsten seines Heimathlandes, der ursprünglich den Dichternamen Haqâ'iqî führte und ein Schüler Abulʻalâ's aus Gandscha war. Er war um 1131 (A. H. 525) geboren und starb 1199 (A. H. 595). Wegen des dunklen und schwierigen Stils seiner Gedichte hat man ihn häufig den Pindar des Morgenlandes genannt, und orientalische Kritiker bewundern gerade das am meisten an ihm, was uns Abendländern als die schwächste Seite seiner Leistungen erscheint, die vielen, nur mittels eines Kommentars verständlichen Anspielungen, die gekünstelten Wortwitzeleien und viele andere Sonderbarkeiten, die seine sonst kraftvolle und melodische Sprache entstellen. Den europäischen Geschmack befriedigen eigentlich nur seine erzählende Dichtung Tuhfat-ulʻirâqain „Das Geschenk der beiden ʻIrâqs," worin er in anziehender Weise seine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina und seine Rückreise in die Heimath beschreibt, und seine kürzeren Lieder, besonders seine vielfach epigrammatisch zugespitzten Qitʻas, von denen hier ein paar Platz finden mögen:

Laß, Châqânî, nie durch Würden dich bethören, ob's dem Schicksal,
Einem Bahman und Dschamschîd dich gleichzustellen, auch gefällt!

Hunderttausende wie diese wurden schon zur Welt geboren,
Und doch nach der alten Leier geht noch immer diese Welt.
Viel entschwand — und stets noch zeigt sich so wie sonst der Erde Fläche,
Vieles war — und doch den Rücken krümmt noch jetzt das Himmelszelt.
Nicht dem Pflanzenwuchs hier drunten ist ein neu Gesetz gekommen,
Keine Spalten riß das Schicksal droben in das Sternenfeld.
Wir entschwinden — und noch viele kommen nach uns, aber rastlos
Kreist der Himmel, wie die Erde stets in gleichem Gleis sich hält.
Doch ertönt einst die Posaune durch der Allmacht Herrscherwillen,
Dann zerreißt das Band der Sphären und der Erde Leib zerfällt!

Ward dein guter Ruf nun einmal fraglich, so verschmäh', Châqânî,
Dessen Huldgeschenk, der schlimmen Schaden nur dem Freund bereitet!
Nicht des Mitgefühles Balsam suche für das Leid des Herzens,
Keinen niedren Balsam suche, der die Wunde dir nur weitet.
Dem, den man vernichtet, naht man schmeichelnd wieder — doch dies Schmeicheln,
Leichensang ist's, der den Todten auf dem letzten Gang begleitet.
Weißt du's, Freund, doch, wie man eilig, wenn man ein Kameel getödtet,
Um das Blutgeld zu erlegen, Gold ihm um den Nacken breitet.
Nimm nun an, ein Schacht von Gold selbst sei sein Nacken — was gewinnt es?
Kommt doch der Gewinn erst nach ihm, wenn man es zu Grab geleitet!

Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen unter Châqânî's Zeitgenossen und Jüngern noch folgende: Mudschîr-uddîn Bailaqânî (gestorben 1198, A. H. 594), Zahîr Fârjâbî (gestorben 1202, A. H. 598) und Athîr Achsîkatî (gestorben 1211, A. H. 608), alle Drei Lobdichter der Atâbegs von Adharbaidschân und ganz besonders des Sultans Qizil Arslan (siehe oben); ferner Kamâl-uddîn von Isfahân (von den Mongolen getödtet 1237, A. H. 635), der, wegen seiner fruchtbaren Phantasie den Beinamen Challâq-ulmaʿânî „Schöpfer feiner Gedanken" erhielt; und als letzter Saif-uddîn Isfarangî (gestorben 1267, A. H. 666), ein Günstling der Chwârizmschâhs.

(310) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien.

Von

Gustav Diercks.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Abgetrennt vom Körper Europas durch das mächtige Gebirge der Pyrenäen, dessen Unwirthlichkeit, dessen wenige gangbare Pässe den Verkehr der südwestlichen Halbinsel mit dem übrigen Kontinent im höchsten Grade erschweren, schien Spanien von der Natur beinahe dazu bestimmt, sich völlig national, einheitlich und unabhängig von aller übrigen Welt selbständig zu entwickeln. Auf drei Seiten vom Meere eingeschlossen, schien es auch aus diesem Grunde wenig zugänglich und den Eroberungsgelüsten fremder Völker wenig ausgesetzt. Die überaus große Fruchtbarkeit und der an Metallen aller Art unerschöpfliche Reichthum des Bodens waren jedoch Veranlassung, daß Spanien seit uralten Zeiten unaufhörlich von fremden Kolonisten und Eroberern heimgesucht wurde und weniger als irgend ein anderes Land Europas imstande war, sich unabhängig zu erhalten, eine eigene nationale Kultur auszubilden. Der eigenthümliche Zauber, der heute noch über diesem landschaftlich im allgemeinen so wenig schönen Lande ruht und seine unfehlbare Macht auf alle nordischen Völker ausübt, die Romantik, die heute noch für das Ausland mit allem Spanischen verbunden ist, der magische Reiz des sonnigen Südens, in dem das Glück zu Hause zu sein, die Natur dem Menschen in freigebigster Weise ihre Schätze auszutheilen und keine zu hohen Anforderungen an seine Arbeitskraft zu stellen scheint, mögen aber wohl auf die nordischen Barbaren alter Zeiten auch schon eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt und sie dorthin gelockt haben.

Die Nähe Afrikas setzte die Pyrenäenhalbinsel besonders von dieser Seite her den Einfällen fremder Völker aus, wie es denn auch drei Mal von hier aus erobert wurde.

Das Mittelmeer wurde frühzeitig ein bequemes Verkehrsmittel für alle dasselbe umwohnenden Völker, und diese, die Kulturträger des Alterthums, legten in Spanien Kolonien an und suchten sich das reiche Land zu unterwerfen. Phönizier, Karthager, Griechen, Römer machten sich in mehr oder minder ausgedehntem Maße zu Herren der Halbinsel, beuteten sie aus, drängten ihre Einwohner in das Innere, in die Gebirge zurück und zwangen ihnen ihre Kulturen auf. Es berechtigte sie in gewissem Grade hierzu der Umstand, daß Spanien keine selbstständige Kultur entwickelte, wie dies in Phönizien, Vorderasien, Griechenland, Italien und dem Nillande geschah. Am weitesten nach Westen gelegen, war die Urbevölkerung Iberiens viel später als die hellenischen und italischen Stämme den Einwirkungen der vom Osten herkommenden Kulturelemente ausgesetzt, und zu einer Zeit, als die Phönizier und Griechen bereits einen hohen Grad von Kultur erreicht hatten, für ihre wachsende Bevölkerung neue Wohnstätten, für ihre Erzeugnisse neue Märkte zu suchen gezwungen waren, noch im Zustande der Barbarei. Und gerade dieser Umstand sollte von höchster Bedeutung für die Geschicke Spaniens werden, dieses bis zu der Periode der Neuzeit, ja, bis auf den heutigen Tag zu kultureller Passivität verurtheilen. Seine Urbevölkerung hat sich nie zur Selbstthätigkeit und Selbständigkeit erheben, nie Epochemachendes leisten können. Denn die Spanier der Zeiten Karls V. und Philipps II. waren doch nicht mehr Nachkommen der reinen Urbevölkerung, sondern der Mischlinge, die die Verbindung der verschiedenen über Spanien hinweggegangenen Völker mit den Iberern erzeugt hatte.

Die politische wie die Kulturgeschichte Spaniens ist daher

eine überaus interessante und spiegelt in gewissem Sinne die Europas, weil in der That alle Kulturfaktoren und Elemente, die die Ausgestaltung der europäischen Verhältnisse bedingten, auf die Geschichte Spaniens gleichfalls einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Die eigentliche Blüthezeit erlebte das Land jedoch unter der Herrschaft der Araber, die unter jenem schönen Klima und den glücklichen materiellen Verhältnissen, die sich dort ausbildeten, ihre natürlichen Fähigkeiten auf das glänzendste entwickelten und jene Kultur schufen, die in so nachhaltiger Weise die der ganzen Welt beeinflußt hat.

Die Ursachen für das Erscheinen der Araber auf spanischem Boden sind in den inneren Verhältnissen des westgothischen Reiches daselbst zu suchen.

Nach einander hatten mehrere der größten germanischen Völkerstämme, die die Völkerwanderung in die römische Welt führte, auf der iberischen Halbinsel Reiche gegründet. Vandalen und Alanen, Sueven und Westgothen waren einander dort gefolgt. Nachdem die ersten nach Nordafrika gegangen, dort ihr großes Reich geschaffen hatten, erlangten die Westgothen über die Sueven bald das Uebergewicht und machten sich schließlich zu unumschränkten Herren ganz Spaniens. Sie bildeten jedoch nur den Adel und die verschwindende Minorität der Bevölkerung des Landes, vermochten durch ihr Verhalten gegenüber den überwiegend romanischen Volksmassen die letzteren nicht mit ihrer Herrschaft auszusöhnen, da sie sie als Sklaven und Leibeigene betrachteten und behandelten und durch strenge Rassengesetze die Verschmelzung der Romanen mit den Germanen zu verhindern bemüht waren. Die zahlreichen Juden waren den Gothen zwar durchaus unentbehrlich, aber auch sie wurden trotzdem mit Verachtung behandelt, von der Regierung und Verwaltung des Landes ausgeschlossen, gelegentlich auf das grausamste verfolgt und vertrieben und zu dem passiven Widerstande gezwungen, den auch

die Romanen den unumschränkten Herren gegenüber beobachteten. Diese großen Massen konnten keine Liebe zu ihren Beherrschern gewinnen, sondern harrten nur sehnsüchtig auf eine günstige Gelegenheit das verhaßte Joch der Germanen abschütteln zu können; die letztern durften von ihnen im Falle eines Krieges mit fremden Eroberern auf keine sichere Unterstützung rechnen.

Dazu kamen ferner die politischen und religiösen Zustände im Gothenreiche, um die Macht und Kraft desselben zu erschüttern und seine Fundamente zu untergraben.

Die Westgothen waren ursprünglich Arianer gewesen. Ihre nahen Beziehungen zu den Franken und andere politische Gründe bewogen ihre Fürsten jedoch schließlich um 600 n. Chr. zur Annahme des katholischen Glaubens. Der Klerus wußte diesen Umstand von vorn herein gehörig zu seinem Vortheil auszubeuten und erlangte einen allmächtigen Einfluß auf die innere Politik, wie auch bei den allgemeinen Reichstagen immer in erster Linie die kirchlichen Angelegenheiten behandelt wurden. Zwar artete die Verfassung nicht zu einer völlig theokratischen aus, aber immerhin war die Geistlichkeit allmächtig, griff selbstthätig in die Verwaltung des Landes ein und wußte ihre schrankenlose Habgier, Prachtliebe und Genußsucht in ausgedehntestem Maße zu befriedigen. Der Geist der Unduldsamkeit, der Strenggläubigkeit gelangte dadurch ebenfalls zu unbegrenzter Herrschaft.

Das Wahlkönigthum brachte unaufhörliche innere Konflikte mit sich, an denen die Bischöfe und die niedere Geistlichkeit den regsten Antheil nahmen. Das Parteiunwesen, das das heutige Spanien verhindert sich sicher zu organisiren, untergrub den westgothischen Staat so vollständig, daß es nur eines geringen Anlasses zu seinem Zusammensturz bedurfte. Der Verfall war zugleich ein politischer wie finanzieller, da die Verschwendungssucht und Habgier des Adels und des Klerus, die Ueberbürdung des Volkes durch Steuern, das Wachsthum der Güter todter

Hand die völlige finanzielle Zerrüttung herbeiführten. Der Bürgerkrieg vernichtete die Wehrkraft des Reiches gegen etwaige äußere Feinde und bot den letzteren unaufhörlich günstige Gelegenheit zum Angriff des wankenden Staates.

Solcher Art waren die Verhältnisse in Spanien, als die Araber ihre Herrschaft bis an die äußersten westlichen Grenzen Nordafrikas, bis an den Atlantischen Ozean, ausdehnten und nunmehr begehrlich nach der Pyrenäenhalbinsel hinüberblickten, um auch diese und vielleicht alle im Norden des Mittelmeers gelegenen Länder dem großen Reiche einzuverleiben, das sie im Laufe von etwa 70 Jahren geschaffen hatten. Mehrere Male waren seit 700 von den Statthaltern des Maghreb Versuche gemacht worden eine Landung in Spanien zu bewerkstelligen, ohne Erfolg jedoch. Erst 711 gelang es dort festen Fuß zu fassen. Direkte Veranlassung dazu hatten die inneren Wirren im westgothischen Reiche gegeben, im Besondern der Konflikt zwischen dem Statthalter von Ceuta, dem Grafen Julian und dem König Roderich, der 710 den König Witiza gestürzt und sich zum Regenten aufgeworfen hatte. Die neueste Forschung hat nun zwar die in vielen Poesien behandelte Geschichte von Julians Tochter in Zweifel gezogen und behauptet, daß Ceuta zu jener Zeit nicht westgothisch, sondern byzantinisch war; dies schließt jedoch nicht aus, daß Graf Julian gothischen Ursprungs, ferner Statthalter von Ceuta und durch Roderich schwer beleidigt war. Selbst wenn aber der hiedurch erzeugte direkte Anlaß zu dem Einfall der Araber in Spanien wegfiele, selbst wenn ein Graf Julian nie existirte und die Mohammedaner nicht durch den Statthalter von Ceuta aufgefordert wurden ihn an Roderich zu rächen, so lagen doch zahlreiche andere Gründe vor, die Musa Ben Noseir bewogen auch ohne jede Beziehung zu den vielen politischen Gegnern des letzten westgothischen Königs eine Expedition nach Spanien auszurüsten.

Die gothischen und arabischen Interessen berührten sich ohne Zweifel vielfach im Maghreb und führten Reibungen herbei, die den Arabern jeden Augenblick willkommenen Anlaß zum Eingreifen in die iberischen Verhältnisse gewährten. Die Söhne Witizas, der Erzbischof Oppas von Sevilla und ihre Partei konnten die Unterstützung der Araber in ihrem Kampfe gegen Roderich gut brauchen, und sie waren nicht skrupulös ihre Hülfe, sei es mit oder ohne Vermittelung des Statthalters von Ceuta, zu erbitten.

Musa hatte vorher schon Kundschafter nach Spanien gesandt, um sich über die politischen Zustände und die Beschaffenheit des Landes zu unterrichten, und die Aussage seiner Gesandten bestimmte ihn jedenfalls, einen Einfall in dasselbe zu wagen. Denn nachdem sie über die innere Zerrüttung des Westgothenreiches gesprochen, fügten die Boten hinzu: „Spanien ist wegen seines heiteren Himmels und seiner Fruchtbarkeit Syrien vergleichbar, dem glücklichen Arabien wegen der Milde seines Klimas, Indien wegen seiner Wohlgerüche und seiner Blumen, China wegen seiner kostbaren und reichen Minen, Griechenland wegen seiner vortrefflichen Lage und seiner ausgedehnten Küsten.“ Auch der Chalife in Damaskus gab unter solchen Umständen gerne seine Einwilligung zur Eroberung eines so schönen, reichen Landes. Ob diese Berichterstattung eine Folge oder eine Ursache der von Tarif Abu Zora im Jahre 710 unternommenen Expedition war, die mit reicher Beute beladen nach kurzem Aufenthalt in Spanien nach Tanger zurückkehrte, ist nicht entschieden. Im Frühjahr 711 wurde unter dem Statthalter von Tanger Tarik Ben Zeyad jedoch ein Corps von 12000 Mann nach Spanien übergeführt und landete dort am 28. April 711 gegenüber der heutigen Stadt Algeciras auf einer kleinen Insel Aljesirah al Hadra. Von dort aus wurde der mächtige auf der andern Seite jener Bucht

gelegene Felsen besetzt, nach dem arabischen Feldherrn Gebel al Tarik (Gibraltar) genannt und zum Stützpunkt für die weiteren Unternehmungen erwählt. Theodomir, der den Arabern Widerstand leistete, wurde geschlagen und die leichte Kavallerie Tariks schweifte bald durch das ganze südliche Spanien. Während Roderich sich nun rüstete, erhielt Tarik noch 5000 Mann Hülfstruppen von Afrika; dazu stießen zahlreiche Juden und spanische Söldner, so daß das Heer der Mohammedaner im Juli 711 auf 25000 Mann angewachsen war. Roderich vermochte demselben in der Schlacht am Guadalete (oder Salado nach Dozy), die nach einigen drei, nach anderen sieben Tage vom 19. bis 26. Juli dauerte, zwar 90000 Mann gegenüberzustellen, wurde jedoch vollständig geschlagen. Damit waren die Araber Herren der Halbinsel. Am Palmsonntag des Jahres 712 waren sie bereits im Besitz der Hauptstadt des Landes Toledo und kurz darauf dehnte sich ihre Herrschaft bis in die nördlichen Gebirgsgegenden aus.

Es gehört nicht hieher, die Geschichte dieser Eroberung genau zu behandeln, wohl aber ist es erforderlich die Ursachen zu erörtern, weshalb eine Handvoll Araber und Berbern im Laufe von kaum zwei Jahren ein scheinbar fest gegründetes Reich stürzen, ein mächtiges Volk unterjochen konnten. Die Beantwortung dieser Frage erklärt gleichzeitig viele wichtige Erscheinungen der arabischen Kultur Spaniens.

Es waren allerdings nicht ausschließlich Araber, die mit Tarik nach Spanien übersetzten, sondern das Gros seines Heeres wurde vielmehr aus Berbern gebildet und Araber bekleideten allein die Stellen der Befehlshaber, trotzdem bedingten doch die letztern von vorn herein vollständig den Charakter der Eroberermasse in ihrer Gesammtheit und die Kultur, die später auf spanischem Boden unter ihrer Herrschaft entstand. Die Araber gehörten aber der semitischen Rasse an, während die

Berbern hamitischen Ursprungs waren. Der Geist aller islamitischen Reiche und Völker wurde durch den semitischen der Araber bedingt und gestempelt, seine Leistungen trugen semitischen Charakter.

In Spanien fanden die Genossen Tariks und ihre Nachfolger nun eine sehr bedeutende semitische Bevölkerungsmasse vor, die ihrem Vordringen zwar nicht aus Gründen des Bewußtseins der Blutsverwandschaft, sondern aus politischen Vorschub leisteten, die aber die Entwicklung der arabischen Herrschaft und Kultur naturgemäß fördern mußten. Die phönizische Einwanderung nämlich war sehr zahlreich gewesen und hatte die Küstenbevölkerung des Südens und Südostens vollständig semitisirt. Die Karthager hatten dort Jahrhunderte lang geherrscht und, wenn sie auch nicht mehr reine Semiten, sondern mit berberischen Elementen stark durchsetzt waren, doch immerhin semitischen Grundcharakter bewahrt und durch ihre starke Einwanderung die semitischen Volkselemente in Spanien beträchtlich vermehrt, durch ihre Kultur den Semitismus außerordentlich gekräftigt. Die Israeliten waren höchst wahrscheinlich schon in phönizischer, mindestens in karthagischer Zeit, erwiesenermaßen dann unter der Römerherrschaft in großen Schaaren nach Spanien gegangen. Diese Elemente bildeten eine mehr oder minder semitisirte Stammbevölkerung, die den Arabern die größten Sympathieen entgegenbrachte, eine wichtige Stütze für ihre Herrschaft, tüchtige Fördrerin ihrer Kultur wurde.

Der gänzliche Mangel sicherer statistischer Mittheilungen über das numerische Verhältniß der ethnischen Elemente Spaniens schließt Zahlenbelege aus, die Gesammtheit aller Nachrichten läßt aber annehmen, daß die Zahl der Nachkommen der Phönizier, Karthager und Juden zur Zeit der Eroberung der iberischen Halbinsel durch die Araber sehr beträchtlich gewesen sein muß. Der ethnische Einfluß der Römer auf die Zusammen-

setzung des Volkes war unbedingt ein sehr geringfügiger im Vergleich zu dem der Semiten, denn die Römer zwangen Spanien nur ihre Verfassung und Kultur auf, allerdings mit solchem Nachdruck und Erfolg, daß Spanien beinahe römischer wurde als Italien.

Ebenso war der ethnische Einfluß der Germanen trotz der 300jährigen Dauer ihrer Herrschaft bei ihrer aristokratischen Exklusivität, bei ihren Rassegesetzen auch nur ein äußerst geringer, besonders im Süden und im iberischen, baskischen Norden und wurde erst nach Begründung der nordspanischen christlichen Reiche daselbst bedeutend. Auch die materielle Kultur wurde von ihnen bis zum Einfall der Araber nur in sehr geringem Grade beeinflußt, denn sie hatten nicht viel an Stelle der mächtigen römischen Kultur zu setzen. Nur ihre Verfassung brachten sie zur Geltung und übten durch sie später einen großen gestaltenden Einfluß auf die politischen Verhältnisse des christlichen Spanien aus. Im übrigen können wir in kulturgeschichtlicher Hinsicht die Periode der Germanenherrschaft somit eigentlich nur als eine Fortsetzung und einen Abschluß derjenigen der Römer bezeichnen. Die Araber fanden bei ihrem Auftreten in Spanien überwiegend römisch-byzantinische Kultur vor, die auf die iberisch-karthagische gegründet worden war.

Was endlich die politische Frage anbetrifft, so hatte die verschwindende Minorität der Westgothen in der von ihr beherrschten Bevölkerung Spaniens nur sehr geringen Anhalt, da sie nichts gethan hatte sich die Liebe der Nation zu erwerben. Im Augenblick der Noth wurden sie denn auch von dem romanischen Theil des Volkes nur ungenügend, von dem semitischen gar nicht unterstützt. Das Volk in seiner Gesammtheit war froh, seine lästigen Bedrücker los zu sein, es erblickte in den Arabern und Berbern seine Befreier. Dies erklärt hinlänglich, weshalb eine einzige Schlacht für die Herrschaft der Westgothen entscheidend wurde, das Reich derselben vernichtete.

Wurde nun zwar Spanien im Fluge von den Arabern erobert, so zeigten sich doch von vorn herein in diesem neuen Emirat dieselben Erscheinungen wie in den östlichen Reichen, dieselben Schwierigkeiten eine einheitliche Regierung, einen festen staatlichen Organismus zu schaffen, wie dort. Das Reich der Araber in Spanien, das Chalifat Córdova, spiegelte in sich die Geschichte der Araberherrschaft im allgemeinen.

Der Prophet Mohammed hatte wohl die Stämme der Araber durch den Islam zu gemeinsamem Kampf gegen die Andersgläubigen vereinen können, aber es war ihm nicht möglich gewesen, die rassenhaften Eigenthümlichkeiten seiner Landsleute, die tiefen Spaltungen und Gegensätze zu beseitigen, die die Araber seit uralten Zeiten entzweiten. Trotz aller nur erdenklichen Konzessionen an ihren Charakter, an ihre Natur, hatte er doch selbstverständlich nicht die allgemeinen menschlichen Leidenschaften, die Grundzüge des Wesens der Vertheidiger seiner Glaubenslehre zu beseitigen vermocht. So wurde der unauslöschliche Haß zwischen den Südarabern und den Nordarabern, zwischen den verschiedenen Stammgenossenschaften, zwischen den Anhängern der verschiedenen Prätendenten auf die Nachfolgerschaft Mohammeds überall dahin übertragen, wo der Islam sich Eingang verschaffte, wo ihm neue Gebiete unterworfen wurden. Schon unter den ersten Statthaltern Spaniens traten diese Gegensätze innerhalb der eigentlichen arabischen Volkselemente deutlich zu Tage und arteten in so ernste Kämpfe aus, daß, wenn die in die nördlichen Gebirge geflüchteten Ueberreste der Westgothen in den Bevölkerungsmassen Spaniens nur die geringsten Sympathieen gehabt hätten, sie bereits in den ersten Jahren der Araberherrschaft in Spanien dieselbe hätten in Frage stellen und vernichten können. Neben den Arabern erschien aber das eifersüchtige Element der Syrer, der Ersten, die sich außerhalb Arabiens dem Islam unterworfen und ihn nachdrücklich über die Welt hatten verbreiten helfen.

Der Weg der Araber nach Spanien hatte durch Nordafrika geführt und über 50 Jahre waren erforderlich gewesen, um die Bewohner dieser Ländermassen, die Berbern, dem Islam völlig zu unterwerfen. Dort, in Ifrikiya, in Maghreb bildeten dann die Araber zwar den Herrenstand, den Adel, sie hatten alle einflußreichen Aemter unter sich vertheilt, ihre Zahl war aber doch verschwindend gegenüber der der Afrikaner. In ihren weiteren Kriegszügen nach dem Westen, nach dem Innern Afrikas, nach dem Norden mußten sie sich nothwendigerweise auf die Berbern stützen, sich ihrer Kraft bedienen, das Gros ihrer Heere aus ihnen bilden. Die Expeditionen Tarifs und Tariks, die Eroberung Spaniens waren in der Hauptsache durch die von Arabern geführten Maghrebiner, Berbern, Kabylen, Mauren aller Stämme und Mischungen ausgeführt worden. So war es natürlich, daß auch sie in dem neuen Reiche, das sie dem Islam erobert hatten, nach der Herrschaft strebten, diese den Arabern und Syrern streitig zu machen suchten. Erst mit dem Begründer des von dem Orient unabhängigen Chalifats, mit Abderrahman I., der dem Morde des Chalifengeschlechts der Ommajaden durch die Abbasiden 750 glücklich entronnen war und nun die Ommajadendynastie in Spanien begründete, kamen beträchtliche Massen echter Araber dorthin, aber zunächst wurde das junge Reich nun auch durch die Kämpfe der Anhänger der Ommajaden und der Abbasiden in allen seinen Theilen erschüttert.

Waren diese ethnischen Gegensätze für die Befestigung der Araberherrschaft in Spanien schon sehr erschwerend, so trug der Interessenkampf Aller gegen Alle in dem Ringen um die obersten Aemter noch das Seinige dazu bei, die Arabermacht von vornherein zu zersplittern und den Christen im Norden der iberischen Halbinsel dadurch den Kampf gegen die Mohammedaner zu erleichtern. Wären nicht die gothischen Fürsten und Häuptlinge unter sich auch durch Neid und Ehrgeiz, durch Herrschsucht

und Selbstbewußtsein entzweit gewesen, so hätte ihren vereinten Bemühungen und Unternehmungen das durch leidenschaftliche Parteiung zersplitterte Araberreich nicht sieben Jahrzehnte, wie viel weniger sieben Jahrhunderte Stand halten können.

Die Geschichte der Araberherrschaft zeigt denn auch diesen Voraussetzungen entsprechend unaufhörliche innere Kämpfe in dem Chalifat Córdova und in den einzelnen Staaten, die daraus hervorgingen, und infolge dieser Bürgerkriege das stetige Vordringen, das allmähliche Wachsthum der christlichen Reiche und das Zusammenschrumpfen derjenigen der Mohammedaner. Sie zerfällt in drei große Perioden. Die erste umfaßt die Zeit von 711 bis 1031: die Herrschaft der Statthalter bis 755, in welchem Jahre Abderrahman das unabhängige Chalifat Córdova unter der Dynastie seines, des Ommajadengeschlechts, begründete, das bis 1031 regierte. Die zweite Periode umfaßt die nächsten zwei Jahrhunderte bis zur Einnahme Córdovas 1236 und Sevillas 1248 durch Ferdinand III., den Heiligen. Ihr gehört die Auflösung des großen Reiches in Taifas in kleine Reiche und die Herrschaft der Almoraviden und die der Almohaden an, die diese Bruchstücke wieder vereinten, den Christen wieder große Gebiete abnahmen, aber den durch die zügellose Herrschsucht der kleinen Fürsten herbeigeführten Verfall nicht verhindern konnten. Durch den Fall Córdovas und Sevillas war die Araberherrschaft auf das kleine Reich Granada beschränkt worden, dessen Geschichte die dritte Periode bildet bis zur Einnahme dieses letzten Stützpunktes am 2. Januar 1492 durch Ferdinand V. und Isabel I.

Die Geschichte der Arabischen Kultur in Spanien zerfällt in dieselben Perioden, da der Gang der Kultur mit der politischen Entwicklung Schritt hielt, durch die letztere in hohem Grade beeinflußt wurde. In der ersten Periode überwog die Pflege der praktischen Wissenschaften und aller Zweige der ma-

teriellen Kultur. Die zweite wird durch Entfaltung der Philosophie, geschichtlicher, geographischer Studien gekennzeichnet. In der dritten gelangen die schönen Wissenschaften und Künste zur höchsten Blüthe.

Ehe wir jedoch auf die Darstellung der arabischen Kultur im Besonderen eingehen, erscheint es geboten, die Frage zu erörtern, ob die Bezeichnung „arabisch“, die in neuester Zeit vielfach beanstandet worden ist, statthaft ist oder nicht.

Es ist allerdings richtig, daß die Araber, die in Spanien eine kleine Minorität bildeten, nicht ausschließlich die Träger der Kultur waren, daß letztere vielmehr in den Mischlingen der Mauren ihre Hauptstützen hatte, daß die Mozaraber, die Christen unter muselmännischer Herrschaft und die Muladies, die zum Islam bekehrten Spanier, als Arbeiter und Handwerker verwandt wurden und thätig waren, trotzdem wird man, im allgemeinen sprechend, die Kultur Spaniens als arabisch zu bezeichnen haben und erst in zweiter Linie als maurisch. Die ungeheure Bewegung, die der Islam in der gesammten Welt erzeugte, ging von Arabien aus, wurde von Arabern getragen. Das Chalifat und seine einzelnen Reiche wurde von Arabern gegründet und regiert, nach arabischen Grundsätzen geregelt. Das arabische Religionsbuch, der Koran, seine Sprache waren die Bindeglieder aller islamitischen Länder, wurden von allen Völkern acceptirt, die die Glaubenslehre Mohammeds annahmen. Der Geist, der die islamitische Welt beseelte, war der arabische und er war die Grundlage, der Motor für die Kultur, die sich innerhalb des Chalifats und der aus ihm hervorgegangenen Reiche entwickelte. Mit demselben Rechte, wie wir also von römischer Kultur in allen Theilen des Römischen Reiches sprechen, ohne daß es Jemand einfallen wird, sich vorzustellen, daß diese Kultur überall wirklich durch Römer getragen sei, können wir also auch von arabischer Kultur im allgemeinen sprechen.

Als die Araber Spanien dem Chalifenreiche einverleibten, hatten sie im Orient bereits eine bedeutende Schulung erhalten und waren weit davon entfernt die rohen Barbaren zu sein, als die sie zuerst aus den Wüsteneien Arabiens hervorbrachen. In den östlichen Reichen war schnell eine verhältnißmäßig hohe Kultur geschaffen worden, deren Einfluß sich bis nach dem äußersten Maghreb wie nach Indien geltend machte. Wenn schon die Eroberung Spaniens nicht ohne Ausschreitungen seitens der Soldaten erfolgen konnte, so waren die Emire doch nach Befestigung ihrer Macht darauf bedacht, ihre neuen Unterthanen möglichst schonend zu behandeln und sie mit ihrem Loose auszusöhnen. Dies letztere war nun zwar nicht in allen Theilen des Landes das gleiche, sondern gestaltete sich in Gemäßheit der zwischen Siegern und Besiegten geschlossenen Verträge, es war jedoch durchweg für die großen Massen ein unvergleichlich besseres und milderes, als dasjenige, das sie unter der Westgothenherrschaft gehabt hatten. Wie überall, so legten die Araber natürlich den Christen als solchen eine Kopfsteuer auf, diese wurde jedoch nur von den arbeitsfähigen Männern entrichtet und hörte mit der Bekehrung zum Islam auf. Die Einwohner des Landes behielten meist ihren Besitz ungeschmälert; sie lebten nach ihren früheren Gesetzen, unter ihren eigenen Richtern; sie erhielten Beamten, Vorsteher und Gouverneure ihrer eignen Nationalität, genossen völlige Glaubensfreiheit. Die Güter der westgothischen Fürsten und Adligen, die an dem Kriege gegen die Araber theilgenommen hatten, gefallen oder nach dem Norden geflohen waren, ein großer Theil der Güter todter Hand, des Kirchenbesitzes, ferner die Gebiete, die mit dem Schwerte hatten erobert werden müssen, wurden natürlich eingezogen und unter die Kriegsgenossen vertheilt oder als Staats- und Kronbesitz verwaltet und in Pacht gegeben. Die spanischen Sklaven und Leibeigenen blieben auf den Gütern, die sie früher bebaut hatten,

bei ihren alten Herren, oder gingen in den Besitz der neuen über und hatten vier Fünftel des Ertrages ihrer Arbeit an ihre Arbeitgeber zu entrichten. Die Pächter und Bebauer der Staatsdomänen lieferten dagegen nur ein Drittel ihrer Ernten an den Staat ab. Als die Massen der arabischen und syrischen Einwanderer immer bedeutender wurden, erhielten dieselben zum Theil die Staatsdomänen zum Lehen. Der Bodenbesitz wurde dadurch zum Vortheil des Volkes regulirt, die Güter der westgothischen Großgrundbesitzer und der Kirche parzellirt. Die Lage der Sklaven und der Leibeigenen wurde wesentlich gebessert. Die humanen Bestimmungen des Koran, der die Befreiung der Sklaven zu einem gottgefälligen Werke stempelte, waren hiefür zunächst maßgebend, und wo die Sklaverei bei den Arabern bestand, war sie ungleich milder als bei den Christen im allgemeinen und den Westgothen im besondern. Die Sklaven wurden meist nach wenigen Dienstjahren freigelassen und traten dann in Klientenverhältniß zu ihren Herren. Die Leibeigenen ferner wurden, den milden Prinzipien der Araber gemäß, beinahe zu unabhängigen Bauern und Pächtern, wo sie sich im Dienste der Muselmänner befanden, die sich persönlich nicht um den Betrieb des Ackerbaus kümmerten und den Bauern völlige Freiheit hierin ließen. Besonders wichtig waren aber die Bestimmungen der Araber hinsichtlich der Sklaven und Leibeigenen der Christen. Sie konnten durch Annahme des Islam sofort ihre volle Freiheit erlangen. Es war hierzu nur erforderlich, daß sie sich auf muselmännischen Besitz begaben und dort erklärten: „Es giebt nur Einen Gott und Mohammed ist der Gesandte Gottes.“ Dadurch wurden sie, der Bezeichnung Mohammeds gemäß, „Freigelassene Allahs“. Die romanischen kleinen Grundbesitzer hatten ferner das Recht ihre Güter zu verkaufen, eine Freiheit, die die Westgothen nicht gestattet hatten.

Die Befreiung von dem Charadsch, der Kopfsteuer, bewog

sehr viele Spanier zum Uebertritt zum Islam. Daraus nun schließen zu wollen, daß die Araber durch Auferlegung dieser Religionssteuer eine Pression auf die Andersgläubigen ausüben, dadurch Propaganda für den Islam und Proselyten machen wollten, ist einer von den vielen ungerechten Vorwürfen, die den Arabern von ihren Glaubensfeinden im Mittelalter gemacht wurden und heute noch immer neben zahllosen andern großen Irrthümern über den Islam und seine Träger nachgesprochen werden. Das Prinzip der Religionssteuer mag für unmoralisch gehalten werden, jedenfalls war es unter den gegebenen Verhältnissen sehr praktisch. Und dieser Gesichtspunkt war der maßgebende für die Einsetzung des Charadsch, der Kopfsteuer. Wenn Millionen und Abermillionen von Menschen ihren Glauben so gering schätzten, daß sie ihn um dieser Steuer halber aufgaben, so empfanden bereits die ersten Chalifen, hauptsächlich Omar und Osman so empfindlich den Verlust, den der Massenübertritt zum Islam infolge des Charadsch nach sich zog, daß sie sich gezwungen sahen, nach Ersatz für diese enormen Verluste durch andere Steuern zu suchen. Dieses Bedürfniß machte sich später überall in solchem Grade geltend, daß schließlich volle Willkür in der Erhebung und Ermittelung neuer Steuern einriß. Es lag daher gar nicht im Interesse der Machthaber, daß die Andersgläubigen zum Islam übertraten, und man darf ihnen vollends in Spanien keineswegs die Absicht der Proselytenmacherei vorwerfen, diese ist nur ganz ausnahmsweise von orthodoxen Zeloten betrieben worden.

Daß die Mohammedaner im Uebrigen das Christenthum nicht gerade förderten, sondern es zu beschränken suchten und es nicht als gleichberechtigt mit dem Islam anerkannten, das kann man ihnen wohl nicht verdenken; am wenigsten aber sollten die Christen den dem Proselytismus abgeneigten und im allgemeinen so sehr toleranten Mohammedanern daraus einen Vorwurf machen.

Daß die letzteren nach dem Vorbilde, das der Chalif Omar in Jerusalem gegeben, auch an zahllosen anderen Orten und besonders in Spanien, also überall, wohin sie als Eroberer kamen, den Christen freie Religionsübung gewährten, ihnen ihre Kirchen ließen und in Ermangelung von eigenen Kultusgebäuden die Kirchen mit den Christen theilten, steht wohl vereinzelt in der Kulturgeschichte da. Daß in den ersten Kriegsstürmen und auf Anreizung der Orthodoxen auch viele Kirchen zerstört wurden, hebt den hohen kulturgeschichtlichen Werth jener Theilungen der Kirchen zum Zwecke des christlichen und des mohammedanischen Gottesdienstes nicht auf. Wenn später die bezüglichen Verträge gebrochen, die erst genommenen Rücksichten außer Acht gelassen, die Kirchen zerstört, in Moscheen umgewandelt wurden, wie das alles zeitweise in Spanien geschah, so waren dies die traurigen Folgen des Ueberwucherns des Einflusses von berberischen Heiligen, Priestern, Fakiren und anderen Zeloten, und hauptsächlich auch die Folgen des Verhaltens der Christen, die öffentlich an den Thüren der Moscheen gegen den Islam predigten und eiferten, Aufruhr stifteten, die Gesetze und Abkommen verletzten, das Martyrium suchten und zuerst die Verachtung der Mohammedaner, dann aber die Anwendung von Repressalien gegen sich herausforderten.

Der kirchliche Kultus der Christen wurde in nichts beschränkt, nur wurden öffentliche Prozessionen und alle Aufreizungen gegen die Mohammedaner verboten; die Kirchen sollten den Letzteren zugänglich sein, damit Heimlichkeiten und Verschwörungen in ihnen vermieden würden. Neue Kirchen durften im allgemeinen nicht erbaut werden, doch gab Abderrahman I. zum Beispiel den Christen in Córdova die Erlaubniß andere Kirchen zu restauriren, nachdem er ihnen für 100000 Dinar (1 Million Franks = 11 Millionen nach heutigem Werth) die Kathedrale abgekauft hatte, die bis dahin dem christlichen und dem mohammedanischen

Kultus zugleich gedient hatte. So wird man in der Ertheilung von Erlaubniß zur Restaurirung alter und zum Bau neuer Kirchen nicht schwierig gewesen sein, so lange die Christen die bestehenden Gesetze nicht verletzten.

Die Ernennung der Bischöfe, die Einberufung der Konzile hatte den westgothischen Fürsten zugestanden, und dieses Recht ging nun auch auf die arabischen Emire, Chalifen und Fürsten über. Da die Bischofssitze meist käuflich waren, so hatten diese Bestimmungen manche Differenzen zwischen den Christen und den Behörden zur Folge und schädigten die Interessen der ersteren, wenn etwa gerade bei Hofe oder an maßgebender Stelle die Orthodoxen überwogen.

Araber wie Berbern lebten in Spanien nicht wie sie es in ihrer Heimath gewohnt waren, sondern in den Städten und in festen Häusern; alle größeren Stammgemeinschaften und Familien bewahrten aber ihre eigene Verfassung. Die einzelnen Berberfamilien wählten aus ihrer Mitte ihre politischen Leiter, welche sie den oberen Behörden gegenüber vertraten, und wo sie in größeren Genossenschaften zusammenwohnten, hatten sie ihre eigenen Dschemaas wie in Nordafrika und bewahrten ihre vollständige Freiheit und Autonomie. Die größeren Araberstämme hatten ebenfalls ihre eigenen Scheiche und regelten ihre Angelegenheiten nach altgewohnter Weise unter sich.

Die oberste Autorität bildete in allen Ortschaften der Richter. In den Dörfern sprach ein Hakum, ein Unterrichter, Recht; die größeren Orte standen unter einem Kadi, der einen oder mehrere Alguazils zur Vollziehung seiner Urtheile und zur Vollstreckung seiner Befehle zur Seite hatte. In Córdova befand sich die oberste Gerichtsbehörde des Chalifats. An ihrer Spitze stand der Kadi der Kadis, der von vier Richtern in der Erfüllung seiner Amtspflichten unterstützt wurde. Die politische Oberleitung lag in den Händen des Chalifen, der als Nachfolger des Pro-

pheten das geistliche und weltliche Fürstenthum in sich vereinte. Seine Herrschaft war zwar im Prinzip unumschränkt; seine Macht war in Spanien jedoch wesentlich begrenzt durch die Institution des Mexuar, des obersten Staatsraths, der aus den angesehensten Scheichen zusammengesetzt war und der in wichtigen Angelegenheiten von dem Emir bezw. Chalifen und seinem Großvezier, der hier den Titel Hagib führte, befragt werden mußte, und zu dem auch in besonderen Fällen die Walis der Provinzen und der Großstädte berufen wurden. Der Mexuar verhinderte auch, daß die Macht der Hagibs zu groß wurde und die Verwaltung zu einer Willkürherrschaft ausartete. Dieser demokratischen Einrichtung gegenüber suchten allerdings die Chalifen durch ihre große Leibwache ein Gegengewicht zu schaffen. Zu dieser Truppe wählten die Fürsten zuerst Berbern, dann Neger; am tüchtigsten fand man aber schließlich die „Stummen", die Siklabiten (Slaven), fremdländische, des Arabischen nicht mächtige Söldner slavischen oder germanischen Ursprungs. Alle diese Leibwachen suchten jedoch ihrerseits hier wie im Orient und wie überall und zu allen Zeiten ihre einflußreiche Stellung zur Usurpirung der Macht auszubeuten; sie konnten aber in Spanien dank dem Mexuar nie zu dem Einfluß gelangen, wie die Türkische Leibwache der Chalifen von Bagdad, wie die alten Prätorianer der römischen Kaiser, wie die Janitscharen und Mameluken der späteren Sultane.

Dem Hagib standen zwei Sekretäre, Alkatibs, zur Seite, von denen der eine die offizielle Korrespondenz zu führen, der andere die Regelung der Beziehungen der Regierung zu den Christen und Juden und die Erfüllung aller bezüglichen Verträge zu überwachen hatte.

Das Land war, der militärischen Grundlage seiner Organisation entsprechend, in Militärgouvernements getheilt, deren Zahl in den verschiedenen Zeiten der Araberherrschaft schwankte,

zur Zeit der Blüthe des Chalifats sieben war: Córdova, Toledo, Merida, Zaragoza, Valencia, Granada, Murcia. Jede dieser Provinzen stand unter einem Wali und hatte ihre eigene Verwaltung, gerade so wie alle Ortschaften im ganzen Reiche sich kommunaler Selbständigkeit erfreuten. Der Wali vertrat in seiner Provinz den Chalifen, brachte dessen Befehle daselbst zur Ausführung und hatte alle civilen, geistlichen und militärischen Angelegenheiten, so wie die Steuererhebung zu besorgen. Die Wehrpflicht war im ganzen Reiche eine allgemeine; jeder waffenfähige Mann war zur Heeresfolge, besonders wenn es sich um den Dschihad, den heiligen Krieg gegen die Christen handelte, gezwungen. Gegen Greise, Einsiedler, Frauen und Kinder war Schonung geboten; die Flucht vor einem weniger als doppelt so starken Feinde war entehrend; es mußte mindestens zwei Mal der Angriff gegen den Feind versucht werden; in den frühesten Zeiten wird jedoch diese letztere Bestimmung zweifellos nicht allgemein gültig gewesen sein. Ein Fünftel der Beute fiel dem Chalifen zu, der Rest wurde nach Maßgabe des Ranges vertheilt und zwar derart, daß jeder Reiter doppelt so viel erhielt als ein Infanterist.

Von den gesammten Einkünften des Reiches erhielt der Chalif ein Drittel; das zweite wurde zur Besoldung der Beamten verwandt; das dritte zur Disposition für besondere Ausgaben in den Staatsschatz gethan.

Die Kopfsteuer der Christen, eine der hauptsächlichsten Einnahmequellen, betrug für die Reichen 48 Dirhem; für die Mittelklasse 24 Dirhem und für die Handwerker 12 Dirhem, was, nach Dozy, gleich 28,80 Franks — 14,40 — 7,20 sein würde; aber da im achten Jahrhundert der Geldwerth zu dem unserer Zeit sich verhält wie 11 zu 1, war der Tarif in Wirklichkeit: Fr. 316,80 — 158,40 — 79,20.

Die Mozaraber wählten aus ihrer Mitte ihre Grafen, die

in Gemeinschaft mit den Bischöfen die Gemeindeverwaltung regelten und die Gerichtspflege in ihren Händen hatten. In Gerichtssachen zwischen Christen und Mohammedanern sprach der Kadi Recht. Erfolgte an diesen Berufung seitens der Christen, so war er gehalten nach den westgothischen Gesetzen das Urtheil zu sprechen.

Sobald die Periode der Eroberung Spaniens abgeschlossen und die Verwaltung des Landes geordnet war, mußte den neuen Herrschern daran gelegen sein die Einnahmen auf das höchste zu steigern, die reichen Hülfsquellen gehörig auszubeuten und die Ertragsfähigkeit des Bodens möglichst zu erhöhen. Die Pflege der Bodenkultur war es somit, die zuerst das Interesse der Araber und Mauren in Anspruch nahm, und der Ackerbau war und blieb in der Folge die hauptsächlichste Einnahmequelle, die Grundlage des außerordentlichen Wohlstandes und der blühenden Kultur des Chalifats Córdova. Die Araber, Berbern und Mauren selbst beschäftigten sich im allgemeinen nicht persönlich mit dem Ackerbau, den sie wie alle Arten des Gewerbfleißes vorerst für unter ihrer Würde erachteten. Der Krieg und die Verwaltung des Landes waren es, die ihnen ausschließlich zufielen. Anders wurde es dann, als die Kunde von der überreichen Fruchtbarkeit Spaniens sich über alle islamitischen Lande verbreitete und große Einwanderermassen aus denselben herbeilockte. Diese nahmen dann an dem Ackerbau wie überhaupt an der Pflege aller Zweige der materiellen Kultur thätigen Antheil. Diese Umstände bedingten, daß der Ackerbau zuerst ganz ausschließlich von den Eingeborenen, von den früheren Leibeigenen betrieben wurde und selbstverständlich in der von früherher gewohnten Weise; die Ackergeräthe, ja ihre Namen blieben im ganzen die alten und wurden von den muselmännischen Bauern denn auch adoptirt. Die Araber befolgten das Prinzip, das Brauchbare und Gute, das sie bei andern

Völkern fanden, zu acceptiren und zu verwerthen; ihr praktischer Sinn, ihr Scharfblick ließ sie überall schnell sowohl die natürlichen Einnahmequellen wie die besonderen Fähigkeiten der Eingeborenen und ihre allgemein verwendbaren Erfindungen und Kulturerzeugnisse erkennen. Diese letztern machten sie sich zu eigen, verbesserten sie, so weit es möglich war, und paßten sie den verschiedenen lokalen Verhältnissen in geeigneter Weise an.

So geschah es natürlich auch in Spanien. Seine früheren Bauern setzten ihre Thätigkeit fort und die Araber wandten die Erfahrungen und Errungenschaften ihrer orientalischen und afrikanischen Brüder zur Uebung und Förderung des Ackerbaues an. Hierzu war in erster Linie eine rationelle Ausnutzung der spärlichen Wassermengen, die Einrichtung eines geeigneten Bewässerungssystems geboten, und hier wurden die Kenntnisse benutzt, die sich die Ingenieure und Bauern in Mesopotamien erworben hatten. Die Kanalisation wurde in größtem Maßstabe angewandt, sorgfältig geregelt, zahllose Brunnen angelegt und durch die damit geschaffenen Wassermengen die Fruchtbarkeit des Bodens gesteigert, große Gebiete, die bis dahin brach gelegen hatten, urbar gemacht und in Garten- und Ackerland umgewandelt. Nun wurden Versuche angestellt die Zahl der spanischen Bodenprodukte zu vergrößern, Fruchtbäume, Nutzpflanzen, Zierpflanzen, Gemüse, Getreidearten andrer Länder und Zonen auf dem ergiebigen und für sie besonders vorbereiteten Fruchtboden Spaniens zu akklimatisiren. Diese Versuche gelangen in überraschendster Weise, und der Ertrag der Bodenkultur wurde dadurch in verhältnißmäßig kurzer Zeit in ungeahnter Weise erhöht, großen Menschenmassen überaus reiche Erwerbsquellen eröffnet, und die Bevölkerung des Chalifats wuchs darüber derart, daß sie zur Zeit der Blüthe desselben und zwar nur im arabischen Herrschgebiete Spaniens auf 25—30 Millionen berechnet worden ist, während sich nach Vertreibung der Mauren und Juden die

Gesammtbevölkerung Spaniens unter Philipp II. etwa auf 6½ und heute auf etwa 17 Millionen Einwohner beziffert.

Die Steigerung der Bodenkultur wird nicht wenig zu dem Wachsthum der Staatseinkünfte beigetragen haben, die sich unter den ersten Emiren auf ungefähr 600 000 Dukaten, unter Abderrahman III. (912—961) auf beinahe 13 Millionen Dukaten beliefen, deren heutigen Werth wir nach dem oben angegebenen Verhältniß von 1 : 11 berechnen müssen.

Von Handelspflanzen wurden Pfeffer, Senf, Kapern u. a. sehr gepflegt, viele einheimische veredelt; der Gemüsebau wurde auf das glänzendste entwickelt. Von Farbpflanzen wurden Indigo, Henna, Saffran, Safflor, Krapp akklimatisirt. Zum Zwecke der Seidenzucht wurde der Maulbeerbaum angepflanzt; zu dem der Papierfabrikation die Papyrusstaude, der Flachs, der Baumwollenstrauch, deren Produkte auch dem Textilgewerbe dienten. Reis, Durrha und andere Getreidearten, Mais, Zuckerrohr vergrößerten die Zahl der Nutzpflanzen. Der bedeutende Ertrag, den seit uralten Zeiten der Handel mit Weihrauch, andern Duftharzen und allen Gattungen von Parfümerien ergeben hatte, bewog die neuen Herren Spaniens die bezüglichen Gewächse dort anzupflanzen und die Fabrikation von Parfümerieen in größtem Maßstabe zu betreiben. Von Fruchtbäumen wurden die Dattelpalme, viele Orangenarten, Aprikosen-, Pfirsich- und Granatbaum mit größtem Erfolge nach Spanien überführt. Oelbaum und Feigenbaum, die infolge mangelhafter Pflege verwildert waren, wurden veredelt und ihre Kultur zu einer ungemein ergiebigen Einnahmequelle. Besonderes Interesse widmeten die Araber und Mauren der Blumenzucht, dem Gärtnereigewerbe, das sich zum Theil zu wahrer Kunst ausbildete. Die verbürgten Resultate dieses Zweiges ihrer Kultur sind staunenerregend; unter den vielen Spezialitäten seien besonders die schönen durch Pfropfung von Rosenreisern auf Mandelbäumen erzielten Rosen Sevillas erwähnt.

Die Präservirung von Früchten, wodurch sich die Einwohner der Balearen und auch die Spaniens seit uralten Zeiten ausgezeichnet hatten, wurde ebenfalls in großem Maßstabe betrieben.

Die Viehzucht erfreute sich nicht geringerer Pflege seitens der Araber und Mauren Spaniens. Die andalusischen Pferde waren bald beinahe ebenso geschätzt wie die arabischen und auch über sie wurden genealogische Werke verfaßt, wie solche über die echten arabischen Rassen in bedeutender Zahl geschaffen wurden. Maulthier-, Kameel-, Ziegen-, Schaf-, Rindviehzucht wurden nicht minder lebhaft betrieben. Daneben waren es manche im Orient ganz besonders beliebte Hausthiere als Katzen und Tauben, deren Zucht hauptsächlich aus Liebhaberei eifrig gefördert wurde.

Gerberei und Lederwaarenfabrikation nahmen einen außerordentlichen Aufschwung; als Spezialität waren die farbigen Schafleder von Córdova, Corduan, in aller Welt berühmt und ein bedeutender Handelsartikel. Die kostbaren Lederstickereien waren eine Erwerbsquelle für viele Tausende von Arbeitern.

Der unerschöpfliche Reichthum Spaniens an Erzen aller Art hatte seit uralten Zeiten die Augen aller Kulturvölker auf das Land gelenkt; sie forderten nun die thätigen Mauren zu der glänzenden Entwicklung der Eisen- und Stahlindustrie, des Kunstgewerbes geradezu heraus, und auf allen diesen Feldern der materiellen Kultur wurde außerordentlich Bedeutendes geleistet. Die Stahlwaaren und Waffen der spanischen Fabriken, die ciselirten und tauschirten Erzeugnisse des Kunstgewerbes, die Schmucksachen, im Besondern die Gold- und Silberfiligranarbeiten der maurischen Goldschmiede waren nicht allein in der islamitischen, sondern auch in der christlichen Welt mit Recht hoch geschätzt. Die Fabrikate der maurischen Spinnereien, die Seidenstoffe, die Brokat- und Damaststoffe, Schleiergewebe, Baumwollen- und Leinenwaaren konnten sich mit den besten Erzeugnissen des Orients messen. In der Blüthezeit des Chalifats Córdova

sollen sich in dieser Stadt allein 130 000 Menschen von Seidenweberei ernährt haben und in Sevilla 16 000 Seidenwebstühle in Thätigkeit gewesen sein.

Auch in der Färberei waren die Mauren ausgezeichnet. Die Farbstoffe, die sie verwandten, waren im allgemeinen so dauerhaft, daß sie auf vielen unserer Zeit erhaltenen Erzeugnissen der Araber heute noch völlige Frische zeigen und neuesten Ursprungs zu sein scheinen.

Von höchster kulturhistorischer Bedeutung war die stark entwickelte Papierfabrikation, deren Produkte die Araber wohl bei dem Eintritt in die chinesische Kultursphäre zuerst kennen gelernt hatten. Die größten Fabriken befanden sich in Xativa. Tusche- und Tintenfabrikation wurde durch den bedeutenden Verbrauch von Papier, durch das hochentwickelte Geistesleben, durch die ungeheure Anzahl von Literaturwerken, die während der ganzen Araberherrschaft geschaffen wurden, entsprechend gefördert.

Die Produkte der Keramik verdienen ganz besonderer Erwähnung. Sie zeichneten sich durchweg durch Eleganz der Form und Feinheit der Ausführung aus. Für die erstere galten in der ersten Periode der Araberherrschaft natürlich die der römisch-byzantischen Zeit als Vorbilder. Die ältesten maurischen Töpferwaaren weisen große Aehnlichkeit mit den etruskischen der Verfallszeit auf; von Farben wurden zuerst gewöhnlich grün und weiß angewandt. Bald jedoch bemerken wir dieselben Wandlungen wie in der Kunst und im Kunstgewerbe, die Formen werden mannigfaltiger, edler, die Farben reicher und hauptsächlich wurden alle Fabrikate mit prachtvollen farbigen Reliefverzierungen und Arabesken versehen, der nationale Stil auch auf diesem Gebiete schön entwickelt. In der Farbengebung der Majolikaarbeiten wurde besonders ein außerordentlich hoher Grad von Vollkommenheit erreicht, der diese Erzeugnisse heute zu sehr kostbaren Schätzen macht. So werden namentlich die

irisirenden glasirten Thonwaaren von Kennern und Kunstliebhabern heute mit außerordentlich hohen Preisen bezahlt. Ebenso große Geschicklichkeit erlangten die arabischen Handwerker in der Lampenfabrikation, in der ebenfalls die antiken Formen zum Vorbild genommen wurden; ferner in der Herstellung von glasirten gemusterten Kacheln, den Azulejos, die die kostbare Mosaikbekleidung der Fußböden und Wände ersetzen mußten.

Die Möbelfabrikation wurde mit großem Eifer betrieben und in der Kunsttischlerei besonders Bedeutendes geleistet. Die Sauberkeit und Feinheit der kostbaren musivischen Arbeiten in Holz, Perlmutter, Elfenbein, Edelmetallen, Glas und Stein sind bis heute unerreicht geblieben.

Der großartigen Entwickelung der Gewerbe entsprach der rege Handelsverkehr, der im Innern des Landes durch gute Wegbauten und eine gut organisirte Polizei, auf dem Meere durch die beträchtliche Flotte gesichert und gefördert wurde, deren Gründung und Entfaltung sich schon Abderrahman I. mit Eifer hatte angelegen sein lassen. In den Städten und kleineren Ortschaften wohnten gewöhnlich die Vertreter der einzelnen Industriezweige zusammen, wie es nach orientalischem Vorbilde dann ja auch in der christlichen Welt zum Theil der Fall war. Hauptsächlich großartig waren die Alcaicerias der Großstädte eingerichtet, die Bazare der Seidenhändler, die ganze Stadttheile einnahmen und Nachts durch kostbare eiserne Gitterthore vollständig abgeschlossen werden konnten. Die Waaren, die in ihnen aufgestapelt waren, beliefen sich ja allerdings auf viele Millionen von Dinaren. Eine Vorstellung von diesen Bazaren und Alcaicerias geben heute noch die arabischen Zoukhs der nordafrikanischen und orientalischen Großstädte, und den Ueberrest einer solchen finden wir noch in dem heutigen Granada.

Der materielle Wohlstand, der unter den geordneten Verhältnissen des Chalifats entstanden war, mußte die Pflege der

Künste auf das Höchste befördern, und diese entwickelten sich denn auch in Spanien auf das Glänzendste. Die psychische Grunddisposition der Araber wie überhaupt aller semitischen Völker schloß eine großartige Entwickelung der Malerei und Bildhauerei aus und war nur für die Baukunst in höherem Grade geeignet, die nun allerdings auch Meisterleistungen schuf, deren spärliche Ueberreste heute noch die Welt mit Staunen erfüllen.

Die Araber konnten aus den Wüsteneien ihres Vaterlandes keinen fertigen Baustil mitbringen: sie mußten daher die Formen annehmen, die sie in den Ländern vorfanden, welche sie ihrem Glauben unterwarfen. Auch der Kultus erforderte so wenige bauliche Besonderheiten, daß die christlichen Kirchen zuerst den Kultuszwecken des Islam vollständig genügten.

Meist wurden daher überall, wohin die Araber kamen, die römisch-byzantinischen Bauformen zum Vorbild genommen, sobald die Massen der vorhandenen Bauten den Erfordernissen der neuen Herren nicht mehr genügten und Neubauten nothwendig wurden. So bildete sich erst allmählich der eigenartige Baustil aus, der der arabische oder maurische genannt wird und der sich uns heute noch in den Ueberesten der Moschee von Córdova, des Alkazar von Sevilla und der Alhambra von Granada in seiner vollen Schönheit zeigt und in Granada überhaupt seine höchste Vollendung erreichte. Freilich sind dies nur ganz spärliche, dürftige Ueberreste der nach vielen Hunderten oder Tausenden zählenden ähnlichen Luxusbauten, die zur Zeit der Blüthe des Chalifats und auch später noch über das ganze arabische Spanien zerstreut waren und von deren wunderbarer Pracht zahllose Berichte erzählen.

Die eigentliche Besonderheit des arabischen Baustils ist das Ueberwiegen der Ornamentik über die konstruktiven Elemente, und darin liegt vielleicht der Grund der großen Vorzüglichkeit dieser vielen Bauwerke der Blüthezeit. Dieses Charakteristikum, das

dem Wesen der Araber durchaus entspricht, ist es übrigens auch, das denjenigen dient, welche bemüht sind, den Werth der arabisch-maurischen Kultur zu verkleinern und die die Baukunst derselben überhaupt gar nicht als solche gelten lassen wollen.

Der Grundplan ist in allen arabischen Bauten immer derselbe. Die klimatischen Verhältnisse, die Häufigkeit der Erdbeben, die Gewohnheiten der Araber schlossen vielstöckige Bauten überhaupt im allgemeinen aus und erforderten einstöckige, gestatteten allenfalls zweistöckige Bauwerke. Der Individualismus und Subjektivismus der Araber bedingten die Abschließung des häuslichen, des Familienlebens von der Außenwelt. Damit war die Grundform des Hauses gegeben, das die Aehnlichkeit mit der des Zeltes zu bewahren suchte. Das Zentrum bildete der Hof im Innern mit seinem Brunnen und seinen Gartenanlagen. In ihm spielte sich das Leben der Hausbewohner ab, und er wurde zum Schutze gegen die Sonne mit einem Zeltdach überspannt. Um ihn herum liefen die von Säulen oder Pfeilern gebildeten Gallerien, und dahinter befanden sich die Wohnräume. War eine Erweiteruug des Hauses erforderlich, so erfolgte dieselbe nicht in die Höhe, sondern in die Breite, indem an den einen Hof ein zweiter und ein dritter mit seinen Gallerien und Wohnräumen angeschlossen wurde, welche letztere sich nach Bedürfniß zu mehr oder minder großen Sälen gestalteten. Die Disposition der Moschee war dieselbe; nur wurde die nach der Gegend von Mekka gerichtete Seite der den Hof umgebenden Kolonnaden zu einem geräumigen Saal oder zur Säulenhalle vergrößert. Nicht anders ist die Hauptmoschee von Mekka, die von Damaskus, die von Kairawan und die von Córdova angelegt. Häuser, Paläste, und Moscheen waren nach außen hin ohne Schmuck, ohne alle Verzierungen, nur die Eingangsthüren waren mit Arabesken versehen. Die ganze Pracht und der Luxus des Orients entfalteten sich im Innern der Gebäude, die je nach dem Reich-

thum des Besitzers ausgeschmückt waren. Die schönste Verzierung gab die Arabeske her, die meist von geometrischen Figuren ausging, oder die arabischen Schriftzeichen zu Ornamenten und zugleich zu frommen Inschriften verwandte. Diese gewöhnlich aus Stuck geformten und blau, roth und gold gemalten Ornamente wurden in unerschöpflicher, das Auge nie ermüdender Mannigfaltigkeit zur Verzierung aller Wandflächen und Plafonds verwendet. In letzteren, die meist aus kostbaren Hölzern mosaikartig zusammengesetzt waren, und in Holz- und Metallthüren wurde besonders ein außerordentlicher Luxus getrieben. Ein weiteres Charakteristikum der maurischen Baukunst waren der Hufeisenbogen und die unter dem Namen des Artesonado- oder Stalaktitenstils bekannten Stuckverzierungen, die die Kuppelgewölbe, die Eingänge, die Plafonds und Ecken nicht mit Holz gedeckter Gemächer und Säle verzierten und ebenfalls wie die Arabesken der Wände farbig waren.

Neben der Baukunst war es die Musik, die sich bei den Arabern und Mauren Spaniens der größten Pflege erfreute. Hierin waren die Araber hauptsächlich die Schüler der Perser, von denen sie auch eine große Zahl von Instrumenten entlehnten, die sich dann von Spanien aus über die christliche Welt verbreiteten. Lauten, Mandolinen, Guitarren, Hoboen, Trompeten, Trommeln und Tamburins wurden von ihnen in Spanien eingeführt.

Der große Wohlstand in den arabischen Reichen Spaniens ermöglichte auch die großartige Pflege der Wissenschaften, die wir dort unter arabischer Herrschaft bemerken. Hiefür war jedoch noch ein andrer Umstand förderlich gewesen: der Freigeist, der im allgemeinen im arabischen Spanien herrschte und der sich mit dem der Perser messen konnte, in deren Macht- und Kultursphäre sich aus eben diesem Grunde auch die Wissenschaften zuerst glänzend entfalteten. Hier wie dort herrschte im allge-

meinen eine zuweilen an Atheismus grenzende freie religiöse Richtung vor, und nur wenn die Orthodoxen einmal das Uebergewicht erlangten, erfolgte ein mehr oder minder starker Rückschlag, der zeitweise die Wissenschaftlichkeit beschränkte, sie wohl gar zu vernichten suchte, viele Werke von Freigeistern und Gelehrten zerstörte. Dergleichen Rückschläge fanden in Spanien schon unter den ommajadischen Chalifen wiederholentlich statt, wurden jedoch schnell wieder ausgeglichen. Nachdrücklicher und von längerer Dauer waren die Reaktionen, die das Hereinbrechen der Almoraviden und Almohaden in Spanien mit sich brachte. Doch auch selbst die Fürsten dieser Dynastien konnten sich für die Dauer nicht dem allmächtigen Einfluß der großartigen Geisteskultur der Araber und Mauren entziehen, und schlimmer war der Schaden, den ihre fanatischen Berberhorden durch Zerstörung zahlloser Luxusbauten früherer Zeit und vieler Zweige der materiellen Kultur anrichteten; sie trugen dadurch nicht wenig zum Niedergang derselben, zum Sturz der Araberherrschaft in Spanien bei.

Die medizinischen Studien waren es gewesen, die die Pflege der Wissenschaften im allgemeinen in allen arabischen Ländern, besonders aber in Persien und Spanien nach sich zogen und förderten, weil sie durch ihren Charakter, durch ihre Hülfswissenschaften den orthodoxen Glauben untergruben, den Geist des Zweifels und der Kritik, die Vernunft an seine Stelle setzten.

Die erste Folge der eifrigen medizinischen Studien war die Ausbildung der Arzneimittellehre, die die Araber überhaupt erst zu einer Wissenschaft erhoben. Mit ihr war das Studium der Naturwissenschaften, die Ausbildung der Chemie und Physik auf das innigste verbunden, und die Leistungen der arabischen und jüdischen Gelehrten auf diesen Gebieten der Forschung waren grundlegend für die heutigen Wissenschaften und zu jener Zeit um so bedeutsamer und überraschender, als die Christenheit

in tiefer Geistesnacht schlummerte und jeder Spur höheren und vollends wissenschaftlichen Geisteslebens ganz entbehrte. Die Anatomie war ja allerdings den damaligen Gelehrten noch verschlossen, weil sie den religiösen Anschauungen jener Zeit widerstrebte; es liegen jedoch eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Resultaten vor, die die anatomischen Studien unbedingt voraussetzen und man darf daher annehmen, daß die großen Aerzte, die Träger einer freien Weltanschauung, sich auch über die kleinlichen Verbote der Orthodoxie hinweggesetzt und die Anatomie betrieben haben. In der Chirurgie wurde besonders in Spanien Außerordentliches geleistet. In allen diesen Studien wurden die Araber und Mauren mit größtem Eifer und Erfolge von den Juden unterstützt, die der arabischen Wissenschaftlichkeit durch ihre einflußreichen Stellungen als Aerzte der christlichen Fürsten und selbst der Päpste auch in Christenlanden allmählich Boden schufen.

Neben diesen Studien wurde das Hauptinteresse der Astronomie und allen ihren Hülfswissenschaften zugewandt, in denen ebenfalls Resultate von höchster Bedeutung erzielt wurden. Diese Ergebnisse dienten der neueren Forschung auf diesen Gebieten der Wissenschaft als nothwendige Voraussetzung, als Ausgangs- und Stützpunkte. Die von den Arabern geschaffenen bezüglichen Lehrbücher wurden Jahrhunderte lang auf den christlichen Universitäten unverändert angewandt. Daß die Araber zu einer völlig richtigen Weltanschauung, zu der Erkenntniß der Kugelgestalt der Erde gelangten und damit das Zeitalter der Entdeckungen fremder Erdtheile vorbereiteten, ihm die erforderlichen Hülfsmittel gewährten, dafür zeugen nicht nur die sorgfältigen astronomischen Berechnungen, sondern auch die arabischen Erdgloben, die kartographischen Werke jener Zeit und viele andere unzweifelhafte Beweismittel.

Geschichte, Geographie, Sprachforschung, Statistik, kurz alle

Zweige der Wissenschaft wurden auf den Arabischen Hochschulen Spaniens, deren Organisation bis in ihre kleinsten Einzelheiten den späteren christlichen Universitäten zum Vorbilde diente, mit unermüdlichem Eifer gepflegt.

Die Jurisprudenz war mit der Theologie verbunden; der Koran dient beiden bis auf den heutigen Tag als unumstößliche Grundlage.

Den gemeinsamen Berührungspunkt aller dieser Wissenschaften bildete endlich die Philosophie, die auf sehr fehlerhaften Uebersetzungen der Werke des Aristoteles gegründet wurde und in der von den Arabern und Juden geschaffenen Gestalt in die mittelalterliche christliche Welt überging, um auch diese bis zur Renaissanceperiode zu beherrschen.

Von den Gattungen der Poesie konnte der Natur der Araber entsprechend nur die Lyrik bedeutende Pflege finden und ferner die im ganzen Orient so ungemein beliebte Märchendichtung, die beide ebenfalls einen sehr bedeutenden gestaltenden Einfluß auf die schöne Literatur der christlichen Völker ausübten, als diese allmählich unter den beständigen Einwirkungen der arabischen Wissenschaftlichkeit zum Leben erweckt wurden. 500 Jahre vergingen jedoch hierüber und um ebenso lange Zeit waren die Araber in ihrer Kultur den Christen voraus, denen sie dieselbe in der in flüchtigen Umrißlinien geschilderten Großartigkeit überlieferten. Zu einer Zeit, in der in christlichen Landen nur wenige Priester die Künste des Lesens und Schreibens beherrschten, bestanden in allen Großstädten des arabischen Spanien Hochschulen, nach denen seit dem 13. Jahrhundert allmählich in der Christenheit Universitäten gegründet wurden; bestanden zahllose Mittelschulen, in denen die Anfangsgründe der Wissenschaften gelehrt wurden; bestanden in den kleinsten Dörfern selbst Volks- und Armenschulen in solcher Zahl, daß man Grund hat anzunehmen, daß unter Hakem II. 961—976 mindestens in der

Provinz Córdova niemand des Lesens und Schreibens unkundig war. Während in der christlichen Welt bis zum 13. Jahrhundert keine nennenswerthe Büchersammlung existirte, besaß das arabische Spanien im 11. noch mindestens 70 große Bibliotheken, von denen manche mehrere Hunderttausende von Bänden umfaßten.

Die Benutzung des Papiers und der indischen Zahlen seitens der Araber um ein halbes Jahrtausend, des Kompasses, des Pulvers ein Jahrhundert früher als in der Christenheit; die großartige Entwickelung des Badewesens, die glänzende soziale Kultur helfen die Unterschiede in dem Grade der Gesittung zwischen dem arabischen Spanien und der damaligen christlichen Welt treffend markiren. Die Stellung der Frau innerhalb der arabischen Gesellschaft war ferner eine dem hohen Kulturgrade entsprechende freie und würdige. Toleranz, Humanität und Ritterlichkeit waren die Grundzüge des sozialen Verkehrs im arabischen Spanien.

Von der Höhe und dem Glanz der Kultur der Araber in Spanien kann man sich heute in jedem Lande nur schwer eine klare Vorstellung machen, denn Jahrhunderte lang haben sich die Diener der Kirche mit Erfolg bemüht, die Spuren der Thätigkeit und des Einflusses der Glaubensfeinde zu verwischen. So zeugen für den oberflächlichen Beobachter im heutigen Spanien nur noch einzelne Baureste von der großartigen Thätigkeit der Araber im Mittelalter. Es ist aber klar, daß ihre 700jährige Herrschaft über das Land nicht so spurlos vorübergehen konnte, wie es scheint, und bei sorgfältiger Untersuchung sehen wir denn auch in der Sprechweise, in den Sitten und Gebräuchen der Andalusier namentlich, in ihrer Musik und in zahllosen andern Einzelheiten ihrer Kultur die Einflüsse der Araber mit unzweifelhafter Deutlichkeit hervortreten. Vollends ist der ethnische Einfluß der Araber so groß gewesen, daß in manchen Theilen

des Landes den Einwohnern nur die orientalische Tracht fehlt, um sie als Araber und Mauren erscheinen zu lassen.

Die Vertreibung der Araber vom Boden Spaniens wurde für sie selbst verhängnißvoll, zog den gänzlichen Verfall ihrer Kultur nach sich, warf sie in Unkultur und Barbarei zurück, aus der sie sich nicht haben erheben können.

Doch auch für Spanien schwand mit ihrer Vernichtung die blühende Kultur, die sie dort geschaffen hatten und der Wohlstand. Das Land hat sich von den Folgen des orthodoxen Zelotismus, der die Maßregeln diktirte, durch welche die Araber, Mauren und Juden von seinem Boden vertrieben wurden, nie wieder erholen können. Seine Boden, den die Araber in einen Garten und in ein unendlich ergiebiges Fruchtland umgeschaffen hatten, liegt großentheils brach; seine unerschöpflichen Reichthümer bleiben beinahe ungenützt, denn es fehlt eben jene arbeitsame Bevölkerung, die die Araber, Mauren und Juden gebildet hatten, es fehlt ihr praktischer Geist, der die vorhandenen Arbeitskräfte richtig verwandte und leitete.

(346) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Zur
Erinnerung an Georg Waitz.

Von

August Kluckhohn.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Der Mann, dessen Andenken die vorliegenden Blätter gewidmet sind, war ein schlichter deutscher Gelehrter, welcher sein arbeitsvolles Leben ganz in den Dienst der strengen Wissenschaft stellte und weder als Schriftsteller noch als akademischer Lehrer jemals nach dem Beifall der Menge trachtete. Die literarischen Arbeiten, durch die sich Georg Waitz den Namen eines großen Historikers erwarb, bestanden vorwiegend in Forschungen, die nur die Theilnahme der Fachgenossen erregten, und die berühmt gewordenen Vorlesungen und Uebungen, die er viele Jahre an der Universität Göttingen hielt, kamen in erster Linie denjenigen zugute, welche sich von ihm in geschichtliche Studien einführen ließen.

Ließe sich von G. Waitz nicht noch mehr rühmen, als daß er als Geschichtsforscher bahnbrechende Werke vollendet und als Lehrer eine Schule gegründet hat, die sich weit über Deutschland hinaus Geltung verschaffen sollte, so würde man Bedenken tragen können, von dem Heimgegangenen auch zu Solchen zu reden, welche den historischen Studien ferner stehen; aber der ausgezeichnete Gelehrte, dessen Tod wir beklagen, verband mit dem Lorbeer der Wissenschaft den Vorzug, ein Mann von seltener Lauterkeit, Geradheit und Treue zu sein. So mag denn der Versuch gerechtfertigt sein, von seinem Leben und Wirken eine Skizze auch für weitere Kreise zu entwerfen, in der Hoffnung, daß auch diejenigen, welche der gelehrten Thätigkeit des Geschichtsfor-

schers nur eine geringe Theilnahme abzugewinnen vermögen, sich nicht ungern mit dem Bilde eines Mannes befreunden werden, der zu den Edelsten und Besten unserer Nation gehörte und durch die sittliche Macht seiner Persönlichkeit nicht minder als durch seine wissenschaftliche Größe fruchtbringend gewirkt hat.

Georg Waitz wurde am 9. Oktober 1813 zu Flensburg geboren. Aber nur die Mutter war eine Schleswig-Holsteinerin, der Vater, welcher dem Kaufmannsstande angehörte, stammte aus Norwegen und war der Sohn eines aus Schmalkalden dorthin berufenen deutschen Bergwerkdirektors, welcher sich in dritter Ehe mit einer Norwegerin verheirathet hatte. Aus dieser Mischung hessisch-thüringischen mit norwegischem und schleswig-holsteinischem Blut ist jene kräftige und gewichtige norddeutsche Art hervorgegangen, welche Waitz charakterisirt.

Es waren nicht geradezu glänzende Verhältnisse, unter denen der Flensburger Kaufmannssohn heranwuchs. Da der Vater vollauf durch geschäftliche Sorgen in Anspruch genommen war, so fiel das Amt der Erziehung der trefflichen Mutter zu. Den ersten Grund zu seiner Bildung legte der lernbegierige und fähige Knabe auf dem Gymnasium zu Flensburg, und das früh geweckte Interesse fand nicht allein ausgezeichneten Unterricht durch gedeihliche Pflege, sondern auch durch ein ausgedehntes Selbststudium, das sich mit bedeutungsvoller Vorliebe auf Niebuhr's römische Geschichte, d. h. auf dasjenige Werk, welches der Geschichtsforschung in methodischer Beziehung neue Bahnen eröffnet hat, erstreckte. „Dieses Buch habe ich gelesen und immer wieder gelesen; Niebuhr, meinem Landsmanne, nachzueifern, wurde mein höchstes Ziel." Mit dem Entschlusse, die Jurisprudenz zwar zum Lebensberufe zu machen, aber mit der Rechtswissenschaft auch historische Studien zu verbinden, bezog er Ostern 1832 die Universität Kiel und ein Jahr später Berlin.

An keiner anderen Hochschule hätte Waitz so vorzügliche

Lehrer auf allen Gebieten des Wissens finden können wie in jenen Jahren in der Hauptstadt Preußens. Bestimmenden Einfluß übten auf ihn von Juristen Savigny und Homeyer; er hörte außerdem Rudorff und Heffter. In der Politik wurde der greise Schleiermacher sein Lehrer. Von Männern der philosophischen Fakultät aber hörte er unter Anderen Böckh, Ritter Trendlenburg, Lachmann, Wilken. Wie Homeyer ihn in das Studium des deutschen Rechts und seiner Quellen ein führte, Lachmann ihm die Methode philologischer Forschung lehrte, so wurde er durch die historischen Uebungen, an denen der „freundliche" alte Wilken ihn theilnehmen ließ, zuerst mit einem größeren Kreise frühmittelalterlicher Schriftsteller bekannt. Aber alle diese Einflüsse, so bedeutend sie waren, traten doch weit zurück hinter der tiefgreifenden Wirkung, die Leopold v. Ranke auf ihn zu üben bestimmt war.

Noch entsprach, als Waitz nach Berlin kam, die akademische Wirksamkeit Ranke's mit nichten dem Glanze, der schon damals den Namen des jugendlichen Meisters der Geschichtsschreibung umstrahlte; er las nur vor einem kleinen Kreise von Zuhörern. Freilich mehrte sich ihre Zahl zusehends, und es waren junge Männer von bedeutender Zukunft, welche sich mehr und mehr um ihn schaarten. Ranke vereinigte die hoffnungsreichsten unter ihnen zu einer „Historischen Gesellschaft", welcher außer Waitz A. Schmidt, Wilmans, Giesebrecht, Köpke, Dönniges, S. Hirsch und der bei seinem Eintritt in jenen Kreis erst 16jährige H. von Sybel angehörten. Es war, wie der Letztere in einem seinem Freunde gewidmeten geistvollen Nachrufe bezeugt hat, das überlegene Wissen und die durchdringende Kritik, womit Waitz den damaligen Genossen imponirte, während bei aller Zurückhaltung sein stets freundliches Wesen den Umgang mit ihm angenehm machte. Wie fördernd aber auch für Waitz der Verkehr mit den gleichstrebenden Freunden gewesen, hat er selbst immer dankbar anerkannt.

Für das Jahr 1834—35 hatte die Berliner Universität eine Preisfrage über König Heinrich I. gestellt. An der Bearbeitung des Gegenstandes betheiligten sich Mehrere; den ersten Preis erhielt am 3. August 1835 G. Waitz, den zweiten R. Köpke. Ersterer hatte sich zur Ausführung seiner Arbeit ein halbes Jahr nach Kopenhagen, wohin seine Eltern inzwischen übergesiedelt waren, zurückgezogen; Ranke zögerte nicht, ihn nach seiner Rückkehr zu bestimmen sich ganz dem Studium der Geschichte zu widmen. Gleichzeitig ließ sich Ranke durch die glücklichen Erfolge, die seine Schüler bei jener Preisbewerbung erzielten, bewegen, einige von ihnen, und zwar außer Waitz und Köpke noch Dönniges, Giesebrecht, Wilmans und Hirsch zu veranlassen, gemeinsam Jahrbücher des deutsches Reiches unter dem sächsischen Hause auszuarbeiten. Waitz übernahm die Geschichte Heinrichs I. und arbeitete zu diesem Zwecke die Preisschrift in deutscher Sprache um; sie eröffnete im Jahre 1837 die Reihe der Jahrbücher. Man weiß, wie dieses von Ranke mit einer Vorrede eingeführte Unternehmen den Anfang einer neuen kritischen Behandlung der Geschichte des Mittelalters und zugleich den Ausgangspunkt einer Ranke'schen Schule im engeren Sinne des Wortes bezeichnet. Als ein paar Dezennien später nach der Gründung der Historischen Kommission in München Ranke eine Bearbeitung der ganzen deutschen Reichsgeschichte in Form von Jahrbüchern auf Grund der mittlerweile so glücklich vermehrten Quellen und Vorarbeiten in Vorschlag brachte, übernahm es Waitz noch einmal seinen König Heinrich einer durchgreifenden Umarbeitung zu unterziehen, und zu besonderer Freude gereichte es ihm, als er im Jahre 1885 eine dritte Auflage veranstalten und das ihm lieb gewordene Buch in noch einmal verbesserter Gestalt an demselben Tage hinausgeben konnte, an dem es 50 Jahre vorher mit dem Preise gekrönt worden war. Was die Schrift schon in ihrer ursprünglichen Form auszeichnete,

war vor allem die scharfe und doch besonnene Kritik, die hier an den Quellen geübt wurde, indem Waitz mit sicherer Hand die echte Ueberlieferung von den späteren Zuthaten der Sage und Dichtung zu sondern verstanden hatte. Nur das, was dem Forscher als durchaus zuverlässig erschien, wurde in die knappe, wohlgeordnete und klare Darstellung aufgenommen. Dabei bewährte schon damals Waitz ein scharfes Auge für Fragen der Verfassungsgeschichte und zugleich einen verständnißvollen Sinn für die edle Gestalt und die große weltgeschichtliche Aufgabe des ersten sächsischen Königs.

Während der erste Band der Jahrbücher des deutschen Reichs, abgesehen von dem Vorwort Ranke's, ganz das Werk unseres jugendlichen Autors ist, enthalten auch ein paar der folgenden Bände vortreffliche kritische Arbeiten aus seiner Feder: Exkurse zur Geschichte Otto I. und namentlich scharfsinnige Beobachtungen über das Chronikon Corbejense, das Waitz in Verbindung mit S. Hirsch als eine kecke Fälschung des ersten Herausgebers, Falke, nachgewiesen hat. Die Göttinger Sozietät der Wissenschaften zeichnete die beiden glücklichen Forscher dafür mit einem von Wedekind gestifteten Preise aus.

Ehe die in den Jahrbüchern niedergelegten Arbeiten erschienen und seinen Ruf als den eines kritischen Forschers für immer begründeten, hatte Waitz durch eine vortreffliche Dissertation über das Chronikon Urspergense, in dessen erstem Theile er das wichtige Werk des Ekkehard von Aura erkannte, am 18. August 1836 den philosophischen Doktorgrad an der Berliner Universität erworben und auf Empfehlung von Ranke ein neues großes Arbeitsfeld gewonnen, das seiner eigenthümlichen Begabung wie seinen Neigungen im vorzüglichem Grade entsprach; ich meine das große Unternehmen der Monumenta Germaniae historica.

G. H. Pertz in Hannover, dessen Händen einst der Frei-

Herr von Stein das durch ihn ins Leben gerufene nationale Werk anvertraut, hatte von den Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters erst zwei Bände herausgegeben, als er G. Waitz zu seinem Mitarbeiter machte. Kein Gehülfe hätte für Pertz geeigneter sein können, als unser mit den Grundsätzen philologisch-historischer Kritik so wohl vertraute, durch Kenntnisse, Arbeitskraft und Selbstlosigkeit ausgezeichnete junge Gelehrte. In den $5^1/_2$ Jahren, welche Waitz theils in Hannover, theils auf Reisen ganz im Dienste der Monumenta Germaniae zubrachte, hat er nicht allein die mustergiltige Edition bedeutender Quellenschriften, welche eine lange Reihe der folgenden zehn Bände zieren, theils vollendet, theils vorbereitet, sondern auch Abschriften, Kollationen, Quellenuntersuchungen für andere Theile des großen Unternehmens mit unverdrossenem Fleiße und noch seltener Akribie besorgt.

Wer könnte aber verkennen, daß alle diese Studien, verbunden mit langen Reisen in Frankreich und Deutschland und dem persönlichen Verkehr mit großen Gelehrten des In- und Auslandes, auf die Entwickelung des jungen Historikers den heilsamsten Einfluß ausüben mußten? Die Entdeckung überaus wichtiger Lebensnachrichten über den Apostel der Gothen, die ihn zu der Schrift: „Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila" (1840) veranlaßten, sowie die Auffindung hoch bedeutsamer altheidnischer Zauberformeln, die er J. Grimm zur Veröffentlichung überließ, machten seinen Namen auch über den Kreis der Geschichtsforscher hinaus vortheilhaft bekannt.

Erst 28 Jahre alt, wurde Waitz schon als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität seines engeren Vaterlandes berufen. Ehe er nach Kiel übersiedelte (Oktober 1842), vermählte er sich in Berlin, wo er die letzten Monate zugebracht, mit Clara Schelling, einer Tochter des berühmten Philosophen, und legte damit den Grund zu jenem häuslichen

Glück, das nur der Tod der vorzüglichen Gattin (1857) zerstören konnte.

Auch in anderer Beziehung durfte man den jungen Kieler Professor glücklich preisen. Die kollegialen Verhältnisse an der kleinen, aber blühenden heimatlichen Universität waren für Waitz so angenehm wie möglich; seine Lehrthätigkeit, die sich über deutsche und schleswig-holsteinische Geschichte, über Mittelalter, deutsche Alterthümer und rechtsgeschichtliche Dinge erstreckte, fiel auf einen fruchtbaren Boden, und damit Hand in Hand gingen literarische Arbeiten und wissenschaftliche Forschungen, die theils dem Gebiete der allgemeinen deutschen, theils dem der schleswig-holsteinischen und dänischen Geschichte angehörten. Ich schweige von der Vorbereitung der „Urkundensammlung für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte" (1848, 1849), von der Redaktion der fünf ersten Bände der „Nordalbingischen Studien" (1844 ff.) und den Beiträgen zu einem folgenden Bande, ferner von den aus Vorlesungen hervorgegangenen schönen Aufsätzen über die Entwickelung der deutschen Historiographie im Mittelalter (in der von A. Schmidt herausgegebenen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Band II. IV.), sowie von der Fortsetzung der Arbeiten für die Monumenta und gedenke nur mit wenigen Worten des bahnbrechenden Werkes über „deutsche Verfassungsgeschichte", wovon die beiden ersten Bände in Kiel entstanden sind.

Es war im Jahre 1843, als der dreißigjährige Historiker kühnen Muthes den Entschluß faßte eine Geschichte der Entwickelung des fränkischen und deutschen Reichs und seines öffentlichen Rechts zu schreiben, ein Unternehmen, zu dem warme Vaterlandsliebe und wissenschaftliches Interesse zugleich ihm den Antrieb gaben. Schon nach einem Jahre war der erste Band, der die deutsche Verfassung in ältester Zeit behandelt, vollendet, und drei Jahre später folgte, nachdem inzwischen auch die Schrift über „das alte Recht der Salischen

Franken" (1846) erschienen war, die Darstellung der Merowingischen Zeit.

Wie die an Leopold Ranke gerichtete Widmung des ersten Bandes ausführt, zielte das Streben des Verfassers dahin die auf jenem Gebiete herrschende Verwirrung überwinden, an die Stelle oft willkürlicher Annahmen, falscher oder einseitiger Auffassungen die ungeschminkte Wahrheit setzen zu helfen. Daß er diese überall gefunden, wagte er selbst nicht zu hoffen; aber auch diejenigen Fachgenossen, die ihm lebhaften Widerspruch entgegensetzten oder, auf seinen Schultern fußend, die Forschung erfolgreich weiterzuführen vermochten, haben bereitwillig die Fülle der Quellenkenntniß, die Sorgfalt und den Scharfsinn der Kritik und die vollständige Beherrschung einer fast unabsehbaren Literatur bereitwillig anerkannt.

Und eine Reihe großer Resultate stellte Waitz nach der heute fast allgemein herrschenden Ueberzeugung schon im ersten Anlaufe für alle Zeit fest; so vor allem die Erkenntniß, daß die merowingischen Einrichtungen echt deutschen Ursprungs sind und nur auf einer Fortbildung der altgermanischen Einrichtungen beruhen. Dem gegenüber konnte der aus Anlaß des zweiten Bandes entstandene lebhafte Streit mit Paul Roth über den Ursprung des Lehnwesens — der erste Band hatte zu einem in freundschaftlicheren Formen geführten literarischen Kampfe mit H. v. Sybel über den Ursprung des deutschen Königthums geführt — nur dazu dienen eine der dunkelsten Phasen in der Entwickelung der fränkischen Verfassung allseitig zu beleuchten. Ob Waitz mit seiner Auffassung der Benefizialverhältnisse und der sogenannten Vasallität Recht hat oder nicht, ist für die grundlegende Bedeutung seines Buches nicht ausschlaggebend.

Thatsache aber ist, daß es seit 20 oder 30 Jahren weder in Deutschland noch in Frankreich und England einen namhaften Arbeiter auf dem Gebiete der Verfassungsgeschichte des früheren

Mittelalters giebt, der nicht in seinen Forschungen an Waitz sich lehnte, von seiner kritischen Sichtung des Materials, seiner bewundernswerthen Literaturkenntniß und seiner exakten Prüfung zahlloser Detail-Fragen den größten Nutzen zöge.

Wer mit soviel Liebe und Verständniß die Entwickelung des deutschen Staates in früheren Jahrhunderten verfolgte, konnte unmöglich gleichgültig gegen die großen politischen Fragen bleiben, welche die Gegenwart bewegten. Zunächst war es die Sache seines, von den Uebergriffen Dänemarks bedrohten engeren Vaterlandes, der Waitz seine Feder und als Deputirter der Universität in der holsteinischen Ständeversammlung auch seine parlamentarische Thätigkeit mit Eifer zuwandte. Dadurch nur noch fester an Kiel gebunden, wäre er geneigt gewesen, einen im Herbst des Jahres 1847 aus Göttingen an ihn ergangenen Ruf abzulehnen, wenn nicht die dänische Regierung sich in dieser Frage in entschiedenen Gegensatz gegen die Wünsche der Universität und ihrer Behörden gesetzt hätte. Ehe aber Waitz den Entschluß nach Göttingen überzusiedeln ausführen konnte, brachen die Stürme des Jahres 1848 aus und die schleswig-holsteinische Frage schien zugleich mit der deutschen eine gedeihliche Lösung finden zu sollen. Waitz trat in den Dienst der provisorischen Landesregierung und ging in deren Auftrag nach Berlin, um für das Vorrücken preußischer Truppen über die Eider und die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund zu wirken.

Noch mit dieser diplomatischen Mission beschäftigt, wurde er in Kiel zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament gewählt. Waitz hatte nichts zu der Wahl gethan, nahm aber gern das Mandat an, das ihn zu thätiger Theilnahme an einem großen und hoffnungsvollen patriotischen Werke berief. Er trat mit seinem Kollegen Droysen und einem anderen gelehrten Landsmanne, G. Beseler, dem im Kasino tagenden rechten Centrum bei und sah sich hier mit so bedeutenden Männern wie

Dahlmann, Arndt, Duncker, Simson, Beckerath vereinigt. In den Verfassungsausschuß und später auch in den Ausschuß zur Durchführung der Reichsverfassung gewählt, hatte er an den wichtigsten Arbeiten des Parlaments hervorragenden Antheil. Auch als Redner trat er wiederholt mit durchschlagendem Erfolg auf, auch nachdem die unselige Frage des Malmöer Waffenstillstandes, den Waitz erst mit Dahlmann, seinem patriotischen Herzen folgend, bekämpfte, um zehn Tage später unter dem Zwange politischer Erwägungen und unter mittlerweile auch veränderten Verhältnissen für die Genehmigung einzutreten, sein parlamentarisches Ansehen in einzelnen Kreisen eher geschädigt als gehoben hatte. Mochte aber auch Waitz mit den Besten unseres Volkes die Irrthümer wie die Begeisterung jener Tage theilen: an der Erkenntniß, daß die Zukunft Deutschlands nur unter der Führung Preußens sicher gestellt werden könne, hielt er unerschütterlich fest. In dieser Ueberzeugung schied er im Mai 1849 mit den hervorragendsten Mitgliedern der Kaiser-Partei aus dem Parlament; in dieser Ueberzeugung nahm er im Sommer des Jahres an der Gothaer Versammlung theil, und an ihr hielt er auch dann noch fest, als die schwächlichen Unionsbestrebungen Preußens die Wiederherstellung des Bundestags nicht zu hindern vermochten.

Waitz selbst hat auf die Zeit seiner politischen Thätgkeit, obwohl diese, äußerlich betrachtet, eine fruchtlose war, immer besonderen Werth gelegt. Er war sich bewußt, daß er in ihr mehr gelernt, auch für seine Wissenschaft, „als in manchem Jahr gelehrter Arbeit". Der Welt hat er den Beweis dafür unter anderem auch in den Grundzügen der Politik (1862) gegeben; denn in dieser Schrift, die u. a. die bahnbrechende Abhandlung über das Wesen des Bundesstaats enthält, sind ebenso sehr die Früchte politischer Erfahrung, als ernster wissenschaftlicher Studien niedergelegt.

Im Herbst 1849 konnte Georg Waitz endlich die Professur zu Göttingen, wohin er im Sommer dieses Jahres übergesiedelt war, antreten. Er begann seine Lehrthätigkeit mit einer „Einleitung in die deutsche Geschichte". Schon diese Vorlesung war geeignet der anfangs kleinen Zahl seiner Zuhörer sogleich zu beweisen, wie vollständig er seinen Stoff beherrschte, wie tief er ihn durchdacht, wie lichtvoll geordnet hatte, und wie klar er ihn in schlichter Rede auseinanderzusetzen verstand. An diese einleitenden Vorträge schlossen sich die schon in Kiel gehaltenen Vorlesungen über allgemeine deutsche Geschichte, über deutsche Alterthümer in Verbindung mit der Germania des Tacitus und über allgemeine Geschichte des Mittelalters. Dazu kamen als neu noch hinzu: die Geschichte des deutschen Volkes und der deutschen Staaten seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, eine Vorlesung über Politik oder allgemeine Staatslehre und die von ihm selbst wie von seinen Zuhörern besonders hochgehaltenen Vorträge über allgemeine Verfassungsgeschichte vom Anfang des Mittelalters bis zur Gegenwart.

Wer Waitz' mächtige Gestalt zum ersten Male auf dem Katheder sah, den ernsten Blick mehr auf das vorliegende Heft als auf die Zuhörer gerichtet, und ihn mit sonorer Stimme in langsamer und bedächtiger Rede seine Gedanken entwickeln und die Thatsachen präzis und sicher in wohl durchdachtem Zusammenhange auseinandersetzen hörte, konnte meinen, daß der Vortragende meist im Wortlaut wiedergäbe, was er schriftlich, vielleicht bis auf einzelne Satztheile, ausgearbeitet hätte. Und doch sprach Waitz im wesentlichen frei, wenn auch die mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Skizze sich bei einzelnen seiner Vorlesungen zu einem ausführlichen Heft erweiterte. Daher fehlte es dem Vortrage bei aller Einfachheit, man möchte sagen, Wortkargheit, an Leben und Bewegung nicht. Waitz legte seine Seele, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in jedes seiner Worte, und aus dem Klange

seiner Stimme vernahm man deutlich genug die innere Erregung des schlichten, jedem Pathos abholden Mannes. Der Glaube an die Lauterkeit und Wahrhaftigkeit seines Wesens stand sogleich dem Zuhörer ebenso fest, wie die Ueberzeugung von der Zuverlässigkeit seiner gelehrten Forschungen und von der Richtigkeit der Ergebnisse seines wissenschaftlichen Denkens. So ließ man sich nicht gern ein Wort des hochverehrten Lehrers entgehen und pries es als einen der Vorzüge seines Vortrags, daß man ohne allzugroße Mühe das wesentliche niederschreiben konnte.

Vorlesungen, die jenes Glanzes entbehren, der die Menge blendet, aber durch ihre Gediegenheit den Tüchtigen fördern, werden nie den großen Haufen, sondern nur die besseren Studirenden anziehen und fesseln. So hatte auch Waitz nicht eben große und gefüllte Auditorien, wohl aber in den meisten seiner Vorlesungen eine stattliche, oft ein halbes Hundert überschreitende Zahl begeisterter und treuer Hörer. Wie mächtig er gerade die Strebsamsten und Fähigsten anzuregen verstand, dafür könnte man u. a. als Beispiel einen unserer Wissenschaft zu früh entrissenen Historiker (R. Usinger) anführen, welcher, als er im Jahre 1857 zum ersten Male die Waitz'schen Vorlesungen besuchte, von der Fülle des Neuen, das sich vor seinem geistigen Auge aufthat, so lebhaft ergriffen wurde, daß er Nachts keinen Schlaf finden konnte.

So groß und fruchtbar die Arbeit war, die Waitz auf seine Vorlesungen verwandte, so beruhte doch in ihr nur ein Theil seiner akademischen Wirksamkeit. Er selbst hat im Laufe der Zeit die historischen Uebungen, die er in Göttingen von Anfang an regelmäßig hielt, mehr und mehr „als eine Hauptsache" angesehen. Anfangs waren es nur Wenige und vorzugsweise Philologen und Juristen, die sich von ihm in die Methode kritischer Forschung einführen ließen.

Als der Schreiber dieser Zeilen Ostern 1856 mit einem

nun schon lange verewigten süddeutschen Freunde (Th. v. Kern) auf Anrathen L. Häussers Göttingen mit Heidelberg vertauscht hatte, war unter den fünf bis sechs jungen Männern, die außer uns sich wöchentlich einmal in dem Studirzimmer des Lehrers versammelten, Wilhelm Junghans der einzige, den man schlechtweg als einen angehenden Historiker bezeichnen konnte. Seine Untersuchungen über die fränkischen Könige Childerich und Chlodovech bildeten im Anschluß an Gregor von Tours den Gegenstand der gemeinschaftlichen Beschäftigung. In dem Maße wie es von der Erstlingsschrift des leider auch zu früh abgerufenen Junghans gesagt werden konnte, ist wohl kaum eine andere gelehrte Arbeit unmittelbar aus den Uebungen hervorgegangen. Aber neben der Kritik und Interpretation von Quellen und eingehenden kritischen Untersuchungen mancherlei Art, sowie neben mehr gelegentlichen Besprechungen allgemeiner, die historische Wissenschaft und das Studium derselben berührender Fragen legte Waitz immer besonderes Gewicht auf selbstständige Arbeiten der vorgeschritteneren unter seinen Schülern und unterzog dieselben nicht allein in den Uebungen einer eingehenden Prüfung, sondern ging dem jugendlichen Autor unter nicht geringem Zeitaufwand auch sonst mit Rath und That zur Hand. Aber wie er die Wahl des Themas am liebsten dem Einzelnen überließ und es nicht ungern sah, wenn einmal einer über das Gebiet der mittleren Geschichte hinausgriff, so ließ er auch der Individualität volle Freiheit in der Behandlung des Gegenstandes und verlangte nur, daß ein jeder mit voller Hingebung sich der gewählten Aufgabe widme, vor der mühsamsten, auch auf unscheinbare Dinge ausgedehnten Untersuchung nicht zurückschrecke, überall die Quellen auf ihren rechten Gehalt prüfe, in seinen Folgerungen ebenso vorsichtig und unbefangen als gewissenhaft verfahre, in der Darstellung endlich überall nach Klarheit und Deutlichkeit unter Vermeidung unnöthigen Werthaufwandes trachte.

Es waren Vorzüge mancherlei Art, die Waitz in den Stand setzten sich mit ganz besonderem Erfolge der Heranbildung junger Historiker zu widmen. Sein gründliches und ausgebreitetes Wissen, insbesondere seine vollständige Vertrautheit mit dem in stetem Wachsthum begriffenen Schatz der Quellen mittelalterlicher Geschichte, sowie mit den zahllosen kritischen Fragen, die daran sich knüpften, befähigten ihn die Talente seiner Schüler an immer neuen und passenden Aufgaben zu üben. Daß er neben der politischen Geschichte die Verfassungsgeschichte wie kein Anderer beherrschte, vergrößerte in nützlichster Weise das Arbeitsfeld, auf dem er seine Schüler beschäftigte. Auch soll hier nicht des großen Vortheils vergessen werden, den dabei der Reichthum der Göttinger Bibliothek und vielleicht mehr noch der Umstand darbot, daß dieses großartige Institut auch von den Studirenden mit einer Bequemlichkeit benützt werden konnte, wie wohl keine gleichgroße Anstalt dieser Art.

Waitz selbst hat einmal bei feierlichem Anlaß in beredten Worten und mit dem Ausdruck warmen Dankes für Göttingen diese Thatsache hervorgehoben und zugleich auf den mächtigen Einfluß hingewiesen, den hier die Tradition zu Gunsten der historischen Studien übe. „Göttingen ist ja die Universität, wo historische, rechtshistorische und verwandte Studien von Anfang an die lebhafteste Pflege fanden und — ich darf sagen — den Mittelpunkt des ganzen akademischen Studiums bildeten. Wo Männer wie Schlözer und Spittler, Jakob Grimm und Ottfried Müller, Dahlmann und Gervinus, Pütter und Eichhorn, Planck und Gieseler auf den verschiedensten Gebieten der Geschichte gewirkt, ja, da müssen historische Studien gedeihen. Und wenn meine jungen Freunde in die Hallen der Bibliothek treten, die Bilder dieser Männer anschauen, wenn sie hier die Schätze der Literatur aufgehäuft sehen wie an wenigen Orten, und einen so leichten und bequemen Zugang zu diesen

Schätzen haben wie vielleicht nirgends sonst, da müssen ihre Arbeiten wohl gedeihen."

Aber mehr vielleicht als dies alles kamen für die Blüthe der historischen Studien zu Göttingen in Waitz' Tagen die sittlichen Einwirkungen in Betracht, die von der Persönlichkeit des Meisters ausgingen. Die hohe Gesinnung, womit er selbst der Wissenschaft diente, konnte nur aneifernd auf seine Jünger wirken, und je näher ihm diese an dem kleinen, die persönliche Berührung von Lehrer und Schüler begünstigenden Orte treten durften und je fester sie sich ihm in Dankbarkeit, Verehrung und Liebe verbunden fühlten, um so ernster mußte ihr Streben sein sich eines solchen Meisters nicht unwürdig zu erweisen. Das Bild von dem Heiligthum der Wissenschaft und den Priestern im Dienste derselben ist oft mißbraucht worden: G. Waitz aber war ein echter Priester im Tempel der Wissenschaft, sie war ihm etwas Göttliches und ihr Dienst ein heiliger. Eben darum war er berufen auch Andere der Wissenschaft zuzuführen.

Als am 20. Februar 1868 Leopold von Ranke sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte, richtete Waitz an ihn eine Denkschrift, worin er, anknüpfend an die Worte seines ehemaligen Lehrers: „Ihre Schüler sind auch meine Schüler", dem Jubilar zugleich mit den eigenen Glückwünschen die der damaligen und früheren Genossen der Göttinger historischen Uebungen darbrachte. Die großen Erfolge, deren sich Waitz damals bereits rühmen durfte, als die Zahl aller Derer, die überhaupt einmal an den von ihm geleiteten Uebungen theilgenommen, schon nahezu hundertfünfzig betrug, schrieb er weniger seinem Verdienst als dem des großen Meisters zu, von dem er einst gelernt, was er jetzt den eigenen Schülern mitzutheilen suche. Und doch hat selbst Ranke nicht eine so große Zahl von jungen Männern unmittelbar in das Studium der Geschichte eingeführt, wie es von Waitz geschehen ist. Der Zudrang zu

seinen Uebungen, die immer den Charakter freier Vereinigungen behielten und nicht etwa in einem Seminar mit einem großen und bequemen Apparat gehalten wurden, steigerte sich so, daß auch, nachdem zwei Abende in der Woche dafür angesetzt waren, manche von Denen, welche Zutritt begehrten, abgewiesen werden mußten. Daß es aber auch unter den Zugelassenen an Solchen nicht fehlte, welche auf die Dauer strengeren Anforderungen nicht genügten, braucht kaum gesagt zu werden. Waitz selbst ließ es an Abmahnungen nicht fehlen und erinnerte oft genug daran, daß nicht schon die Schulung in Quellenkritik und methodischer Forschung den Historiker bilde, sondern daß dazu eine wissenschaftliche und künstlerische Begabung gehöre, die, ein Geschenk der Natur, durch keine Unterweisung angeeignet werden könne. Er unterließ es auch nicht, immer von neuem dem angehenden Historiker neben philologisch-historischen Studien juristische und staatswissenschaftliche Vorlesungen, namentlich für die ersten Semester, anzuempfehlen und vor der zu frühen und ausschließlichen Beschäftigung mit einer speziellen Forschungsaufgabe zu warnen. Es kann ihm daher nicht ein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn, wie man wohl geklagt hat, manche der aus seiner Schule hervorgegangenen Arbeiter auf dem Felde der Geschichte nicht über minutiöse Quellenuntersuchungen, die oft mehr als das Werk angelernter Technik, denn als wissenschaftliche Leistungen erscheinen mögen, hinausgekommen sind. Tiefgreifende und bahnbrechende Forschungen anzustellen oder gar historiographische Kunstwerke von bleibendem Werthe zu schaffen, werden immer nur Wenige berufen sein. Es ist des Ruhmes für einen Meister der Wissenschaft genug, wenn ihm die Welt das Zeugniß giebt, daß er brauchbare und tüchtige, pflichttreue und für ihren Beruf begeisterte Jünger in so ansehnlicher Zahl herangebildet hat, wie dies G. Waitz gelungen ist.

Nicht allein, daß an den deutschen Universitäten ein großer

Theil der Lehrstühle für Geschichte mit ehemaligen Theilnehmern der Göttinger Uebungen besetzt ist: auch in andern Fakultäten, besonders in der juristischen, haben frühere Schüler von G. Waitz hervorragende Plätze inne. Zahlreich sind ferner die Verwalter und Beamten staatlicher und städtischer Archive, die Mitarbeiter an großen geschichtswissenschaftlichen Unternehmungen und die Lehrer der Geschichte an Gymnasien, welche sich der Göttinger Schule rühmen. Und endlich haben auch die jungen Historiker fremder Länder, nichtdeutscher wie deutscher Zunge, unsere westlichen Nachbarn am wenigsten ausgeschlossen, mit Vorliebe sich durch G. Waitz in die Methode kritischer Forschung einführen lassen, und wie dankbare Schüler sich der Verewigte gerade unter den Ausländern erworben, dafür haben nach seinem Tode namentlich ausgezeichnete französische Historiker laut und offen Zeugniß abgelegt; was insbesondere Gabriel Monod, welcher mit Marcel Thevenin dem Andenken ihres ehemaligen Lehrers eine gelehrte Studie gewidmet hat, in dem jener Publikation vorausgehenden Nekrolog voll Pietät und Geist zu Ehren des Heimgegangenen gesagt, gehört in jeder Beziehung zu dem Besten, was über G. Waitz geschrieben worden ist.

Während Waitz in seinen Vorlesungen und Uebungen eine so erfolgreiche Lehrthätigkeit entfaltet, hörte er nicht auf, die Wissenschaft nach vielen Richtungen durch gelehrte Arbeiten zu bereichern. Ehe er die durch die Bewegung des Jahres 1848 unterbrochene Bearbeitung der deutschen Verfassungsgeschichte wieder aufnahm, begann er eine Geschichte Schleswig-Holsteins auszuarbeiten, weil es ihm, nach seinen eigenen Worten, ein Bedürfniß war, während um die Geschichte seines Heimatlandes gekämpft wurde, sich wenigstens auch mit den Angelegenheiten desselben zu beschäftigen. Er hoffte zugleich in diesem Werke die von ihm schon in Kiel begonnenen Studien im Interesse eines größeren Publikums verwerthen zu können. Aber wenn auch das Buch,

von dem in den Jahren 1851 bis 1854 zwei Bände erschienen, gemeinverständlich gehalten war, so ist es doch in weitere Kreise nicht gedrungen, wie man ja auch nicht sagen kann, daß Waitz die Gabe populärer Darstellung eigen gewesen wäre. Wohl schrieb er ebenso klar und überzeugend, wie er sprach, aber die schlichte, nüchterne Rede, die indeß nicht immer frei von kleinen Härten und ungelenken Wendungen war, entbehrte zu sehr des künstlerischen Schmuckes, um durch ihre Form besonders anzuziehen. Daher hat, beiläufig bemerkt, auch eine seiner Schriften, welche aus Vorträgen hervorgegangen ist, die er in Göttingen vor einem gemischten Publikum gehalten, keine größere Verbreitung gefunden. Ich meine das als fünfter Band der „Deutschen Nationalbibliothek" im Jahre 1862 erschienene kleine Buch „Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian", das nur dadurch einen bleibenden literarischen Werth erhalten, daß der Verfasser demselben eine sehr dankenswerthe Autobiographie vorausgeschickt hat.

Wie in der Forschung mehr als in der Darstellung die Stärke unseres Historikers lag, so übte er auch in Beziehung auf letztere die größere Strenge gegen sich selbst. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, eine Arbeit abzuschließen, ehe er alles ihm erreichbare Material vollständig sich zu eigen gemacht hatte, auch wenn die ihm leichter zugänglichen Quellen schon hingereicht hätten über einen Gegenstand neues Licht zu verbreiten. Bei seinen Arbeiten auf dem Gebiete des Mittelalters war er in der glücklichen Lage das ganze gedruckte Material zu beherrschen, und dank den Vorarbeiten für die Monumenta vielfach auch handschriftliche Quellen heranziehen zu können. Sowie er aber die neuere Zeit berührte, stieß er beim Eintritte in die Bibliotheken und Archive auf so umfangreiche, noch ungehobene Schätze, daß er seiner Methode der Forschung und dem Princip erschöpfender Gründlichkeit hätte untreu werden müssen, wenn er

seine Arbeiten auf weite und große Gebiete der neueren Geschichte hätte ausdehnen wollen. Im zweiten Bande seiner schleswig-holsteinischen Geschichte war es ihm noch gelungen, das reiche handschriftliche Material, dem er auf die Spur gekommen, zu verwerthen. Den dritten Band zu schreiben unterließ er, weil er die Gelegenheit nicht fand seine Studien über alle archivalischen Quellen, von deren Existenz er wußte, auszudehnen. Er übertraf in dieser Hinsicht an Gründlichkeit keinen Geringeren, als seinen Lehrer Ranke, welcher in einem ähnlichen Falle sich mit dem Bewußtsein beruhigt haben würde, daß er auch im Besitze beschränkten Materials schon im wesentlichen das Richtige zu erkennen vermöchte. Die Bemerkung liegt nahe, daß Ranke, wenn er für seine großen Werke über die Geschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts die Archive und Bibliotheken Europas nach den strengen Grundsätzen seines Schülers hätte durchforschen wollen, trotz der Länge seines arbeitsvollen Lebens wohl nie zum Abschluß gekommen wäre. Andererseits würde freilich auch das von Ranke mit glücklichem Griff den Archiven entnommene fragmentarische Material, wenn er es nach der Weise von Waitz in allem Detail hätte verwerthen wollen, seine bändereichen Werke noch viel mehr angeschwellt haben.

Es soll bei dieser Gegenüberstellung der Ranke'schen und Waitz'schen Forschungsweise selbstverständlich kein Tadel, weder gegen den Einen noch den Andern, ausgesprochen sein. Am wenigsten aber würde man Waitz gerecht werden, wenn man meinen wollte, daß er in Beziehung auf die Wichtigkeit und Verwerthbarkeit des Quellenmaterials nicht sehr wohl zwischen früheren und späteren Zeiten zu unterscheiden gewußt hätte. Er war mit nichten etwa der Meinung, daß man von Handschriften, Urkunden und Aktenbündeln des ausgehenden Mittelalters oder gar des sechzehnten Jahrhunderts nie genug in die Druckerei befördern könnte, oder daß es einem wissenschaftlichen Bedürfniß

entspräche die Forschung über jeden Kleinkram auszudehnen. Das Detail hat er nie des Details wegen geachtet, sondern nur in seinen Beziehungen zum Allgemeinen; daß es auf das Wesentliche, das historisch Bedeutende, daß es vor allem auf die Persönlichkeiten und auf die Verhältnisse ankomme, die in das öffentliche Leben und die geschichtliche Entwickelung nachweisbar eingegriffen haben, wurde er nie müde zu betonen. Daher lobte er auch jene voluminösen Monographien nicht, die ihre Berechtigung daraus ableiten wollen, daß sie aus ungedruckten Urkunden und Akten eine erdrückende Masse unwichtiger Einzelheiten zu Tage fördern.

Aber hat nicht Waitz selbst eine Monographie zur neueren Geschichte geschrieben, die durch die Vertiefung in Kleinigkeiten eine allzu große Ausdehnung gewonnen hat? Ich meine das in den Jahren 1855 und 1856 in drei stattlichen Bänden erschienene Werk: „Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik.“ Allerdings hat Waitz, nachdem er bei Gelegenheit der Vorstudien für den zweiten Band seiner Geschichte Schleswig-Holsteins auf die außerordentliche Fülle handschriftlichen und archivalischen Quellenmaterials aufmerksam geworden war, das für jene Episode lübischer und europäischer Geschichte in den norddeutschen Städten zerstreut lag, unter Benutzung auch der belgischen Archive in dem vorliegenden Werke sich bestrebt, die folgenschwere Katastrophe, die im Zeitalter der Reformation über den Vorort der Hansa und diese selbst hereinbrach, bis ins Einzelne aufzuhellen und zugleich die interessantesten Aktenstücke zum Abdruck zu bringen. In der Darstellung hätte vielleicht manches gekürzt, in den „Anmerkungen und Urkunden“, die nahezu zwei Fünftel des ganzen Werkes ausfüllen, die Wiedergabe von Quellenstellen auf das Wichtigere beschränkt werden können; aber wer die Breite der Erzählung und den Umfang des Urkundenapparats tadeln will, soll auch nicht ver-

gessen, daß es sich hier um eine große, den ganzen europäischen Norden umspannende Verwickelung und nicht etwa um kleine lokale Angelegenheiten handelt. Darüber auf Grund umfassender und eindringender Forschungen zum ersten Male und zugleich in abschließender Weise aktenmäßigen Aufschluß zu geben, war eine sehr bedeutende und lohnende Aufgabe, und Waitz hat keine Mühe und Anstrengung gescheut diese Aufgabe in einer, seines großen Namens würdigen Weise in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu lösen.

An das große Werk über Wullenweber schlossen sich andere gelehrte Untersuchungen über lübische Geschichte und Geschichtsschreibung, die in einzelnen Abhandlungen veröffentlicht wurden, an. Nehmen wir hinzu, daß Waitz auch hervorragenden, ja vielfach entscheidenden Antheil an den großen Arbeiten hatte, welche die historische Kommission in München und noch mehr der hansische Geschichtsverein im Interesse der Geschichte des großen nordischen Städtebundes und seines ehemaligen Vororts unternommen haben, so war es wohl gerechtfertigt, daß der Senat der freien Hansestadt Lübeck nach dem Tode des um die lübische Geschichte so hoch verdienten Mannes den Beschluß faßte, sich mit einem namhaften Beitrag an der Sammlung zu betheiligen, die dazu gedient hat, die Marmorbüste des Verewigten in dem historischen Saale der Göttinger Bibliothek aufzustellen.

Sobald der rastlose Forscher das Werk zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts vollendet hatte, nahm er die eigentliche Arbeit seines Lebens, die deutsche Verfassungsgeschichte, wieder auf. Zwei in den Jahren 1860 und 1861 erschienene Bände brachten die karolingische Periode zum Abschluß. Vier weitere stattliche Bände — der letzte erschien 1878 — führten die Darstellung durch die Periode der sächsischen und fränkischen Herrscher bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts, und mittlerweile wurde die erste Hälfte des ganzen Werkes wiederholt

umgestaltet und erweitert, indem die beiden ersten Bände drei, die beiden folgenden Bände zwei Auflagen erlebten. Wenn die zweite Hälfte des großen Werkes weniger Aufsehen erregt und auch geringere Anerkennung gefunden hat als die erste, so mag man das vielleicht aus dem Umstande erklären können, daß die Verfassungsgeschichte des neunten bis zwölften Jahrhunderts bis jetzt weniger bearbeitet wurde, als die der älteren Zeit, und daß infolge dessen die Waitz'schen Forschungen auf jenem Gebiete den Beifall wie den Widerspruch der Fachgenossen in geringerem Maße hervorgerufen haben.

Daß der große Gelehrte in der von ihm zum ersten Male gründlich durchforschten Epoche nicht das Urkundenmaterial in erstaunlichem Umfange gesammelt, nach großen Gesichtspunkten lichtvoll geordnet und bis ins einzelne mit scharfem Blick geprüft und so eine überraschende Fülle neuer Resultate gewonnen habe, wird niemand behaupten wollen. Und wenn Rechtshistoriker wie Sohm an der Darstellung auszusetzen hatten, daß sich, ähnlich wie in den früheren Theilen des Werkes, eine allzu entschiedene Abneigung gegen juristische Formulirungen zu erkennen gebe, und daß es daher hie und da an bestimmten, scharf gefaßten Resultaten fehle, so werden Andere fortfahren, diese Behutsamkeit des Historikers gegenüber den im Fluß begriffenen und juristisch nicht fest zu begrenzenden Verhältnissen als einen Vorzug anzuerkennen. Uebrigens hat gerade Sohm die Fortsetzung der deutschen Verfassungsgeschichte als ein Ereigniß für die ganze an der deutschen Geschichte und Rechtsgeschichte sich interessirende Welt bezeichnet und dankbar und freudig die bahnbrechende und grundlegende Bedeutung eben der späteren Theile des Werkes anerkannt. Es konnte daher nur als ein Akt der Gerechtigkeit erscheinen, wenn der Verwaltungsrath der Wedekind-Stiftung in Göttingen nach kurz vor dem Tode des Verfassers der deutschen Verfassungsgeschichte mit

Rücksicht auf die noch im letzten Dezennium erschienenen Theile derselben (zugleich mit Giesebrechts Kaisergeschichte) einen Preis zuerkannte.

Mit so bedeutenden und umfassenden Arbeiten beschäftigt, hörte Waitz nicht auf, kleinere Aufsätze und Abhandlungen zu veröffentlichen, die bald einen Gegenstand der Verfassungsgeschichte, bald eine neu aufgefundene oder wiederholter Prüfung unterworfene Quellenschrift, bald auch Fragen allgemeiner Art betreffen. Eine „bibliographische Uebersicht über G. Waitz' Werke, Abhandlungen, Ausgaben, kleine kritische und publizistische Arbeiten", die Ernst Steindorff in Göttingen in einer besonderen Schrift (1886) veröffentlicht hat, kann man nicht zur Hand nehmen, ohne immer von neuem mit Bewunderung vor der vielseitigen Gelehrsamkeit, dem Fleiße und der Arbeitskraft des Verewigten erfüllt zu werden. Die Gesellschaft der Wissenschaft zu Göttingen, die nicht gesäumt hatte Waitz unter ihre Mitglieder aufzunehmen, bot ihm Gelegenheit manche seiner Untersuchungen theils in den „Abhandlungen", theils in den „Nachrichten" herauszugeben. Andere Abhandlungen und Aufsätze erschienen, wie früher in der von A. Schmidt herausgegebenen „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" so seit dem Jahre 1858 in der von ihm freudig begrüßten „Historischen Zeitschrift" herausgegeben von H. von Sybel. Auch die „Preußischen Jahrbücher" und die „Allgemeine deutsche Biographie" verdankten ihm werthvolle Beiträge. Zahlreiche größere und kleinere Arbeiten aber wandte er den „Forschungen zur deutschen Geschichte", die er im Auftrage der Münchener historischen Kommission viele Jahre redigirte, zu. Endlich mag auch noch daran erinnert werden, daß Waitz bei großer eigner Produktivität es nicht verschmähte fleißig in den Göttinger „Gelehrten Anzeigen" und gelegentlich auch von Sybels „Historischer Zeitschrift" das Amt eines Rezensenten zu üben. Als

solcher erlaubte er sich auch wohl ein offenes Wort gegenüber angesehenen Fachgenossen, und nahm es gelassen hin, wenn er dadurch Empfindlichkeiten hervorrief. Er war sich ja bewußt, daß er überall nur der Sache zu dienen bestrebt war.

Waitz verfolgte mit größter Aufmerksamkeit alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte. Insbesondere war es die Literatur der älteren deutschen Geschichte, die er vielleicht wie keiner seiner gelehrten Fachgenossen kannte. Er hielt sich daher auch mit Recht berufen die von Dahlmann vor einem halben Jahrhundert herausgegebene „Quellenkunde der deutschen Geschichte" dem gegenwärtigen Stand unserer Literatur gemäß neu zu bearbeiten. Dreimal hat er sich, zuletzt im Jahre 1883, der außerordentlichen Mühe unterzogen Tausende von Quellen und Bearbeitungen der deutschen Geschichte nebst zahlreichen Hinweisen auf kleinere Abhandlungen im Interesse Derer zusammenzustellen, die sich der vaterländischen Geschichte widmen. Das mit jeder neuen Auflage ansehnlich vermehrte und verbesserte Buch ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für Lehrer wie Lernende geworden, und wenn sich bei genauerer Prüfung die „Quellenkunde" für die ältere deutsche Geschichte vollständiger als für die neuere Zeit erweist, so zeugt sie doch auch auf dem Gebiete der letzten Jahrhunderte von einer seltenen Kenntniß der weitverzweigten Literatur.

Daß es aber keineswegs nur die politische Geschichte der neueren Zeit war, der er Interesse und Verständniß entgegenbrachte, sondern auch das geistige Leben und die schöne Literatur, dafür legte Waitz ein glänzendes Zeugniß in dem „Caroline" betitelten, zweibändigen Werke ab, das er im Jahre 1871 herausgab und dem er zehn Jahre später als Ergänzung die kleine Schrift „Caroline und ihre Freunde" folgen ließ. Caroline war jene merkwürdige Tochter des Göttinger Professors Michaelis, welche sich als Wittwe eines Dr. med. Böhmer

in Klausthal in zweiter Ehe mit A. W. Schlegel und nach Trennung derselben in dritter mit Schelling vermählte. Ihre Briefe an die früh verstorbene Tochter Auguste (aus erster Ehe) und an befreundete Männer und Frauen, vor allem ihr Briefwechsel mit den Brüdern Schlegel und Schelling, hielt Waitz, welcher zuerst durch seine Verbindung mit dem Schellingschen Hause einen Theil jenes handschriftlichen Nachlasses kennen gelernt hatte, mit Recht für bedeutend genug, um manche Mußestunde auf die Vervollständigung der Sammlung und ihre Herausgabe zu verwenden. Er hat damit anerkanntermaßen der Literatur- und Kulturgeschichte einen wichtigen Dienst geleistet, und auch bei dieser Edition in der sorgfältigen Behandlung des Textes und in kurzen sachlichen und literargeschichtlichen Erläuterungen die Meisterschaft eines Philologen bewiesen. Auch verdient der Takt hervorgehoben zu werden, womit Waitz, ohne übertrieben zurückhaltend zu sein, dasjenige von der Publikation ausschloß, was nach seiner Ansicht nicht für die Oeffentlichkeit gehört. Es blieb auch so genug übrig, das dem sittlichen Rigorismus des Herausgebers nicht entsprechen konnte, aber nicht übergangen werden durfte, wenn die Personen und Verhältnisse einer anders gearteten Zeit und vor allem die ausgezeichnete und seltene Frau, um deren inneres und äußeres Leben es sich in erster Linie handelte, in ihrem wahren Lichte erscheinen sollten.

Nur mit ein paar Worten können wir an dieser Stelle auf den schon einmal berührten Antheil eingehen, den Waitz viele Jahre an den großen Arbeiten der historischen Kommission zu München und denen des hansischen Geschichtsvereins genommen hat. Das durch die Municifenz zweier bayerischer Könige ins Leben gerufene Institut für deutsche Geschichts- und Quellenforschung hat nach L. v. Ranke, H. v. Sybel und W. v. Giesebrecht, den bisherigen Leitern desselben, kein Mitglied

aufzuweisen, das sich größere Verdienste um dasselbe erworben hätte, als G. Waitz, welcher schon an der ersten vorbereitenden Versammlung im Jahre 1858 theilnahm und dann ein Vierteljahrhundert hindurch allen Sitzungen ausnahmlos beiwohnte. Neben den schon erwähnten auf 26 Bände angewachsenen „Forschungen zur deutschen Geschichte", die ihm vor allen ihr Dasein verdanken, nahm er sich der „Jahrbücher des deutschen Reichs" und der durch Lappenberg's Tod früh verwaisten „Hanserecesse" ganz besonders an. Aber auch allen anderen großen Unternehmungen der Kommission wandte er seine fördernde Theilnahme zu, und niemand vermöchte in allen Richtungen den außerordentlichen Verlust zu ersetzen, den das Institut durch seinen Tod erlitten hat. Der warme Nachruf, den der Sekretär der Kommission, Herr Geheimrath v. Giesebrecht, bei der Eröffnung der vorjährigen Plenarversammlung Ranke und Waitz widmete, ist mit Recht auch weiteren Kreisen nicht vorenthalten geblieben. Wie viel aber der im Jahre 1870 gegründete hansische Geschichtsverein an Waitz verloren, kam schon auf der vorjährigen Pfingstversammlung zu Quedlinburg in der schönen Rede eines Vorstandsmitgliedes (Frensdorff), der seitdem in den hansischen Geschichtsblättern veröffentlicht worden ist, zu würdigem Ausdruck. Ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß es vor allem dem Einfluß, von Waitz zu danken, wenn jener zu so hoher Blüthe gelangte Verein von Anfang an eine echt wissenschaftliche Richtung und seine ansehnlichen Geldmittel und bedeutenden Arbeitskräfte in den Dienst großer und würdiger historischer Unternehmen gestellt hat, während manche andere historische Vereine nur zu lange gegen einen unfruchtbaren Dilettantismus oder eine werthlose Antiquitätenkrämerei anzukämpfen hatten.

Ueberblickt man die außerordentliche Thätigkeit, die Waitz als Forscher, Lehrer und Schriftsteller nach so vielen Richtungen

entfaltete, so könnte man glauben, daß ihm dies alles auch bei dem Aufwande einer seltenen Arbeitskraft nur möglich geworden unter strenger Enthaltung von allen dem gelehrten Berufe ferner liegenden Geschäften. Aber nie ging Waitz in seinen wissentschaftlichen Aufgaben so ausschließlich auf, daß er nur ein Leben unter Büchern geführt und für andere als gelehrte Interessen gleichgültig gewesen wäre.

Schon in Kiel hatte er ein warmes Herz für die allgemeinen Angelegenheiten der Universität gezeigt und die Kollegen wie die Universitätsbehörden zu Dank verpflichtet durch die ebenso einsichtige als uneigennützige Art, wie er für die Interessen der Gesammtheit eintrat. Auch in Göttingen gelang es ihm innerhalb der zahlreicheren, auf ihre großen Erinnerungen stolzen Korporationen bald einen leitenden Einfluß zu gewinnen, oder vielmehr: dieser Einfluß fiel ihm wie von selbst zu, sowohl wegen seiner Einsicht und Geschäftskenntniß, als wegen der Ueberlegenheit, die er in mündlichen Verhandlungen durch die Macht seines klaren immer auf das Wesen der Sache gerichteten Wortes bewirkt. In Ausschüssen und Kommissionen, in der Fakultät wie im Senat war man gewohnt auf seine Stimme zu hören, und mehr als einmal sah er sich durch das Vertrauen seiner Kollegen an die Spitze der Hochschule gestellt.

Auch die vaterländischen Dinge verlor Waitz nicht aus dem Auge. Wie hätte er gleichgültig bleiben können, als im Jahre 1863 die schleswig-holsteinische Frage in eine neue und entscheidende Phase der Entwickelung eintrat? Er begeisterte sich für das Recht des Herzogs Friedrich, und eine Schrift, die er zu dessen Gunsten schrieb, fand in zwei Auflagen und einer dänischen Uebersetzung weitere Verbreitung. Auch eine Rede über dieselbe Angelegenheit übergab er dem Druck, und selbst die kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte, die er 1864 veröffentlichte,

hatte die Bestimmung weite Lesekreise über die schwebende Verwickelung zu orientiren.

Hatte die Bismarck'sche Politik in der Frage der Elbherzogthümer Waitz mit Schmerz und Bitterkeit erfüllt, so konnte er dem Ausbruche des Krieges von 1866 nur mit tiefster Wehmuth zusehen. „Der Augenblick," so berichtete v. Bippen in einem kurzen, aber trefflichen dem Andenken des Verewigten gewidmeten Artikel der „Weserzeitung", „der Augenblick ist mir unvergeßlich, als wir in derselben Stunde, da die ersten preußischen Regimenter an seiner Wohnung vorüber in Göttingen einzogen, uns dennoch pünktlich zu den historischen Uebungen bei ihm einstellten, freilich in der bestimmten Erwartung, sofort wieder entlassen zu werden, wie er da nicht mit dem gewohnten raschen Schritte, sondern zögernd zu uns ins Zimmer trat und mit jenem leisen Zittern der Stimme, das eine tiefe Erregung verräth, fragte: Sollen wir denn auch heute unsere Uebungen halten? Mit einer stummen Verbeugung entfernten wir uns. Wir wußten ja genau, daß die politischen Sympathien mindestens der Mehrzahl von uns von den Seinigen scharf getrennt waren. Aber nicht einen Augenblick hat dieses Bewußtsein selbst in jenen unreifen Jugendjahren unsere Verehrung für diesen Mann auch nur im mindesten getrübt: denn wir waren zu fest von der unantastbaren Reinheit seiner deutschen Gesinnung überzeugt ... und wir wußten bestimmt, daß seine politische Meinung niemals den geringsten Einfluß auf die Wahrhaftigkeit seines historischen Urtheils üben werde."

Erst nach und nach vermochte sich Waitz mit den großen Ereignissen des Jahres 1866 abzufinden. Aber so schmerzlich er auch persönlich die Veränderung empfand, welche die Annexion Hannovers für die Universität mit sich brachte, so vermochte er sich doch nicht von Göttingen loszureißen, als die würtembergische Regierung ihn unter den glänzendsten Bedingungen an des entlassenen

Reinhold Pauli Stelle für die Universität Tübingen zu gewinnen suchte. Er lehnte den Ruf nach Tübingen ab, wie er anderthalb Dezennien früher sich nicht von Göttingen hatte abwendig machen lassen durch die günstigen Bedingungen, unter denen ihn schon damals der für die historische Wissenschaft begeisterte König Maximilian II. von Bayern für die Universität München hatte gewinnen wollen. Indem Waitz auch jetzt Göttingen erhalten blieb, trug er reichlich das Seinige dazu bei, die Hochschule mit Ehren in die neuen Verhältnisse hinüberzuführen, und als endlich das Jahr 1870 Nord und Süd vereinigt gegen Frankreich zu Felde ziehen sah und dem Triumphe der Waffen die Wiederherstellung des Reiches und die Wiedergewinnung von Metz und Straßburg folgten, da war auch aus seinem patriotischen Herzen jede bittere Erinnerung an die früheren Jahre getilgt, und seine Freude über die junge Größe seines Vaterlandes ließ er sich nicht durch den Umstand verderben, daß dieselbe durch die preußische Staatskunst auf Wegen angebahnt worden war, die er nicht hatte billigen können.

Zu Anfang der siebziger Jahre sah man Waitz auf der Höhe seiner Wirksamkeit, seines Ansehens und vielleicht auch seines Glückes. Seine wissenschaftliche Größe stand so unbestritten fest, und die Stellung, die er an der Universität einnahm, war eine so hervorragende, daß die Georgia Augusta, um mich eines Ausdrucks Monod's zu bedienen, begeisterten Schülern als die Georgia Waitzia erscheinen konnte. Auch als Haupt einer zahlreichen und blühenden Familie mochte man Waitz glücklich preisen. Er hatte für die ihm schon 1857 entrissene Gattin nach Jahren schmerzlicher Vereinsamung in einer Tochter des Generals v. Hartmann in Hannover den bestmöglichen Ersatz gefunden, und voll froher Hoffnungen konnte er auch als Vater trefflich begabter Kinder in die Zukunft blicken. Dabei erfreute er sich auch in vorgerückten Jahren noch einer so rüstigen Gesundheit

und so großer geistiger Frische, daß man seinem segensreichen Wirken eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Dauer versprechen durfte.

Mit dem Herbst des Jahres 1874 war ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem Waitz zuerst historische Uebungen an der Universität Göttingen gehalten hatte. Die Feier, welche aus diesem Anlaß ihm zu Ehren am 1. August des genannten Jahres veranstaltet wurde, legte ein glänzendes Zeugniß von der hohen und allgemeinen Verehrung ab, die Waitz genoß. Nicht allein, daß mit derzeitigen Schülern sich zahlreiche frühere Theilnehmer der Uebungen von nah und fern an enem Tage um ihren geliebten Lehrer schaarten und ihm in ihrem Namen, wie in dem der abwesenden Genossen mancherlei Beweise dankbarster Gesinnung gaben; auch die Universität Göttingen und die Gesellschaft der Wissenschaften betheiligten sich an dem schönen und einzigartigen Feste in einer für den Gefeierten ehrenvollen, ja erhebenden Weise. Als eine besondere Auszeichnung wurde ihm durch einen Vertreter der theologischen Fakultät das Diplom eines Doktors der Theologie überreicht, nachdem er zu der philosophischen Doktorwürde schon früher von der Universität Berlin die juristische empfangen hatte.

Während in jenen unvergeßlichen Tagen in dem Kreise der frohbewegten jugendlichen Festtheilnehmer die Hoffnung zum Ausdruck kam, daß in ähnlicher Weise die älteren und jüngeren aus der Waitzschen Schule hervorgegangenen Historiker sich noch öfter in Göttingen um ihren Meister würden versammeln können, war es Einzelnen nicht unbekannt, daß schon damals für Göttingen die Gefahr bestand, den gefeiertsten Lehrer in naher Zeit an die Reichshauptstadt abtreten zu müssen. Es klang wie eine leise Mahnung, wenn der damalige Prorektor Sauppe in der schönen Ansprache, worin er dem Jubilar die wärmsten Glückwünsche der Universität darbrachte, an den stolzen Aus-

spruch Schölzers erinnerte: Extra Gottingam vivere non est vivere.

So wenig auch diese Worte, die vor hundert Jahren eine Wahrheit enthalten mochten, auf die veränderten Verhältnisse der Gegenwart Anwendung finden können, so fühlte sich Waitz, wie er längst bewiesen, so ganz mit Göttingen verwachsen und in seiner durch die hiesigen Verhältnisse wesentlich geförderten Lehrthätigkeit so glücklich, daß er sich nur aus zwingenden Gründen zu einer Trennung entschließen konnte.

Wir erinnern uns des großen Antheils, den Waitz schon in jungen Jahren an der Herausgabe der „Monumenta Germaniae" gehabt hätte. Er hatte auch in späteren Jahren nicht aufgehört daran mitzuarbeiten, und empfand es daher so schmerzlich wie nur irgend ein Anderer, daß das große vaterländische Unternehmen unter den Augen des alternden Pertz mehr und mehr zu verkümmern drohte. Da der Letztere das nationale Werk, dem doch seine Kräfte längst nicht mehr genügten, als eine private Angelegenheit behandelte, über die er allein verfügen zu können meinte, war es dringend geboten, es in andere Hände zu bringen und die reichen Mittel, die das neugegründete Reich für die Fortsetzung zu bewilligen bereit war, auf eine zweckmäßige Weise zu verwenden. Hier zu rathen und zu helfen war Keiner so sehr wie Waitz berufen. Der Plan, nach dem das Unternehmen neu organisirt und mit der Berliner Akademie der Wissenschaften so verbunden wurde, daß auch die bayerische Akademie in München und die österreichische in Wien zur Theilnahme herangezogen werden konnten, war vor allem sein Werk, und nichts war natürlicher, als daß man auch die Leitung des Ganzen dem Manne anzuvertrauen wünschte, welcher einer so wichtigen und schweren Aufgabe am besten gewachsen war. Ein großes Opfer war es, das Waitz der Wissenschaft brachte, als er sich im Jahre 1875 entschloß

die Göttinger Professur mit der Direktion der „Monumenta Germaniae“ in Berlin zu vertauschen.

Es ist ihm beschieden gewesen noch volle zehn Jahre mit ungeschwächter Kraft sich dem großen Werk zu widmen, das erst durch ihn in allen seinen Theilen Leben und Bewegung empfing.

Neben den Scriptores und Leges, auf deren Herausgabe sich Pertz beschränkt hatte, wurden nun auch andere Abtheilungen, die Auctores antiquissimi, die Diplomata, die Briefe und die Antiquitäten in Angriff genommen.

Es geschah unter der Mitwirkung von Forschern ersten Ranges, v. Mommsen, Sickel, Wattenbach und Dümmler, welche es nicht verschmähten sich einem Organismus einzugliedern, an dessen Spitze der große Meister stand. Waitz selbst übernahm neben der Centraldirektion die spezielle Leitung der Scriptores und provisorisch auch die der Leges, beschränkte sich aber keineswegs darauf die Arbeiten Anderer zu leiten und zu überwachen, sondern wetteiferte mit den jüngsten Gehilfen an hingebendem Fleiß in all den mühseligen Geschäften, welche die Herstellung eines reinen und sicheren Textes und die genaue kritische Analyse der Quellen erfordert.

Nur so wurde es möglich in rascher Folge immer neue Bände des großen Werkes zu vollenden, lateinische und deutsche Chroniken, longobardische und merowingische Geschichtsschreiber, Gedichte, Briefe, Diplome, Kapitularien, Formeln u. s. w. Auch das „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ erhielt eine neue Gestalt, und das von Wattenbach redigirte „Neue Archiv“ fand in Waitz einen der fleißigsten Mitarbeiter. Und doch fand Waitz inmitten dieser großartigen Thätigkeit noch Zeit und Kraft nicht allein die zweite Hälfte der Verfassungsgeschichte und mancherlei akademische Abhandlungen in Berlin zu vollenden — auch der schönen in Kiel 1884 gehaltenen Rede zur Feier von Dahlmanns hundertjährigem Geburtstage

mag hier gedacht werden —, sondern selbst historische Uebungen hat er mehrere Male noch in seiner neuen Stellung abgehalten.

So trat Waitz, freudig und fruchtbar schaffend, am 9. Oktober 1885 in das 73. Jahr seines gesegneten Lebens. Nur noch wenige Monate trennten ihn von dem Tage, an dem er 50 Jahre früher die philosophische Doktorwürde empfangen hatte. Ehemalige Schüler und viele andere Verehrer und Freunde, die es schon an seinem 70. Geburtstage an Beweisen der Dankbarkeit und Liebe nicht hatten fehlen lassen, sahen dem 18. August 1886 wie einem hohen Festtage entgegen, an dem sie sich noch einmal um den Gefeierten in froher Gemeinschaft versammeln zu können meinten. Neben literarischen Gaben mancherlei Art, die dem Jubilar zugedacht waren, wurde von edler Künstlerhand ein Weihgeschenk vorbereitet, das, wie man hoffte, noch oft sein Auge erfreuen sollte.

Diese Hoffnungen sind grausam getäuscht worden. Nachdem Waitz noch vom 13. bis 15. April die Verhandlungen der Central-Direktion der Monumenta Germaniae geleitet und, wenn auch nicht ohne Anstrengung, den Jahresbericht abgefaßt hatte, verfiel sein bis dahin so rüstiger Körper einem Siechthum, das mit erschreckender Raschheit fortschreitend, in der Nacht vom 24. auf den 25. Mai seinem arbeitsreichen Leben ein Ende machte.

Drei Tage später bewegte sich von der Bendlerstraße nach dem Mathäikirchhofe im Westen von Berlin ein langer Trauerzug. Manche der Leidtragenden hatten zwei Tage zuvor die sterblichen Ueberreste Leopold v. Ranke's zu Grabe geleitet und waren Zeugen des wahrhaft fürstlichen Glanzes gewesen, der dabei entfaltet wurde. Einfacher zwar und dem schlichten Sinne des Todten entsprechender waren die letzten Ehren, die Waitz erwiesen wurden, aber die Größe des Verlustes, den durch sein Hinscheiden die Wissenschaft und der Kreis Derer erlitten, die sich im engeren oder weiteren Sinne die Seinen nennen durften, trat dabei nur um so ergreifender zu Tage.

Auch an bleibenden, sichtbaren Zeugnissen der Verehrung und Liebe haben es die Freunde und ehemaligen Schüler des Verewigten nicht fehlen lassen wollen. Aber was Büsten, Denksteine und Denkschriften von der Dankbarkeit verkünden, die über das Grab hinausreicht, ist doch nur ein schwacher Ausdruck der Gesinnungen, die so viele Herzen durchdringen.

Als vor 25 Jahren Schlosser in hohem Alter in Heidelberg verstarb, durfte Gervinus einen viel besprochenen Nekrolog mit den stolzen Worten schließen: „Ich habe das Gefühl, daß, wenn jemand nichts gethan hätte, als einem Menschen das zu sein, was Schlosser mir geworden ist, das allein ausreiche, einem Menschenleben den vollwichtigsten Werth zu verleihen.“ Georg Waitz hat keinen Schüler hinterlassen, der den Anspruch wird erheben wollen, an geistiger Bedeutung mit Gervinus verglichen zu werden; aber Hunderte, die den Verewigten als ihren Meister verehren, werden gern bezeugen, daß sie das Beste, was sie sind und vermögen, ihm verdanken.

Bemerkung.

Das Vorstehende ist im Wesentlichen ein Wiederabdruck aus der Münchener Allg. Zeitung 1886 Nr. 273 ff. Außer den im Text schon erwähnten Nachrufen und Denkreden (H. v. Sybel in der hist. Zeitschrift Bd. 56, v. Bippen in der Weserzeitung 1886 vom 30. Mai, Frensdorff in Hans. Geschichtsbl. 1886, Monod in Revue historique T. XXI) sind mir noch bekannt geworden eine „Notice sur G. W. par Blondel“ (Paris 1886), Gedächtnißreden von Wattenbach (Berliner Akademie), Weiland (Götting. Gesellsch. d. W.), A. Stern (Jahrb. für Schweiz. Gesch. XXII), v. Giesebrecht (Münchener Sitzungsber. 1887), ein Aufsatz von Herm. Grauert (hist. Jahrb d. Görres-Gesellsch. Bd. VIII), Nekrologe in der Vossisch. Zeit. 1886 vom 25. Mai und Kieler Zeitung 1887 vom 19. u. 20. April (K. Jansen).

(382) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Ueber die Methoden der modernen Bakterienforschung.

Von

R. J. Petri.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Anton von Leeuwenhoek theilte in einem Briefe, datirt Delft den 12. September 1683, der Königlichen wissenschaftlichen Gesellschaft zu London mit, daß er in der weißen Substanz zwischen den Zähnen verschiedener Menschen eine Unzahl „lebendiger Thierchen" entdeckt habe. Die Beschreibung sowie die Zeichnung, welche er von denselben giebt, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er in seinen „levenden dierkens" als Erster jene mikroskopisch kleinen Pflanzen beobachtet und abgebildet hat, welche unter dem Namen Bakterien erst in den letzten Dezennien das Interesse nicht nur der Naturforscher und Aerzte, sondern der ganzen gebildeten Welt in stets steigendem Maße beanspruchen. In einem späteren Briefe vom 16. September 1692 an dieselbe Gesellschaft bestätigt er seine frühere Entdeckung und giebt wieder ähnliche Zeichnungen. Fig. 1 ist eine Kopie der Abbildung aus dem ersterwähnten Brief. Mit Interesse sehen wir, daß der gelehrte holländische Forscher trotz der Unvollkommenheit seiner — selbstgefertigten — optischen Instrumente in der That schon drei der hauptsächlichsten Bakterienformen gekannt hat. Das, was wir jetzt Kokken nennen, sehen wir in E repräsentirt, unsere verschiedenen Stäbchenformen zeigen A, B und F und die Spirillen sind unschwer in H wiederzuerkennen.

Leeuwenhoeks Entdeckung blieb über ein Jahrhundert lang nur ein Kuriosum. Erst die Vervollkommnung des Mikroskops, sowie der mikroskopischen Untersuchungsmethoden bildete die erste Etappe auf dem Wege zur Erforschung der Bakterien. Von einer wissenschaftlichen Bakterienforschung kann erst seit Ehrenbergs Arbeiten die Rede sein.

Das Studium dieser kleinsten pflanzlichen Wesen war naturgemäß zunächst ein naturhistorisches, und gar bald hatte sich unser Wissen mit einer ziemlich ausgedehnten Kenntniß der

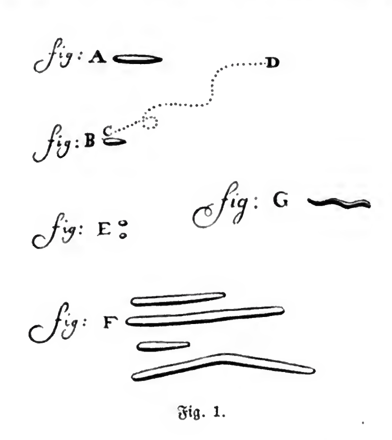


Fig. 1.

mannigfachen Formverhältnisse der Bakterien bereichert. Vom morphologischen Studium zur biologischen Forschung blieb aber noch ein weiter Schritt. Um so schwieriger mußte dieser Fortschritt werden, als bei der Ubiquität einer großen Anzahl von Bakterien, sowie bei der enormen Vermehrungsfähigkeit gerade dieser gemeinen Arten die Isolirung einzelner Spezies nicht sicher gelang. Es fehlte noch die Reinkultur, gewissermaßen der Schwerpunkt der modernen Bakterienforschung. Das Vorhandensein zahlreicher Keime auch in der Luft hatte man wohl

vermuthet und zum Theil auch erkannt. Die alte Frage nach der generatio spontanea kam aufs neue in Fluß, und der von dieser Richtung ausgegangenen Anregung verdanken wir hauptsächlich die Erfüllung einer Hauptbedingung für die Reinkultur, die Lieferung keimfreier „sterilisirter" Nährmedien.

Allerdings war die Praxis des alltäglichen Lebens schon seit undenklichen Zeiten im unbewußten Besitze des Geheimnisses, wie man die überall vorhandenen Keime der fäulniß- und gährungserregenden Mikroorganismen von solchen Substraten fern halten kann, in denen sie sich grade mit Vorliebe anzusiedeln pflegen, die der Mensch aber nicht als Nährböden für Bakterien und Pilze, sondern für seinen eigenen Nahrungsbedarf herstellt. Die Hausfrauen und Köche, die Bäcker, Schlächter und Fischer ebenso des grauen Alterthums wie der allermodernsten Neuzeit haben es allezeit verstanden unsere Tafel mit solchen Gerichten zu besetzen, die durch ihre Fürsorge wenigstens auf gewisse Zeit hin keimfrei hergestellt waren. Das Haltbarmachen der Speisen durch Kochen, die Anfertigung von Konserven, von Zwiebacken, die dem Verschimmeln nicht ausgesetzt sind, das Räuchern, Einpöckeln und Dörren von Fleisch und Fleischwaaren, das Kandiren und Einmachen der Früchte und in gewissem Sinne auch das Einmachen der Wintergemüse in Tonnen und noch viele andere Praktiken auf dem kulinarischen Gebiete sind basirt auf der Abhaltung und Vernichtung entwicklungsfähiger Keime von den betreffenden Speisen.

In zielbewußtem wissenschaftlichem Experiment wurden die trockne Hitze, der heiße Wasserdampf, das Kochen, der keimdichte Verschluß, die antiseptischen Stoffe, die Austrocknung erst sehr spät in Anwendung gezogen.

Es ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes eine vollständige Uebersicht dieses Entwicklungsganges zu liefern, welcher die Grundlage der modernen Bakterienforschung

abgiebt. Nur wenige der bedeutenderen Epochen seien kurz erwähnt.

Spallanzani war der Erste, welcher — 1769 — Infuse von organischen Stoffen in gut verschlossenen Gefäßen durch längeres Kochen im Wasserbade sterilisirte. Aber erst fast ein Jahrhundert später wurden diese Versuche systematisch weiter verfolgt und Auskochen, sowie Abhalten der Luftkeime als Methoden zur Sterilisirung sicher erkannt. Auf dieser Grundlage, der Möglichkeit sich kontrolirbar bakterienfreie Substrate herzustellen, ist nun in den letzten Jahrzehnten von den Bakteriologen methodisch weiter gebaut worden. In keimfreien Substraten gedieh die Reinkultur, zuerst allerdings nur in flüssigen Nährlösungen von Pasteur, Cohn und Anderen methodisch ausgeführt. Die Isolirung einzelner Keime als sicherste Garantie zur Erzielung einer einheitlichen sogenannten Reinkultur wurde wesentlich erleichtert durch zielbewußte Einführung fester Nährsubstrate neben den Lösungen in die bakteriologische Technik. Zuerst wurden gekochte Kartoffelscheiben von Schröter angewandt. Die Fortschritte der letzten Jahre wurden aber erst ermöglicht durch Benutzung der durchsichtigen, festen, gelatinirenden Nährböden nach der Methode von Koch.

Gelatinen waren schon früher von Klebs und Brefeld den Nährlösungen zugesetzt worden, deren Verdunstung in dünner Schicht hintanzuhalten. Die gelatinirenden Nährböden nach Koch vereinigen die Vortheile der Nährlösung mit denen des durchsichtigen, festen Substrates. In der flüssigen Gelatine können die Keime gleichmäßig vertheilt und durch Verdünnung genügend von einander getrennt werden, nach dem Ersteren wächst ein jeder an seinem Orte fixirt zu einer Reinkultur aus, die nun leicht gesondert studirt werden kann. Hand in Hand mit dieser Vervollkommnung der Nährsubstrate ging die Verbesserung der Mikroskope nach Abbé durch Zeiß, und

gleichzeitig wurde die Färbung mikroskopischer Objekte wesentlich verbessert durch die Methoden von Weigert, Koch und Ehrlich. Einen ganz bedeutenden Vorschub erfuhr die Bakteriologie schließlich noch durch den hohen Aufschwung der mikrophotographischen Technik.

In vorliegendem Aufsatze will nun der Verfasser versuchen in möglichst gedrängter Kürze eine Uebersicht zu geben von denjenigen Methoden der Bakterienforschung, welche augenblicklich als die sichersten im Gebrauch sind. Im Anschluß daran sollen auch einige Hauptergebnisse dieser modernen Forschung Erwähnung finden. Der knappe Raum verbietet dabei aber oft ein selbst nur andeutungsweises Aufzählen vieler, weniger wichtiger Methoden und Resultate.

Die Gruppirung der bisher aufgefundenen Bakterien in ein definitives botanisches System ist bei der Neuheit des Materials noch nicht gelungen. Viele gut charakterisirte Arten hat man schon als solche erkannt. Die morphologischen und biologischen Differenzen hat man zur Systembildung zu verwerthen angefangen. Hier genüge zur Orientirung die Aufzählung der hauptsächlichsten Wuchsformen.

Die Bakterien oder Spaltpilze (Schizomyceten) sind mikroskopische, mit wenigen Ausnahmen chlorophyllose Pflanzen, welche der großen Abtheilung der Pilze eingereiht werden, nach gewissen Richtungen hin aber auch Verwandtschaft zeigen zu den Algen.

Das Einzelindividuum wird meist durch eine Zelle repräsentirt. Beim Wachsthum einer solchen Zelle können alle Richtungen derselben gleichwerthig sein, oder es finden Differenzirungen statt. Ferner ist die Art und Weise, wie die Einzelindividuen mit einander verbunden sind, oft charakteristisch. Von diesen Gesichtspunkten aus unterscheidet man:

1. Kokken. Kugelförmige Gebilde, in denen die Richtungen gleichwerthig sind. Je nachdem nun diese Kugeln entweder

ohne besondere Regelmäßigkeit in der Kolonie zusammenliegen oder zu regelmäßigen, konstant wiederkehrenden Gruppirungen vereint sind, unterscheidet man einfache Mikrokokken, bei Anordnung zu zweien spricht man von Diplokokken, perlschnurförmige Gebilde nennt man Streptokokken, liegen vier Kugeln in einer Ebene zusammen, so entstehen Tetraden, traubenförmige Gruppirungen heißen Staphylokokken, und schließlich gehören auch die Sarcinen hierher, bei denen nach Art übereinandergeschichteter Waarenballen je acht Individuen zu einem Packete vereint sind.

2. Bacillen oder Stäbchen.* Zwischen Dickenwachsthum und Längenwachsthum besteht ein Unterschied. Das Verhältniß der Dicke zur Länge bestimmt die Bezeichnung als Kurzstäbchen oder Langstäbchen. Sind die Stäbchen nicht rein cylindrisch, sondern in der Mitte spindelförmig verdickt, so spricht man von Klostridium-Formen. Auch hier bleiben die Individuen bei weiterer Vermehrung entweder vereinzelt, oder sie sind zu gegliederten Fäden aneinander gereiht. Diese Fäden können eine beträchtliche Länge erreichen, wellig gebogen sein, schleifen- und peitschenstielförmige Gebilde darstellen. Die beiden Enden des Stäbchens können vegetativ gleichwerthig sein, oder es kann eine Basis von einer Spitze sich differenziren. Letzteres findet zum Beispiel statt bei den Leptotricheen, von denen die Crenothrix, der Brunnenfaden und die Beggiatoa wegen ihres Schwefelgehaltes besonderes Interesse beanspruchen. Eine scheinbare Zweigbildung findet statt bei Cladothrix.

3. Kommabacillen, Vibrionen, Spirulinen, Spirillen, Spirochäten. Charakteristisch für diese Form ist die

* Bakterien sind hier die gesammten Spaltpilze genannt, Bacillen die gesammten Stäbchenformen. Nach Anderen wird die Bezeichnung Bakterien für die kurzen Stäbchenformen gebraucht, während der Ausdruck Bacillen nur für die Langstäbchen gilt.

Krümmung, welche die Längsachse sowohl des Einzelindividuums wie auch in vielen Fällen des Verbandes mehrerer Individuen zeigt. Und zwar kann diese Krümmung entweder in einer Ebene stattfinden oder, was wohl das gewöhnliche ist, es liegen korkzieherartige Gebilde vor. Ferner kann ein System von Windungen erster Ordnung sich kombiniren mit solchem zweiter Ordnung. Die einfachste hierher gehörige Form ist der „Kommabacillus", der im Einzelindividuum höchstens zu einem Halbkreis gekrümmt ist. Aneinander gereiht entstehen mehr oder weniger gestreckte, korkzieherförmige Spirillen, beide Formen sind besonders schön ausgebildet bei dem von Koch entdeckten Kommabacillus der Cholera. Die Zahnspirochäte, sowie die Spirillen des Rückfalltyphus bilden im Einzelindividuum schon echte Schrauben. Bei der Spirochäte plicatilis, sind zwei Schraubensysteme mit einander kombinirt.

In vorstehende drei Gruppen lassen sich die bisher studirten Bakterien unterbringen. Es liegt nun auf der Hand, daß eine Kugel, bevor sie sich in ihrer Aequatorialebene in zwei neue Kugelindividuen theilt, vorübergehend ellipsoidische Form annehmen wird. Ebenso wird ein Kurzstäbchen bei rapidem Spaltungsprozeß die jüngst gebildeten Individuen in Formen liefern, bei denen Dicken- und Längendimension nicht sofort eine ins Auge fallende Differenz darbietet. Ferner werden die gewundenen Bacillenfäden eine gewisse Aehnlichkeit darbieten mit einzelnen Formen der Vibrionengruppe. Es nöthigen diese Vorkommnisse aber keineswegs dazu, die drei aufgestellten Formengruppen als charakteristisch aufzugeben.

Wie in den einleitenden Worten wiederholt erwähnt, gründet sich der Fortschritt der modernen Bakteriologie zunächst auf die Vervollkommnung der optischen Untersuchungsmethoden, speziell der mikroskopischen Technik. Wie unsere Kenntniß des gestirnten Himmels in demselben Maße sich erweiterte, als

unsere Teleskope und Fernröhre dank ihrer Vervollkommnung den Blick hineintauchen ließen in nie geahnte Tiefen des Weltraums, wie wir es gelernt haben Nebelflecke aufzulösen in Gruppirungen von zahllosen Sternen, wie uns ferner die Astrospektroskopie das sichere Erkennen gewisser Stoffe selbst auf Sternenferne ermöglicht, so hat auch unsere Kenntniß von der Welt im Kleinen und Kleinsten erst der hohen Vollendung der optischen Instrumente und mikroskopischen Untersuchungsmethoden den modernen Fortschritt zu danken. Die neuen Linsensysteme für Oelimmersion in Verbindung mit dem Abbé'schen Beleuchtungsapparat unter Zuhilfenahme der täglich fast neue Fortschritte machenden Färbungstechnik, sowie die Ausbildung der Mikrophotographie haben unserem Gesichtssinn neue Gebiete eröffnet. Und wir dürfen grade neuerdings uns der Hoffnung hingeben, daß das beste Mikroskop noch immer nicht konstruirt ist. Seit kurzem werden von Zeiß in Jena wieder bessere Linsensysteme angefertigt, die, auf der Anwendung neuer Glaskompositionen fußend, schon jetzt die besten „alten" Linsen an Güte weit übertreffen.

Die Bakterien werden zunächst in natürlichem Zustande untersucht. Es kann dies in der Weise geschehen, daß man eine kleine Menge der bakterienhaltigen Substanz zwischen Deckgläschen und Objektträger zu einer möglichst dünnen Schicht ausbreitet, um die darin enthaltenen Individuen so von einander isolirt zur Anschauung zu bringen. Von Flüssigkeiten nimmt man einen winzigen Tropfen, anderes Material wird in Wasser oder sonst einer passenden Flüssigkeit verrieben. Weil aber infolge der Verdunstung vom Rande des Deckgläschens her in der Flüssigkeit fortwährend Strömungen erzeugt werden, welche die kleinen, suspendirten Bakterien mit sich fortreißen, so wird man über etwaige Eigenbewegungen derselben kein sicheres Urtheil gewinnen. Ueberdies trocknet ein solches nach

alter Methode angefertigtes Präparat gar bald ein, und man ist nicht imstande längere Zeit hindurch die Bakterien in natürlichem Zustand zu beobachten. Dies wird ermöglicht, durch die Beobachtung im hängenden Tropfen. In die Mitte des Objektträgers ist eine kleine Höhlung eingeschliffen. Auf diese wird das Deckgläschen gelegt, nachdem man die zu beobachtenden Bakterien in einem kleinen flachen Tröpfchen in die Mitte desselben gebracht hat. Der Rand des Deckgläschens ruht auf der Peripherie des Hohlschliffs, die man vorher zur luftdichten Abschließung der kleinen Kammer mit einem Rand von Vaselin umzogen hat. Der kleine Raum, in welchen das Tröpfchen hineinhängt, füllt sich bald mit Wasserdämpfen, und der Tropfen kann sich durch Verdunstung nicht mehr ändern. Strömungen finden nicht statt und die Beobachtungszeit kann beliebig lange ausgedehnt werden. In solchen hängenden Tropfen kann man nun auch, wenn die Zusatzflüssigkeit eine Nährlösung, z. B. Bouillon oder Blutserum ist, das Wachsthum und die Vermehrung der Bakterien bei gewöhnlicher Temperatur oder auf einem geheizten Objekttisch direkt beobachten und verfolgen.

Bei der Untersuchung im lebenden Zustande erkennt man, daß die Bakterien durchsichtige, glashelle Körperchen sind, an denen man zuweilen Hülle und Inhalt, in letzterem manchmal feine Granulirungen und Einschlüsse unterscheiden kann. Dieser Inhalt oder auch die Substanz, in welche die Einzelzellen zuweilen eingebettet liegen, ist nicht selten gefärbt, aber diese Farbe „bekennen" die Bakterien erst dann, wenn sie in Kolonieen zu vielen Millionen beieinander liegen. Unter dem Mikroskop erscheint das Einzelindividuum stets farblos. Manche Bakterien sind so winzig, daß man sie selbst mit den stärksten Vergrößerungen, wenn sie einzeln liegen, gar nicht von anderen kleinen Körperchen, z. B. Krystallnädelchen, würde unterscheiden

können. Dies ist in noch erhöhtem Maße der Fall bei der Untersuchung von feinen Schnitten aus Organen, in denen man Bakterien vermuthet.

In glücklichster Weise nun wird diese Schwierigkeit überwunden durch Zuhülfenahme der Färbemethoden. Die meisten Bakterien besitzen nämlich in ausgezeichnetem Maße die Fähigkeit Farbstoffe aufzunehmen und sich mehr oder weniger „echt" zu färben. Die Ausbildung der bakteriologischen Färbetechnik hat daher unser Wissen über die Bakterien außerordentlich gefördert. Gefärbt wird für gewöhnlich mit wässerigen oder ganz schwach alkoholischen Lösungen der Anilinfarbstoffe. Die moderne Färbereiindustrie liefert uns eine große Reihe solcher Substanzen, zum Theil in Gestalt von schönen, metallglänzenden Krystallen, zum Theil in Form von amorphen Pulvern. Von den vielen schon angewandten Stoffen sind die gebräuchlichsten das Gentianaviolet zur Violetfärbung, das Fuchsin zur Rothfärbung, das Methylenblau zur Blaufärbung, das Malachitgrün zur Grünfärbung und das Bismarckbraun zur Braunfärbung. — Die Bakterien verhalten sich diesen (und noch einer ganzen Reihe hier nicht aufgezählter) Farbstoffen gegenüber nicht gleich. Der Bakteriologe hat daher in sinngemäßer Weise die Farbstoffe und Koncentrationen der Lösungen u. s. w. auszuwählen und zu modifiziren. Zunächst müssen die bakterienhaltigen Substanzen für die Färbung hergerichtet werden. Flüssigkeiten wie Wasser, Sekrete, Blut, Gewebssaft u. ä. werden mit einer frischgeglühten Präparirnadel in möglichst dünner Schicht auf einem Deckgläschen ausgebreitet. Zähe Flüssigkeiten wie Auswurf, Schleim u. ä. preßt man zu einer dünnen Schicht zwischen zwei Deckgläschen aus, die man nachher von einander abzieht. Diese Ausbreitung zu dünnster Schicht ist zur Erzielung brauchbarer Präparate, welche die Bakterien isolirt zur Anschauung bringen sollen, ganz unerläßlich. Die so beschickten Deckgläschen läßt man nun lufttrocken

werden. Dabei trocknen die Bakterien in unveränderter Gestalt am Glase an. Damit die angetrocknete Schicht aber von der wässerigen Farbelösung nicht wieder aufgelöst und hinweg gespült wird, muß sie vorher noch fixirt werden. Die Substrate, in welchen man Bakterien untersucht, sowie diese selbst enthalten stets Eiweiß. Nun besitzt aber das Eiweiß, mit welchem in unserem Deckglastrockenpräparat die Bakterien angeklebt sind, die Eigenschaft durch gewisse Prozeduren wie Einlegen in Alkohol oder Erhitzen auf 105 bis 120 Grad unlöslich zu werden, ohne im Aussehen sich irgend zu verändern. Darauf fußend fixirt man daher die angetrocknete Schicht allgemein durch Hitze, und zwar in einfachster und ausreichender Weise in der Art, daß man das Deckgläschen, die Präparatenseite nach oben, in eine Pincette faßt und nun mäßig schnell dreimal hintereinander durch eine nicht zu stark brennende Gas- oder Spiritusflamme zieht. Das Tempo, in welchem dies geschieht, die Höhe der Flamme u. s. w. sind je nach den Objekten verschieden und Dinge einer nicht allzu schwer zu erlernenden Uebung. Im allgemeinen müssen stark eiweißhaltige Schichten vorsichtiger und weniger stark erhitzt werden, als Substrate mit geringerem Albumingehalt. Bei zu geringem Erhitzen erzielt man nicht die gewünschte Fixirung, bei zu starkem Erwärmen büßen die Bakterien zu sehr an Färbbarkeit ein. Auch durch die Fixirung wird die Gestalt der Bakterien erfahrungsgemäß kaum verändert. Die fixirten Deckgläschen werden nun mit der Farblösung übergossen, oder auf derselben schwimmen gelassen. Nach wenigen Minuten Einwirkens ist die Färbung erreicht. Der Ueberschuß der Farblösung wird durch vorsichtiges Abspülen mit Wasser entfernt, das Deckglas auf der Rückseite abgetrocknet, durch ein Tröpfchen Wasser oder Glycerin auf einem Objektträger befestigt und nun untersucht.

Um Bakterien in ihrer Lage in Organen und Geweben nachzuweisen, müssen letztere zunächst durch mehrtägiges Einlegen

in Alkohol bis zur Korkkonsistenz gehärtet werden. Darauf werden sie mit einem Mikrotom in möglichst dünne Schnitte zerlegt. Früher und zum Theil auch noch jetzt fertigte man die Schnitte aus freier Hand, bei den neuerdings fast allgemein angewandten Mikrotomen ist das Messer in einer Schlittenführung beweglich und das zu schneidende Präparat wird in einer durch Mikrometerschraube verstellbaren Klemme fixirt. Die Schnitte werden in Alkohol aufgenommen und in die wässerige Farblösung gebracht. Nach genügendem Verweilen darin werden sie sorgfältig herausgenommen. Sie sind jetzt stark überfärbt. Die Gewebsbestandtheile, sowie die Bakterien haben sich mit der Anilinfarbe gesättigt uud außerdem hat der Schnitt Wasser aufgenommen, er ist meist vollkommen undurchsichtig geworden. Durch Einlegen in Alkohol, dem man eventuell einige Tropfen Essigsäure zusetzt, wird der überflüssige Farbstoff und das Wasser wieder entfernt. Die Bakterien halten den Farbstoff fester zurück, als die meisten Gewebsbestandtheile, von denen nur die sogenannten Kerne und einige besondere Gebilde sich ähnlich verhalten. Aus dem Alkohol wird der Schnitt zuletzt noch in Cedernöl eingelegt. Hat dieses den Schnitt genügend durchtränkt, so ist er vollständig „aufgehellt", durchsichtig geworden, und kann nun nach Ausbreitung zwischen Deckglas und Objektträger untersucht werden.

Um die eminenten Vortheile dieser Färbungsmethoden klar zu machen, ist es nöthig näher einzugehen auf das Zustandekommen des mikroskopischen Bildes überhaupt. Ungefärbte wie gefärbte Präparate werden zumeist, bei Anwendung stärkerer Vergrößerungen stets in durchfallendem Licht untersucht. Farbe lose, durchsichtige Gegenstände sind aber in durchfallendem Lichte nur dann sichtbar, wenn sie ein anderes Lichtbrechungsvermögen besitzen als das Medium, in welchem sie sich befinden. Zu ihrem deutlichen Sehen ist erforderlich, daß das Lichtbündel, welches

durch sie hindurch unsere Netzhaut trifft, möglichst schmal ist. Wir sehen sie alsdann nur infolge der Diffraktionserscheinungen, welche an ihren Grenzflächen auftreten, wir sehen bei optisch homogener, innerer Beschaffenheit nur ihre Konturen. Ein einfacher, von Koch angegebener Versuch veranschaulicht dies. Stellen wir auf einen Streifen weißes Papier ein Glasschälchen, in dem sich gewöhnliche farblose Glasperlen befinden, und sehen von oben herab auf das Schälchen, so werden wir die einzelnen Perlen um so deutlicher erkennen können, je höher wir das Schälchen über den als Lichtquelle dienenden weißen Streifen erheben, d. h. je schmäler wir das Lichtbündel machen, welches die einzelne Perle trifft. Wir sehen diese farblosen Perlen überhaupt nur deswegen, weil sich zwischen ihnen und über ihnen die das Licht anders brechende Luft befindet. Gießen wir nämlich auf die Perlen im Schälchen Cedernöl, welches das Licht ebenso stark bricht, wie das Glas, so ist es unmöglich die Perlen zu sehen, sie sind verschwunden. Farbige, durchsichtige Gegenstände sehen wir aber im durchfallenden Licht aus ganz anderem Grunde. Zunächst entsteht natürlich auch von ihnen ein Diffraktionsbild, wenn sie in anders brechendem Medium eingeschlossen sind. Gleichzeitig sehen wir sie aber deshalb, weil sie in ihrer Eigenfarbe leuchten und ein Farbenbild auf unserer Netzhaut erzeugen. Letzteres ist um so deutlicher, je heller der durchsichtige Gegenstand durchleuchtet ist, je breiter das Lichtbündel ist, welches ihn durchsetzt. Mischen wir unter die farblosen Glasperlen in unserem Schälchen einige gefärbte, so werden wir die an der Oberfläche liegenden bunten am deutlichsten sehen, wenn das Schälchen auf dem Papierstreif aufsteht. Aus der Tiefe schimmern wohl noch einige der farbigen Perlen durch, sind aber nicht deutlich zu erkennen. Ihr Farbenbild wird durch die Brechungsbilder der darüber und daneben liegenden farblosen Perlen vollkommen verdeckt. So wie wir aber durch

Aufgießen von Cedernöl die Luft verdrängen, die Strukturbilder der Perlen zum Verschwinden bringen, sind alle gefärbten Perlen, auch die auf dem Boden des Schälchens liegenden, mit einem Schlage deutlich sichtbar geworden. Dieselben Verhältnisse walten nun ob beim Mikroskopiren. In ungefärbten Präparaten sehen wir die Bakterien nur dann, wenn sie das Licht anders brechen, als die Substanz, in welcher sie eingebettet sind. Je geringer diese Brechungsdifferenz ist, ein um so schmäleres Lichtbündel müssen wir anwenden. Wir thun dies, indem wir zwischen dem als Lichtquelle dienenden unteren Spiegel des Mikroskops und dem Loche im Objekttisch, über welchem das Präparat ruht, Blenden einschalten. Natürlich ist die Anwendung sehr enger Blenden durch die entsprechende Abnahme der Helligkeit beschränkt. Sind die farblosen Bakterien mit anderen farblosen Körperchen vermengt, oder will man sie in ungefärbten Schnitten aufsuchen, so werden ihre Strukturbilder allzuleicht von denen jener anderen kleinen Körperchen verdeckt, wir können sie oft überhaupt nicht auffinden. Anders bei Anwendung der Färbung. Haben wir durch die Färbetechnik erzielt, daß die Bakterien intensiv, alles andere möglichst wenig gefärbt ist, so kommt es nur darauf an, unser Mikroskop so einzurichten, daß es uns möglichst helle Farbenbilder liefert, die Strukturbilder dagegen in den Hintergrund gedrängt werden. Dies wird in vorzüglichster Weise erreicht durch den von Abbé angegebenen Beleuchtungsapparat, ein System von Linsen, welches unter dem Objekttisch so angebracht ist, daß die vom Spiegel gelieferten Strahlen unter einem Winkel von 120 Grad grade in der Ebene des Objekts sich vereinigen und so dasselbe von allen Seiten mit möglichst breitem Lichtbündel durchlichten. Einen weiteren Vortheil erreichen wir durch Anwendung der Oelimmersion. Bei den gewöhnlichen Trockensystemen müssen die Lichtstrahlen, bevor sie in die Frontlinse des Objektivs eintreten, eine Luftschicht passiren.

An den Grenzflächen sowohl des Deckgläschens als der Linse kommen dabei natürlich durch Brechungen und Reflexe Lichtverluste zu stande. Bei den Oelimmersionssystemen nun wird der Zwischenraum zwischen Deckglas und Objektiv durch ein kleines Tröpfchen Cedernöl ausgefüllt, welches, wie wir wissen, gleiche Lichtbrechungsfähigkeit besitzt wie das Glas. Wir erhalten uns also die volle Lichtstärke des Bildes.

Betrachten wir mit einem solchen modernen Instrumente einen nach den neuen Methoden gefärbten Gewebsschnitt, in welchem Bakterien vorhanden sind, so haben wir folgende Verhältnisse. Zunächst sind durch die intensive Färbung die Bakterien möglichst hervorgehoben. Durch Aufhellen des Schnittes mit Cedernöl haben wir die Brechungsunterschiede seiner Bestandtheile thunlichst herabgesetzt und dem Zustandekommen von störenden Strukturbildern vorgebeugt. Durch Anwendung des Abbé'schen Apparates bringen wir die Linien und Schatten des geringen, noch vorhandenen Strukturbildes fast ganz zum Verschwinden, während wir die gefärbten Bakterien in ihrer Farbe intensiv leuchten machen, und nützen so unter Benutzung der Oelimmersion unser Licht vollkommen aus. Die Kombination aller dieser Faktoren ist ein Verdienst von Koch. So gelingt es auch die kleinsten Bakterien, selbst wenn sie ganz vereinzelt sind, mit Sicherheit aufzufinden. Es sind Bakterien entdeckt worden, wo man sie früher der unzureichenden Methoden wegen übersah. Ferner ist es gelungen, vermittelst der Färbungen Artunterschiede zwischen den Bakterien festzustellen, sowie biologische und morphologische Daten von jenen kleinen Pflanzen zu gewinnen. Einige Resultate der Färbungsmethoden seien hier kurz erwähnt.

Koch hatte durch Impfen mit faulenden thierischen Substanzen bei Hausmäusen eine Krankheit erzeugt, welche für jene Thiere in hervorragendem Maße den Charakter einer septikämi-

schen Infektionskrankheit darbot. Wurde mit einer minimalen Quantität Blut einer erkrankten oder eben verstorbenen Maus eine frische geimpft, so erlag sie binnen ungefähr 24 Stunden unfehlbar derselben Krankheit. Es war nach Analogie mit anderen Infektionskrankheiten, wie Milzbrand z. B., höchst wahrscheinlich, daß auch diese neue Thierkrankheit, die Mäuseseptikämie, durch Bakterien hervorgerufen und fortgesetzt werde. Es gelang aber nicht bei Anwendung der bis dahin bekannten Untersuchungsmethoden in Blut oder Organen der betreffenden Mäuse Bakterien nachzuweisen. Erst als Koch durch Kombination der genannten Faktoren die Methoden wesentlich verbessert hatte, entdeckte er den schon längst vermutheten, äußerst winzigen, dünnen Bacillus der Mäuseseptikämie. Er war überall in Blut wie Organen reichlich vorhanden, konnte nur nach der alten Methode nicht gesehen werden.

Die Fähigkeit der Bakterien Anilinfarben aufzunehmen, sowie die Zähigkeit, mit welcher sie dieselben festhalten, ist bei den verschiedenen Arten, sowie bei den verschiedenen biologischen Zuständen derselben Art verschieden. Dieser Eigenthümlichkeit verdanken wir z. B. die Entdeckung des Tuberkelbacillus durch Koch. In gewöhnlichen, wässerigen Farblösungen färbt sich der Tuberkelbacillus sehr langsam und schwer. Aus schwach alkalischen Lösungen nimmt er die Farbe besser an. Den einmal aufgenommenen Farbstoff hält er aber viel fester zurück, als die anderen Bakterienarten oder die Bestandtheile der Gewebe. Lege ich daher ein so gefärbtes Präparat in eine Flüssigkeit ein, welche den ursprünglichen Farbstoff verdrängt, so wird der Tuberkelbacillus am längsten Widerstand leisten, er ist am „echtesten" gefärbt. Ursprünglich legte Koch die mit alkalischem Methylenblau vorgefärbten Präparate in Vesuvin ein. Der braune Farbstoff verdrängte die blaue Farbe überall, nur in den Tuberkelbacillen nicht. Diese erschienen alsdann blau auf

braunem Grunde. Neuerdings ist das Verfahren vielfach modifizirt worden. Man hat gefunden, daß durch Zusatz von Anilin, Phenol und ähnlichen Substanzen zur wässerigen Farblösung oder auch durch Erwärmen derselben deren Fähigkeit den Tuberkelbacillus zu tingiren, wesentlich zunimmt. Ferner benutzt man zur Entfärbung der weniger echt gefärbten anderen Bestandtheile des Präparats Säuren, wie verdünnte Salpetersäure, Schwefelsäure, Eisessig u. a. Nachdem die eingedrungene Säure durch Waschen mit Wasser oder verdünntem Alkohol wieder entfernt ist, kann man nun den entfärbten Untergrund wieder mit einer Kontrastfarbe nachfärben. Man erhält so schöne Doppelfärbungen. Die Tuberkelbacillen blau oder roth, alles übrige braun oder grün gefärbt. Wählt man zur Entfernung der ursprünglichen Farbe weniger energische Mittel, als die Säuren, denen gegenüber nur der Tuberkelbacillus Farbe behält, so gelingt es auch mit anderen Bakterien Doppelfärbungen zu erzielen. Am meisten geübt ist das Verfahren von Gram. Die Präparate werden mit Anilinwasser-Gentianaviolet vorgefärbt. Zur Entfärbung dient eine dünne Auflösung von Jod und Jodkali in Wasser. Diese zerstört den violeten Farbstoff in den Geweben (mit Ausnahme der Kerne) und nur die Bakterien widerstehen. Nach Abspülen mit Alkohol wendet man zur Kontrastfärbung Bismarckbraun an.

So erhält man sehr schöne Präparate, in denen die Bakterien violet und die anderen Bestandtheile braun gefärbt sind.

Vermittelst der Färbung können wir aber auch bei derselben Bakterienart Differenzen finden. So nehmen im allgemeinen lebenskräftige, junge Formen die Farbstoffe viel besser auf, als abgestorbene oder absterbende Exemplare. Ferner nimmt der Inhalt der Bakterienzelle die Farbstoffe zuweilen in ungleichmäßiger Weise auf. Einige Bakterien zeigen dies Verhalten konstant, sie färben sich an den Polen intensiv, während

in der Mitte eine schwächer gefärbte Zone sichtbar ist. Bei anderen tritt eine Differenzirung im Protoplasma als Vorstadium auf vor der Bildung der Sporen, jener interessanten Gebilde, die wir gewissermaßen als die Früchte, die Dauerformen der Bakterien anzusehen haben. Diese Sporen zeichnen sich nun dadurch aus, daß sie als stark lichtbrechende, vielleicht mit widerstandsfähiger Schale versehene Körperchen die Anilinfarben äußerst schwer aufnehmen, die einmal aufgenommenen aber, wie die Tuberkelbacillen, recht fest halten.

Die Sporenbildung ist noch nicht bei allen Bakterien beobachtet worden. Wo man sie fand, war sie stets für die betreffende Art charakteristisch.

Vor der Sporenbildung wachsen die Bacillen meist zu langen Fäden aus. Die Sporen bilden sich nun im Innern der Bakterien an ganz bestimmten Stellen, und es gelingt bei Anwendung der Doppelfärbungsmethoden sehr zierliche Präparate zu erhalten, in denen z. B. rothgefärbte Sporen in blauen Bacillen liegen. Sporenhaltige Bakterien zerfallen schließlich und es bleiben nur die Sporen als wahre Dauerformen übrig. Diese keimen alsdann unter günstigen Verhältnissen wieder zu neuen Bakterien aus. Auch diesen Vorgang hat man wiederholt direkt beobachtet und dabei konstatirt, daß der junge Bacillus stets in charakteristischer Weise die Sporenhülle verläßt.

Von Feinheiten der Form, welche uns die neuen Methoden kennen gelehrt haben, seien noch die Geißelfäden erwähnt, die man an vielen Bakterien nachgewiesen, deren lebhafte Eigenbewegung wahrscheinlich durch diese Organe bewirkt wird. Es sind dies sehr zarte, schwer zu färbende Fortsätze, meist an beiden Enden der Zelle je einer sichtbar.

Der Raum verbietet es mehr als andeutungsweise hier noch die großen Vortheile zu erwähnen, welche die Bakterio-

logie dem Aufschwung der M i k r o p h o t o g r a p h i e zu verdanken hat. Es hat sich gezeigt, daß die lichtempfindliche Platte manche Details besser und ausführlicher annimmt als selbst unser Auge. Die Technik der Mikrophotographie ist, abgesehen von der Beleuchtung der Objekte, von dem Verfahren der gewöhnlichen Photopraphie in nichts verschieden. Nur darf der Mikrophotograph um keinen Preis retouchiren. Sein Bild soll den unverfälschten direkten Einfluß repräsentiren, welchen das Objekt auf die lichtempfindliche Platte ausgeübt hat. Aber dieser Umstand verleiht den Mikrophotogrammen einen ganz hervorragenden Werth gegenüber allen anderen Reproduktionen von mikroskopisch Gesehenem. Es schleicht sich in jedes Bild, auch des besten Zeichners, ein subjektiver Faktor ein, der den Verhältnissen der Natur durchaus nicht immer in richtiger Weise Rechnung trägt. Objektive Bilder sind nur die Photogramme. Ein besonderer Aufschwung steht der Mikrophotographie gerade jetzt bevor. Zunächst ist es V o g e l gelungen Platten herzustellen, welche für verschiedene Farben empfindlich sind. Bisher färbte man die zu photographirenden Präparate braun und photographirte unter Anwendung der neuen Gelatine-Emulsionstrockenplatten mit Licht, welches viele blauen Strahlen enthielt. Für diese waren die bisher benutzten Platten besonders empfindlich. Die braun gefärbten Bakterien ließen das blaue Licht nicht durch und erschienen so auf der matten Scheibe der Kamera schwarz auf hellem Grunde. Die mit rothen, violeten oder blauen Anilinfarben gefärbten Bakterien lassen alle so viel blaues Licht durch, daß ihre Bilder auf den blauempfindlichen alten Platten sich nicht genügend vom Untergrunde abheben, um ein brauchbares Negativ entwickeln zu können. Bei den neuen sogenannten o r t h o c h r o m a t i s c h e n Platten kann man nun andere Lichtarten verwenden, die auch von bunt gefärbten Präparaten vom Untergrund genügend differenzirte Bilder her-

vorrufen. Einen weiteren Aufschwung hat die Mikrophotographie schließlich in allerneuster Zeit zu verzeichnen durch die Einführung besonderer Objektive und Okulare von Zeiß, die, aus den schon obenerwähnten neuen Glasflüssen bereitet, den physikalischen Verhältnissen beim Zustandekommen des mikrophotographischen Bildes in ganz ausgezeichneter Weise Rechnung tragen und Bilder von einer Schärfe erzeugen, wie man sie mit den besten bisher üblichen Linsen nicht erhalten konnte.

Wie ein scharfes Schwert leicht denjenigen verletzt, der unkundig damit hantirt, so haben die verschärften und verfeinerten Untersuchungsmethoden ungeübte Beobachter häufig zu ganz empfindlichen Fehlern verleitet. Bei Anwendung der Färbungen zunächst werden außer den Bakterien auch gewisse Gewebsbestandtheile mitgefärbt, welche Anhäufungen kleiner Kokken oder kurzer Stäbchen sehr ähnlich sind. Es sind dies die sogenannten Mast- oder Plasmazellen, die in verschiedenen Geweben des Körpers vorkommen. Der geübte Beobachter ist mit ihnen vertraut und kennt ihre Beschaffenheit, aber weniger Geübten haben diese Gebilde schon oft zu sogenannten fälschlichen Entdeckungen Veranlassung gegeben. Auch feine körnige Niederschläge der angewandten Farbsubstanzen in den Präparaten geben zu Täuschungen vielfach Anlaß. Ferner ist die interessante Thatsache festgestellt, daß bei Anwendung von bakterienhaltigen, nicht ganz frischen Farblösungen aus diesen Bakterien in die zu färbenden Schnitte hineinwachsen können. Schließlich sind die Organe nicht immer frisch untersucht worden, und man hat Fäulnißbakterien, die sich nachträglich darin entwickelt, eine ganz unverdiente Bedeutung beigemessen.

Mit der Vervollkommnung der optisch-physikalischen Untersuchungsmethoden geht nun Hand in Hand die Ausbildung einer biologischen Technik. Die Reinkultur der einzelnen Bakterienarten, das Studium ihres Wachsthums, sowie der

Wirkungen, welche sie dabei auf todte und lebende Substrate ausüben, die Kenntniß ihres Stoffwechsels sind Errungenschaften der neuesten bakteriologischen Forschungen. Natürlich ist ein Abschluß auf diesem jüngst betretenen Gebiet noch keineswegs erreicht.

Den chlorophyllfreien Bakterien fehlt die Fähigkeit der höheren Pflanzen aus anorganischen Verbindungen allein mit Zuhilfenahme der Sonnenkräfte ihren Leib aufzubauen. Sie bedürfen zum Wachsthum und Gedeihen der komplicirteren Kohlenstoffverbindungen, welche wir organische nennen, in deren Molekül sich die nöthigen Spannkräfte schon eingeschlossen vorfinden. Diejenigen, welche sich mit todtem organischen Material begnügen, nennen wir Saprophyten. Viele aber, die Parasiten, finden die Bedingungen zu ihrer Existenz nur in oder auf lebenden Wesen. Manche kommen sowohl auf todtem wie auf lebendem „Nährboden" fort. Das Studium aller dieser Verhältnisse ist nur möglich unter Anwendung von Reinkulturen, die der Bakteriologe sowohl auf todtem wie lebendem Material herzustellen imstande ist. Wir gehen aus von den Reinkulturen auf todtem Material. Dazu bedarf man vor allem keimfreier, für das Wachsthum der Bakterien geeigneter Substrate. Die Schwierigkeit von diesen Nährsubstraten und natürlich auch von den Gefäßen und Instrumenten, mit denen man arbeitet, fremde Keime fern zu halten, wird überwunden durch die sinngemäß auszuführende Sterilisation. Metallinstrumente, die meisten Glasapparate und noch manches andere aus dem Inventarium des bakteriologischen Laboratoriums kann durch Ausglühen oder durch Anwendung hoher Hitzegrade in einem gewöhnlichem, metallenen sogenannten Trockenschrank von allen anhaftenden Keimen sicher befreit werden. Natürlich muß diese Sterilisation durch Ausglühen oder trockene Hitze unmittelbar dem Gebrauch der Gegenstände voraufgehen, oder dieselben müssen geschützt vor In-

fektion durch den Luftstaub aufbewahrt werden Werden sie angefaßt, oder berührt man mit ihnen nicht sterilisirte Gegenstände, so wird ihre Keimfreiheit selbstverständlich illusorisch. In einigen Fällen ist es zulässig, die Instrumente mit desinficirenden Lösungen wie Sublimat oder Phenol in genügender Konzentration zu behandeln. Ein Abtrocknen der so sterilisirten Gegenstände mit gewöhnlichem Handtuch ist alsdann natürlich unzulässig, und ergiebt sich hieraus die Beschränkung in der Anwendung desinficirender Lösungen.

Weit schwierigeren Verhältnissen begegnen wir bei der Aufgabe die Nährsubstrate, flüssige wie feste, zu sterilisiren. Die Vernichtung und Abhaltung aller fremden, entwickelungsfähigen Keime, besonders der zählebigen Dauerformen, ist in diesem Falle nicht immer leicht. Die denkbar einfachste Sterilisation von Flüssigkeiten würde durch Filtration in ein vorher sterilisirtes Gefäß zu erreichen sein, unter Anwendung so feinporiger Filter, welche die kleinsten Keime zurückhalten. In der That ist dies schon vor mehreren Jahren von Tiegel nnd später von Pasteur, Miquel und Anderen geleistet worden. Als Filter wurden Thonzellen oder Gipsschichten benutzt. Aber solche Filter arbeiten nur unter ziemlich hohem Druck, verstopfen sich bald und liefern sehr mäßige Ausbeuten.

Von den in der bakteriologischen Praxis ausgeübten Sterilisationsmethoden für Flüssigkeiten haben wir historisch zuerst das Kochen zu erwähnen. Die meisten Keime vertragen die Temperatur des siedendes Wassers wenigstens auf längere Zeit nicht, sie gehen zu Grunde. So glückt es denn auch zuweilen durch ein- oder mehrmaliges Aufkochen bei gewöhnlichem Druck Flüssigkeiten zu sterilisiren. Die meisten Sporen widerstehen aber der Siedehitze. Ja man kann sogar eine weitverbreitete Bacillenart, den Heubacillus, dadurch in Reinkulturen züchten, daß man Heuinfuse wiederholt aufkocht. Alle andern darin

zahlreich vorhandenen Bakterien gehen zu Grunde, nur die Sporen des Heubacillus leisten Widerstand und keimen nach dem Erkalten zu einer Reinkultur von Heubacillen aus.

Wesentlich verschieden im Effekt ist das Verfahren, Gefäße mit Flüssigkeiten im Wasserbade zu sterilisiren. Dies gelingt noch weit schwieriger, als beim Aufkochen, weil je nach der Größe des Gefäßes und des Wasserbades die Temperatur im eingetauchten Gefäß schwankt und fast stets unter 100^{0} bleibt. Wendet man Salzlösungen oder Oelbäder und ähnliches an, so ist es schon eher möglich, den Inhalt der eingetauchten Gefäße zu sterilisiren. Noch sicherer geschieht dies unter Anwendung eines höheren Drucks. Im verschlossenen Digestor können Flüssigkeiten und in Wasser eingetauchte Gefäße mit Nährlösungen bei Temperaturen von 105 bis 120 Grad binnen relativ kurzer Zeit sicher sterilisirt werden.

Abgesehen davon, daß die letzterwähnte Methode ziemlich kostspielige und nicht von Jedem leicht zu handhabende Apparate erfordert, ist als ein weiterer Nachteil des Sterilisirens bei Temperaturen über 100 Grad noch der Umstand zu beachten, daß manche Stoffe durch dies Verfahren chemische Umsetzungen erleiden, die man vermeiden möchte.

Diese Uebelstände haften der von Koch, Gaffky und Löffler in die bakteriologische Praxis eingeführten Methode der Sterilisation mit strömendem Dampf von Atmosphärendruck nun nicht an, und soll dieses Verfahren, welches jetzt allgemein mit bestem Erfolge ausgeübt wird, etwas ausführlicher beschrieben werden. Es ist dies um so eher gerechtfertigt, als auch die neueren als praktisch erprobten Desinfektionsapparate für Krankenhäuser und städtische Anstalten auf demselben Prinzipe beruhen.

Der Apparat ist der denkbar einfachste. Auf einen gewöhnlichen, blechernen Kochtopf ist ein blecherner Cylinder

von dem Umfange des Topfes gesetzt. Mit einem einfachen Deckel ist der Cylinder oben geschlossen. Man umgiebt ihn mit einem Filzmantel, um die Wärmeabgabe zu verzögern. Unten ist ein Rost angebracht, um Einsatzgefäße darauf zu stellen, außerdem befinden sich oben noch Haken zum Einhängen von Gefäßen. Den Kochkessel versieht man zweckmäßig mit einem Wasserstandsrohr. Ist das Wasser im Kochtopfe zum Sieden erhitzt, so steigt der Dampf in dem Cylinder empor, vertreibt die Luft aus demselben und strömt nach gewisser Zeit oben aus den Fugen zwischen Deckel und oberem Cylinderrand aus. In diesem Augenblick ist die Temperatur im ganzen Innenraum des Cylinders 100 Grad. Sie bleibt auf solcher Höhe, so lange das Wasser im Kochtopf im Sieden erhalten wird und der aus den Fugen ausströmende Dampf der kälteren Außenluft den Eintritt in den Cylinder verwehrt. Es hat sich nun gezeigt, daß je nach der Größe der Objekte einhalb- bis dreistündiges Verweilen in diesem strömenden Dampf genügt zur sichern Sterilisation. Auch die Sporen der Bakterien verlieren bei dieser Behandlungsweise ihre Keimfähigkeit.

Die Nährsubstrate für die meisten Bakterien können in diesem Dampfkochtopf sterilisirt werden. Es giebt aber auch Bakterien, die nur auf Substraten gedeihen, welche die Hitze von 100° ohne Veränderung nicht ertragen. Solche Substrate, wie Blutserum und andere Flüssigkeiten, die Eiweiß enthalten, welches bei 100° bekanntlich fest geronnen ist, können also im strömenden Dampf nicht sterilisirt werden. Für diese Fälle hat Koch die zuerst von Tyndall ausgeübte diskontinuirliche Sterilisation bei niederen Temperaturen eingeführt.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die meisten Bakterien ein längeres Erhitzen bis auf 60 Grad nicht aushalten. Bei dieser Temperatur gerinnen aber die Eiweißkörper noch nicht. Hat man nun durch mehrstündiges Erhitzen einer eiweiß-

haltigen Lösung, Blutserum z. B. auf 60 Grad die darin erhaltenen Bakterien ganz oder theilweise getödtet, so läßt man die Flüssigkeit ein oder zwei Tage stehen. Darin vorhandene, natürlich noch lebenskräftig gebliebene Sporen wachsen zu Bakterien aus, und nach einigen Tagen wiederholt man dies mehrstündige Erhitzen auf 60 Grad, um nun diese, nachträglich gewachsenen Bakterien zu tödten. Durch genügend häufige Wiederholung der Prozedur gelangt man schließlich zu absolut sicher sterilisirten, in ihrem Eiweißgehalt unveränderten Nährlösungen.

Ist es auf diese Weise gelungen, sterilisirtes Nährmaterial herzustellen, so bleibt natürlich noch die Forderung zu erfüllen, die gewonnenen Substrate auch bis zur Verwendung keimfrei zu erhalten. Bei Anwendung zugeschmolzener oder luftdichtverschlossener Gefäße ist das Eindringen von Luftkeimen ausgeschlossen, und können solche Lösungen unbegrenzte Zeit in sterilem Zustande aufbewahrt werden, sie verändern sich nicht. Solche luftdichten Verschlüsse sind aber oft unhandlich, und dann will man in den meisten Fällen der Luft, besonders dem Sauerstoff den ungehinderten Zutritt zum Nährsubstrat belassen. Für solche Fälle wendet man keimdichte Verschlüsse an. Als Einfachstes hat sich schon vor langer Zeit das Verfahren ergeben, den Hals des betreffenden Gefäßes auszuziehen und nach unten umzubiegen. Der Luftstaub gelangt so nicht in das Innere. In der Praxis fast ausschließlich geübt sind aber Verschlüsse mit Pfropfen von Watte, oder auch in einigen Fällen von Glaswolle, sowie von Asbest. Letzterer kann durch Ausglühen sterilisirt werden, die Watte wird im Trockenschranke durch einstündiges Erhitzen auf 180 Grad, wobei sie eben anfängt sich zu bräunen, sicher sterilisirt. Solche Verschlüsse lassen der Luft zwar den Zutritt, halten aber alle Keime in ihren Poren zurück.

Nachdem wir so die Hauptsterilisationsmethoden kennen

gelernt haben, wenden wir uns zu den verschiedenen Nährsubstraten, welche für die saprophytisch wachsenden Bakterien bereitet werden.

Wie schon erwähnt, wurden die ersten Reinkulturen in Flüssigkeiten gezüchtet. Solche Flüssigkeiten, welche die für das Wachsthum der Bakterien nothwendigen Stoffe enthalten, sind von Cohn, Pasteur und Anderen angegeben worden. Man wollte eine Normallösung zusammensetzen, in welcher womöglich alle Bakterienarten zu wachsen imstande sein sollten. Es hat sich aber herausgestellt, daß auch hier ein Individualisiren nöthig ist. So verlangen beispielsweise die meisten Bakterien neutrale oder schwach alkalische Substrate, einige dagegen wachsen besser auf schwach sauren Nährmedien. Wieder andere sind an die Gegenwart ganz bestimmter Stoffe gebunden, kurz, ein eingehendes Studium hat gezeigt, daß auch hier nicht eines für alle passe. In Flüssigkeiten Reinkulturen zu züchten ist nun mannigfachen Schwierigkeiten unterworfen. Der rationellste Ausgangspunkt für eine Reinkultur ist stets ein einzelner Keim. Schon bei der Aussaat zweier Keime ist die Wahrscheinlichkeit eine einheitliche Ernte zu erhalten auf die Hälfte reduzirt. Je mehr Keime zur Aussaat benutzt werden, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit eine Reinkultur zu züchten. Den Keimen kann man nicht ansehen, ob sie einheitlich sind. Beim Arbeiten mit flüssigen Nährmedien ist es nun äußerst schwierig, die Keime zu isoliren. Eine Methode, welche dieses Resultat in vielen Fällen erreicht und von manchen Bakteriologen auch jetzt noch angewandt wird, ist die Verdünnungsmethode. Ein Theil der bakterienhaltigen Ausgangsflüssigkeit wird mit sterilisirtem Wasser oder gleich mit der gewählten sterilen Nährlösung so weit verdünnt, daß in dem zur Aussaat verwendeten oder zur Beobachtung kommenden Quantum nur ein Keim sich befindet. Um dies zu erreichen, müssen die Ver-

dünnungen wiederholt werden. Von der Originalflüssigkeit wird beispielsweise ein Tropfen mit zehn Kubikzentimetern sterilisirter Lösung verdünnt. Davon wieder ein Tropfen in ein zweites Glas mit zehn Kubikzentimetern gegeben, nach jedesmaligem Umschütteln wird die Verdünnung noch einige Male wiederholt und der Inhalt des letzten Gläschens, in welchem man nur noch einige wenige Keime vermuthet, wird in zehn oder zwanzig Portionen in ebensoviele Gläschen mit Nährlösung ausgesät. Hat man nach Wunsch operirt, so darf von den besäten Gläsern nur ein Theil, höchstens zwei Drittel, Entwickelung zeigen, die übrigen müssen steril bleiben. Wie gesagt, gelingt es so Reinkulturen zu erhalten. Das Verfahren ist aber äußerst umständlich und unsicher. Die Garantie gleichmäßiger Vertheilung der Keime in einer Flüssigkeit kann auch das beste Schütteln nicht geben. Weitere Uebelstände vermehren noch die Unsicherheit des Verfahrens. Zunächst ist das Wachsthum der meisten Bakterien in Flüssigkeiten durchaus nicht so charakteristisch, daß man einer solchen Massenkultur ansehen kann, ob sie einheitlich ist. Hat man verschiedenartige Keime zusammen ausgesät, so werden in der Flüssigkeit deren Abkömmlinge sich miteinander vermengen. Die Schnelligkeit, mit welcher die Bakterien sich vermehren, ist ferner bei den verschiedenen Arten verschieden. So kann es kommen, daß beim Arbeiten mit Flüssigkeiten ein zufällig hineingerathener fremder Keim, welcher schneller wächst, als der absichtlich ausgesäte, letzteren überwuchert und das Resultat illusorisch macht. Das Hineinfallen fremder Keime in die Kulturgläschen bei der Verdünnung ist aber unmöglich sicher zu vermeiden. Will man mit Flüssigkeiten bakteriologisch sicher operiren, so giebt es nur einen Ausweg, der ebenfalls schon vielfach mit Erfolg betreten worden ist. Man nimmt ein so kleines Quantum der Nährlösung, daß man es mit dem Mikroskop übersehen kann. Es

ist dies die schon eingangs erwähnte Kultur im hängenden Tropfen. Hat man sich — durch die gleich zu besprechenden Methoden — eine Reinkultur irgend einer Bakterienart verschafft, so kann man ihr Wachsthum im hängenden Tropfen sicher verfolgen. Zur Erzielung von Reinkulturen als Ausgangsmaterial ist aber auch der hängende Tropfen nicht recht geeignet. Von Klebs und Brefeld sind daher dünne Geißlersche Glaskammern benutzt worden. An den Wänden dieser kleinen Kammern läßt sich die genügend verdünnte bakterienhaltige Flüssigkeit so vertheilen, daß die Keime einzeln ausgebreitet sind und man imstande ist, einen Keim sicher einzustellen und sein weiteres Wachsthum zu einer Reinkultur mit dem Mikroskop zu verfolgen. Die flüssigen Nährmedien, welche hauptsächlich gebraucht werden, sind neutralisirte Fleischbrühen, Auflösungen von Fleischextrakt, Infuse und Dekokte von Weizen und anderen pflanzlichen Substanzen, ferner Blutserum, Harn, Blut, Milch u. a. m. Zu den erwähnten Uebelständen der Nährlösungen kommt noch ein weiterer hinzu. Die Bakterien erzeugen Stoffwechselprodukte, welche ihrem eigenen Wachsthum hinderlich sind. In Flüssigkeiten diffundiren diese Substanzen in demselben Maße, als sie sich bilden. Aus diesem Grunde hört eine Reinkultur in einer Flüssigkeit gar bald auf zu wachsen, sie stirbt ab. Will man übrigens das Wachsthum einer schon vorhandenen Reinkultur nach allen Seiten hin studiren, so ist natürlich deren Aussaat in geeignete, flüssige Nährmedien keineswegs zu verabsäumen, und man gewinnt auf diesem Wege gar manche charakteristischen Details.

Die Unvollkommenheiten und Uebelstände flüssiger Nährmedien werden nun größtentseils vermieden bei der Anwendung fester Nährböden.

Ein höchst einfacher Versuch lehrt das Hauptprinzip der festen Substrate in instruktiver Weise kennen. Eine gekochte

Kartoffel wird mit ausgeglühtem Messer durchschnitten und nach dem Erkalten, die Schnittflächen nach oben, einige Zeit, etwa eine Stunde, der Luft ausgesetzt. Dann bringt man sie vor Verdunstung geschützt in eine Glasglocke. Nach einigen Tagen bemerkt man auf den gelbweißen Schnittflächen runde Flecken und Tröpfchen, verschieden an Größe, Farbe und Aussehen, sowie hier und da ein strahlig wachsendes Schimmelpilzmycel. Die einzelnen Kolonien vergrößern sich allmählich, meist mit verschiedener Geschwindigkeit, behalten aber ihren Charakter vollkommen bei, und es währt ziemlich lange, bis die Ränder sich berühren und ein Vermischen stattfindet. Untersuchen wir die einzelnen Flecken in gefärbten Deckglastrokenpräparaten oder im hängenden Tropfen, so erkennen wir sofort, daß ein jeder Fleck die Reinkultur irgend einer Bakterienart ist. Die Kolonieen stammen her von Keimen, die aus der Luft auf die Kartoffel gefallen und an Ort und Stelle zu einer Reinkultur ausgewachsen sind. Die Fixirung der einzelnen Keime und die Auseinanderhaltung derselben leistet der feste Nährboden spielend, während bei Anwendung flüssiger Nährmedien dies, wie wir sahen, äußerst schwierig und unsicher ist. Wir können die sterilisirte Kartoffelscheibe nun auch zur Trennung von Bakterien in Gemischen benutzen. Mit ausgeglühtem und abgekühltem Scalpell wird auf einer solchen im Dampfkochtopf sterilisirten Kartoffelscheibe eine Spur der bakterienhaltigen Substanz innig verrieben. Mit einem frischen Messer wird aus der Mitte dieser Scheibe eine Probe entnommen und in gleicher Weise auf einer zweiten Kartoffelfläche vertheilt. Man wiederholt diese Prozedur mit jedesmal frischem Messer zum dritten, vierten mal u. s. w. und legt die so besäten Kartoffelscheiben in eine Glasglocke, die man vorher mit Sublimatwasser desinfizirt hat. Nach einigen Tagen ist der Versuch genügend ausgewachsen. Die erste Kartoffel wird mit einer zusammenhängenden Schicht überzogen sein, die

aus Bakterien vielleicht verschiedener Art besteht, und in der eine Isolirung einzelner, von einem Keim ausgegangener Reinkulturen nicht möglich ist. Auf der zweiten Kartoffelscheibe wird dies noch nicht gelungen sein, jedenfalls aber auf einer der weiteren Verreibungen. Auf der dritten oder vierten Kartoffel werden wir nicht mehr einen zusammenhängenden Ueberzug, sondern einzelne isolirte inselförmige Kolonieen erblicken, die ein verschiedenes Ansehen darbieten, wenn das Ausgangsmaterial ein Gemenge verschiedener Bakterienarten enthielt. An einer solchen inselförmigen, von einem Keim ausgegangenen Kolonie können wir nun schon makroskopisch eine Reihe von Eigenthümlichkeiten wahrnehmen, welche für die betreffende Bakterienart durchaus charakteristisch sind und in derselben Weise bei Wiederholung des Versuches stets wiederkehren. Die Gestalt der Kolonie, die Form des Randes, die Farbe, der Glanz, in gewissen Fällen der Geruch, der Widerstand beim Ausbreiten mit einer Nadel oder bei der Entnahme einer Probe — kurz, eine ganz beträchtliche Anzahl von Kennzeichen werden so durch das Wachsthum auf dem festen Nährboden offenbart. Bei der mikroskopischen Prüfung erkennen wir dann weiter, aus welchen Individuen die einzelnen Kolonieen bestehen. Die einen sind Kokken, andere Stäbchen, wieder andere Sarcinen u. s. w. Das makroskopische wie mikroskopische Bild ergänzen sich gegenseitig. In der Reinkultur summiren sich die Eigenschaften einer Anzahl gleicher mikroskopisch kleinster Individuen derart, daß makroskopische Effekte erzielt werden.

Die gekochte Kartoffel giebt für sehr viele Bakterien einen guten Nährboden ab. Man kann sie auch in Gestalt eines festen gestampften Breies in Kölbchen oder Schälchen anwenden. Außerdem finden noch andere undurchsichtige, feste Nährböden vielfache Anwendung. Sterilisirter Brotbrei, Kartoffelbrei mit Zusatz von Zucker und Pepton, Kleister mit Zusätzen u. a. wird

benutzt. Auf Scheiben von gekochten Mohrrüben, von Kohlrabi und noch manchem anderen ähnlichen Substrat werden Bakterienkulturen gezüchtet.

Diese festen Nährböden sind aber alle undurchsichtig und entbehren des Vortheils, im durchfallenden Lichte mikroskopirt werden zu können. Die Entwickelung eines mikroskopischen Keimes zu einer Kolonie kann auf ihnen nicht beobachtet werden. Erst die Anwendung durchsichtiger, fester Nährböden gestattet dies. Klebs und Brefeld haben zuerst durch Zusatz von Gelatine die alten Nährlösungen in solche durchsichtigen, festen Nährböden verwandelt. Der Zusatz von Gelatine — aus Fischblase oder Kalbshäuten — diente ihnen dazu, die flach ausgebreitete Schicht ihrer Nährlösung, in welcher sie das Auskeimen von Sporen oder das Wachsthum einzelner Bakterien kontinuirlich beobachten wollten, vor dem allzuschnellen Eintrocknen zu bewahren. Die Isolirung der einzelnen Keime erzielten sie vorher durch Anwendung der Verdünnungsmethoden.

Wie schon in der Einleitung betont ist, verdankt die Bakteriologie einen Hauptfortschritt der Einführung fester, durchsichtiger und gelatinirender Nährmedien durch Koch. In glücklichster und einfachster Weise sind die Vortheile früherer Verfahren durch seine Methode kombinirt. Wegen der eminenten Wichtigkeit derselben sei eine etwas eingehendere Beschreibung gestattet.

Als Grundlage für die Kochschen Gelatinen können alle einem bakteriologischen Zwecke entsprechenden Nährlösungen sinngemäß benutzt werden. Der gelatinirende Zusatz wird nun so ausgewählt, daß die Gelatine bei einer Temperatur schmilzt und flüssig bleibt, welche die Wachsthumsenergie der darin auszusäenden Bakterien nicht schwächt. Die Gelatine muß dementsprechend zwischen 25 und etwa 42 Grad schmelzen, resp.

flüssig erhalten werden können. Es ist unerläßlich, daß das Gelatiniren, der Uebergang vom flüssigen in den festen Zustand, bei einer Temperatur stattfindet, welche auf die Bakterien nicht schädlich einwirkt.

Die am meisten benutzte Gelatine ist die Fleischinfus-Pepton-Gelatine. Ein Pfund bestes, möglichst fettarmes, feingehacktes Rindfleisch wird mit einem Liter Wasser zu einem dünnen Brei angerührt und über Nacht im Eisschranke stehen gelassen. In dem davon ausgepreßten Fleischsaft werden 10 Gramm Pepton, 5 Gramm Kochsalz, 100 Gramm feinste, farblose Gelatine bei gelinder nicht 60 Grad übersteigender Wärme gelöst. Die Lösung reagirt sauer. Sie wird mit Sodalösung vorsichtig neutralisirt resp. ganz schwach alkalisch gemacht und dann im Dampfkochtopf eine Stunde lang im strömenden Dampf gekocht. Das Eiweiß gerinnt und klärt dabei zugleich die Flüssigkeit von etwaigen Neutralisationsniederschlägen. Die siedend heiße Gelatine wird durch ein Faltenfilter filtrirt. Das Filtrat muß absolut klar sein und darf beim nochmaligen Aufkochen sich nicht mehr trüben. Man vertheilt es in Portionen von ungefähr zehn Kubikcentimeter in vorher durch Hitze sterilisirte, mit Watte verschlossene Reagensgläschen. Diese werden nach geschehener Füllung nun noch an drei verschiedenen Tagen im Dampfkochtopf je eine halbe Stunde gekocht, um die während des Filtrirens und Füllens etwa hineingefallene Lufteinsaat abzutödten, und sind nun zur Verwendung fertig.

Diese Gelatine ist für eine sehr große Anzahl von Bakterien ein ganz ausgezeichneter Nährboden. Viele Bakterien bedürfen für ihr Wachsthum der Eiweißsubstanzen. Der Peptonzusatz ist daher von besonderer Wichtigkeit. Das Pepton ist bekanntlich eine den Eiweißkörpern sehr nahestehende, aus diesen durch wahrscheinlich einfache Spaltung hervorgegangene

Substanz. Weil es durch das Sieden nicht gerinnt, ersetzt es in der Gelatine das beim Sterilisiren ausgefallene Eiweiß.

Von den mannigfachen Verwendungen, welche die Kochsche Gelatine im bakteriologischen Laboratorium findet, wollen wir wenigstens die wichtigsten aufführen.

Zunächst kann man sich wieder durch einen einfachen Versuch von dem Hauptvorzug überzeugen, welchen die Gelatine als fester Nährboden vor den flüssigen Nährsubstraten besitzt. Zwei gleiche, sterilisirte, mit Wattepfröpfen verschlossene Kölbchen werden nebeneinander stehend nach Lüftung der Pfröpfe die gleiche Zeit — etwa eine Stunde — der Luft ausgesetzt, und wieder verschlossen. Das eine Kölbchen enthält Kochsche Gelatine, während man das andere mit einer nach derselben Vorschrift nur unter Fortlassung des Zusatzes von 10% Gelatine bereiteter Fleischinfus-Pepton-Lösung beschickt hat. Nach einigen Tagen wird die Flüssigkeit in dem zweiten Gläschen getrübt erscheinen, vielleicht auch fauligen Geruch angenommen haben. Die mikroskopische Prüfung wird ergeben, daß die Fäulniß von einer Unzahl verschiedener Bakterien herrührt. Eine nähere Bestimmung der Arten wird aber erst durch ein mühsames Verfahren ermöglicht. Ganz anders verhält sich das Gelatinekölbchen. Auf der Oberfläche der Gelatine, meist unmittelbar unter der Oeffnung, haben sich einige wenige Bakterienkolonien entwickelt, eine jede von charakteristischer Beschaffenheit, eine leicht zu bestimmende Reinkultur.

Doch nicht nur den zufällig auf ihre Oberfläche gerathenen Keimen verstattet die Gelatine das Auswachsen zur Reinkultur. Ihre Hauptanwendung ist die Isolirung einzelner Keime in absichtlich hineingesätem Material. Die Objektträgerkulturen von Koch erzielen dies in einfachster Weise. Auf einem sterilisirten Objektträger wird mit sterilisirter Pipette ein Tropfen der flüssigen Gelatine ausgebreitet. Mit einer ausgeglühten, wieder erkalteten

Platinnadel hat man ein Minimum der zu untersuchenden bakterienhaltigen Substanz entnommen und fährt damit in einem oder mehreren Impfstrichen durch den im Erstarren begriffenen Gelatinetropfen. Einzelne Bakterien lösen sich dabei von dem Platindraht ab und bleiben in der erstarrten Gelatine an der betreffenden Stelle liegen. Die so geimpften Objektträger kommen auf Glasbänkchen in eine desinfizirte feuchte Glasglocke und nach einigen Tagen sind längs des Impfstriches aus den isolirten Keimen charakteristische Reinkulturen der betreffenden Bakterienarten gewachsen, die man alsdann mit Muße untersuchen und zur Weiterzüchtung reiner Kulturen benutzen kann.

Eine weitere Ausbildung dieser Methode ist nun das wichtige, ebenfalls von Koch eingeführte Plattenverfahren. Erforderlich sind dazu Glasplatten von solcher Größe, daß ein jeder Punkt ihrer Oberfläche der mikroskopischen Untersuchung zugänglich ist, also etwa 8 Centimeter breit, 12 Centimeter lang. Eine Anzahl solcher Platten wird in einer Blechbüchse im Trockenschrank sterilisirt. In einem lauwarmen Wasserbade von 30 bis 40 Grad hält man sich einige der Reagensgläschen mit flüssiger Nährgelatine in Bereitschaft. Zur horizontalen Lagerung der Platten beim Gießen bedient man sich zweckmäßig eines einfachen Apparates. Eine 4—5 Centimeter hohe, 15—20 Centimeter weite Glasschale wird (um das Erstarren der ausgegossenen Gelatine zu beschleunigen) bis zum Rande mit Eiswasser angefüllt und mit einer Glasplatte verschlossen. Das Ganze wird unter Zuhülfenahme einer Dosenlibelle auf einem dreieckigen Holzrahmen, der auf drei Stellschrauben ruht, horizontal einnivellirt. Von dem zu untersuchenden Material entnimmt man mit einer sterilisirten Platinöse ein oder einige winzige Tröpfchen und bringt sie in eines der Reagensgläschen mit flüssiger Gelatine. Nachdem man den Wattepfropf wieder aufgesetzt, wird die flüssige Gelatine durch Neigen und Drehen

des Gläschens möglichst innig mit dem eingesäten Material vermischt. Aus diesem als „Original“ zu bezeichnenden Gläschen überträgt man in ein zweites Röhrchen etwa 5 Platinöse-Tröpfchen, mengt dasselbe wieder möglichst vollständig und bezeichnet es mit „1. Verdünnung“. Man wiederholt die Verdünnung in genau derselben Weise noch ein zweites, drittes und event. selbst ein viertes Mal. Die sterilisirten Glasplatten werden alsdann eine nach der andern auf den Horizontalapparat gelegt. Der Gehalt der besäten Gelatinröhrchen wird auf die Mitte der Platten ausgegossen und event. mit einem ausgeglühten Glasstab oder dem vorher durch die Flamme gezogenen Rand des Röhrchens selbst schnell so ausgebreitet, daß die Gelatine vom Rande der Platte überall ungefähr einen Centimeter entfernt bleibt. Nachdem die Platten unter dem Schutze einer übergedeckten Glasglocke erstarrt sind, werden sie, mit der richtigen Bezeichnung, dem Datum u. s. w. versehen, auf Glasbänkchen übereinander in einer Glasglocke aufgeschichtet, die man durch eingelegtes nasses Fließpapier feucht erhält. Nach einigen Tagen sind die Bakterien, welche man mit dem ausgesäten Material in die Platten gebracht hatte, zu Einzelkolonieen ausgewachsen und können nun nach Belieben studirt, gezählt oder gezüchtet werden. Natürlich kann man bei diesem Verfahren nicht verhindern, daß während des Lüftens der Wattepfröpfe, des Impfens der Gläschen und des Ausgießens der Platten einzelne Luftkeime in und auf die Gelatine gerathen. An ihrem vereinzelten Vorkommen oder ihrer ganz oberflächlichen Lage sind sie aber leicht zu erkennen und stören in keiner Weise.

Das Prinzip dieses, wegen seiner großen Wichtigkeit absichtlich etwas ausführlicher geschilderten Koch'schen Plattenverfahrens ist einleuchtend. In der flüssigen Gelatine werden die hineingebrachten Bakterien möglichst vertheilt und von einander isolirt. Um die Uebersichtlichkeit so günstig als irgend denkbar

zu gestalten, wird die besäte Gelatine zum schnellen Erstarren auf Platten ausgebreitet. Die Verdünnungen haben folgenden Zweck. Die Anzahl der Keime, welche man in das Original gebracht, ist meist eine sehr große. Auf der Originalplatte erscheinen daher die Einzelkolonieen so dicht nebeneinander, daß sie sich gegenseitig im Wachsthum bald behindern und für eine isolirte Beobachtung nicht recht geeignet sind. In einer oder mehreren angelegten Verdünnungen fallen diese Uebelstände aber sicher fort. Die Kolonieen kommen unbehindert und genügend weit von einander zur Entwickelung. Im allgemeinen wachsen die Bakterien in einer gleich zusammengesetzten Nährlösung schneller, als in der starren Gelatine. Letztere wird aber auch viel langsamer erschöpft und mit den Stoffwechselprodukten der Bakterien beladen. Zwischen den getrennten Kolonieen bleibt lange Zeit hindurch noch frisches Nährmaterial zur weiteren Ausbreitung übrig.

Solche Plattenkulturen bieten dem Bakteriologen für das Studium der Bakterien ein äußerst günstiges Objekt. Makroskopisch wie mikroskopisch, zunächst mit schwachen und dann mit starken Vergrößerungen werden die einzelnen Kolonieen studirt. Die Beschaffenheit derselben nach Farbe, Struktur, Gestalt, Größe u. s. w. bietet die charakteristischsten Verschiedenheiten dar. Die Kolonieen in der Tiefe zeigen dabei anderes Wachsthum, wie die an der Oberfläche gelegenen. Kolonieen derselben Art haben stets dieselbe Beschaffenheit. Da jede Kolonie eine Reinkultur ist, gelingt es durch Herausfischen mit einer Platinnadel bei einiger Uebung die Reinkulturen weiter zu verimpfen. Man pflegt von den durch das Plattenverfahren erhaltenen Reinkulturen sogenannte Reagensglaskulturen anzulegen. Ein Röhrchen mit erstarrter Gelatine wird, um den Eintritt von Luftströmen zu erschweren mit der Oeffnung nach unten in der linken Hand gehalten. In der Rechten hält man den mit dem

Impfmaterial aus der Plattenreinkultur in Berührung gewesenen Platindraht bereit und stößt diesen nach Lösung des Wattepfropfens in die Gelatine ein. Der Wattepfropf wird wieder aufgesetzt und die Entwickelung der verimpften Bakterienart weiter beobachtet.

In solchen Impfstichen wachsen die Bakterien sehr charakteristisch. Bei den einen findet die Hauptentwickelung auf der Oberfläche statt, in Gestalt einer blattförmigen Ausbreitung, eines kugligen Knopfes u. a. m. Andere wachsen besser im Stichkanal als schmaler, allmählich dicker werdender Streifen, oder vom Stichkanal verbreitet sich gleichmäßig in die umgebende Gelatine eine zarte, wolkige Trübung. Bei einer andern Bakterienart erscheinen längs des Stichkanals nach einiger Zeit den einzelnen dort abgestreiften Keimen entsprechend lauter kleine kugelförmige Gebilde u. s. w. Viele Bakterien besitzen die bemerkenswerthe Eigenschaft, die Gelatine zu verflüssigen. Dies kann schnell oder langsam, von der Oberfläche her oder längs des ganzen Impfstiches geschehen. Die Verflüssigung findet manchmal so langsam statt, daß das Wasser der entstandenen Flüssigkeit verdunstet. Alsdann sieht es aus, als fräße die Reinkultur ein Loch in die Gelatine. Die Gestaltung dieser Aushöhlung kann charakteristisch sein. Sind die verflüssigenden Bakterien beweglich, so werden sie die verflüssigte Gelatine trüben. Anderenfalls setzen sich die neugebildeten Bakterienmassen am Boden des Flüssigkeitsquantums ab. Ferner beobachtet man das Auftreten charakteristischer, oft sehr intensiver und schöner Farbstoffe oder anderer Stoffwechselprodukte.

Wir können hier die zahlreichen, durch das Gelatineverfahren gewonnenen Resultate in der Unterscheidung verschiedener Bakterinarten eben nur andeuten. Auf einige spezielle Beispiele werden wir noch zurückkommen.

Doch auch der Leistungsfähigkeit der gewöhnlichen Nähr-

gelatine sind Grenzen gesteckt. Gar manche Bakterienarten wachsen nur im Brütschrank zwischen 30—40 Grad, bei welcher Temperatur die Gelatine aufhört ein fester Nährboden zu sein. Für solche Bakterien wählt man als gelatinirenden Zusatz zur Nährlösung ein bis zwei Prozent der Agar-Agar genannten Pflanzensubstanz, die von asiatischen Seegewächsen (Gracilaria lichenoides und Gigantina speciosa) herrührt. Diese Agar-Agar-Gelatine erstarrt bei ungefähr 38 Grad und schmilzt erst bei Temperaturen über 50 Grad. Auf ihr kann man daher das Wachsthum der Bakterien im Brutschrank bei Körpertemperatur bequem beobachten. Die Agargelatine bietet außerdem noch den Vortheil, daß sie von keiner Bakterienart verflüssigt wird. Ihr Besitz ist daher eine werthvolle Bereicherung des bakteriologischen Laboratoriums. Besonders ist das Studium vieler pathogener Bakterienarten durch sie erleichtert. Noch eine dritte Art von festem, durchsichtigem Nährboden von größter Wichtigkeit ist von Koch in die bakteriologische Technik eingeführt. Es ist dies das in durchsichtigem Zustande geronnene Blutserum. Blut von Rindern oder Hammeln wird in sterilisirten Gefäßen möglichst reinlich aufgefangen und sofort in einen Eisschrank gestellt. Nach ein bis zwei Tagen wird von dem Blutkuchen das Serum abgehoben und in sterilisirte Reagensröhrchen gefüllt. In diesen wird es zunächst durch die an früherer Stelle beschriebene, diskontinuirliche Sterilisation steril gemacht und alsdann bei geneigter Lage der Röhrchen in schräger Schicht zum Erstarren gebracht. Dies geschieht in einem schief gestellten Kasten mit doppelten Wänden, zwischen denen Wasser sich befindet, durch mehrstündiges Erhitzen auf annähernd 65°. Gut präparirtes Blutserum ist so hart wie festgeronnenes Hünereiweiß, bernsteingelb und in den dünneren Partieen schön durchsichtig.

Auf diesem Nährboden ist die Kultivirung mehrerer Bak-

terienarten gelungen, welche auf den beiden Gelatinearten nicht zum Wachsen zu bringen waren. Es sind dies gerade solche Bakterien, die erhöhtes Interesse beanspruchen, weil sie als Parasiten im engern Sinne nur im Thierkörper zu wachsen scheinen und als die Ursache von Krankheiten erkannt sind.

Vor allem ist hier der bei den Färbemethoden schon erwähnte, von Koch entdeckte Tuberkelbacillus anzuführen, der in sehr charakteristischer Weise in Gestalt eines matten, trockenen, grauweißen Häutchens auf solchem Blutserum wächst. Das Wachsthum ist ein äußerst langsames, und müssen die besäten Röhrchen wochenlang im Brütschrank bei Körpertemperatur gehalten werden.

Auf den hier beschriebenen flüssigen und festen Nährböden ist es nun gelungen, eine ganze Menge von Bakterienarten in Reinkulturen zu züchten. Diese Reinkulturen müssen von Zeit zu Zeit auf frische Nährböden ausgesät werden, sonst sterben sie ab. Von den verschiedenen Spezies, sowie von der Beschaffenheit und Menge des dargebotenen Nährbodens hängt es ab, binnen welcher Zeit ein Erschöpfen des letzteren eintritt. Im allgemeinen halten sich die Bakterien in den Gelatineröhrchen vier bis sechs Wochen lebenskräftig. Langsam wachsende, wie der Tuberkelbacillus, können monatelang ohne Weiterimpfung belassen werden. Einige bilden nach Verlauf einer gewissen Zeit Sporen. Solche Kulturen liefern alsdann auf sehr lange Zeit noch wirksame Uebertragungen.

Wie schon erwähnt, spielt für das Wachsthum der Bakterien die Temperatur eine wichtige Rolle. Gar viele gedeihen bei der Temperatur unserer Zimmer vortrefflich, andere wachsen schneller bei höherer Temperatur im Brütschranke, gewisse wachsen nur bei Körpertemperatur. Um das Wachsthum bei höheren Temperaturen zu beobachten, benutzt man die schon erwähnten Brutschränke, Apparate von großem Werthe für das bakterio-

logische Laboratorium. Es sind dies für gewöhnlich doppelwändige, mit Filzmantel umkleidete Kästen, welche durch untergestellten Brenner Tag und Nacht erwärmt werden. Der Raum zwischen beiden Wänden ist mit Wasser ausgefüllt. Durch eine Tubulatur wird in dasselbe ein Thermostat eingelassen, welcher den Gaszufluß zum Brenner derart regulirt, daß die Temperatur des Innenraumes konstant bei der gewünschten, an eingelassenem Thermometer bis auf Zehntel Grade ablesbaren Höhe erhalten bleibt.

Solcher Thermostaten sind mehrere in Anwendung. Die gebräuchlichsten bestehen aus einem langen schmalen cylindrischen Gefäß (Fig. 2) aus dünnwandigem Glas, welches durch eine horizontale Scheidewand — a — halbirt wird. Vom Centrum dieser Querscheibe führt ein dünnes Rohr b bis dicht über den Boden der unteren Abtheilung. Die obere Hälfte ist mit durchbohrtem Kork verschlossen. In der Durchbohrung steckt, streng verschiebbar, das unten quer abgeschnittene Gasleitungsrohr c.

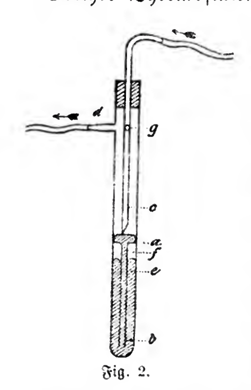


Fig. 2.

Das Gas verläßt den Thermostaten durch ein unter dem Korke seitlich eingeschmolzenes Rohr d. Die untere Abtheilung enthält Quecksilber e, auf welchem bei f einige Kubikcentimeter einer Flüssigkeit schwimmen, deren Siedepunkt dicht oberhalb der gewünschten Temperatur liegt. Für Körperwärme nimmt man ein Gemisch von Alkohol und Aether in bestimmtem Verhältniß, für andere Temperaturen wieder andere Substanzen. Das Gas, welches den Brenner speist, muß in der Richtung der Pfeile den Thermostaten passiren. Wird das Mantelwasser des Brutschranks, in welches der Thermostat eingesenkt ist, über 37,5°

warm, so drücken die bei f entstehenden Aether-Alkohol-Dämpfe einen Theil des Quecksilbers e durch das Steigrohr b in die Höhe, so daß es über die Scheidewand a hinaustritt und nun das untere Ende des Gasleitungsrohres c verschließt. Die Flamme würde erlöschen, wenn nicht bei g eine kleine Oeffnung angebracht wäre, die einen geringen Gasstrom durchläßt.

Einen anderen Apparat für konstante Brüttemperaturen hat d'Arsonval in Paris konstruirt. Der Wassermantel ist allseitig von starren Wänden umgeben, nur an einer seitlichen Tubulatur befindet sich als Verschluß eine Kautschukmembran. Dieser gegenüber mündet das Gaszuleitungsrohr in einer kleinen Gaskammer. Wird das Wasser im Mantel zu warm, so preßt es infolge seiner Ausdehnung die Membran gegen die Gaszuflußöffnung, dieselbe verschließend; kühlt es sich zu sehr ab, so entfernt sich die Membran vom Gaszuleitungsrohr, dessen Oeffnung freigebend.

Durch Anwendung solcher Brütapparate hat man konstatirt, daß es für das Wachsthum vieler Bakterien ein Temperaturoptimum giebt, ferner war man imstande, die obere Grenze genau festzustellen, bis zu welcher die Reinkulturen erhitzt werden durften, ohne an Lebensfähigkeit einzubüßen. Man hat im Brütschrank sodann bei manchen Bakterien Sporenbildung erzielt. — So bilden die Milzbrandbacillen beispielsweise nur bei 30° ihre Sporen.

Auch über das Verhalten der verschiedenen Bakterien gegenüber der Kälte sind vielfache Versuche angestellt worden. Im allgemeinen ist das Wachsthum dieser kleinsten Pilze bei niederen Temperaturen ein sehr kümmerliches. Bei längerem Abkühlen, auf Temparaturen tief unter Null hört zwar die Weiterentwickelung zeitweise auf, ein Abtödten durch Gefrieren findet aber meist nicht statt.

Sehr empfindlich sind manche Bakterien gegen das Austrocknen. Längere Zeit im lufttrockenen Zustande aufbewahrt,

verlieren sie die Fähigkeit wieder zu wachsen, sie sind todt. So überdauert beispielsweise der Kommabacillus der asiatischen Cholera mehrstündiges Trocknen bei Sommertemperatur nicht. Die Sporen der Bakterien sind auch gegen das Austrocknen vollständig widerstandsfähig. Man hebt sich, darauf fußend, sporenhaltiges Material meist angetrocknet an kleine Stückchen sterilisirter Seidenfäden zu gelegentlichem Gebrauch auf.

Es liegt nicht in der Absicht dieses Aufsatzes, die vielen Bakterienarten zu schildern, welche man bisher in Reinkultur gezüchtet hat. Es sei nur bemerkt, daß man durch besondere Methoden, von denen wir einige noch kurz skizziren werden, in Luft, Wasser, Boden, faulenden Substanzen, Sekreten und Exkreten eine Menge von Arten entdeckt hat.

Es ist als ein Glück zu bezeichnen, daß die große Mehrzahl dieser Arten, besonders diejenigen, welche eine recht ausgedehnte Verbreitung haben und in ihren Ansprüchen an Temperatur und Nährboden die genügsamsten sind, als harmlose Schmarotzerpflanzen bezeichnet werden können. Im großen Haushalte der Natur ist einem Theil dieser Spezies die Aufgabe geworden, durch Fäulniß und Verwesung die komplizirten Stoffe der Pflanzen und Thierleichen wieder zurückzuführen in jene einfachen Verbindungen, welche der höher organisirten Pflanze zur Nahrung dienen.

Ein ganz besonderes Interesse beanspruchen aber diejenigen Arten, welche als Parasiten auf lebenden Wesen, insbesondere als pathogen für den Menschen auftreten.

Ein Hauptresultat der modernen bakteriologischen Forschung ist der exakte Nachweis, daß eine Reihe von Krankheiten durch Bakterien hervorgerufen werden.

Aus theoretischen Erwägungen war man schon lange vorher zu der Annahme gelangt, daß vielen Krankheiten ein „lebendiges" Krankheitsgift zu Grunde liegen müsse. Von der Lehre eines

contagium animatum bis zum exakten Nachweis der pathogenen Bakterien war aber ein gewaltiger Schritt.

Eine nicht unbeträchtliche Anzal von Bakterienarten findet den zusagenden Nährboden im lebendigen Thier. Es sind dabei aber solche, die in ihrem Parasitismus so weit gehen, daß sie nur auf eine einzige Thierspezies sich beschränken. Andere befallen in gleicher oder ähnlicher Weise mehrere Arten. Gewisse dieser thierparasitischen Pilze können auch, wie schon erwähnt, außerhalb des lebenden Organismus auf geeigneten todten Nährböden, also gewissermaßen als künstliche Saprophyten kultivirt werden. Bei einigen ist dies aber bisher in keiner Weise geglückt und theoretisch würde es ja durchaus erklärlich sein, wenn solche strengen Parasiten auch in Zukunft der Kunst des Bakteriologen trotzen sollten. Die Ausdehnung, in welcher nun die parasitischen Pilze ihren lebenden Wirth befallen, ist eine sehr verschiedene. Auch die Region des Körpers oder das Gewebe, in welchem sie es sich wohl sein lassen, sind nicht immer dieselben.

Zunächst ist es wichtig, die Thatsache zu konstatiren, daß in gewissen Höhlen und im Inhalt gewisser Organe Bakterienarten oft in kolossaler Individuenzahl vorgefunden werden, ohne daß diesem Befunde irgend eine pathologische Bedeutung beigemessen werden darf.

Allerdings haben sorgfältige Untersuchungen ergeben, daß im allgemeinen das neugeborene Thier absolut frei von jenen kleinsten Schmarotzerpflanzen ist. Aber mit dem ersten Athemzuge, mit der ersten Nahrungsaufnahme gelangen Bakterienkeime in Nase, Mund, Rachen und Darm. Größtentheils gehen sie unter dem Einfluß der Körperflüssigkeiten, welche in Gestalt von Sekreten auf der Oberfläche dieser Theile vorhanden sind, bald zu Grunde. Einige Arten halten sich aber, nisten sich ein und werden — wie die Eingangs citirte Entdeckung Leeuwenhoeks

beweist — als konstante Bewohner dort vorgefunden. Ihre Anwesenheit schadet meist nicht. Allerdings wird Manchem der Gedanke hart angehen, daß er, ohne darnach gefragt zu werden, für Millionen von Bakterien den Wirth abgeben muß. Umständlich berichtet Leeuwenhoek, wie er durch sorgfältiges Abreiben mit Salz, durch Spülen mit Essig u. a. m. jene ungebetenen Gäste aus seinem Munde zu vertreiben versucht hat. Alles war vergebens. Sie blieben da, fanden sich stets wieder ein, wenn er sie los zu sein glaubte. So mußte er leidigen Trost in der Konstatirung der Thatsache finden, daß er in seinem Munde mehr dierkens beherbergte, als „menschen in een gantsch Koninkryk leven“.

Auch auf den Darminhalt der verschiedensten Thiere hat der wißbegierige holländische Forscher seine mikroskopischen Streifzüge ausgedehnt und auch hier ungeahnte Mengen jener kleinsten Wesen entdeckt, die wir heute Bakterien nennen.

Ja, es haben neueste Forschungen ergeben, daß wahrscheinlich die Bakterien im Darminhalt bei der Verdauung gewisser Stoffe eine nicht unwichtige Rolle zu spielen berufen sind. Unlösliche Eiweißkörper werden durch die Lebensfähigkeit einiger Bakterienarten in lösliche Peptone übergeführt und können als solche von den Apparaten der Darmwand absorbirt werden.

Wenngleich daher die tröstliche Aussicht besteht, daß uns „unsere“ Bakterien unter Umständen verdauen helfen, so dürfen wir doch die Thatsache nicht verhehlen, daß außer den harmlosen oder gar nützlichen parasitischen Bewohnern des thierischen Körpers nicht selten ganz gefährliche Gäste den ihnen zusagenden lebenden Nährboden in Beschlag nehmen.

Das Heer der sogenannten pathogenen Bakterien ist in allen seinen Arten und Gattungen noch lange nicht erforscht, und das Auge des bakteriologisch geschulten Klinikers wie des Thierarztes, des Landwirths und des Zoologen wird als Ur-

sache mancher Krankheit über kurz oder lang weitere Bakterien entdecken.

Wie erwähnt, ist für eine Reihe von Krankheiten schon der strikte Nachweis geliefert, daß sie auf die Anwesenheit bestimmter Bakterien im Körper zurückzuführen sind. Es mag hier besonders betont werden, daß dieser Nachweis durchaus nicht immer leicht zu erbringen ist.

Glücklicherweise führen lange nicht alle Bakterienkrankheiten zum Tode. In sehr vielen dieser Fälle ist es für den Kliniker eine schwere Aufgabe, zu unterscheiden, wann, wo und wie er auf Bakterien zu fahnden hat. Zwar giebt die Symptomatologie gewichtige Fingerzeige. Es ist ganz gerechtfertigt anzunehmen, daß man bei Ergriffensein der Haut an den sich markirenden Stellen — Ausschläge, Pusteln u. s. w. — die Bakterien zu vermuthen habe. Ebenso wird bei Symptomen seitens des Darmkanals dort, wo man den Sitz der Krankheit entdeckt, auch das Suchen nach eventueller mikroparasitärer Ursache berechtigt erscheinen. Nun ist es zunächst schwierig, den Zeitpunkt zu finden, an welchem die eventuellen Bakterien in den erkrankten Theilen, geschweige in den davon normal oder pathologisch herrührenden Abgängen in nachweisbarem Zustande vorhanden sein könnten. Wie oben hervorgehoben, sind ungefärbte Bakterien besonders in Geweben oft gar nicht nachweisbar. Die zum Nachweis verhelfende Färbung läßt aber an abgestorbenen Exemplaren sehr häufig im Stich. Nun ist es sehr wohl möglich, ja sogar in manchen Fällen wahrscheinlich, daß die betreffenden Bakterien an der Stelle und zu der Zeit, wo und wann das Krankheitssymptom auftritt, nicht mehr in solchem Zustand vorhanden sind, daß wir sie mit den zu Gebot stehenden Hilfsmitteln entdecken können.

Allerdings ist zu diesen Hilfsmitteln außer den bisher erwähnten bakteriologischen Methoden auch als durchaus

erlaubt und nothwendig das Impfexperiment an Thieren zu zählen. Durch einen unbedeutenden Eingriff, eine kleine Hautwunde, subkutane Injektion, Einbringen in eine Vene, evt. auch durch Futterung, Einspritzen in den Rachen oder Einathmenlassen, sucht man einem Versuchsthier das verdächtige Material einzuverleiben. In manchen Fällen ist es so in der That gelungen, bei den geimpften u. s. w. Thieren eine Krankheit zu erzeugen, die auf die Impfsubstanz als Ursache zurückgeführt werden durfte. Daß die Thiere nicht immer mit denselben Symptomen erkrankten, wie die betreffenden Menschen, ist gewiß nicht erstaunlich. Für solche Verhältnisse liefern auch die nur unter Thieren auftretenden Bakterienkrankeiten interessante Beläge.

So hat beispielsweise jene schon erwähnte von Koch experimentell erzeugte Mäuseseptikämie für die Hausmäuse den Charakter einer exquisiten, tödlich verlaufenden Infektionskrankheit. Bei Kaninchen können wir durch Impfen mit dem bacillenhaltigen Mäuseblut aber nur eine lokal begrenzte, nach einiger Zeit ausheilende Hautentzündung hervorrufen.

Bakterien, welche für den Menschen oder irgend eine Thierspezies in irgend einer Weise pathogen sind, können ferner andere Thierarten bei der Verimpfung vollständig unbehelligt lassen.

Mit dem Blut der septikämischen Hausmaus kann die Feldmaus geimpft werden, ohne daß sie erkrankt. Selbst so nahe verwandte Thiere verhalten sich gegen dieselbe Bakterienart durchaus verschieden.

Es können also bei Menschen und Thieren Bakterienkrankheiten vorkommen, welche in keiner Weise auf andere Thierspezies übertragbar sind. Gelingt es nun auch nicht, diese Bakterien auf todten Substraten zu züchten, so ist es oft ganz unmöglich, jene Kranheiten als mikroparasitäre zu erkennen.

Der einfache Nachweis von Bakterien in den erkrankten

Theilen oder deren Abgängen ist aber, selbst wenn er gelingt, durchaus nicht immer ausreichend, den ätiologischen Zusammenhang mit den Krankheitssymptomen zu erhärten. Stehen beispielsweise, wie bei den Erkrankungen der Haut, der Mund- und Rachenschleimhaut, des Darmes u. a m., die erkrankten Theile mit der Luft oder dem Inhalte des Verdauungsapparates in Verbindung, wo, wie wir wissen, unter ganz normalen Verhältnissen eine Unzahl von Bakterien vorkommen, so ist deren eventueller Befund in den erkrankten Theilen auch nebst gelungener saprophytischer Züchtung in künstlicher Reinkultur oft ohne jeden Werth.

Noch ein anderer Umstand komplizirt die Sachlage. Es ist gelungen, aus dem Mundsekrete gesunder Menschen Bakterienarten reinzuzüchten, die, auf Thiere verimpft, bei diesen tödtliche Bakterienkrankheiten hervorrufen. Es ist also wohl möglich, daß eine Bakterienart bei der einen Thierspezies als harmloser Parasit, bei der andern als böses Krankheitsgift auftritt.

Das Warum aller dieser Verhältnisse ist noch in ein tiefes Dunkel gehüllt.

Führt die Bakterienkrankheit zum Tode, so ist es häufig leichter, den Nachweis zu führen, daß jene tödlich verlaufene Krankheit eine bakterielle ist. Im allgemeinen sind akut tödtlich endende Krankheiten für den Nachweis der Bakterien wieder günstiger, als lang protrahirtes, endlich lethal werdendes Siechthum. Beide Fälle kommen in den verschiedensten Gestaltungen bei Mensch und Thier vor.

Die bakteriologische Bearbeitung von Leichen hat nun selbstverständlich sobald als möglich nach dem Tode zu geschehen, wenn sie einen Erfolg erzielen will.

Zunächst basirt sie auf der genügend nachgewiesenen Thatsache, daß in normalen thierischen Geweben Bakterien nicht vorkommen.

So zahlreich auch immer, wie wir sahen, in Nase, Rachen, Mund und im ganzen Verdauungsschlauche normal Bakterien vorkommen, ebenso negativ ist der Befund, wenn man unter genügenden Kautelen das Blut, die Gewebe und Organe lebender gesunder oder frisch an Verletzungen verstorbener Menschen und Thiere untersucht.

Findet der pathologische Anatom an genannten Stellen Bakterien, und ist er sicher, daß es keine Fäulnißbakterien sind, wie solche sich allerdings besonders an gewissen Stellen und im Blute ganz besonders — post mortem — rapide einstellen, so hat er ein Recht, den Befund pathologisch zu nennen.

Auch hier muß natürlich die bakteriologische Untersuchung eine sachgemäße und umsichtige sein.

Dabei ist als außerst günstig der Umstand zu verwerthen, daß sehr viele der parasitisch im Körper als Krankheitserreger vorkommenden Bakterien auch nach dem Tode des befallenen Individuums am Leben bleiben. Sie können aus der Leiche entnommen und auf zweckmäßigem Nährboden gezüchtet werden. Zunächst ist bei der Entnahme von Leichenmaterial, sei es zum einfachen Nachweis pathogener Bakterien oder zum Aussäen auf irgend einen lebenden oder todten Nährboden, die größte Vorsicht anzuwenden. Alle Operationen müssen mit frisch sterilisirten Instrumenten geschehen, die Oberfläche der Leichen, sowie eventuell auch der daraus entnommenen ganzen Organe muß an der einzuschneidenden Stelle vorher mit Sublimatlösung desinficirt werden. Bei Entnahme aus Organen führt man senkrecht auf den ersten Einschnitt mit neuausgeglühtem Skalpell einen zweiten und entnimmt erst dann die gewünschte Probe. Verschleppung von Bakterien aus den Körperhöhlen in's Innere der Organe muß sorgfältig vermieden werden, sämmtliche Operationen müssen der zu vermeidenden Lufteinsaat wegen so schnell als möglich erfolgen, die entnommenen Theile dürfen

nur in sicher sterilisirte Gefäße gebracht werden, kurz, eine ganze Reihe von Klippen ist zu umsegeln, an denen gar manche Untersuchung gescheitert ist.

Ueber den Nachweis der Bakterien in Blut, Gewebssaft, sowie in Schnitten, ferner über die mehrfachen hier zu vermeidenden Täuschungen und Fehlerquellen ist im Anfang dieses Aufsatzes schon das Nöthige gesagt.

Es erübrigt aber noch darauf hinzuweisen, daß bei eventueller Züchtung von Bakterien aus Leichen nur die sicheren und bewährten bakteriologischen Methoden Aussicht auf Erfolg und Anspruch an Zuverlässigkeit haben. So darf man sich nicht damit begnügen, mit sterilisirtem Platindraht vom Blut oder dem Innern der Organe einige Impfstiche in Gelatineröhrchen zu machen. Wenn bei solchem Verfahren etwas wächst, so ist es in den meisten Fällen nicht der gesuchte, pathogene Pilz, sondern irgend ein zufällig hineingerathener Keim von Fäulnißbakterien. In dem mit einer Platinnadel entnommenen Material sind stets viele Tausende von Keimen vorhanden, vorausgesetzt natürlich, daß das Untersuchungsobjekt überhaupt solche enthält. Beim Abstreifen des Impfmaterials im Impfstich werden nun diese vielen Keime durchaus nicht von einander genügend isolirt. Einige wenige Fäulnißkeime sind in einer Leiche kaum zu vermeiden. Diese werden daher, da sie erfahrungsgemäß weit schneller wachsen, als fast alle pathogenen Bakterienarten, das Terrain des Impfstiches schnell okkupiren und das Wachsthum der mit verimpften Krankheitspilze unterdrücken. Solche Fäulnißbakterien wird man überhaupt auch da vorfinden, wo pathogene Mikrobien gar nicht vorhanden. Zu erwägen ist außerdem noch der Umstand, daß letztere, ihrem Charakter als Parasiten zufolge, häufig auf der gewöhnlichen Gelatine gar nicht wachsen, während die gemeinen, überall verbreiteten Bakterienarten darin prächtig gedeihen.

Es gehört, um mit Aussicht auf Erfolg aus Leichenmaterial Kulturen pathogener Pilze zu erhalten, zur sinngemäßen Auswahl des Nährbodens auch noch die Isolirung der einzelnen Keime durch das Plattenverfahren. Wie an früherer Stelle erörtert, ist es erst durch dies Verfahren möglich zu entscheiden, ob man es mit zufällig hineingerathenen Fäulnißkeimen oder mit einer Vielzahl gleichartiger, eventuell pathogener Bakterien zu thun hat.

Das Impfexperiment mit Thieren führt in vielen Fällen schneller zum Resultat.

Die Fäulnißbakterien sind nicht pathogen. Sie wachsen auf lebendem Substrat nicht. Impfe ich daher eine für die betreffende Krankheit empfindliche Thierspezies mit unreinem Material, so gehen auf dem lebenden Nährboden nur die pathogenen Parasiten an, und ich erziele so im Blute oder in den Organismen des Thieres mühelos eine Reinkultur.

Hat man bei einer Obduktion oder bei einem Kranken nun auch wirklich in Blut, Organen u. s. w. nach einwandsfreier Methode Bakterien gefunden, so ist der Zusammenhang zwischen Bakterien und Krankheit erst dann erwiesen, wenn in einer größeren Anzahl von Fällen derselben Art konstant dieselben Bakterien gefunden werden. Wesentlich aufgeklärt und gestützt wird der ätiologische Zusammenhang, wenn es gelingt, die betreffenden Bakterien in wirksamer Weise zu verimpfen und Reinkulturen auf geeigneten todten Nährböden weiter zu züchten. Diese Reinkulturen bleiben alsdann auch außerhalb des Thierkörpers durch viele Reihen von Weiterimpfungen fortgesetzt pathogen.

Daß diese letzten Postulate nicht immer zu erfüllen, liegt, wie erwähnt, in der Natur der parasitischen Lebensweise vieler pathogener Bakterien.

Wie diese kleinsten pflanzlichen Schmarotzer die Krankheiten

hervorrufen, den Tod des befallenen thierischen Organismus verursachen, ist bisher noch für keinen Fall vollkommen aufgeklärt.

Häufig hat es den Anschein, als ob allein schon die kolossale Anzahl der überall in Blut und Organen vorgefundenen Bakterien den thierischen Zellen durch rapide Entziehung der Nährstoffe den Untergang bereitet. Ferner ist es nachgewiesen, daß gewisse Stoffwechselprodukte einiger pathogener Bakterien den Charakter heftiger Gifte haben. Der Forschung der Zukunft steht hier noch ein weites Feld zur Bearbeitung offen. Eine auch nur flüchtige Skizze der bisher sicher konstatirten thierischen und menschlichen Bakterienkrankheiten liegt außerhalb des Rahmens unseres Themas.

Beispielsweise seien einige Angaben noch gestattet.

Die erste sicher konstatirte und genügend studirte Bakterienkrankheit ist der Milzbrand. Wie bekannt, kommt er spontan epizootisch vor bei Hammeln, beim Rindvieh und bei Pferden. Er ist eine exquisit infektiöse Septikämie. Das Blut und die Organe der davon befallenen Thiere sind von den Milzbrand-Bacillen erfüllt. Allerdings ist die Vertheilung der Bakterien in Blut und Organen der verschiedenen dafür empfindlichen Thierarten nicht die gleiche. Der Milzbrand läßt sich ferner übertragen auf Mäuse, Ratten, Meerschweinchen, Kaninchen, Hühner u. s. w., und, wie bekannt, ist auch der Mensch wiederholt ein Opfer dieser Bakterienkrankheit geworden. Der Milzbrand kommt in gewissen Gegenden regelmäßig vor. Er ist an die Verhältnisse des Klimas und des Bodens geknüpft. Das Studium der biologischen Verhältnisse der Milzbrandbakterien hat über die Verbreitungsart dieser Krankheit wichtige Aufschlüsse geliefert. Die Milzbrandbacillen gehen außerhalb des Thierkörpers schnell zu Grunde. Auch in den Verdauungsflüssigkeiten werden sie bald zerstört. Die Sporen dagegen sind gegen die Einflüsse des Klimas und der Verdauungssäfte unempfind-

lich. Nun bildet aber der Milzbrandbacillus im Blut und in den Organen der davon befallenen Thiere *keine* Sporen. Durch Verimpfung von Blut u. s. w. können wir zwar in unserem bakteriologischen Laboratorium die Milzbrandbacillen von Thier zu Thier weiterzüchten. In der Natur wird dieser Vorgang jedoch nur in gewissen Fällen stattfinden, wo *blutsaugende Insekten* das Gift von einem Stück Vieh zum andern verschleppen. Im *Winter* sind aber diese Insekten todt, und im nächsten *Sommer* ist in den inficirten Gegenden besonders auf gewissen Viehweiden der Milzbrand wieder da. Es können also nur die Dauerformen des Milzbrandpilzes, die Sporen, für die Erhaltung der Enzootie in Frage kommen. Diese Sporen bilden sich nur bei einer Temperatur von annähernd dreißig Grad. Im Hochsommer erreicht aber die Temperatur der oberflächlichsten Bodenschichten in gewissen Gegenden thatsächlich diese Höhe. Werden also milzbrandkranke Thiere auf solchen Plätzen geweidet, so geben die stets bacillenhaltigen, oft stark blutigen Darmentleerungen dieser Thiere Gelegenheit, am Boden Milzbrandsporen entstehen zu lassen. Diese überdauern den Winter, gelangen mit dem Futter in die Thiere und erzeugen auf's neue die Krankheit.

Diese kurzen Bemerkungen über Milzbrand mögen genügen, um darzuthun, daß man nur durch bakteriologische Studien eine klare Einsicht gewinnen kann in das Wesen und die Verbreitungsart gewisser Krankheiten.

Noch eine andere hygienisch wichtige Thatsache hat das bakteriologische Studium des Milzbrandes zu Tage gefördert.

Es hat sich gezeigt, daß man durch längeres Erhitzen über 40 Grad die Virulenz der Milzbrandbacillen *abschwächen* kann. So behandeltes Milzbrandgift ist z. B. für Rindvieh nicht mehr gefährlich, nur noch für Hammel und kleinere Thiere. Bei weiterem Fortsetzen der Abschwächungsprozedur kann man Milzbrand von beliebigen Abstufungen der Giftigkeit erzeugen.

Man hat Milzbrandgift, dem Kaninchen, Meerschweinchen und Mäuse noch erliegen, die größeren Thiere aber nicht mehr. Mit noch stärker abgeschwächtem Milzbrand tödtet man nur noch Mäuse, und schließlich kann man den Milzbrandbacillen sogar für diese kleinsten Thiere die Virulenz entziehen. Morphologisch ist dabei keinerlei Aenderung eingetreten.

Die Abschwächungen haben weiter eine eminente Wichtigkeit. Man hat konstatirt, daß ein Thier, welches mit einem so schwachen Milzbrande geimpft wurde, daß es nur eben vorübergehend erkrankte, aber am Leben blieb nun bei späteren Impfungen mit starkem, ungeschwächtem Gifte nicht mehr erkrankte. Bekanntlich sind in Frankreich von Pasteur auf Grund dieser Thatsachen Schutzimpfungen der Hammelheerden im Großen vorgenommen worden.

Die allgemein bekannte Thatsache, daß seit Einführung der Vaccination die Pockenkrankheit anfängt thatsächlich zu verschwinden, mag zum Vergleich hier angezogen werden.

Ueberhaupt ist es eine Hauptaufgabe der Bakteriologie, die Lebensbedingungen der krankheiterregenden Mikrobien zu erfahren. Auf Grund solcher Kenntnisse wird man alsdann imstande sein, thatkräftig dem Auftreten verheerender Seuchen vorzubeugen.

Sehr häufig wird der Wunsch geäußert, daß es gelingen möchte, Mittel zu finden bei vorhandener Bakterienkrankheit die Bakterien im kranken Körper zu tödten und so die Heilung herbei zu führen. Allerdings sieht es wenig darnach aus, als ob diesem Wunsche in allen Fällen Erfüllung in Aussicht stünde. Ganz von der Hand zu weisen sind derartige Hoffnungen aber nicht, und gewisse Erfahrungen sprechen für Aussicht auf Erfolg.

Es wird eine Aufgabe der nächsten Zukunft sein, nach dieser Richtung einen Fortschritt zu thun. Zum Schluß sei es

noch gestattet, einige spezielle bakteriologische Untersuchungsmethoden zu skizziren, die zur Lösung von Fragen angewandt werden, welche die Hygiene stellt.

Die Untersuchung von Luft, Boden und Wasser auf Bakterien ist erst in der letzten Zeit zu exakter Vollkommenheit in ihrer Methodik gediehen. Und zwar ist es durchgehend das Koch'sche Plattenverfahren, welches zu diesen Resultaten verhalf.

Der Nachweis der Bakterien in diesen drei Gebieten und die Bestimmung der Anzahl, sowie der Arten der vorkommenden Mikrobien hat begreiflicherweise großes hygienisches Interesse. Allerdings ist es wahr, daß die große Anzahl der in Luft, Boden und Wasser bisher aufgefundenen Bakterien durchaus harmlose Pilze sind. Aber einige wenige sind dafür um so gefährlicher. Der Nachweis, daß der Typhus durch Trinkwasser verbreitet worden ist, kann für einige Fälle als sicher geführt angesehen werden. Daß Koch in Indien in einem zur Entnahme von Trink- und Nutzwasser in Gebrauch stehenden tank Cholerabakterien nachgewiesen hat, wird ebenfalls noch frisch in Erinnerung sein. Fügen wir dazu noch die Thatsache, daß es mit Sicherheit gelingt, durch Einathmenlassen von tuberkelbacillenhaltigem Auswurf Thiere tuberkulös zu machen, sowie den neuerdings erbrachten Nachweis, daß im Boden die Tetanus-Bacillen ziemlich weit verbreitet scheinen, so bedarf es weiterer Beläge nicht mehr, die eminente Wichtigkeit der in Frage stehenden bakteriologischen Untersuchungen zu erhärten.

Selbst wenn es nicht immer gelingt aus den zum Theil eingehend erörterten Gründen den Nachweis pathogener Bakterien in Luft, Boden und Wasser zu führen, so sind wir doch zu dem Schlusse berechtigt, daß mit der Anzahl der aufgefundenen Bakterien die Wahrscheinlichkeit wächst, pathogene Arten anzutreffen.

Die Untersuchung der Luft wird in mehrfacher Weise vorgenommen. Entweder setzt man sterilisirte Gelatineflächen in flachen Schälchen oder ausgegossen auf Glasplatten der zu untersuchenden Luft aus, oder man leitet die Luft über solche in langen, weiten Röhren ausgebreitete Gelatineschicht. Bei der ersten Untersuchungsmethode verzichtet man auf die Präzisirung eines bestimmten Luftvolums, man zählt nur die entwickelungsfähigen Keime, welche innerhalb einer bestimmten Expositionszeit auf die Gelatine gefallen sind. Diese Methode erfüllt einen ganz bestimmten Zweck. Es ist von hohem Interesse zu erfahren, welche und wie viele Keime entwickelungsfähiger Bakterien in einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort sich absetzen. Man findet die wesentlichsten Differenzen in dieser Beziehung. Auf hohen Bergen, fern von großen Städten, auf hoher See setzen sich im allgemeinen sehr wenige Bakterien ab. Ebenso ist nach Regengüssen die Luft selbst staubiger Städte relativ rein.

Eine genauere Bestimmung des Bakteriengehaltes der Luft ermöglicht das zweite Verfahren. Hesse hat gefunden, daß die Luft, wenn sie in einem 1 Meter langen und 5 Centimeter weiten horizontal gelagerten Glasrohr mit mäßiger Geschwindigkeit über eine am Boden des Rohres ausgebreitete Gelatineschicht geleitet wird, alle ihre Keime schon in den ersten zwei Dritteln des Rohres absetzt. Das durchgeleitete Luftvolum mißt man und zählt die Bakterien und Pilzkolonien, welche nach Verlauf von 5 bis 8 Tagen auf der Gelatine zur Entwickelung gekommen sind. Hesse hat mit diesem Verfahren beispielsweise konstatirt, daß in einer Schulstube vor dem Eintritt der Kinder in einem Liter Luft nur 4 Keime waren, nach Beginn des Unterrichtes waren schon einige 30 Keime vorhanden, und als die Kinder in einer Pause das Zimmer verließen, stieg der Keimgehalt über 150 per Liter.

Eine andere Methode, die Luft auf Bakterien zu untersuchen, ist von von Sehlen eingeführt und von Hüppe verbessert worden. Ein abgemessenes Luftquantum wird durch flüssig gehaltene Nährgelatine geleitet. Die Keime vertheilen sich in der Gelatine und werden mit dieser auf sterilisirte Platten oder in Schälchen ausgegossen und nach dem Auswuchse zu Kolonien gezählt.

Bei den Verfahren nach Hesse, sowie nach von Sehlen findet man in exakter Weise den Keimgehalt der Luft. Nur ist die Geschwindigkeit, mit welcher man die Luft durch die Apparate hindurchleiten darf, eine geringe und infolge dessen das zu untersuchende Luftvolum ein beschränktes. Außerdem muß man die Gelatine an den Ort der Untersuchung mitbringen.

Diese Uebelstände hat der Verfasser durch ein neues Verfahren zu beseitigen gesucht. Die Luft wird durch ein ca. 2 Centimeter weites, 9 Centimeter langes Glasröhrchen geleitet, in welchem zwei je 3 Centimeter lange Schichten von feinem sterilisirtem Sand dicht hintereinander festgehalten sind. Schon in dem zu vorderst placirten Sandfilter bleiben alle Bakterien und Pilze der durchgeleiteten Luft hängen. Die Luft wird mit einer einfachen Saugpumpe, die vorher geaicht ist, in der Weise durchgeführt, daß ungefähr hundert Liter in zehn Minuten das Filterrohr passiren. Der so mit den Keimen beladene Sand wird dann im Laboratorium zu gelegener Zeit in passenden Schälchen vertheilt, mit steriler, flüssiger Gelatine geschüttelt und zu einer flachen Schicht ausgebreitet. Die Keime wachsen aus und können alsdann gezählt und untersucht werden. Die beiden hintereinander gelagerten Filter werden gesondert ausgesät. Es hat sich dabei gezeigt, daß Bakterien in das zweite Control-Filter nicht mehr eindringen.

In ähnlicher Weise wird der Boden bakteriologisch untersucht.

Am einfachsten ist es, die Erdprobe in sterilem Mörser fein zu pulvern und direkt auf eine noch halbflüssige Gelatineplatte auszustreuen. Nach einigen Tagen werden von den einzelnen Erdpartikelchen aus Bakterienkolonien gewachsen sein. Hat man die Erdprobe vorher gewogen oder abgemessen, so findet man nach Zählung der angegangenen Kolonien einen exakten Ausdruck für den Bakteriengehalt der untersuchten Bodenart.

Will man die einzelnen Keime mit großer Sicherheit von einander trennen, so vertheilt man die Bodenprobe durch Verreiben mit sterilem Glasstabe und durch Schütteln in einem Röhrchen mit flüssiger Gelatine. Dies Gemenge kann man alsdann auf einer Platte ausgießen, oder nach dem neuesten von Esmarch angegebenen Verfahren durch schnelles Drehen des Röhrchens in einer Schüssel mit Wasser die Gelatineschicht an den Wänden des Röhrchens selbst zu einer cylindrischen Platte erstarren lassen. Zählen und Studiren der nach einiger Zeit gewachsenen Kolonien ist alsdann in exaktester Weise möglich.

Natürlich kann man bei diesen Untersuchungsmethoden nur derjenigen Bakterien habhaft werden, welche in der angewandten Gelatine wachsen. Im Boden kommt nun in großer Verbreitung eine Bakterienart vor, die bei diesem Verfahren nicht wächst. Es sind dies die Sporen des von Koch so genannten malignen Oedems. Diese Bakterien sind für Kaninchen, Meerschweinchen und Mäuse in hohem Grade pathogen. Wird gewöhnliche Gartenerde, die diese Sporen meist in Menge enthält, den genannten Thieren in eine kleinere Wunde unter die Haut gebracht, so gehen sie nach einigen Tagen an einer heftigen, blutig-serösen Entzündung des Unterhautzellengewebes zu Grunde. Letzteres ist von blutigem Serum stark durchtränkt, von Gasblasen durchsetzt, und es finden sich an dieser Stelle (nicht im Blut) große Mengen der ziemlich großen Oedembacillen. Diese wachsen nicht bei Luftzutritt. Will

man sie daher auf todtem Nährboden kultiviren, so muß man die Erde mit den Sporen oder die bacillenhaltigen Hautstückchen so tief in Nährgelatine versenken, daß der Luftsauerstoff nicht zu ihnen diffundirt. Sie wachsen alsdann zu charakteristischen Kolonien aus.

Bakterien mit diesem eigenthümlichen Verhalten nennt man „Anaëroben", im Gegensatz zu den gewöhnlichen „Aëroben"-Arten. Pasteur war der Erste, welcher diesen Unterschied entdeckte.

Die Untersuchung des Wassers vermittelst des Koch'schen Plattenverfahrens wird in ähnlicher Weise, als bei Boden und Luft ausgeführt. Beim Wasser ist zunächst ein Punkt von ganz besonderer Bedeutung. Die Gefäße, in denen man das Wasser entnimmt, müssen selbstverständlich sterilisirt sein. Man darf aber das Wasser nicht etwa längere Zeit im Laboratorium stehen lassen, bevor man es untersucht. Diese Untersuchung hat vielmehr sofort stattzufinden, weil sonst eine Vermehrung der Keime durch nachträgliches Wachsthum zu falschem Resultat führen muß.

Ein mit steriler Pipette abgemessenes, meist sehr klein zu wählendes Wasservolum, etwa ein Kubikcentimeter, wird in einem Gelatineröhrchen mit der flüssigen Gelatine gut vermengt und auf einer Platte ausgegossen. Nach einigen Tagen sind die Kolonien gewachsen und können nun gezählt werden. Im Wasser der verschiedensten Herkunft kommen nun verhältnißmäßig sehr viele Bakterien vor. In einem Kubikcentimeter gewöhnliches Brunnenwasser sind Tausende von Bakterien durchaus nichts Ungewöhnliches. Um diese zahlreichen Kolonien dennoch mit einiger Sicherheit zählen zu können, bedient man sich eines von Wolffhügel eingeführten Zählapparates. Die Platte wird auf eine schwarze Unterlage gelegt. Durch ein einfaches niedriges Holzgestell wird dicht oberhalb der Gelatinefläche ohne

diese zu berühren eine Glasplatte übergelegt, auf welche eine Eintheilung in Quadratcentimeter und zum Theil auch in Bruchtheilen derselben eingeritzt ist. Nun zählt man vermittelst aufgestellter Lupe eine genügende Anzahl von Quadraten durch, sieht, wie viele Quadrate die Platte im Ganzen groß ist und erfährt so durch einfachste Rechnung die Anzahl der Kolonien.

Es werden in allen größeren Städten mit diesem Verfahren die Leitungswässer untersucht und vermittelst dieser Methode in exakter Weise die Leistungen der Wasserwerke und Filteranlagen kontrolirt. Im allgemeinen und speziell für Berlin hat sich die erfreuliche Thatsache herausgestellt, daß der Keimgehalt der durch die modernen Sandfilterbassins gereinigten Leitungswässer ein äußerst geringer ist. Während das Wasser der Spree und des Tegeler Sees häufig im Kubikcentimeter mehrere Tausend entwicklungsfähiger Keime enthält, so ist das Wasserleitungswasser bakteriologisch sehr rein. Einige bis hundert Bakterien pro Kubikcentimeter kommen allerhöchstens vor und spielen den enormen Zahlen nicht filtrirter Wässer gegenüber keine Rolle.

Daß auch das Eis nicht frei von Bakterien ist, wird nach dem bisher Gesagten nicht mehr überraschen. Die Keime verlieren ja durch die Kälte ihre Entwickelungsfähigkeit durchaus nicht. Und so sind denn im Natureis der Seeen und Flüsse vermittest derselben Methode, die beim Wasser üblich ist, große Mengen von Bakterien konstatirt worden. Das Kunsteis hat sich dagegen in den Fällen als bakteriologisch rein erwiesen, wo zu seiner Herstellung gutes Wasser verwandt wurde. Kunsteis aus berliner Leitungswasser wird also im allgemeinen nicht allzuviel Bakterien enthalten.

Diese Beispiele mögen genügen, die große Anwendungsfähigkeit des Koch'schen Plattenverfahrens zur Untersuchung und Bestimmung der Bakterien in allerlei Substanzen zu zeigen.

Wir schließen diesen Aufsatz, indem wir die Ueberzeugung

aussprechen, daß unser bakteriologisches Wissen und Können, dieser neueste Zweig der modernen Wissenschaft, in nicht allzu ferner Zeit Früchte tragen wird, welche der gesammten Menschheit nützlich und willkommen sind. Besonders in der Bekämpfung der Krankheitsursachen wird sich am bakteriologischen Wissen der Ausspruch Bakon's bewahrheiten:

knowledge is power.

(444) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner.

Von

Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Von den Karpathen knapp gegürtet, kastellartig von in den Himmel hineintretenden felsigen Gebirgsspitzen bewacht, erhebt sich trotzig und wild, kühn und schroff, zerrissen in tausend rauhe Gebirgsthäler, Schluchten, Schlünde und Ebenen, das transsilvanische Hochland Siebenbürgen. Hastig und düster stürzen die Flüsse durch felsblockerfüllte Thäler in die Ebene herab. Wohl lacht hier derselbe blaue Himmel, von dem das benachbarte, schöne Pannonien sich so freudig gern liebkosen läßt, wohl grünen und blühen auch hier Saaten und Bäume, — aber das weite Land schweigt wie in finsterem Trotz. Wie in finsterem Trotz nur nimmt es und sammelt es die Gaben, die ihm alljährlich eine segenspendende Sonne und die tiefverborgenen Quellen der Mutter Erde bieten. Das ist nicht mehr das mächtige, alte Dacien, die Heimath eines Decebal und Klingsor. Wo sind die Zeiten, als Trajan in dieses Land seine welterobernden Heerschaaren schickte, die Zeiten der deutschen Ordensritter, die hier ihre Burgen erbauten? Vergangen sind sie wie ein Traum und zerstäubt und verweht ist alles im vernichtenden Hauche der Jahrhunderte! Und doch ist hier Luft und Wasser erquickender, als anderswo. Die Luft auf den Alpen und am Meer ist freilich noch frischer und reiner, aber hier ist nicht blos Sommerfrische, hier ist eine zum Bleiben, Sinnen und Minnen einladende, gedeihliche Wohnluft. Ein leiser romantischer Duft schwebt über dem Lande; ein Stück mittelalterlicher

Romantik, ein Singen und Klingen von längst verrauschten Zeiten. Auch für Menschen mit realistischer Fassung des Lebens und der Kunst, auch gewöhnlichen Werkeltagsmenschen tönt hier noch in den tieferen Gründen der Seele ein Waldhornklang, blüht noch eine blaue Blume der Romantik. Aus diesen Gründen giebt es in Europa kaum einen so dankbaren Boden für den Ethnologen, als das schöne Siebenbürgen, wo mehrere, sowohl in Betreff ihrer Abstammung, als auch ihrer Sprache, ihren Gebräuchen von einander verschiedene Nationen wohnen und auf welche der Satz eines berühmten Völkerpsychologen und Aesthetikers genau zutrifft, daß nämlich hier die Kultur des Ostens der des Westens die Hand reicht. Die Kultur der einzelnen Nationen Siebenbürgens ist auch aus dem Grunde interessant, weil in ihr zwei von einander unabhängige Richtungen verfolgt werden können; nämlich die eine: das Hängen am Alten, Traditionellen, Vererbten sowohl in Sitte und Brauch, als auch im Volksgesang und in politischer Haltung; — die andere Richtung: das Sichanschmiegen an die Ideen des Fortschritts, die Aufnahme neuer Begriffe in den Volksgesang; die Eine gleicht einem düstern, unbeweglichen See, dessen Spiegel selten der Sturm peitscht, der aber dann riesige Wogen aus den innersten Tiefen ans Land treibt; die Andere aber gleicht einem lustig dahin plätschernden Bache, dessen Oberfläche die Umgebung sammt ihrem Licht und Schatten getreu abspiegelt. Diese beiden Richtungen finden sich sozusagen vereinigt im Volksleben der transsilvanischen Zigeuner, das nicht nur den Ethnologen, sondern auch den Literarhistoriker und Aesthetiker interessiren kann.

Alles Wunderbare, Unmögliche oder Scheußliche wird den Zigeunern in die Schuhe geschoben, weil die Unkenntniß von diesen „Ueberall und Nirgends", von ihren Gebräuchen und Sitten so groß ist, daß man hierin ungestraft sündigen zu dürfen glaubt; — hingegen aber ist freilich auch nicht zu vergessen,

daß ja gerade die Zigeuner so viele Zuchthäusler, leichtsinnige und verlotterte Menschen in die Schule des Kerkers geschickt haben. Der Charakter der Zigeuner ist keineswegs ein erfreulicher, selbst wenn man von der Verbrecherwelt absieht. Die Pfeife mit übelriechendem Tabak gefüllt, in sonderbarem Aufzuge, mit allerhand den Zigeunern eigenthümlichen, höchst fatalen Angewohnheiten behaftet, nicht ohne Gottesfurcht, gewißlich aber voll großer Menschenfurcht, die Rücken servil gekrümmt, man könnte beinahe sagen: auferzogen in devoten Manieren, die den anderen Völkern als unwürdig erscheinen, so sind die Wander-Zigeuner Siebenbürgens; die Ansässigen sind wo möglich noch schlimmer, sie sind entschieden unkirchlicher gesinnt als ihre Stammgenossen, es sind auch manche internationale Gesellen darunter und sozialdemokratisch angehauchte vaterlandslose Existenzen, die von dem Kosmopolitismus das Schlimme, aber weniger das Gute, sich angeeignet haben. Ihre moralischen Eigenschaften zeigen eine sonderbare Mischung von Eitelkeit und Gemeinheit, Ziererei, Ernst und wirklicher Leichtfertigkeit, fast einen gänzlichen Mangel männlichen Urtheils und Verstandes, welcher mit harmloser List und Verschlagenheit, den gewöhnlichen Beigaben gemeiner Unwissenheit, begleitet ist; dabei zeigen sie noch eine entwürdigende Kriecherei in Thun und Wesen, darauf berechnet, Andere durch List zu übervortheilen; sie haben nicht die geringste Rücksicht auf Wahrheit und behaupten oder lügen mit einer nie erröthenden Frechheit, da ihnen die Scham gänzlich mangelt. Der Schmerz der Prügel ist ihre einzige Berücksichtigung. In ihren Gefühlen sind sie sinnlich, grausam, weniger rachsüchtig. So sind die transsilvanischen Zigeuner; — was Wunder, daß die andern Nationen Siebenbürgens den Zigeunern gegenüber mit ihrem Unbehagen in vollem moralischen Recht sind. Und doch verdienen die transsilvanischen Zigeuner unser Interesse! Giebt es doch im ganzen Bereiche des Mensch-

lichen nichts, was unsere Theilnahme und Forschung so erregte, als das Persönliche, d. h. als die bedeutende Persönlichkeit, und jede Persönlichkeit ist bedeutend, welche durch irgendwelche individuelle Züge über das Durchschnittsmaß der gewöhnlichen flachen, sozusagen individualitätslosen Individuen in welcher Beziehung immer emporragt. Denn viel alten, noch aus Indien, der Urheimath der Zigeuner, herstammenden Glaubens lebt noch in diesem Wandervolke fort, theils unter alten, nur wenig modifizirten Namen der Gestalten, theils mit neuen des Christenthums verschmelzend, wozu noch viele Namen und Bedeutungen, Sagen und mythische Gebräuche kommen, deren Herkunft und Alter die vergleichende Mythologie erst noch zu bestimmen hat. So verhält es sich ja mit allen Völkern, deren Vorzeit durch Sintfluthen und Lavaströme fremder Stämme und Religionen halb verschüttet wurde.

Ich will nun in flüchtigen Strichen die Anschauungen, das Leben und Treiben, die Sitten und Gebräuche, überhaupt das Volksleben der transsilvanischen Zigeuner schildern, dieses weltverlassenen, trotz seinen Fehlern und moralischen Gebrechen im Allgemeinen doch gutmüthigen, echt romantischen Völkchens, welches sich in Ungarn und Siebenbürgen eine Art Bürgerrecht erworben hat.

Das Volk, das seit dem Jahre 1415 Siebenbürgen durchzieht, ruhelos von Ort zu Ort wandert, von Bürger und Bauer oft in unmenschlicher Weise behandelt, das Volk der Zigeuner besitzt in seinen Gebräuchen und Sitten, in seinen Liedern, Sagen und Märchen einen großen Schatz gesunder, urwüchsiger Poesie, die man den gegen Wind und Wetter scheinbar gleichgiltigen, zerlumpten und schmutzigen Gesellen auf den ersten Blick kaum zumuthet; — denn in genialer Weltunbekümmertheit nur sich selbst auslebend oder vielmehr, die Welt ganz nur gebend, wie sie durch den Brennpunkt ihres Gemüthes hindurchgegangen, finden

wir alles das im Volksleben der transilvanischen Zigeuner vor, was wir überhaupt Poesie nennen können. Doch Poesie und Elend gehen auch hier Hand in Hand, sind gar treue Zwillingsschwestern. Elend und Poesie — bei den Zigeunern ist beides und in reicher Fülle, namentlich bei dem transsilvanischen Zeltzigeuner. Kaum decken die Lumpen noch die Blöße seines Leibes, seine demüthige Bitte um Arbeit und Brot an der Schwelle des reichen Hofbesitzers verräth, daß er schon einen tiefen Zug aus dem Kelch des Elends gethan und den Nacken beugen gelernt hat; singt er doch selbst:

Was denn And'res kann ich thun!
Bettle, ohne je zu ruh'n;
Schwer erwerb' ich mir das Brot,
Leid' dabei oft bitt're Noth!
Ja, die Welt sich wundern kann!
Wie mag ich wohl, armer Mann,
Still ertragen so viel Noth
Und nie suchen mir den Tod!

Und doch schläft eine reiche Poesie im Herzen dieses verwilderten Gesellen, die gleich einem Dornröschen auf den Prinzen wartet, um zum Ausbruch zu kommen. Er selbst vergleicht sein poesievolles Leben mit dem der Meise.

Immer lustig fliegt die Meise,
Singt stets eine lust'ge Weise;
Braust auch kalt der Wind durch's Ried,
Dennoch singt sie froh ihr Lied!
Dem Zigeuner ist sie gleich,
Wohnt mit ihm in einem Reich;
Schläft am Wege, ißt und springt
Und dabei stets lustig singt!

Schon im Jahre 1415 genossen sie in Siebenbürgen manche Vorrechte und erhielten mit der Zeit von den siebenbürgischen Fürsten besondere Privilegien; kein Wunder also, daß sich dieselben

hier bis auf den heutigen Tag in Sitte und Gebrauch am unverfälschtesten aufrecht erhalten haben. Die Zigeuner in Siebenbürgen theilen sich in zwei Hauptstämme: 1. die Kortorar oder Zeltzigeuner und 2. die Gletetschore (Spracharme) oder ansässigen Zigeuner. In Siebenbürgen nennt der gemeine Mann die Zigeuner ungarisch Pharao népe (Pharao's Volk), purde (nackt) und czigány; Kortrasch nennt der Sachse die Zeltzigeuner; der Rumäne heißt sie cigánu; sie selbst legen sich den Namen Rom (Leute, Volk) bei. Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner zerfällt in drei Dialekte, welche sich schon durch die aufgenommenen Fremdwörter von einander unterscheiden: 1. der ungarisch-zigeunerische, 2. der walachisch-zigeunerische und 3. der am wenigsten vertretene sächsisch-zigeunerische Dialekt.[1] Der reinste Dialekt sämmtlicher Zigeunermundarten der Welt — soweit ich dieselben kenne — ist der ungarisch-zigeunerische, welchen die unter Ungarn lebenden Zeltzigeuner Siebenbürgens reden; die unter Walachen lebenden reden zumeist rumänisch; im Laufe einiger Jahre werden dieselben gänzlich walachisirt. Die transsilvanischen Kortorar theilen sich wieder in vier Stämme: die Leïla, Kukuya, Aschani und Tschale. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Oberhaupt (Thágár, Vojvoda), dessen Würde von alters her in seiner Familie erblich ist. Sie selbst haben gewisse Abzeichen, z. B. phantastisch gestickte Mäntel, Tücher oder Becher, die sie gegenwärtig nicht zur allgemeinen Schau tragen, sich aber trotzdem von Vater auf Sohn vererben. Ich selbst habe während eines siebenmonatlichen Aufenthaltes unter einer Zeltzigeunertruppe und meiner Wanderschaft mit derselben beim Wojwoden einen angeblich goldenen, prismatischen Becher gesehen, von dem sich der Besitzer um keinen Preis der Welt trennen wollte. Auf diesem Becher waren Hunde und hirschähnliche Thiergestalten und eine Aufschrift, die ich nicht entziffern konnte, eingravirt. Stirbt ein Wojwode und hinterläßt er einen oder mehrere Söhne, so

versammelt sich der ganze Stamm an einem bestimmten Tage und Orte. Der Aelteste der Stammgenossen hebt nun den jungen Häuptling, den man in Amt und Würden seines Vaters einzusetzen beschlossen, auf seinen Rücken und ruft: „Sei du dein Vater und dein Vater sei du!" (Ac tu tro dád, tro dád ác tu!); darauf nimmt ihn jeder Mann des Stammes auf seinen Rücken und ruft gleichfalls die obige Formel. Diesem neuen Häuptling zollt der ganze Stamm dieselbe Verehrung, wie jenem früheren. Heutzutage übt er die richterliche Gewalt nur insoweit, daß er seine Einwilligung zu Ehebündnissen und Scheidungen giebt und kleinere Zwistigkeiten schlichtet, während er in früheren Zeiten selbst über Leben und Tod seiner Stammangehörigen verfügen konnte. Heutzutage ist seine Macht und Gewalt sehr gesunken, wozu auch der Umstand beiträgt, daß die transsilvanischen Kortorar an keinem Orte länger als eine Woche weilen und getrennt, gewöhnlich in 10—30 Familien, reisen, die in kleinen Zelten und Höhlen ihr Obdach suchen. Sonder Schmerz, sonder Opfer, sonder Heimweh verlassen sie nach Verlauf einiger Tage die bisherigen Siedelungen, packen Weiber, Kinder und den geringen Hausrath, die leichten Zelte auf den Wagen, wohl auch in Ermangelung eines solchen auf einen müden, alten Klepper und suchen sich neue Sitze in der Richtung, welche die Nothwendigkeit des Broterwerbs ihnen aufzwang. Doch bevor sie die Wohnsitze verlassen, reiten die Männer einmal im Kreise um dieselben, denn das Umreiten solcher Stätten bewahrt — ihrem Glauben gemäß — Roß und Reiter vor Schaden.[2] Nur unter diesen Kortorar trifft man den ursprünglichen zigeunerischen Typus an, welcher sich unter den ansässigen Zigeunern nur sporadisch findet. Man begegnet unter den Kortorar nicht selten geradezu Idealfiguren zigeunerischer Schönheit. Es ist eine Art chevaleresker Wildheit in diesen Leuten und zugleich ein Ebenmaß der Gesichtszüge und der Körperproportionen, das uns nicht

selten überrascht. Weder an Luxus noch an Bequemlichkeit gewöhnt, kennt der Kortorar keine Beschwerden und Mühen. Er vermag eine lange Zeit zu hungern und zu dursten und nimmt mit der einfachsten, schlechtesten Atzung, Hausung und Bettung vorlieb, ohne dem Schicksal zu grollen, das ihn hierzu verdammt hat. Nur zuweilen berührt er im Liede sein hartes Loos und wünscht sich den Tod herbei.

Lieg' jetzt im Schatten hier
Und mein Herz bricht mir schier;
Polster ist mir der Stein,
D'rauf ich schlaf' hungrig ein;
Himmel hoch, deckt mich zu,
Gott beschützt meine Ruh'!
Elend und tiefen Schmerz
Kennt nur mein armes Herz!
Ende, Gott, meine Noth,
Send' mir den sanften Tod!

Als Schmiede, Siebmacher, Verfertiger hölzener Löffel, als Musikanten und Wahrsager durchstreichen sie das Land. Ihre mechanischen Künste haben nichts Charakteristisches als die einer besonderen Familie; nichts, was nicht jede Rasse von Menschen mehr oder weniger besitzt. Manche Familien treiben auch Schweinehandel und besitzen 200—300 Schweine. Der Besitz einer zahlreichen Schweineheerde gilt für den größten Reichthum und ist der höchste Wunsch des Zigeuners. Ein Volkslied der transsilvanischen Zigeuner lautet:

Mägdlein wünscht sich Bänder, Rosen;
Knabe wünscht sich bunte Hosen;
Weib wünscht Kinder sich, ganz kleine,
Mann wünscht sich — recht viele Schweine!

Charakteristisch genug für die Anschauungsweise, ja für den ganzen Lebenslauf des Kortorars.

Zwischen Schweinen und Hunden empfangen und geboren, ist er schon bei seinem Eintritte ins Leben auf „Mist und Stroh"

gebettet. Mit gewissem Stolz denkt er dieses Umstandes, wenn er singt:

> Mist und Stroh die Stätte war,
> Wo die Mutter mich gebar;
> Deshalb sagt es Jedermann:
> „Herr“ ich nimmer werden kann!
> O, das stört nicht meine Ruh!
> Wär' ein Herr ich! doch wozu?
> Wenn ich kein Zigeuner blieb,
> Hätt' mein Liebchen mich dann lieb?
> Einen Herren liebt sie nicht,
> Wenn er ihr auch Gold verspricht!
> Bleib' ihr Liebster d'rum allzeit
> Und ich leb' in Herrlichkeit.[3]

oder:

> Als die Mutter mich geboren,
> Hat sich Niemand um mich geschoren;
> In dem Gras bin ich gelegen,
> Und getauft hat mich der Regen.

Doch gewöhnlich erblickt der junge Weltbürger in einem Zelte oder in einer Höhle das Lebenslicht. Beim Eintritt der Geburtswehen zieht sich die Zigeunerin in das Zelt zurück, woselbst alle Knoten an ihren Kleidern und in ihrer nächsten Umgebung gelöst werden. Hat die Geburt einen schweren Lauf, so wird die Axt oder der Hammer des Ehegatten zerlegt, d. h. der Stiel herausgezogen, um dadurch die Geburt zu erleichtern. Tritt nun das Kind in die Welt ein, so wird die junge Mutter sofort mit dem Rock oder irgend welchem Kleidungsstück ihres Gatten oder dessen, dem die Vaterschaft gebührt, bedeckt und vor der Geburtsstätte ein Feuer angezündet, um dadurch die bösen Urmen (die bösen Feeen) vom Säugling fern zu halten, dem sie besonders jetzt nachstellen und der Mutter rauben, um ihn in einen Vampyr zu verwandeln. Das Feuer wird daher vor dem Zelte ununterbrochen bis zur Taufe unterhalten. Sobald die Mutter das Krankenlager verlassen kann, wird der junge

Kortorar getauft und gewöhnlich in den Schooß der griechisch-orientalischen Kirche aufgenommen. Bei der Benamung des Kindes einigen sich gar leicht die Eltern; gewöhnlich hat die Mutter kurz vor der Geburt von einem oder einer Bekannten geträumt und das Kind wird nach diesen benannt. Können sich aber die Eltern bei der Benamung des Kindes nicht verständigen, so nennen sie eine Reihe von Namen, während der Aelteste des Stammes aus einem Gefäße Wasser auströpfeln läßt, und derjenige Name, der mit dem Anhangen eines Tropfens zusammenfällt, wird als der richtige dem Kinde beigelegt, das durch Erhalten eines unrichtigen Namens sterben würde.[4] Stirbt aber das Kind vor der Taufe oder kommt es gar todt auf die Welt, so wird sein Grab, ehe man die Leiche versenkt, mit Muttermilch begossen, damit dieselbe bald in den Brüsten vertrockne und dem Weibe keinen Schaden verursache. Gut ist es auch, den Grabhügel ungetaufter Kinder mit Regenwasser, das man von der Dachtraufe einer Kirche sammelt, zu begießen. —

Der junge Kortorar, bei dessen Taufe eine reichere Bäuerin sich als ein frommes Verdienst, ja fast als eine Ehre anrechnet, als Pathin zu figuriren, ist nun der ausgemachte Liebling seiner Mutter, das Nesthäkchen der ganzen Familie. Ueberraschend ist die innige, ja fast pathetische Liebe, womit die Mütter und Kinder bis ins späteste Alter hinein aneinander hängen.

Seit im Grab mein Mütterchen ruht,
Ist so trüb' mir, so traurig zu Muth;
Hab' auf der Welt ja keinen Schatz,
D'rum ist das Grab für mich der beste Platz.

So singt der Kortorar, oder:

Hier auf Erden weit und breit
Find' ich überall nur Leid, —
Schmerz und Leid muß stets ich haben,
Seit ich Mütterchen begraben.

Schmucklos, einfach war der Sarg,
Der mein Liebstes in sich barg;
Blumen konnt' ich ihr nur geben,
Ihr, die mir geschenkt das Leben! . . .

Schöner Sommer schwand dahin, —
Grau die Wolken seh' ich zieh'n,
Kalt fühl' ich den Regenschauer
Und mein Herz, ach! ist voll Trauer!

„Mein Blümchen" (m're luludyi), „süßes Würmchen" (gulo kirmoro), „mein Aeuglein" (m're yákhóri) nennt die Mutter verzückt ihr Kind und lullt es leise ein:

Vöglein du, in meinem Zelt,
Du mein Liebstes auf der Welt!
Schlaf' mein Blümchen, schlaf' in Ruh',
Meines Herzens Lerche du!
Hab' bei dir schon manche Nacht
Bis am Morgen treu gewacht,
Wach' auch jetzt bei dir, mein Stern,
Dich allein hab' stets ich gern!

Rührend ist fürwahr die Liebe, womit diese Mütter des Elends und der Mühsal an ihren Kindern hängen, die schon frühzeitig um geringe Kost und um noch geringeren Lohn arbeiten und betteln müssen, um dann vielleicht, losgetrennt von der Sippe, die Welt zu durchstreifen und schließlich in einen anderen Stamm „hineinzuheirathen." Dann singt ihm wehmuthsvoll die Mutter nach:

Im Gebirg' verstrich die Zeit
Meinem Knaben ohne Leid!
Doch jetzt gleicht er einem Blatt,
Das der Sturm ergriffen hat!
Auf die Mutter hört er nicht,
Folgt nur dem, was Liebchen spricht.
Wissen möcht' ich dies allein:
Liebt er noch sein Mütterlein?

Schon in seinem achten Jahre wird der junge Kortorar von seinen Eltern — wenn auch nicht vor die Thüre — so doch vor das Zelt gesetzt und kann nun auf eigene Faust leben, thun und lassen, was ihm beliebt. Heimlich nur steckt ihm hin und wieder sein Mütterchen einen Bissen zu, sonst muß er eben sehen, wie er sich durch das Leben schlägt. Er streicht mit den Strichvögeln durch Wald und Flur und theilt in der Nacht sein hartes Lager im Freien mit Pferden, Hunden und Schweinen, während die Mädchen bis zu ihrer Verheirathung im Zelte bei den Eltern bleiben, ja sogar das Recht haben, ihren Liebsten bei sich zu beherbergen, sobald Aussicht auf Verehelichung vorhanden ist. Deshalb ist das Eheleben das Ideal eines Unverheiratheten, denn so lange er noch frei und ledig ist, kann er kein Zelt, keine Höhle sein eigen nennen. Der Sommer vergeht ihm ja noch leidlich, aber der Herbst mit seinen häufigen Regenschauern und der Winter mit seinem Wind und Schneegestöber! Aus Mitleid läßt ihn der Bauer in der Scheune schlafen, oder er muß ohne Obdach, dem Wilde gleich, herumstreifen. Treffend drückt sich das zigeunerische Volkslied aus:

Kalter Wind weht über's Feld,
Schnee bedeckt die weite Welt!
Wer jetzt frei und ledig blieb,
Weiß nun: was bezahlt die Lieb'!
Ach, der jetzt kein Liebchen hat,
Schleicht einher stets müd' und matt,
Friert im Schnee und Windgetos,
Gleich dem Hunde, herrenlos.

Liebe und Heirath sind bei dem Zigeuner fast synonyme Begriffe, und entschlüpft er irgendwie der allgemeinen Wehrpflicht, so denkt er auch sofort ans Heirathen. Er spart sein Geld, kauft sich zwei rothe Tücher, welche er am Sonntag oder sonst bei festlichen Gelegenheiten an einem der blanken Metallknöpfe seines Wamses befestigt. Hat nun eine Maid sein Herz ge-

wonnen, so schenkt er ihr das eine Tuch, und damit ist der erste Schritt zur Verehelichung gethan. Das zweite rothe Tuch befestigt er an seinem oder — da er als Junggeselle gewöhnlich obdachlos ist — am Zelte seiner Braut als Zeichen seiner baldigen Verehelichung. Eine Woche vor dem Hochzeitstage gehen nun Braut und Bräutigam nächtlicher Weile zum nächstgelegenen Fluß oder See und stellen zwei brennende Kerzen am Ufer auf, gleich als solle dadurch die uralte Verbindung von Wasser und Feuer, als Entstehung der Welt, angedeutet werden und reicht dieser Gebrauch, der als ein Bittopfer für die Fruchtbarkeit der zu schließenden Ehe gilt, wohl ins graue arische Alterthum zurück und hängt wohl mit der Annahme eines Urmeeres zusammen, aus welchem, einer Schöpfungssage der transsilvanischen Zigeuner gemäß, ein Baum emporwuchs, aus dessen Blättern die ersten Menschen hervorsprangen[5]. Bläst der Wind das eine oder andere Licht aus, so gilt dies für ein böses Vorzeichen, und die Brautleute beeilen sich, Aepfel und Eier in das Wasser zu werfen, — um dadurch die Wassergeister für ihre Ehe günstig zu stimmen. Der Apfel ist auch in der germanischen Sage ein Sinnbild des Lebens; hat doch die Göttin Idun die Aepfel, ohne deren Genuß sogar die unsterblichen Asen dahinwelken. Das Ei, das in so manchen Weltschöpfungslehren vorkommt (u. A. bei den Indern, die von Brahmanda, dem Welt-Ei sprechen), ist ebenfalls ein Sinnbild des Lebens. Das Ei bedeutet eine Entwickelungslehre, wie wir dieselbe schon in den altindischen Veden in altbabylonischen Auffassungen, ja selbst in des römischen Dichters Ovid's „Metamorphosen“ angedeutet vorfinden. Manche Mähren von diesem Ur-Ei haben sich in etwas grob-sinnlicher Gewandung auch unter den transsilvanischen Zigeunern erhalten, verrathen aber auch in so unscheinbarer Tracht ein hohes Alter und noch viel ursprüngliche Anmuth[6].

Haben nun die Brautleute den Wassergeistern den schul-

digen Tribut gebracht und die ausgelöschten Kerzen, die Aepfel und Eier in das Wasser geworfen, so liegt dem Bräutigam nur noch die Pflicht ob, die Gäste, d. h. die Angehörigen seines Stammes, bisweilen auch die eines anderen Stammes, auf den festgesetzten Tag zur Hochzeit einzuladen. Er begiebt sich also in Begleitung zweier oder mehrerer Musikanten von Zelt zu Zelt, und indem die Zigeunermusikanten ihm einen eigenthümlichen Tanz vorgeigen, bringt er seine Einladung tanzend und gewöhnlich in folgender Liedform an:

Meine Hochzeit wird (Montag) sein!
Kommt dann, bringt mit euch ein Schwein,
Geschenke werden gern geseh'n!
Wer nichts bringt, kann weiter geh'n.

Bei diesen Einladungen spielt das Getränk, der Branntwein, eine Hauptrolle.

Während der Bräutigam beinahe die ganze Woche mit Einladung und Gelage zubringt, sucht die Braut ihre sogenannten „Glückssträußchen" (bçát. luludyá) hervor und verbrennt dieselben nächtlicher Weile auf einem Kreuzweg. In der Johannisnacht ziehen nämlich die Zigeunermädchen in den Wald an die Orte, wo die in meiner transsilvanischen Heimath „Himmelfahrtsblümlein" (Gnephalicum divicum) genannten Blumen wachsen und binden sich alljährlich aus diesen rothen und weißen Blümchen kleine Sträuße, die sie unter ihre Habseligkeiten verbergen. Sie sollen die Besitzerin vor Krankheit, Herzleid und „Unehre" schützen. Wird nun das Mädchen Braut, so verbrennt es kurz vor der Hochzeit die Sträuße am Kreuzweg, damit nicht eine andere Maid zufällig einen ihrer Sträuße sich aneignen und dadurch das Herz ihres Verlobten ihr je abwendig machen kann. „Vor Unehre brauchen sie mich nicht mehr zu schützen!" sagte mir einmal ganz naiv eine Zigeunerbraut. Ja, tempora mutantur!

Endlich bricht auch der Tag der Hochzeitsfeier an, und mit dem ersten Strahl der Morgenröthe versammeln sich die Gäste vor dem Zelte der Braut, welche die dargebrachten Geschenke: Werkzeuge, Kleidungsstücke u. dgl., in Empfang nimmt. Gut „angeheitert" begiebt sich die ganze Bande ins nächste Dorf in die Kirche, wo der Pfarrer den Trauungsakt gar bald vollzieht und, um nur der lästigen, bettelnden Gesellschaft los zu werden, sie beschenkt entläßt. Ins Zeltlager zurückgekehrt wird das junge Ehepaar mit Wasser begossen und dann mit einem Beutel aus Wieselfell, gefüllt mit Stechapfelsamen, abgerieben. Das Wieselfell schützt vor Unglück und der Stechapfelsamen vor „bösem Blick." Dem Stechapfel, der vor dem Erscheinen der Zigeuner in Europa unbekannt war und sich erst mit ihnen verbreitet hat, werden besondere Geheimkräfte zugeschrieben, die zu lösen und zu binden „den alten Müttern viel zu schaffen macht!" Nach vollzogener Waschung und Abreibungsprozedur begiebt sich das junge Ehepaar in sein eigenes Zelt, wohin ihm alte Schuhe, Stiefel oder Bundschuhe nachgeworfen werden, wodurch die Fruchtbarkeit der Ehe gesteigert werden soll.[7] Kommt das junge Ehepaar endlich zum Vorschein, so beginnt das rechte Gelage, das nur mit gänzlicher Aufzehrung aller Vorräthe sein Ende nimmt. Dann beginnt für das junge Ehepaar das Leben zu Zweien, bald zu Mehreren,, ein Leben voll Noth und Elend, wovon wir keine Ahnung, keinen Begriff haben. Und doch inmitten des Jammers und des Elends treibt Poesie auch hier ihre Blüthen, welche sorglos und unbekümmert um das „Morgen" gepflückt werden.—

Von dem Augenblicke an, wo der Sohn geheirathet hat, lockern sich allmählich die Bande der Liebe, die ihn an seine Mutter, die Bande der Gewohnheit, die ihn an seine Geschwister und Verwandte fesseln. Den Grund für diese Erscheinung können wir wohl in dem Umstande suchen, daß der junge Ehe-

mann die ganze Einrichtung eines zigeunerischen Heimwesens, Zelte, Wagen, Pferde, Werkzeuge, u. dgl., von seiner Frau zugebracht erhält, deren Anverwandte und Eltern sorgsam wachen, daß derjenige, welcher in ihre Sippschaft hineingeheirathet hat, das „Vermögen" seiner Frau nicht verschleudere. Er ist daher gezwungen, mit der Sippschaft seiner Frau zu wandern, und wenn es die Nothwendigkeit erheischt, sich sogar von seinen nächsten Anverwandten zu trennen, mit denen er dann nur bisweilen in den gemeinsamen Winterquartieren, an den Orten, wo der ganze Stamm überwintert, zusammentrifft und während der Winterzeit in Berührung kommt. Heirathet er in einen „fremden", anderen Stamm, so folgt er diesem und gehört unter die „Oberhoheit" desjenigen Häuptlings, der an der Spitze des Stammes seiner Frau steht. Diesem Verhältniß zufolge nimmt auch das Zigeunerweib ihrem Gatten gegenüber eine mehr oder weniger freie, unabhängige Stellung ein. Die Eheleute arbeiten von einander getrennt und erwerben sich das Brot, das sie dann aber auch nicht gemeinsam verzehren. Während der Mann höchstens einen geringen Theil seines Erwerbes für die Winterszeit zurücklegt, den größten Theil aber aufzehrt und vertrinkt, sorgt die Frau für ihre Kleinen, mit denen sie den letzten Bissen in mütterlicher Liebe theilt; ja, sie muß gar oft auch ihren Mann den ganzen Winter hindurch erhalten, wenn dieser — wie gewöhnlich — im Winter keinen Erwerb hat, während sie durch Wahrsagerei, Zaubermittel u. dgl. bei den Bäuerinnen stets ein gutes Stück Geld und nebenbei auch Lebensmittel reichlich verdient. Trotzdem wird sie von ihm als Beratherin in Freud und Leid, als Freundin in höherem Sinne kaum oder gar nicht betrachtet. Zu seinem Weibe zieht ihn in erster Linie die Sinnlichkeit hin; dann aber als Besitzerin des Heimwesens steht er auch auf ihre Gnade an und vermeidet während der rauhen Winterszeit jeden ehelichen

Zwist; kommt aber der Lenz ins Land gezogen und verläßt der Stamm seine Erdhöhlen, um überall im Lande herumzustreifen, da ertönen von neuem die Hohn- und Spottlieder auf die armen Weiber, deren die Volksdichtung der transsilvanischen Zigeuner einige Hunderte aufzuweisen hat. Zank und Streit, Rauferei und Zetergeschrei sind nun an der Tagesordnung. Singt doch der Ehemann stets das Lied:

Harte Schale hat die Nuß!
Jedes Weib man schlagen muß!
Stock ist stets in meiner Hand,
Ist der Schlag dem Mann gewandt. —
Mit der Peitsche meinem Weib
Ich das Weh vom Rücken treib'!

Die einzige Waffe des Weibes ist ihre Zunge, die den Mann „sticht und frißt". Verzweifelt singt der Mann:

O, im Schnattern ist mein Weib nicht faul!
Stopf' der Teufel doch ihr böses Maul,
Kürz' er ihre Zunge unverzagt,
Denn mich hat sie ja genug geplagt!
Ihre Zunge, ach! ihr böses Wort!
Sticht und frißt und beißt in einemfort,
Läßt mir keine Ruh' an keinem Ort!

Die Zunge des Weibes ist der Besen des Teufels! sagt das zigeunerische Sprichwort; und da helfen nur Schläge und immer nur Schläge. Doch auch der Stock hilft oft nicht und der gequälte Gatte giebt seinem Weibe Branntwein, damit es sich berausche und ihm den willkommenen Frieden nicht störe. Ein Volkslied lautet also:

Schön ist Hermannstadt fürwahr,
Und drei Kreuzer sind kein Paar;
Nur wenn ich noch einen find', —
Meine Frau ist langher blind!
Blind ist sie, was liegt daran?
Jetzt wär' ich ein lust'ger Mann!



Doch die Zunge! schwere Noth!
Frißt und sticht mich noch zu Tod!
Könnt' ich Branntwein ihr nicht geben,
Scheiden müßt' ich aus dem Leben!

Der Besitz von Kindern allein knüpft die lockeren Banden zwischen den Ehegatten etwas fester. So lange die Kinder noch klein sind und sich durch Betteln nicht erhalten können, unterstützt auch der Mann von seinem Erwerb die Familie und ist auch späterhin seinen Kindern mehr zugethan als seinem Weibe. Ein Sprichwort sagt: „Eine Frau erhält selten ihren alten Mann, aber die Kinder erhalten ihren alten Vater!“ und ein anderes Sprichwort lautet: „Eine alte Frau schlägt der Mann, aber ein Sohn küßt seine alte Mutter!“

Ein unfruchtbares Weib wird bemitleidet und geringgeschätzt und ihre Stellung dem Gatten gegenüber wird mit der Zeit ganz unhaltbar; denn ein unfruchtbares Weib hat — dem Volksglauben der Zigeuner gemäß — vor der Verehelichung mit Vampyren heimlichen Umgang gepflogen. Diesem Uebelstande, der sich bei Zigeunern gar selten vorfindet, suchen sie dann durch zauberkräftige Mittel abzuhelfen. Eines der gewöhnlichsten und schädlichsten Mittel ist bei zunehmendem Monde Gras vom Grabe zu essen, in welchem eine schwangere Frau bestattet worden; oder das Wasser zu trinken, in welches der Gatte Kohlen geworfen oder noch besser seinen Speichel hat rinnen lassen.

Merkwürdig und erwähnenswerth ist ein besonderer Umstand der wohl bei kultivirten, aber selten oder nie bei unkultivirten Völkern anzutreffen ist, nämlich die Achtung und Verehrung, die alten Frauen von seiten der Zigeuner gezollt wird. Während die jugendfrische Maid bis zu ihrer Verheirathung als Kind betrachtet und behandelt wird, als junge Frau im Kreise ihrer Stammgenossen in keinem besonderen Ansehen steht, im Gegentheil als ein nothwendiges Uebel blos geduldet wird, genießt die

Matrone eine Achtung und einen Einfluß, durch den sie auf alle inneren und äußeren Angelegenheiten des Stammes entscheidend einwirkt. Gar häufig findet man bei den Truppen der Zeltzigeuner uralte Frauen, die vor Alter schon blind und taub, sich ohne Hilfe vom Platze nicht rühren, noch weniger sich das tägliche Essen erwerben können, es sei denn durch Wahrsagerei, wozu sie aber infolge ihres gebrechlichen Körpers selten Gelegenheit haben. Trotzdem werden sie von den Stammgenossen schonungsvoll und mit besonderer Ehrfurcht behandelt. Jeder beeilt sich seine Mahlzeit mit ihr zu theilen, und während seine eigenen Kinder hungrig um das Feuer herumlungern, giebt der Vater die besten Bissen seines Mahles der Matrone, deren Segen ihn dann vor jedwedem Unheil bewahrt. Das Urtheil, die Meinung einer solchen Matrone wird viel höher angeschlagen, als der weiseste Urtheilsspruch des Wojwoden. Ihrem Wunsche nicht zu willfahren, ihr eine Bitte abzuschlagen, gilt für eine Todsünde.

In den seltensten Fällen überlebt der Mann seine Frau, daß aber eine Frau drei, vier Ehemänner gehabt, ist keine seltene Erscheinung, obwohl die Heirath einer Wittwe oder gar eines Wittwers allseitig für die größte Thorheit erklärt wird. Ein zigeunerisches Volkslied sagt also:

Feuer ist gar bald entfacht,
Bläst einher der Wind mit Macht!
Wittwe liebt! denn nicht genug
Sie der erste Gatte schlug!

oder

Ein Wittwer, o Jammer! freit um ein Weib,
Denn Ledigsein ist ihm kein Zeitvertreib!
Er nimmt sich ein Weibchen d'rum, fein und klug,
Er hatte mit der ersten ja nicht genug!
Die erste, sie starb ihm, o Jammer und Leid!
Bevor sie versoff noch ihr letztes Kleid.

Ehen zwischen Leuten von bedeutendem Altersunterschiede kommen bei den transsilvanischen Zigeunern gar häufig vor, und manche bejahrte Frau hat ein blutjunges Bürschchen zum Ehemann, trotzdem das Sprichwort dies ungleiche Verhältniß genug drastisch darstellt, indem es also sagt: „Alter Frau ein junger Mann, kahlem Kopf ein Kamm!" Und umgekehrt findet man alte Männer mit jugendfrischen Ehefrauen. In beiden Fällen bestimmen die eine oder andere Hälfte die „Vermögensverhältnisse" zu diesem, auch bei Zigeunern gar bedenklichen Schritt. Die junge Maid wird von ihren Eltern dem Greise für ein gutes Stück Geld überliefert und muß ihm dann ohne Widerstand zur kirchlichen Trauung folgen. Was hilft's, daß sie einst das Lied jugendfroh mit voller Kehle in die morgenfrische Luft der Haide hinausschmetterte:

Lebt' ich auch noch hundert Jahr':
Junge liebt' ich immerdar!
Einen Alten brauch' ich nicht,
Wenn er mir auch Gold verspricht!

Die Eltern haben es anders gewollt, und die Zigeunerin weiß sich schon auch an der Seite eines alten Ehemannes zu trösten. Trotzdem kommen unter den Zigeunern selten Ehescheidungen vor. Wenn auch Mann und Frau sich gar häufig „von Tisch und Bett" trennen und jedes von ihnen seiner Wege geht, am Ende kommen sie doch zusammen und versöhnen sich und wenn auch nicht früher, so doch am St. Georgitag gewiß. An diesem Tage backen die Zigeunerweiber eine Art Kuchen, der, durch verschiedene wohlriechende Kräuter gewürzt, einen nicht gerade unangenehmen Geschmack hat. Diesen Kuchen vertheilen sie unter Freund und Feind, und jeder, der davon zehrt, muß sich mit der Geberin — sei sie ihm noch so verhaßt, versöhnen. Diesem Kuchen werden auch geheimnißvolle Wirkungen zugeschrieben, die namentlich in Liebesangelegenheiten sich unzweifel-

haft bethätigen. Manche Frau fesselt ihren treulosen Mann durch diesen Kuchen für immer an sich, und manche Maid raubt durch ihn Herz und Verstand des Burschen, der dann in seliger Erinnerung ihr Lob singt:

Wohl kein Weib bäckt solches Brot,
Wie mein süßes Lieb es bot
In dem Wald, beim Festgelag'
Mir am St. Georgitag.
Knetet Blumen von der Au
In den Teig und frischen Tau,
Bäckt hinein die Liebe groß, —
Sklav' wird ihr, der es genoß.

Ehescheidungen kommen schon aus dem Grunde bei den Zeltzigeunern nicht häufig, sondern höchst selten und auch dann nur auf Grund körperlicher Gebrechen vor, weil ja Mann und Frau in Thun und Lassen von einander frei und unabhängig sind. Selbst Ehebruch zieht keine besonders schweren Folgen nach sich; höchstens werden die Thäter durch ein Gebot des Häuptlings für „beschimpft" erklärt und müssen kürzere oder längere Zeit hindurch, vom Stamme ausgestoßen, allein wandern. Diese Acht dauert gewöhnlich eben so lange, bis es dem Verpönten gelingt, durch ein Geschenk, gewöhnlich durch eine große Quantität Branntwein, sich die Gunst seiner Stammgenossen wieder zu gewinnen, worauf er dann feierlich in den Stamm wieder aufgenommen wird und mit demselben wandern und lagern kann. Solch eine Inachterklärung, die nicht blos in Ehesachen, sondern auch bei Thätlichkeiten u. s. w. von seiten des Häuptlings auf allgemeines Verlangen der Stammgenossen als höchste Strafe verhängt wird, hat für den Zeltzigeuner in jeder Beziehung schreckliche Folgen. Abgesehen davon, daß er einsam und allein die Welt durchstreifen muß, wird er überall von den Behörden angehalten, da seine einzelne Erscheinung stets Verdacht erregt; kein Bauer giebt ihm Arbeit, keine Bauers-

frau giebt ihm ein Almosen, denn Jedermann fürchtet sich vor ihm und glaubt, daß er blos aus dem Grunde allein wandere, um desto leichter und sicherer Frevel verüben zu können. Zu all' diesen Unannehmlichkeiten, die den einsamen Wanderer auf Schritt und Tritt verfolgen, gesellt sich noch eine Art Heimweh, ein Gefühl der Verlassenheit, das sein Gemüth gar oft aus Rand und Band löst. Man muß eben den Zeltzigeuner genau kennen, um die Größe der Strafe, die eine Inachterklärung für ihn enthält, beurtheilen zu können. Wie sehr er das zügel- und ziellose Herumschweifen in der Welt liebt, ebensosehr hängt er an seinem Stamme und allein von Ort zu Ort zu wandern, ist für ihn die denkbar größte moralische Strafe. Schon sein geschwätziges, geselliges Wesen verleidet ihm das Alleinsein. Kein Wunder also, wenn er trachtet auf welche Weise immer, auf redlichem oder unredlichem Wege, sich so viel Geld zu verschaffen, das genügt, seine Stammgenossen für ihn günstig zu stimmen und seine Aufnahme in den Stamm zu erwirken; dann versöhnt er sich mit seinem Weibe, um nach einigen Tagen abermals handgreifliche Zwistigkeiten hervorzurufen; denn beim Zeltzigeuner geht der Liebesmai bald zur Rüste, und dann gilt in Wahrheit und im tragischen Sinne jenes spöttische Wort des römischen Erotikers: „maritus finis amorum". Der Frohsinn hat bald das Kap der Sitte umsegelt und geht über die Grenze des Erlaubten. Bald trägt der Gatte, bald die Gattin die Schuld an handgreiflichen Zwistigkeiten, — in den meisten Fällen Beide. Obendrein sind Noth und Elend getreue Gefährten des Kortorars. Doch genug! „Das Kapitel der Völkerleiden ist ja in aller Welt zu groß, um es jemals zu Ende führen zu können." Das Echo der Leiden ist von Jahrtausend zu Jahrtausend das gleiche geblieben. Doch wäre es falsch, zu vermuthen, daß die Religion oder gar die Hoffnung auf ein besseres Jenseits den elendmüden Kortorar in seinen Erdenleiden schon hie-

nieden voll und ganz tröste. Das ist nicht der Fall, obwohl die transsilvanischen Zigeuner fast ohne Ausnahme der griechisch-orientalischen Kirche angehören, welche eben in Siebenbürgen einen großen Einfluß auf die Gemüther ausübt. Vielmehr ist es ein resignirender Humor, welcher dem Zigeuner über alles Elend hinüberhilft, und fühlt er sein Ende nahen, da erfüllt ihn der Tod, dies „Fragezeigen groß und schwer", mit Schrecken und Grauen, worauf alle die interessanten Gebräuche hinweisen, welche das Zigeunervolk bei der Bestattung seiner Angehörigen beobachtet und die ich an dieser Stelle in flüchtigen Strichen erzählen will.

Wie im ganzen religiösen Leben der Zigeuner, so drückt sich auch bei ihren Leichenbestattungsgebräuchen die Eigenthümlichkeit des zigeunerischen Religionsgefühls aus. Es ist das der Furcht, die selbst bei höheren Stufen der Kultur, wo noch der heidnische Religionscharakter vorherrschend ist, beobachtet werden kann. So trotzig der Zigeuner den sichtbaren Gefahren entgegengeht, wenn ihn die Leidenschaft treibt, so gleichmüthig er das größte Elend, die höchste Noth erträgt, so sehr ist er immerdar von Furcht und Grauen vor dem Tode erfüllt. Ihre Bestattungsgebräuche weisen auf das vorherrschende Gefühl der Furcht hin, und selbst die beim Akt der Beerdigung in der Berauschung erregten Thränenergießungen bringen dieses Gefühl nur zu einem gesteigerten Bewußtsein. Furcht ist das vorherrschende Gefühl, das sich in ihren Leicheubestattungsgebräuchen, in ihrem ganzen Todtenkultus überhaupt, ausspricht. Selbst den Namen eines Verstorbenen wagen sie aus Furcht nicht auszusprechen. Blumen vom Grabe zu pflücken gilt für todbringend; so heißt es den in einem zigeunerischen Volksliede:

Falsche, böse Menschenschaar!
Hör' mein letztes Wort fürwahr!
Wenn ich einst gestorben bin,
Legt zur letzten Ruh' mich hin!

Schöne Rosen blühen dann
Auf dem Grab mir armen Mann;
Doch wer eine sich abpflückt,
Wird dem Leben bald entrückt!

Ein anderes Volkslied lautet also:

Auf dem Grab die Rose
Blüht so freudenlose;
Will sie mir abbrechen, —
Mag sie sich drum rächen!
Sprießt auf Liebchens Grabe,
Ich gepflanzt sie habe;
Brech' ich sie mir ab geschwind;
In dem Grab ich Ruhe find', —
Meinem Liebchen, meiner Ruh',
Führt mich dann die Rose zu!

Schon die Gebräuche, die sie bei Sterbenden beobachten, haben das Gefühl der Furcht zur Triebfeder. Liegt der Kortorar im Sterben, so werden aus seinem Zelte alle Gegenstände hinausgeschafft, damit die Seele, beim Eintritt des Todes dem Körper entfliegend, sich nicht irgendwo anstoße und der Todte sich dieserwegen an seinen Hinterbliebenen räche. Dauert der Todeskampf zu lange, so lassen die Verwandten den Körper des Sterbenden von einem weißen Hunde belecken, wodurch die Seele aus dem Körper hervorgelockt wird,[8] wohin sie später, wie wir sehen werden, ohnehin zurückkehren muß. Weiße Hunde finden sich daher als stete Begleiter der einzelnen Zigeunertruppen.

Stirbt der Kortorar, hat sich die Tragödie seines Lebens abgespielt und ist der Vorhang gefallen, der die Grenze und Scheidewand zwischen Sein und Nichtmehrsein bildet, dann wird sein Körper mit Salzwasser, das uraltem Glauben gemäß eine reinigende Kraft besitzt, abgewaschen und ins Freie hinausgeschafft, doch nicht beim gewöhnlichen Ein- und Ausgang des Zeltes, sondern es wird zu diesem Behufe eine Zeltwand aufgehoben und auf diesem Wege die Leiche hinausbefördert, damit der

Seele die Rückkehr ins Zelt abgeschnitten werde. Stirbt ein ansässiger Zigeuner (Gletetschore), so wird bei Hinausschaffung der Leiche die Thür aus den Angeln gehoben und erst nach der Beerdigung wieder eingehängt.

Draußen vor dem Zelte wird die Leiche angekleidet und dann auf die Erde gelegt mit dem Kopf vor einen in die Erde getriebenen Pfahl. Auf diesen Pfahl wurden in früheren Zeiten mehrere Schläge mit dem Lieblingsgegenstande des Verstorbenen (Geige, Pfeife u. dgl.) geführt und dann dem Todten die Frage vorgelegt: „Starbst du, weil es der große Gott so wollte?" (Merá tu, káy báro devlá sár kámelás?) Wenn die Leiche dabei ruhig blieb, so galt die Frage für bejaht, bewegte sie sich aber vorwärts gegen den Pfahl zu, so lautete die Antwort auf gewaltsamen Tod und es wurde dann nach dem Mörder geforscht. — Nach der Aufbahrung der Leiche haben die nahen und fernen Verwandten des Verstorbenen die Pflicht, dem Entschlafenen Geschenke, und zwar Speisen und Getränke, darzubringen, welche sie neben die Leiche stellen und dann selbst verzehren. Je größer die Geschenke, desto größer die Achtung vor dem Todten. Von der Zeit an, wo die Leiche vor das Zelt hinausgetragen wird, beginnt auch das Kommunalessen, und eine Menge Speisen werden verschlungen und der stärkste Branntwein getrunken. Unter dem Einflusse dieses Getränkes beginnen die Weiber des Stammes im Kreise um die Leiche herum zu tanzen, indem sie zugleich den Klagegesang anstimmen; ein ohrzerreißendes Geschrei, indem sie durcheinander ganz heterogene Lieder mehr in langgezogenen Tönen rezitiren, als singen, sich dabei die Haare ausraufen und das Gesicht blutig kratzen. Bald mischen sich auch die Männer und Kinder in diese dämonische Trunkenheitsscene, welche immer wüthender wird, bis die erschöpften Gestalten vor Ermüdung zu Boden sinken. Bei diesem Leichenfeste zeigen sich die Zigeuner, als reine Wilde

und keine Drohung, keine Bitte legt ihrem Wüthen Einhalt. Während meines mehrmonatlichen Studienaufenthaltes (im Sommer 1883) unter einer Wanderzigeunertruppe gab es zwischen mir und der Bande nur ein einzigesmal einen „Skandal“ und dieser spielte sich eben wegen und bei der Bestattung einer alten, blinden Zigeunerin ab. Diese Orgien dauern zwei, drei Tage hindurch, bis eben die Leiche weggeräumt wird, und haben dem Glauben der Zigeuner gemäß den Zweck, die Seele des Verstorbenen zu hindern, in den Körper zurückzukehren, ehe dieser nicht in die Erde gescharrt ist, denn im entgegengesetzten Falle hätte der Todte keine Ruhe und gar häufig „heimkehrend“ würde er den Hinterbliebenen Unannehmlichkeiten bereiten, namentlich auch denen, welche von den beim Leichenfeste genossenen Speisen und Getränken nicht zeitweilig ein Krümchen oder einen Tropfen auffallen lassen, welche die herumflatternde Seele des Todten heimlich genießt.

Der Todte wird endlich an einer einsamen Stelle des Dorffriedhofes oder fern vom Getümmel der Welt, am Rande eines Waldes beerdigt und die Stelle mit einem sonderbaren, keilförmigen Pfosten bezeichnet, dessen oberes Ende kaum sichtbar aus der Erde hervorragt, das untere aber beinahe den Kopf der Leiche berührt. Dies hängt mit dem — heute gänzlich aufgelassenen — Gebrauche zusammen, daß nämlich die Verwandten den Kopf der Leiche nach einer gewissen Zeit herausnahmen, denselben an einem andern, entfernteren Orte vergruben und den Pfosten an seine Stelle tief in die Erde hineintrieben. Dies geschah aus dem Grunde, um die Fäulniß des Körpers zu beschleunigen, weil die Seele erst dann in das Reich der Todten gelangt, wenn der Körper ganz aufgelöst ist.

Es drängt sich uns nun unwillkührlich die Frage auf: wie steht es um den Unsterblichkeitsglauben der transsilvanischen Zigeuner?

Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche die Unsterblichkeitsideen den Zigeunern rundweg absprachen, sie als jeden Glaubens entrathende Horden hinstellten, ohne dabei zu bedenken, daß es wohl Individuen gebe, denen dieser Glaube abhanden gekommen ist, aber keine Völker, nicht einmal Horden.

Nach der Ansicht der transsilvanischen Zeltzigeuner lebten vor Jahrtausenden die Menschen ewig, es gab eine irdische Unsterblichkeit, die die Menschen infolge des Ungehorsams eines Weibes verloren. Vor vielen tausend Jahren, erzählen die Zigeuner, kam einmal ein alter Mann zu einem Ehepaar, dem er einen Napf gab, in welchem sich ein Fischlein befand. Er bat den Mann, ihm dies Fischlein gut aufzubewahren, ja nicht zu verzehren, denn nach neun Tagen würde er es sich abholen und ihn dann belohnen. Die Frau des Mannes aber briet das Fischlein und verzehrte es. Als der Alte zurückkam und sein Fischlein nicht vorfand, verfluchte er die Menschheit. Es begann nun neunzig Tage lang zu regnen. Viele Menschen kamen im Wasser um, und von dieser Zeit mußten die Menschen sterben, die vordem ewig lebten.[9] Diese Sage erzählt also eine Art Sündenfall, welchen Ausdruck man jedoch nur uneigentlicher Weise auf ähnliche heidnische Erzählungen überträgt. Die Naturvölker kennen eigentlich keinen Sündenfall, sondern nur einen ursprünglichen Unglücksfall, d. h. nicht durch eine bewußte Uebertretung eines göttlichen Gebotes, sondern durch ein zufälliges Ereigniß beginnt das in nothwendigem Verhältniß begründete Unglück des Menschengeschlechts.

Den Vorstellungen der Zigeuner gemäß, ist die Unsterblichkeit jenseits nach Art des Lebens diesseits, und erst nach stattgefundener Fäulniß des Körpers treten die Seelen ihre Wanderung in das eigentliche Reich der Todten an, wo sie bloße Bilder der Menschen diesseits sind. Ein krummer Mensch ist dort wieder krumm, ein lahmer lahm, ein blinder blind. Bis

zur Reise ins eigentliche Todtenreich werden die Seelen in drei Abtheilungen gesondert: in Ertrunkene, deren Seelen die Wassergeister in Töpfen verschlossen halten, bis der Leib verfault;[10] — in Ermordete, deren Seelen in wilde Thiere fahren und so lange dort verweilen, bis der Mörder selbst stirbt und seine Seele ebenfalls in ein Thier fährt, woher sie erst nach Jahrhunderten in das Reich der Todten gelangt; — und in die in Hütten Gestorbenen, deren Seelen so lange auf Erden weilen, herumirren, den Körper verlassen und in denselben wieder zurückkehren, bis derselbe ganz verfault ist, worauf sie dann auch die Reise ins Todtenreich antreten. Um der Seele, die in diesem irrenden Zustande ohne eigentliches Bewußtsein ist — „wie besoffen" (sár mátyi), sagte mir ein alter Kortorar —, den Weg in den Körper zurück anzudeuten, wird der Leiche ein Tuch über den Kopf gespreitet, worin gerade über dem Munde ein Loch ist, damit die Seele nach Belieben ein- und ausfliegen kann.[11]

Die Reise ins eigentliche Todtenreich ist gar beschwerlich, voll Schrecken und Grauen. Die Seele muß bei neun Bergen vorbeiziehen, die miteinander fechten, dann vertheidigt eine Schlange den Weg und dann geht es durch zwölf Wüsten, wo ein eisigkalter Wind weht, der auf die Haut wie ein Messer schneidet. Gegen die Kälte dieses Windes hilft das Feuer, das aus dem Verbrennen der Kleider und des Bettzeuges des Verstorbenen entsteht, welche in früheren Zeiten erst nach Monaten, also wenn die Fäulniß des Körpers schon eingetreten, nicht aber wie heutzutage gleich nach der Bestattung, verbrannt wurden.[12]

Als Illustration zu den soeben angeführten Gebräuchen will ich hier noch ein interessantes Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner in beinahe wörtlicher Uebersetzung mittheilen. Das Märchen lautet also:

„Die drei Eier.

Einmal lebte ein armer Zigeunerbursche, dem Vater, Mutter und auch die Geliebte im Laufe einer Woche starben. Trüben Herzens begrub er sie, konnte aber kein Todtenmahl abhalten, denn er war so arm, daß er kaum von einem Tag auf den andern leben konnte. Eine Woche nach dem Leichenbegängniß erwachte er in der Nacht und es war ihm, als ob Jemand an seinem Zelte rüttelte. Er frug: „Wer ist da?" Darauf hörte er seinen Vater sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Die darauffolgende Nacht erwachte wieder der Bursche und es war ihm, als ob Jemand an seinem Zelte rüttelte. Er frug abermals: „Wer ist da?" Darauf hörte er seine Mutter sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Die nächste Nacht hörte er wieder Jemanden an seinem Zelte rütteln und er frug abermals: „Wer ist da?" Darauf hörte er seine Geliebte sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Da wurde ihm gar schwer ums Herz und er trat vor sein Zelt hinaus. Die Nacht war finster und er konnte gar nichts sehen, doch hörte er seine Geliebte also sprechen: „Wenn du uns zur Ruhe bringen willst, so gehe hinauf ins Gebirge, dort findest du in einer Höhle drei Eier, diese nimm zu dir und öffne sie, wenn du es kannst, doch schwer wirst du dahin gelangen!" Darauf verschwand die todte Maid.

Am andern Tage zeitig in der Frühe machte sich der arme Bursche auf den Weg. Hoch oben im Gebirge traf er eine alte Frau an, die einen großen Sack mühsam auf dem Rücken trug. Der Bursche bedauerte sie und sprach: „Gebt her den Sack, ich will ihn euch tragen!" Die alte Frau übergab ihm den Sack, der Bursche nahm ihn auf seine Schulter und frug die Alte, was sie darin bewahre, da ihm der Sack so leicht vorkomme. „Die Seelen todtgeborener Kinder," sagte die alte

Frau, „ich pflege dieselben hinauf in das Reich der Todten zu tragen.“ Kaum daß sie einige Schritte gethan hatten, blieb die Alte vor einer Höhle stehen und sagte: „Wir sind angelangt!“ — „Wie so?“ frug der Bursche, „so schnell?“ — „Dir scheint es schnell,“ sagte das alte Mütterchen, „obwohl du den Sack bereits seit neun Jahren auf deiner Schulter trägst.“ Darauf erschrack der Bursche, die Alte aber fuhr fort: „Im Reiche der Todten vergeht die Zeit gar schnell und, Freundchen, wir befinden uns da! wenn auch nicht im eigentlichen Reiche der Todten, so haben wir doch schon die Grenze desselben überschritten. Ich weiß auch, warum du dich herbegeben hast! Hier gebe ich dir ein Stück Fleisch, einen Krug voll Milch, einen Schlüssel und einen Strick; mit diesen Sachen kannst du deinen Weg fortsetzen und bald wirst du die Höhle erreichen, in welche du zu kommen die Absicht hast!“ Hierauf übergab ihm die Alte ein Säckchen und verschwand.

Der Bursche setzte seinen Weg fort und erreichte gar bald den Schlund einer dunklen Höhle. Er trat ein und kaum trat er einige Schritte vorwärts, so wurde es ringsum hell und er sah nun ein großes Haus vor sich stehen. Er öffnete das Thor und trat in den Hof, aber neun weiße Hunde stürzten sich wüthend auf ihn. Er nahm aus dem Säckchen das Fleisch hervor und warf es den Hunden hin. Darauf ging er vorwärts und sah einen Brunnen, aus welchem eine Frau Wasser schöpfte, indem sie den an ihre Zöpfe gebundenen Eimer heraufzog und wieder in den Brunnen hinabließ. Er warf ihr den Strick hin, damit sie die Eimer an denselben binde, und frug sie, wozu sie das viele Wasser schöpfe. „Für die Todten,“ antwortete das Weib, „welche ihre Verwandten ungewaschen begraben haben.“ Darauf ging er weiter und öffnete mit dem Schlüssel die Thür des Hauses und trat in ein Zimmer, wo er drei Eier fand. Er brach das eine auf. Da schwebte Nebel

im Zimmer und sein Vater trat vor ihm und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!“ — „Komm' in den Hof,“ sagte der Bursche, „vor der Thür steht ein Krug voll Milch.“ — „Ich danke dir,“ antwortete der Vater, „aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!“ Mit diesen Worten verschwand er. Der Bursche öffnete nun das zweite Ei und darauf trat seine Mutter hervor und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!“ — „Komm in den Hof,“ sagte der Bursche, „vor der Thür da steht ein Krug voll Milch!“ — „Ich danke dir,“ antwortete die Mutter, „aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!“ Mit diesen Worten verschwand sie.

Da nahm der Bursche das dritte Ei in die Hand und ging hinaus in den Hof, wo er es neben dem Krug zerbrach. Jetzt erschien seine Geliebte und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!“ — „Hier ist Milch, mein Lieb,“ sagte der Bursche und überreichte ihr schnell den Krug. Die Maid trank und wurde so schön, wie die schönste Tochter des Sonnenkönigs. Als sie die Milch ausgetrunken hatte, sprach sie also: „Geliebter, du hast mich vom Tode erlöst, nun kehre ich mit dir zurück ins Leben und werde dein!“

Und so geschah's. Sie kehrten vom schrecklichen Gebirge heim und lebten nun in Glück und Zufriedenheit miteinander, bis auch sie für ewige Zeiten ins Reich der Todten übersiedeln mußten. . . . .“

Dies das Märchen, zu dessen Verständniß ich noch folgendes bemerken muß. Bei den Zigeunern handelt es sich nicht um Unsterblichkeitsvorstellungen, die blos der Seele eine Fortdauer nach dem Tode zugestehen. Bei ihnen kommen die Verstorbenen in Betracht, inwiefern sie wie andere Geister einer übersinnlichen Welt auf das Geschick des Lebenden einen gött-

lichen Einfluß ausüben, nützen oder schaden Eine Todtenverehrung dieser Art war und ist bei vielen Völkern im Gebrauche. So glauben z. B. die transsilvanischen Zigeuner, daß besonders in der Johannisnacht die Todten, die in der Erde keine Ruhe haben oder den Weg ins Todtenreich nicht finden können, ihre lebenden Angehörigen besuchen. Daher spannen die Zeltzigeuner, wo immer sie zu der Zeit lagern, einen Faden über das nächstgelegene Wasser, damit die Geister dasselbe passiren können, denn das Wasser bildet nach uraltem Glauben die Grenze zwischen Leben und Tod, Wasser entzaubert und verscheucht die Geister. Erscheint einem der Todte in dieser Nacht im Traume, so findet er eben keine Ruhe, und man kann ihm diese nur so verschaffen, wenn man das von der Dachtraufe der Kirche herunterfallende Regenwasser sammelt und damit sieben Tage hindurch täglich siebenmal sein Grab begießt. Auch wird in dieser Nacht ein Gefäß mit Milch vor das Zelt gestellt, damit die Todten, ermüdet von der irdischen Fahrt, sich laben können.

Die Vorstellungen der transsilvanischen Zeltzigeuner von der Unsterblichkeit sind also auch noch heutzutage sehr primitiv. Nach denselben dauern die vereinzelten Zustände diesseits dem Wesen nach jenseits wieder fort. Darum werden den Verstorbenen Milch und Wasser hingestellt, darum wurden ihnen noch vor gar nicht langer Zeit Speisen auf das Grab gelegt. Ja, selbst der Aufenthaltsort der Todten ist kaum ein anderer, kaum ein Jenseits. Denn jeder Zigeunerstamm verlegt denselben in seine Provinz, so die transsilvanischen Zeltzigeuner in die südlichen Abhänge der Karpathen Siebenbürgens, wo sich die Verstorbenen den Tag über in unzugänglichen Klüften aufhalten, die reich an sonnigen Gefilden sein sollen, sich mit schönen Weibern unterhalten und an köstlichen Speisen sich laben, um dann des Nachts in die Thäler hinabzufliegen, damit „sie sich unterhalten, damit sie leben" — wie sich mir ein alter Zigeuner

ausdrückte. So sehr ist das Leben der Verstorbenen an das der Lebendigen geknüpft, daß sie gleichsam eine Sehnsucht nach dem Diesseits zeigen, die Lebendigen gleichsam beneiden. Von einer sittlichen Fassung des Unsterblichkeitsglaubens, von einer Vergeltung jenseits ist bei den Zigeunern keine Rede. Das religiöse Gefühl ahnt wohl das Hinüberragen der Seele in ein Jenseits, aber die Schauer des Todes, die Liebe zum Leben, hält diese Ahnung befangen. . . .

Dies wäre denn in flüchtiger Skizze dargestellt das Leben und Treiben, die Anschauungen, die Sitten und Gebräuche dieses weltverlassenen, gutmüthigen, echt romantischen Völkchens in Siebenbürgen. Wir hätten nur noch zum Schluß einige Worte über die bislang kaum beachtete, im großen Ganzen unbekannte Volkspoesie der transsilvanischen Zigeuner zu sagen.

Zweifelsohne liegt in unserem Heirathsvermittelungs- und Civilehezeitalter eine Art Sehnsucht nach dem jugendfrischen Quell der Volksdichtung, aber andererseits ist auch nicht zu vergessen, daß der Lärm und der Kampf der Geister so laut geworden ist, daß nur Wenige sich für den Naturlaut wahrer Volkspoesie interessiren. Nur die hellenischen Ideale in Betracht zu ziehen und zu verlangen, daß man der Volkspoesie den Rücken kehren möge, heißt nicht nur das wichtige Prinzip der Vergleichung verkennen, sondern auch die Lebensadern der unverfälschten Dichtung unterbinden. Freilich muß man auch beim Volksgesang das wahre Gold von dem verführerisch glitzernden, werthlosen Metall, das an Ideen und Bildern reiche Werk des menschlichen Gefühls von dem hohlen, sich blähenden Wortgeklingel unterscheiden können. Auch auf die Volkspoesie der transsilvanischen Zigeuner läßt sich das recht wohl anwenden, was schon der Altmeister Goethe sagt, daß alle Volkslieder das haben, „was der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat"; sie ist auch ein „Jungbrunnen", aus dessen ewig

frisch quellendem Born neue Lebenskraft, neuen Lenzes Blüthenduft strömt, und beim Klange dieser Lieder scheint die Zeit der eigenen Jugend wiederzukehren; jugendheimwärts träumt der Sinn. Nichts hebt die Brust so heimwehtraurig, nichts ist ein so schöner inniger Gruß aus unserer eigenen Kindheit sonnigen Tagen, als die Volkspoesie: das Märchen, der Ton vergessener Jugendlieder.

Der Inhalt der meisten Zigeuner-Volkslieder ist allerdings nicht „neu", ebensowenig als bei einem andern Volke; es sind ja dieselben Herzenslaute, die zu alten Zeiten und in allen Ländern nach Ausdruck ringen; freilich nur anders gestaltet durch andere Lebensbedingungen, durch ein anderes nationales Gepräge. Doch wir müssen nie vergessen, daß der Urklang der Leidenschaft immer und überall der gleiche bleibt, — „suchte sie mühsam das Neue, blos weil es neu ist, dann wäre sie keine Leidenschaft". Aus diesem Grunde begegnen wir auch im Volksgesange der transsilvanischen Zigeuner altbekannten Weisen. Wie gewisse Grund- und Urmomente Weltideen und Eigenthum der Menschheit selbst sind, so giebt es auch poetische Ergüsse in der Gefühlswelt, die so universell sind, daß sie keinem einzelnen Volke, sondern der ganzen Menschheit gehören.

Dies gilt im ganzen und großen auch von der Lyrik der transsilvanischen Zigeuner, da ja eben die echte lyrische Flamme den eigentlichen Herd des dichterischen Feuers bildet. Man kann sich kaum etwas Vollendeteres denken, als diese kleinen, aber sonnigen Blüthen zigeunerischer Lyrik, die uns frisch entgegenduften, wenn wir das Geäst und Laubgehänge, das sie umgiebt, auseinanderbreiten. Die Schwärmerei der jungen Liebe, der Trennungsschmerz, die schmerzliche Enttäuschung, Treulosigkeit in der Liebe und die Qualen, welche der Tod geliebter Wesen den Ueberlebenden zurückläßt, spielen auch in dem Volksgesange der transsilvanischen Zigeuner eine große Rolle und sind in allen Stufenleitern der Empfindung vertreten. Neben

schrillen, oft gar schrillen Klängen um das Vergängliche alles Guten, weniger Schönen, um des Menschen ganzes klag- und thränenwürdiges Loos, kurz Alles, was ein Menschenherz beglückt, peinigt und erfüllt, kurz, keinen Orgelton des menschlichen Registers vermissen wir in den Liedern der transsilvanischen Zigeuner, deren Existenz man noch vor gar nicht langer Zeit rundweg leugnete und die man auch noch heute kaum beachtet, kaum kennt. Es hat dies seinen Grund zum Theil in dem erst späteren Auffinden der zigeunerischen Volkspoesie überhaupt, zum Theil wohl auch in der minder leichten Zugänglichkeit des genügenden Verständnisses der zigeunerischen Sprache. Ist es schon nicht ganz leicht, auch nur das äußere Walten eines so wenig gekannten Volkes, wie jenes der Zigeuner auch noch heute ist, so ist es vollends kaum möglich, sein inneres Leben, dessen Offenbarungen und poetischen Gestaltungen ohne vorhergegangene Studien zu begreifen.

Metrische und sprachliche Vollkommenheiten fehlen in den Volksliedern der Zigeuner. Die äußere Form derselben ist von primitiver Art. Es sind fast ausnahmslos Verszeilen von vier oder vierthalb Trochäen, wobei die Silben nicht nach einer feststehenden Regel nach ihrem natürlichen Gewicht verwendet werden sondern, je nach Bedürfniß, auch einfach gezählt werden, und Silben, welche in Prosa unbetont sind, werden dem Rhythmus zuliebe hervorgehoben, und umgekehrt werden Tonsilben an tonlose Stellen gerückt. Trotzdem trägt die Sprache der Lieder ein höheres Gepräge an sich, als die gewöhnliche Umgangssprache. Die Reime sind fast immer rein, in der Regel gepaart, fast niemals gekreuzt. Assonanz und Stabreim werden häufig angewendet und die letzte Silbe im Liede besonders betont. Korrektheit der Form darf man überhaupt im echten Volksliede nicht erwarten, höchstens eine leise Ahnung der einfachsten Kunstregeln, wie sie vom musikalischen Takte eingegeben werden, der

als ein verborgener Genius nicht selten in der Seele des Naturmenschen enthalten ist und nur auf die Gelegenheit lauert, um hervorzubrechen und sich geltend zu machen.

Einen besonders reichen Schatz von Märchen und Sagen besitzen die transsilvanischen Zeltzigeuner, denn die ansässigen „haben nicht Noth, so dummes Zeug zu hören" — sagte mir ein städtischer Zigeuner, als ich ihn um Märchen anging. Aber die Zeltzigeuner, die im Winter in Erdhöhlen hausen, was wären das überhaupt für traurige Existenzen ohne die Märchenpoesie! Wie schaurig und traurig ist es, wie langsam schleicht in solch' einsamen, von aller Welt geschiedenen und gemiedenen Erdhöhlen die lange Winterszeit dahin, wenn die bergigen Wildnisse ringsum unter Schnee und Eis erstarren! Dann sitzen die Leute beisammen in den übelriechenden Höhlen und während sie beim Scheine des aus Luftmangel trüb qualmenden Feuers Besen binden, Löffel u. dgl. schnitzen, erzählt die eine oder die andere Matrone des Stammes Märchen und längst verklungene Geschichten, während draußen der Sturmwind durch die Lüfte fegt.

Die Elfen und Nixen im Waldesgrund und im Wasserfall, die Zauberstimmen in der Luft, im Wind und im Regen, die Dryaden und Gnomen, alle die holden und scheußlichen Geschöpfe und Gebilde der Phantasie, mit denen der Dichter die Oede erfüllt und belebt, sind für den transsilvanischen Zeltzigeuner auch vorhanden. Die Freude an der Natur und ihren Geschöpfen ist den ewig wandernden Zeltzigeunern nicht fremd; dieses Ineinanderleben und Sicheinsfühlen mit denselben, das Verleihen von menschlichen Empfindungen, das Reich des Märchens und der Sage, gar wohl bekannt und einfach und schmucklos erzählt sie sich dies heimathlose Volk, und doch wohl ebenso werthvoll und schön, wie manches unserer langathmigen Tantenmärchen. Sehen wir einen dieser braunen Gesellen oder eine schwarzäugige Maid träumerisch vor dem Zelte auf der Haide

sitzen, das Auge bald in das Fernste geheftet, bald auf das Kleinste und Nächste, alles mit gleicher Liebe umspannend, sich in das Einzelne sinnvoll versenkend, und dann wieder ins schrankenlos Große im Gedankenfluge streifend, da wundern wir uns nicht, den Wiederhall solcher Stimmungen in ihren Liedern und Märchen zu finden.

Welch' hohen Werth die Volkspoesie der transsilvanischen Zigeuner für die vergleichende Literatur haben, welchen Werth ihre Märchen und Sagen für die vergleichende Mythenkunde haben werden, das wird erst die Zukunft erweisen, wenn eben dieser große Schatz im großen und ganzen gehoben ist, der so unendlich groß ist, daß ein armes Menschenleben, und sei es das längste, eine arme Menschenkraft, und sei sie die genialste, nicht ausreicht, denselben in all' seiner Breite und Tiefe ans Tageslicht zu fördern. Aus den angedeuteten Gründen ist es wohl der Mühe werth, sich auch mit diesem der Zahl seiner Individuen nach geringfügigem Theil der Menschheit zu befassen, der zwar auf die Geschicke der Welt, auf die Entwickelung der Kultur wohl nie einen Einfluß gehabt, aber als eine besondere Gruppe unseres Geschlechts in der ethnographischen oder naturwissenschaftlichen Betrachtung und ethnologischen Behandlung der Menschheit ebenso seine Bedeutung hat, wie alle anderen Arten oder Klassen von Völkern.

Anmerkungen.

[1] Vgl. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner". Leipzig, W. Friedrich, 1884.

[2] Das Umreiten von Stätten und der Glaube, daß dies Reiter und Roß vor Schaden bewahre, findet sich auch bei den altgermanischen Stämmen

vor und hat sich dasselbe in den sogenannten Leonhardiritten und Leonhardifahrten erhalten. S. Dahn, Altgerm. Heidenthum in dem Volksleben der Gegenwart. Bausteine I. Berlin 1879.

[3] Die hier mitgetheilten zigeunerischen Volkslieder sind Inedita und rühren aus meiner großen Sammlung transsilvanischer Volksdichtungen her. Die Uebersetzungen wollten mehr Verdeutschungen als einfache Uebersetzungen sein, trotzdem sind sie gar oft fast wörtlich ausgefallen. Obiges schöne Lied will ich an dieser Stelle auch im Originaltext mittheilen. Es lautet also:

Káná m're dáy mán kerdyás,	Andákode ná rováv,
Ná pál cero, pál ful hás,	The me yek ráy ávává,
Te ákáná yon penen:	Ná báçtáles th'ávávás,
Me ná som kiyá ráyen!	Lele mán ná kámelás!

Ráyes lele ná kámel,
Leskre shero yoy kinel;
Piráno som te o rom, —
Legbáreder ráy me som!

Was die Orthographie anbelangt, so entspricht c = tsch; ç = ch; y = j; ñ = nj; j = dsch; sh = sch.

[4] Vgl. Bastian, Völkerstämme am Brahmaputra. S. 4.

[5] S. meinen Artikel: „Eine Schöpfungssage der transsilvanischen Zigeuner" in Brehmer's Revue: Von Pol zu Pol. 1884.

[6] Vgl. das Märchen „Anrus und Raveka" in meiner Sammlung „Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner". Berlin 1886.

[7] Ueber den Schuh als Ehesymbol vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde. S. 324, 492.

[8] Vgl. Liebrecht a. a. O. S. 372.

[9] S. meine „Märchen und Sagen der transsilv. Zigeuner". S. 4.

[10] S. ebenda S. 91.

[11] Vgl. Schwicker, Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen. S. 150.

[12] Vgl. Liebich, Die Zigeuner. S. 55.

(484) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Zählen und Zahl.

Eine kulturgeschichtliche Studie

von

Dr. Hermann Schubert,
Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Einleitendes.

Da der Mensch zählen und rechnen im Kindesalter, also in einem Alter lernt, wo er mehr mit dem Gedächtniß, als mit dem Verstande auffaßt, so nehmen wenige von den hundert Millionen Menschen, die tagtäglich mit Zahlen operiren, je Veranlassung, darüber nachzudenken oder nachzufragen, welche Entwickelungsstadien unserer heutigen Zahlwortbildung und unserer heutigen Zahlbezeichnung vorangegangen sind. Die Methode, nach welcher wir heute Zahlen bezeichnen und verknüpfen, ist viel vernünftiger und bequemer, als die Art und Weise, wie unsere Vorfahren zählten und rechneten, und wie noch heute die Wilden in Afrika, Amerika und Australien zählen und rechnen. Auch die alten Griechen, die doch in so vielen anderen Dingen die geistigen Leiter der Menschheit waren, besaßen unsere Zifferschrift und die damit zusammenhängenden bequemen Rechen-Methoden noch nicht. Sie brauchten deshalb zu einem Rechen-Exempel, das wir in fünf Minuten erledigen, vielleicht fünfzig Minuten. Das Ziffersystem, das wir in unserer Kindheit als etwas Selbstverständliches in uns aufnehmen, ist nichts Selbstverständliches, sondern die höchste Sprosse eines kulturgeschichtlichen Prozesses, der seinen Anfang nahm, als der Mensch zum Menschen wurde, als er nämlich anfing, zu sprechen und zu schreiben. Um zunächst festzustellen, was bei der Thätigkeit des Zählens wesentlich und was unwesentlich ist, wollen wir drei

den Berichten von Forschungsreisenden entnommene Beobachtungen prüfen.

Als ein Indianer vom Stamm der Abipones, die am Paraguay wohnen, von einem Reisenden gefragt wurde, wieviel Pferde er habe, antwortete er: „Stelle sie in eine Reihe den Saum des Waldes entlang, dann wird es kaum einen Baum geben, bei dem nicht ein Pferd steht.“ Da der Indianer durch diese Antwort nur die Vorstellung der ungefähren Anzahl erweckte, so wird man hier schwerlich sagen können, daß der Indianer wirklich die Anzahl seiner Pferde bezeichnet habe.

Das zweite Beispiel liefern die Koossas, ein südafrikanischer Negerstamm. Von einem diesem Stamme angehörigen, reichen Heerdenbesitzer erzählt Lichtenstein, daß derselbe Abends seine Heerde von etwa 400 Thieren im Gänsemarsch bei sich vorüberziehen ließ und dann genau wußte, ob alle 400 Thiere in die Ställe zurückgekehrt waren, daß aber dieser sorgsame Landwirth nicht imstande war, für diese Anzahl ein Wort zu nennen oder gar ein Zeichen hinzuschreiben. Auch hier wird man nicht sagen können, daß der Neger seine Thiere im eigentlichen Sinne des Wortes zählen kann. Zwar weiß er nicht ungefähr, sondern ganz genau, ob alle Thiere da sind. Aber es fehlt hier das zweite wesentliche Moment des Zählens, nämlich die Abstraktionsfähigkeit, die Kunst, von der Natur der gezählten Dinge absehen zu können. Ebensowenig darf man sagen, daß eine Ente zählen kann, weil sie ihre Jungen alle persönlich kennt und deshalb zu bemerken vermag, wenn eins fehlt.

Beide Merkmale des Zählens aber, die Genauigkeit und das Absehen von der besonderen Natur der gezählten Dinge, finden wir vereinigt, wenn wir von wilden Völkerschaften lesen, die sich die Anzahl der etwa in ihr Gebiet eingedrungenen Feinde dadurch mittheilen, daß sie an einem ihnen allen bekannten Orte genau so viele Steinchen oder Muscheln postiren, wie

Feinde eingedrungen sind. Hier sehen wir die Mittheilung der genauen Anzahl mit der Einsicht vereinigt, daß bei der Zahlmittheilung die gezählten Dinge auch durch ebenso viele andere Dinge ersetzt werden können. Wir werden demnach sagen, daß jene Feinde gezählt werden, da es doch beim Zählen darauf nicht ankommen kann, ob der Zählende den einzelnen Dingen seine Finger oder Kreidestriche oder Steinchen oder Muscheln zuordnet. Dinge zählen heißt demnach, ihnen einzeln andere Dinge genau zuordnen. Zur größeren Verdeutlichung dieser Definition fügen wir noch ein zweites Beispiel hinzu. Vor einem Klassenzimmer mögen Haken angebracht sein, an denen die Schüler ihre Mützen aufzuhängen haben, und zwar sei für jeden Schüler ein Haken vorhanden. Wenn nun ein Lehrer dieses weiß, und, ehe er in die Klasse geht, mit einem Blick erkennt, daß an jedem Haken eine Mütze hängt, so hat er nach der obigen Definition die Schüler gezählt, weil er dieselben im Geiste einzeln den Haken zugeordnet hat. Auch wenn er die Anzahl der Schüler nicht durch ein Zahlwort zu bezeichnen vermag, so wird man doch rein psychologisch sein Urtheilen ein Zählen nennen können. Freilich ist solch' ein Zählen ohne Zahlwörter und ohne Zahlzeichen noch ein sehr uncivilisirtes. Daß es aber das Kindheitsstadium des Zählens ist, und daß auch unsere Vorfahren einst so gezählt haben werden, das lehrt uns einerseits die Beobachtung unkultivirter Völker, andererseits die Beobachtung unserer Kinder, wenn sie zählen und rechnen lernen.

Am nächsten liegt es dem Menschen, den zu zählenden Gegenständen einzelne Dinge zuzuordnen, die er immer bei sich hat und in nicht zu geringer Anzahl besitzt, und das sind seine zehn Finger, und beim ungestiefelten Menschen auch seine zehn Zehen. Bei manchen Völkern waren und sind die Finger ganz unentbehrliche Hilfsmittel beim Zählen. So erzählt Bastian

in seinem Buche über die deutsche Expedition an der Loango-küste von den Mossutos, daß dieselben nie anders als vermittelst der Finger zählen, und daß, wenn ein Mossuto über zehn zu zählen hat, er keinen andern Rath weiß, als einen Hilfsmann zu holen, der durch Aufheben der Finger die Zehner anzudeuten hat; bei Zahlen über Hundert wird sogar noch ein dritter Mann für die Hunderter angestellt. Auch die Zulukaffern zählen noch jetzt nur mit den Fingern, und jedesmal, wenn zehn voll ist, klatschen sie einmal laut mit den Händen. Auf diesem Kulturzustand ist die Menschheit jedoch glücklicher Weise nicht überall stehen geblieben. Als man zu sprechen anfing, wird man bald dazu gekommen sein, statt je einen Finger hochzuheben, für jedes zu zählende Ding einen und denselben Laut auszustoßen. Zahlwörter, die auf solche Weise entstehen, und die man „natürliche Zahlwörter“ nennen könnte, lassen sich freilich kaum noch bei einem lebenden Volke nachweisen. Nur für die Zahl zwei findet sich öfter die Reduplikation des Zahlworts für eins, z. B. auf Java. Dennoch schallen uns noch heute täglich solche natürlichen Zahlwörter in unsere Ohren; die Sprecher derselben sind aber leblose Objekte, nämlich die Schlagwerke der Uhren. Wenn man in ähnlicher Weise das Ersetzen der zu zählenden Dinge durch Steinchen, durch die Finger oder durch die Wiederholung eines und desselben Lautes auch in der Schrift nachahmen will, so liegt es am nächsten, statt jedes Dinges ein einfaches Zeichen, einen Punkt oder einen Strich, zu machen. Auf solche Weise entstehen die natürlichen Zahlzeichen. Wir gebrauchen dieselben noch jetzt bei den Dominosteinen, bei den Würfeln und bei den Spielkarten. Auch muß man sagen, daß der Speicheraufseher, welcher für jeden von den emporgewundenen Säcken einen Kreidestrich an die Wand malt, natürliche Zahlzeichen schreibt.

Besprechen wir nun die Entwicklungsstadien, welche die Zahlwortbildung und die Zahlzeichenbildung naturgemäß durch-

laufen mußten, damit aus jener rohesten Sprech- und Schreibweise der Zahlen schließlich diejenige Sprech-, Schreib- und Rechenweise entstand, die jeder in seiner Kindheit gelernt hat, und die deshalb meist als selbstverständlich angesehen wird. Vor den Zahlzeichen besprechen wir die Zahlwörter, da die Sprache vor der Schrift entstand.

Prinzipien der Bildung der Zahlwörter.

Wenn der Mensch Zahlen kürzer ausdrücken wollte, als es z. B. die Schlagwerke der Uhren thun, so lag es nahe, die Zahlen gerade so zu benennen, wie Dinge, die jedem geläufig waren, und in jedem die Vorstellung einer gewissen Zahl erweckten, also z. B. die Zahl zwei durch „Flügel" auszudrücken. Beispiele von solchen Zahlwortbildungen finden sich in den Sprachen wilder Völker in großer Menge. In vielen Sprachen, einerseits der Malayen, andererseits der nordamerikanischen Indianer, ist „fünf" und „Hand" dasselbe Wort, und wird die Zahl „zehn" durch „beide Hände" ausgedrückt. Bei den Cora-Indianern heißt elf: Fuß-eins, zwölf: Fuß-zwei u. s. w., endlich zwanzig: ganzer Mensch. Die Grönländer zeigen, wie Cranz erzählt, ihre Finger und Zehen beim Aussprechen der Zahlwörter, indem sie jedem Finger und jeder Zehe eine bestimmte Zahl zuweisen; Zahlen, die höher als zwanzig sind, bezeichnen sie als unzählig, nur für hundert sagen sie noch: fünf Menschen. Aehnliches erzählt Bastian von Völkern an der Westküste von Süd-Afrika. Hierher gehört ferner, daß die schon erwähnten Abipone-Indianer die Zahl drei durch Straußfuß bezeichnen, da der südamerikanische Strauß drei Zehen hat. Auch die persische Sprache liefert ein Beispiel. Im Persischen heißt fünf: pendscha, ein Wort, das zugleich „Faust" bedeutet und mit den Wörtern *πέντε*, quinque, cinq, fünf stammverwandt

ist. Diese unterste Stufe der Zahlwortbildung erkennt man ferner in den symbolischen Zahlwörtern der Inder, wie sie z. B. in den Lehrgedichten des um 500 n. Chr. lebenden Mathematikers Bramagupta vorkommen. Hier heißt z. B. abdhi sowohl Ozean als vier, weil man annahm, daß es vier Ozeane gäbe, sûrya sowohl Sonne als zwölf, weil der Sonne zwölf Wohnungen zugeschrieben wurden, açvin sowohl Söhne des Sûrya wie zwei, weil Sûrya zwei Söhne hatte. Hiernach bedeutete nun die Wortverbindung abdhisûryaçvinas die Zahl 2124, nämlich 4 Einer, 12 Zehner und 2 Tausender, so daß also bei jedem Bestandtheile eines Zahlworts ein passender Stellenwerth zu ergänzen war. Da für jede der kleineren Zahlen viele Worte zur Verfügung standen, so konnte eine und dieselbe Zahl auf die mannigfaltigste Weise bezeichnet werden, was den Versdichtern eine große Erleichterung schaffen mußte.

Nur zum Theil hierher gehört es, daß in manchen Sprachen größere Zahlen, wie 100, 1000 mit den Wörtern für Haufe, Berg, Sand u. s. w. übereinstimmen; nur zum Theil, weil diese Begriffe nicht nothwendig die Vorstellung einer bestimmten Zahl erwecken. Dies beweist u. a. das Wort für Lotus, das im Aegyptischen außerdem auch 1000, im Sanskrit aber zugleich 10 000 Millionen bedeutet. Dagegen wird die Vorstellung einer bestimmten Zahl, wenn auch in humoristischer Weise, erweckt, wenn im Französischen die Zahl 89 durch „révolution“, die Zahl 31 durch „jour sans pain“ umschrieben wird, oder wenn deutsche Kegeljungen den Keglern für 1 Stiel oder Pfeifenstiel, für 3 Schemel, für 4 Carré zurufen.

Die besprochene tiefe Stufe des Prozesses der Zahlwortbildung mußte bei fortschreitender Kultur bald überwunden werden. Theils um Verwechselungen zu vermeiden, theils in der mehr oder minder bewußten Erkenntniß, daß es ja eine ungerechte Bevorzugung sei, bei dem Namen einer Zahl nur an

eine besondere Art von Dingen zu erinnern, wird man es früh aufgegeben haben, Zahlen ebenso zu benennen wie Dinge. In grauer Vorzeit schon werden die Sprachen der jetzigen Kulturvölker an den Zahlwortnamen lautliche Verschiebungen vorgenommen haben, damit sie nicht mehr ebenso klängen wie die Dinge, nach denen man die Zahlen anfänglich genannt hatte. Daß aber ursprünglich alle Zahlwörter Namen für Dinge waren, nehmen die Etymologen übereinstimmend an. Was die indogermanischen Sprachen anbetrifft, so kann man bei ihnen zwar die Dingnamen nicht mehr herauskennen, trotzdem aber herrscht in ihnen eine überraschende Aehnlichkeit der Zahlnamen, wie z. B. eins und unus, drei und tres, sechs und sex beweisen. Man erkennt aus dieser Thatsache, daß die indogermanischen Völker derartige Zahlwörter schon besaßen, ehe sie sich voneinander trennten. Bemerkenswerth ist hierbei, daß die Zahlwörter für tausend und noch höhere Zahlen in den indogermanischen Sprachen nicht mehr so gut übereinstimmen, wie die für niedere Zahlen. Man denke an das deutsche „tausend“, das lateinische „mille“ und das griechische „χίλιοι“. Diese Erscheinung erklärt man damit, daß Wörter für so hohe Zahlen erst nach der Trennung jener Völkerfamilie entstanden sind, weil vorher ihre Kulturstufe noch nicht so hoch war, daß sie große Zahlen zu benennen Veranlassung hatten. Immerhin bleiben aber die Zahlwörter in der Hand der Etymologen ein gutes Mittel, um Sprachverwandtschaften zu entdecken. So hält man die Kaffern in Südafrika und die Anwohner des Kongo hauptsächlich deshalb für verwandt, weil ihre Zahlwörter sehr ähnlich klingen.

Dem nun folgenden Stadium der Zahlwortbildung liegt folgende Ueberlegung zu Grunde. Wollten die Menschen für jede neue Zahl auch einen neuen Namen haben, so mußten sie soviel Namen haben, wie sie Zahlen nöthig hatten. Dieser Gedächtnißüberbürdung konnte am einfachsten dadurch begegnet

werden, daß man bei einer gewissen Zahl einen Ruhepunkt machte und die nächst folgenden Zahlen durch Zusammensetzung bildete. Nicht in allen, aber in den meisten Sprachen ist zehn der erste Ruhepunkt, hundert der zweite, tausend der dritte. Natürlich könnte man als erste Ruhepunktszahl statt der Zahl zehn auch jede andere Zahl, z. B. zwölf, nehmen. Man würde dann statt dreizehn: zwölf und eins oder ein-zwölf, statt vierzehn: zwölf und zwei oder zwei-zwölf u. s. w. sagen müssen. Für die Thatsache, daß in den meisten Sprachen gerade die Zahl zehn als erste Ruhepunktszahl, oder, wie man sagt, als Zahlwort-Basis erscheint, giebt es gar keinen andern Grund als den, daß wir Menschen nun einmal mit zehn Fingern geboren werden. Wären die Zahlwörter nicht von den Menschen im Kindheitszustande ihrer Kultur, sondern von Gelehrten am Schreibtisch gebildet, so würde sicher nicht die Zahl zehn, sondern die Zahl zwölf als Basis gewählt sein, und zwar deshalb, weil in zehn nur zwei andere Zahlen, zwei und fünf, aufgehen, in zwölf dagegen vier andere Zahlen, nähmlich zwei, drei, vier und sechs enthalten sind; was zur Folge hat, daß, wenn die Basis zwölf wäre, bei den Zahlen 2, 3, 4, 6, 12, also bei fünf Zahlen hinsichtlich des Multiplizirens und Dividirens dieselben Rechenvortheile auftreten würden, die wir in dem üblichen Zahlsystem nur bei drei Zahlen, nämlich 2, 5 und 10, empfinden können. Freilich würde dann auch das auswendig zu lernende kleine Einmaleins nicht bis „zehn mal zehn", sondern bis „zwölf mal zwölf" gehen müssen. Der große Vortheil, den die Zahl zwölf durch ihre vielen Theiler darbietet, hat es auch mit sich gebracht, daß die Menschen zu allen Zeiten ihre Längen-, Gewichts- und Münz-Maße gern in zwölf gleiche Theile getheilt haben. Auch unser früheres Längenmaß, der Fuß, wurde in zwölf Zoll getheilt, was die Bequemlichkeit nach sich zog, daß dadurch die Hälfte, das Drittel, das Viertel

und das Sechstel eines Fußes immer eine ganze Zahl von Zollen ergab. Früher, als der Groschen noch zwölf Pfennig hatte, konnte man auch, wenn man zur Frankirung eines Briefes keine Groschenmarke mehr hatte, sich mit drei Vierpfennigmarken helfen. Jetzt aber empfindet man den Uebelstand, daß die Zahl zehn zu wenig Theiler hat, wenn man einen zehn Pfennige kostenden Brief nur mit Dreipfennigmarken frankiren will. Den Kampf gegen die Eintheilung der Maße in zwölf gleiche Theile zu Gunsten einer Eintheilung in zehn gleiche Theile eröffneten die Franzosen, als sie im Jahre 1799 die dezimale Eintheilung aller Maße gesetzlich einführten. Diesem Beispiele folgten in unserm Jahrhundert viele andere Länder, namentlich auch Deutschland. Man sagte sich mit Recht, daß das Rechnen bedeutend vereinfacht wird, wenn die Maßeintheilung mit der Zahlbasis in genauem Einklang steht. Diesen Einklang hervorzurufen, gab es nun zwei Möglichkeiten. Entweder hatte man unser Zahlsystem und unser ganzes Rechnen unverändert zu lassen und dafür die Maße in zehn statt in zwölf Theile einzutheilen. Oder man hatte umgekehrt die praktische Eintheilung der Maße in zwölf Theile unverändert zu lassen, und dafür unser Zahlsystem und unsere Rechenmethoden nach der Grundzahl zwölf umzuändern. Wäre das letztere ausführbar gewesen, so würde sich unser ganzes Rechnen bedeutend vereinfacht haben, und die Menschheit hätte so durch die überall ermöglichte Zeitersparniß beim Rechnen einen Kulturfortschritt von unberechenbarer Größe gemacht. Aber ein solcher Fortschritt scheiterte an der Unmöglichkeit des Ueberganges. War es schon für einen Durchschnittsmenschen schwer, sich an eine neue Maßeintheilung zu gewöhnen, so war es geradezu unmöglich, von ihm zu verlangen, daß er sich daran gewöhnen sollte, sich z. B. unter der Zahl eins-drei, die er früher dreizehn nannte, nunmehr einen Zwölfer und drei Einer, also dieselbe Zahl vor-

zustellen, die er früher fünfzehn nannte. Hiernach wird man es im Interesse aller derer, die viel mit Zahlen zu thun haben, bedauern müssen, daß die Natur dem Menschen nur zehn und nicht zwölf Finger verliehen hat. Hätten unsere Vorfahren zwölf Finger gehabt, so würden sie sicherlich zwölf als Zahlwortbasis gewählt haben, es wäre das Zahlsystem mit der natürlichsten Maßeintheilung immer im Einklang gewesen, und die rechnende Menschheit würde viel Zeit gespart haben und noch sparen. Jetzt aber ist eine Aenderung der Zahlwortbasis nicht mehr ausführbar, und wir müssen die Folgen des Naturfehlers hinsichtlich unserer Fingerzahl tragen.

Was das Prinzip anbetrifft, nach welchem die verschiedenen Sprachen die auf die Grundzahl folgenden Zahlen durch Zusammensetzung bilden, so ist zunächst zu bemerken, daß meist die Basis vor und die Namen der kleineren Zahlen nachgesetzt werden. So sagen die Franzosen z. B. dix-neuf, d. h. wörtlich zehn-neun. Doch hat die deutsche Sprache ebenso wie die arabische die Eigenthümlichkeit, die Grundzahl nachzusetzen. Wir sagen neun-zehn und nicht zehn-neun. Wollte man nun weiter nach der ersten Ruhepunktszahl keine neuen Zahlwörter bilden, so würde man bald zu unbequem langen Zahlwörtern gelangen. So müßte z. B. statt vierzig: zehn-zehn-zehn-zehn gesagt werden. Deshalb haben die meisten Sprachen auch die Multiplikation bei der Zahlwortbildung mitbenutzt. Auch wir sagen statt zehn-zehn: zwanzig und deuten dadurch zwei mal zehn an. Dann kommt dreißig, vierzig u. s. w. Es wäre nun denkbar, daß diese Wortbildung so fortgesetzt würde, also zehnzig, elfzig, zwölfzig, dreizehnzig gesagt würde. Eine derartige Methode, die Zahlwortnamen fortzusetzen, findet sich jedoch nirgends, es müßte denn sein, daß man das altfriesische tolftich, d. h. zwölfzig, für 120 als vereinzeltes Beispiel hierherrechnen wollte. Sehr bald würden die so gebildeten Zahlwörter zu schwerfällig

und unbequem. Z. B. müßte man nach diesem Prinzip die Zahl 1887 etwa so sprechen: zehnzigzigachtzigzigsiebenundachtzig oder: achtzehnzigzigundachtzigundsieben. Der Bequemlichkeit wegen, hat man daher immer für zehnzig einen neuen Zahlwortstamm gebildet. Wir sagen: „hundert" und kommen nun durch additive und multiplikative Zusammensetzung weiter bis 999, bilden dann wieder ein Zahlwort aus einem neuen Stamm, nämlich: „tausend" und gelangen bis 9999. Wenn wir nun konsequent wären, so müßten wir auch für zehntausend ein besonderes, nicht aus zehn und tausend zusammengesetztes Zahlwort bilden, und so auch weiter bei jeder neuen Multiplikation mit zehn verfahren. Derartig konsequent verfuhren aber nur die alten Inder, die überhaupt hinsichtlich des Zählens und Rechnens die Lehrmeister der ganzen civilisirten Welt geworden sind. Im Sanskrit wird jede neue Stufenzahl, wie 10, 100, 1000, 10000, 100000 u. s. f. auch mit einem neu gebildeten, nicht-zusammengesetzten Zahlwortstamm bezeichnet. So heißt z. B. die Zahl 12345678934 im Indischen: 1 kharva, 2 padma, 3 vyarbuda, 4 kôti, 5 prayuta, 6 laksha, 7 ayuta, 8 sahasra, 9 çata, 3 daçan, 4. Schon das Mahâbhârata, das alte Nationalepos der Inder, das viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung entstanden ist, enthält besondere Stammwörter für alle Stufenzahlen bis hunderttausend Billionen (vgl. Weber, Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellsch. XV. 1861, S. 132). Später hat der zu maßlosen, phantastischen Uebertreibungen geneigte und in leerem Formalismus sich gefallende Sinn der Inder noch viel Größeres geleistet. In der Erkenntniß, daß ja doch die Zahlen nie aufhören, schrieb man ganze Bücher darüber, wie man durch Kombination verschiedener Silben zur Bildung von Namen für immer höhere Stufenzahlen gelangen könne. So kam man, wie Schiefner im Petersburger Bulletin de l'Acad. des sc. (1863, Bd. V., S. 299) angiebt, bis zu einer Stufenzahl, die so groß ist, daß

sie in unserer Zifferschrift mit einer eins und zehntausend Sextillionen angehängter Nullen geschrieben werden müßte, also selbst bei Anwendung der kleinsten Druckschrift millionenmal so lang würde, als die Entfernung der Erde bis zu einem Sterne, dessen Licht tausend Billionen Jahre brauchte, um zu uns zu gelangen, wobei in Rechnung gezogen ist, daß das Licht in der Sekunde vierzigtausend Meilen zurücklegt. Derartige uns unbegreifliche Spielereien mit Zahlwörtern trieb man in Indien namentlich in den Jahrhunderten, wo dort vorübergehend der Buddhismus herrschte. Ja Buddha selbst soll die Namen für die Stufenzahlen, die zu seiner Zeit blos bis hunderttausend Billionen vorhanden waren, bis zu der Zahl fortgesetzt haben, die aus einer 1 und 54 Nullen besteht, also einer Zahl, die für uns schon nicht mehr aussprechbar ist. „Und dies ist," fügt Buddha hinzu, „nur eine Zählung; über dieser giebt es noch eine, über dieser abermals eine und über dieser noch fünf oder sechs andere." Bereits die älteste Literatur der Brahmanen, die Vedas, enthalten viele Beispiele, welche die Liebe der Inder zu übertrieben großen Zahlen verrathen. Da ist die Rede von einem König, der seinen Reichthum zu hunderttausend Billionen Edelsteinen angiebt, von einem Affenfürsten, der seinen Feinden 10000 Sextillionen Affen im Kampfe gegenüberstellen kann. Und in buddhistischer Zeit liest man von 24000 Billionen Gottheiten und von 600000 Millionen Söhnen Buddha's. Einen ähnlichen Trieb, das Erhabene unter dem Bilde großer Zahlen zur Anschauung bringen zu wollen, finden wir bei keinem andern Volke. Der Araber Al-Biruni, der im Anfang des elften Jahrhunderts Indien besuchte, führt die Namen der Stufenzahlen bis hunderttausend Billionen auf, sagt aber dann, daß die Hinzufügung höherer Ordnungen durchaus pedantisch sei. Auch die Griechen waren zu sehr Freunde des Natürlichen und Wahren, als daß sie derartige Uebertreibungen lieben konnten.

Homer läßt im fünften Buche der Iliade den verwundeten Ares wie 9- oder 10000 Männer schreien. Ein Inder würde einen Kriegsgott, der nur wie 10000 Männer schreien kann, für lungenkrank gehalten haben. Freilich hat Archimedes in seiner berühmten Sandrechnung (Ψαμμίτης) es unternommen, zu berechnen, wieviel Sandkörner in der Welt Platz hätten, wenn man annimmt, daß die Welt so und soviel mal so groß als die Erde sei; und die Zahlen, zu denen er gelangt, sind so groß, daß er, weil ihm passende Zahlwort-Bildungen nicht zu Gebote standen, zu langathmigen Umschreibungen seine Zuflucht nehmen mußte. Doch hat Archimedes seine Sandrechnung nicht unternommen, um, wie die Inder, in großen Zahlen zu schwelgen, sondern vielmehr, um dem Laien zu zeigen, einerseits, daß es inkorrekt sei, von „unzählig“ vielen Sandkörnern zu sprechen, andererseits, daß das Zahlengebiet ein unbeschränktes sei, wenn auch die Sprache nur eine beschränkte Menge von Zahlen auszudrücken vermag. Auch die modernen Kulturvölker theilen den Geschmack der Inder für große Zahlen nicht; sie betrachten solche Zahlen oder die Aufgaben, aus denen sie resultiren, mehr als Kuriosa, so z. B. die Aufgabe über die Belohnung, die sich der Erfinder des Schachspiels erbeten haben soll. Diese Geschichte, die in Indien, der Heimath des Schachspiels ebensowohl wie der großen Zahlen, entstanden ist, lautet bekanntlich folgendermaßen: „Ein König in Indien, Namens Shehram, verlangte von dem Erfinder des Schachspiels, Sessa Ebn Daher, daß er sich selbst eine Belohnung wählen sollte. Letzterer erbat sich hierauf die Summe der Weizenkörner, die herauskäme, wenn 1 für das erste Feld des Schachbretts, 2 für das zweite, 4 für das dritte, 8 für das vierte und so immer für jedes der 64 Felder doppelt soviel Körner als für das vorhergehende, gerechnet würde. Als man die Anzahl berechnete, fand man die ungeheure Summe von über 18 Trillionen Weizen-

körner." Der König hätte sein Versprechen nicht halten können, selbst wenn er die ganze Erde besessen und überall dauernd Weizen gepflanzt und geerntet hätte. Denn wenn man alles feste Land der Erde gleichförmig dicht mit Weizenkörnern bestreuen wollte, so würde man dieselben über neun Millimeter hoch schichten müssen, um für jene Summe Platz zu haben. Ein Pendant zu dieser Aufgabe bildet die von uns Modernen ebenfalls unter die Kuriosa gerechnete Aufgabe, wie groß das Kapital sei, zu welchem ein zur Zeit von Christi Geburt auf Zinseszins gelegter Pfennig jetzt angewachsen wäre. Dieses Kapital beträgt, wenn man 1875 Jahre und 4 Prozent rechnet, über 865 986 Quadrillionen Mark, so daß, wenn unsere Erdkugel nur aus Gold vom Gehalte der Zwanzigmarkstücke bestände, 37 317 solcher goldener Erdkugeln erforderlich wären, um den Werth jener Geldsumme zu liefern.

Wie zwecklos und hohl uns aber auch die indischen Phantastereien über noch viel größere Zahlen, als die eben erwähnten, erscheinen, immerhin ist doch richtig und klar der den Uebertreibungen zu Grunde liegende Gedanke, daß man eigentlich für jede neue Stufenzahl auch ein neues Wort schaffen müsse. Keine Sprache außer der indischen hat es versucht, diesen Gedanken auszuführen. Die Griechen hatten zwar noch für unser zehntausend ein neues Stammwort *μύριοι*, woraus wir das Wort Myriade zur Bezeichnung einer Gruppe von zehntausend gebildet haben. Aber schon bei hunderttausend mußten auch die Griechen zu Umschreibungen ihre Zuflucht nehmen; und auch *μύριοι* kommt bei Homer noch nicht vor, sondern wird von ihm noch durch *δέκα χίλιοι* umschrieben. Die Römer hatten über tausend hinaus auch in der späteren Zeit kein besonderes Stammwort, sie sagten z. B. für millionen: decies centena milia, d. h. zehnmalhunderttausend. Auch unsere Wörter Million, Billion u. s. w. sind erst spät entstanden. So kommt das Wort

Million, das im Italienischen ursprünglich zehn Tonnen Goldes bedeutet zu haben scheint, zuerst 1494 in der italienischen Arithmetik von Pacioli vor. Die Wörter Billion und Trillion sind erst im Anfang des 17. Jahrhunderts erfunden und dann im vorigen Jahrhundert, zunächst bei Mathematikern und Astronomen, gebräuchlich geworden. Und was das Wort Milliarde für tausend Millionen anbetrifft, so soll dasselbe nach Hankel nicht früher als etwa 1830 vorkommen und zwar zuerst in der französischen Finanzsprache. Der Grund, warum diese Zahlwörter erst so spät entstanden sind, ist in nichts anderem zu suchen, als darin, daß das Bedürfniß, so große Zahlen zu benennen, früher nicht vorhanden war. Noch jetzt ist dem Durchschnittsmenschen unseres Kulturlebens der Begriff von millionen und billionen durchaus nicht geläufig. Einerseits staunt er über die Größe der Zahl, wenn er hört, daß ein Monat schon mehr als zwei und eine halbe Million Sekunden enthält. Andererseits staunt er aber auch, wenn er hört, daß das Menschengeschlecht noch keine Billion Sekunden alt ist, wenn man das Alter desselben zu 30000 Jahren rechnet. Er bedenkt nicht, daß eine Billion millionenmalsoviel ist, als eine Million, und daß beide sich demgemäß verhalten, wie eine Straßenbreite zu der Entfernung von Berlin nach San-Franzisko.

Andere Abweichungen vom konsequenten Zahlwortsysteme der Inder als die auf die Namen der Stufenzahlen bezüglichen erscheinen bei manchen Völkern dadurch, daß außer der Addition und Multiplikation auch die Subtraktion bei der Bildung der Zahlwörter auftritt. Im Deutschen haben wir von dieser Abnormität nur zwei schwache Spuren, und zwar in den Wörtern „elf" und „zwölf". Elf heißt nämlich im Gothischen: alif; lif ist der Stamm, der noch im Englischen leave (zurücklassen) steckt, so daß „elf" eigentlich heißt: „eins bleibt Rest" und „zwölf" „zwei bleibt Rest", wobei zu ergänzen ist, „wenn

man die Grundzahl zehn abzieht". Mehr Beispiele einer solchen Benutzung der Subtraktion bieten die lateinische und die griechische Sprache dar, z. B. undeviginti, d. h. „eins von zwanzig", also neunzehn, ferner *δυοῖν δέοντες ἑξήκοντα*, d. h. „zwei fehlen an sechzig", also achtundfünfzig. Auch Sprachen wilder Völker zeigen Spuren von einer Verwendung der Subtraktion für die Namen der Zahlwörter. So heißt bei den Krähen-Indianern in Nordamerika acht nopape, d. h. „zwei davon", neun amatape, d. h. „eins davon". Aber nicht blos die Subtraktion, sondern auch die Division hilft bisweilen bei der Zahlwortbildung mit, freilich wohl nur die Division durch zwei, d. h. das Wort für „ein halb". Am auffälligsten zeigt dies die dänische Sprache, wo sogar Subtraktion und Division zusammenwirken, um Zahlwörter zu schaffen. Es heißt nämlich im Dänischen 50 halvtredssindstyve, abgekürzt halvtreds, also wörtlich „drittehalbmalzwanzig". Ebenso wird 70 durch „viertehalbmalzwanzig", 90 durch „fünftehalbmalzwanzig" umschrieben. Aehnliche Abnormitäten zeigen malayische Sprachen, wo 25 „halbdreißig" heißt, das bedeutet nämlich „die Hälfte von zehn abgezogen von dreißig", wo ferner 55 „halbsechzig", 150 „zweitehalbhundert" heißt. Hierher gehört es auch, daß die esthnische Sprache die Zahl 250 durch „drittehalbhundert" umschreibt.

Die zehn Finger des Menschen erklären es, warum bei den meisten Völkern gerade die Zahl zehn Zahlwortbasis geworden ist. Nun hat aber der Mensch an jeder Hand fünf Finger, und, an Händen und Füßen zählend, kommt er zu der Zahl zwanzig. Es ist daher erklärlich, daß in manchen Sprachen fünf oder zwanzig als Grundzahl auftreten. Die Basis fünf kommt wunderbarer Weise gerade in den kältesten und wärmsten Gegenden der Erde vor, nämlich einerseits bei den Eskimos und Kamschadalen, andererseits bei einigen Negervölkern im Innern von Afrika. Herr Stanley führt in seinem Buche „Durch den dunklen Welttheil" (Leipzig 1878) 54 afrikanische Sprachen an, von denen bei 7 überhaupt keine

Zahlwörter angegeben werden, bei 43 Sprachen die Zahl zehn als Basis auftritt, während 4 Sprachen deutlich die Basis fünf zeigen. Von diesen hat z. B. die Dschalifsprache die folgenden Zahlwörter:

1 = ben,	10 = fué,
2 = yar,	20 = nill,
3 = niet,	30 = fanever,
4 = nianett,	40 = nianet fué,
5 = gurum,	50 = guaum fué,
6 = gurum ben,	60 = guaum ben fué,
7 = gurum yar,	70 = guaum yar fué,
8 = gurum niet,	80 = guaum niet fué,
9 = gurum niant,	90 = guaum nianet fue,

100 = temer.

Bei diesem auf der Basis fünf beruhenden Zahlwort-Systeme wird also z. B. acht durch „fünf-drei" ausgedrückt. Ebenso ist achtzig als „fünfunddrei-mal-zehn" zu denken, u. s. w. Freilich hat dieses Fünfersystem ebenso wie alle bisher aufgefundenen Fünfersysteme starke Anklänge an die Basis zehn. Namentlich wird „zehn" nicht, wie es bei einem konsequenten Fünfer-System erforderlich wäre, durch „zweimalfünf" ausgedrückt, sondern hat einen besonderen Stamm, der dann auch weiter zur Bildung der folgenden Zahlwörter verwendet wird. Was die Basis zwanzig anbetrifft, so wurde dieselbe am konsequentesten von den Azteken, den Ureinwohnern Mexikos, angewandt. Dieses hochbedeutende Kulturvolk hatte besondere Zahlwörter von eins bis fünf, ferner auch für zehn, für fünfzehn, für zwanzig, und bildete die dazwischen liegenden Zahlen durch Zusammensetzung, z. B. achtzehn als „fünfzehn und drei". Von zwanzig an wurde dann die Basis ganz streng festgehalten, so daß z. B. 73 durch „3 mal 20 und 13" ausgedrückt wurde. Ein neues Zahlwort war nun nicht bei 100 nöthig, denn 100 hieß „fünf mal zwanzig", sondern erst bei 400 gleich 20 mal

20, und 8000 gleich 20 mal 20 mal 20. Ebenso zählten die den Azteken benachbarten Mayas, die sogar ein ganz neues Stammwort noch für „20 mal 20 mal 20 mal 20", also für 160000 besaßen. In Asien findet man die Zahl 20 als Basis der Zahlwörter bei den Völkern des Kaukasus, namentlich bei den Lesghiern. In Afrika erkennt man die Basis 20 nur in geringen Spuren. So haben einige afrikanische Sprachen für zwanzig ein neues Stammwort, aus welchem dann 40 als 2 mal 20, 30 als 20 und 10 u. s. w. abgeleitet wird. Ebenso bilden die Bornu im Sudan 40 gleich 20 mal 2, 60 gleich 30 mal 2, 80 gleich 40 mal 2, zählen aber im Uebrigen dezimal. Von den ozeanischen Völkern bezeichnen die Bewohner von Tahiti 40 durch 2 mal 20, und die der Marquesas-Inseln zählen zwischen 20 und 100 konsequent vigesimal. Auch in Europa hat einst die Basis 20 eine nicht unbedeutende Herrschaft ausgeübt. Die Kelten hatten nur für 100 einen besonderen Stamm, zählten aber sonst so sehr nach der Grundzahl 20, daß sie sogar 220 durch „11 Zwanziger" ausdrückten. Noch heute verräth das französische quatre-vingts für 80, daß die früheren Bewohner Frankreichs ein Zwanziger-System hatten. Außer quatre-vingts kommt auch six-vingts, sept-vingts, huit-vingts, ja sogar quinze-vingts stellenweise vor. Wie bei den Kelten, so schwingt die Basis 20 auch bei den Basken und Wallisern ihr Scepter. Bei den Wallisern sind Zahlwörter, die auf der Grundzahl 20 beruhen, bis zu einer Million bekannt, nur daß für 100 und 1000 besondere Zahlwortstämme da sind. Daß auch im Dänischen noch heute zwanzig als Grundzahl einiger Zahlwörter auftritt, wurde schon vorher bei einer andern Besprechung erwähnt. In schwachen Anklängen kommen außer den vorwiegenden Basen 5, 10, 20 auch noch andere Basen, wie 6 und 9, vor, z. B. bei dem Zahlwort für 18, das bretonisch tri-omch, d. h. 3 mal 6, heißt, und wallisisch deu-naw, d. h. 2 mal

9, heißt. Auch kann es vielleicht als ein Anklang an die Grundzahl 6 aufgefaßt werden, daß wir nach der sechsten Stufenzahl Million neue Namen nur für die zwei mal sechste, drei mal sechste u. s. w. Stufenzahl bilden, nämlich Billion, Trillion u. s. w.

Früher war man der Ansicht, daß vorherrschend nur die Basen 10, 5 und 20 auftreten. Neuere Forschungen haben jedoch diese Ansicht widerlegt. Ein sprachlich-psychologisches Räthsel ist, wie Pott in seiner „Quinären und vigesimalen Zählmethode bei Völkern aller Welttheile" angiebt, bei den Eingeborenen von Neuseeland entdeckt. Die Neuseeländer haben nämlich die Primzahl 11 als Grundzahl ihrer Zahlwörter, und zwar derartig konsequent, daß 12 „elfundeins", 13 „elfundzwei", u. s. w. heißt, daß erst bei 121 ein neues Stammwort erscheint, und daß sogar ein kurzes, unserem tausend entsprechendes Zahlwort für 11 mal 11 mal 11, also für 1331 vorkommt. Auch Anfänge von Zahlsystemen, die sich auf die Basis zwei gründen, sind in den letzten Jahren entdeckt. Das eine fand 1884 Herr von den Steinen aus Düsseldorf bei der Erforschung des Xingu, eines rechten Nebenflusses des Amazonenstromes. Während des Geographenkongresses, der Ostern 1885 in Hamburg tagte, gab Herr von den Steinen einen Bericht über seine Forschungsreise und erzählte, daß die am Xingu wohnenden Bacaïri für 1 und 2 je ein Zahlwort besäßen, dann aber 3 durch „1 und 2", 4 durch „2 und 2", 5 durch „1 und 2 und 2", 6 durch „2 und 2 und 2" ausdrückten und endlich vor noch höheren Zahlen einen so gewaltigen Respekt besäßen, daß sie, sich in die Haare fassend, dieselben für unzählbar groß erklärten. Hiernach haben also jene Xingu-Indianer in den sechs Zahlen, die sie überhaupt lautlich ausdrücken können, ein Zweiersystem, aber noch ohne Benutzung der Multiplikation. Dieses Zweiersystem stimmt hinsichtlich der Bildungsweise der Zahlwörter

genau mit dem Zweiersystem überein, das nach Honegger's Kulturgeschichte im nordöstlichen Theil des australischen Kontinents gehört sein soll. Dort soll 1 netat, 2 naes, 3 netat-naes, 4 naes-naes, 5 netat-naes-naes, 6 naes-naes-naes heißen. Da übrigens die Wilden, welche derartige Zahlwörter anwenden, auch noch Zahlen über 2 durch Zusammensetzung bilden können, so kann man von ihnen nicht behaupten, daß sie nur bis zwei zu zählen vermögen, ebensowenig wie Jemand sagen darf, wir könnten nur bis zehn zählen. Wohl aber darf man die Botokuden als Menschen betrachten, die nicht bis drei zählen können. Denn dieselben bilden überhaupt nur zwei Zahlwörter, indem sie für 1 „mokenam“ sagen, und 2 und zugleich jede größere Zahl durch das Wort „muhu, viel“ bezeichnen. Das botokudische Einmaleins besteht daher nur aus den drei inhaltschweren Gedächtniß-Regeln: „Mokenam mal mokenam ist mokenam, mokenam mal muhu ist muhu, muhu mal muhu ist muhu, d. h. viel mal viel ist viel.“

Oben ist erörtert, daß rein theoretisch vor allen anderen Basen die Basis zwölf den Vorzug verdient. Es liegt daherdie Frage nahe, ob nicht auf der ganzen Erde irgendwo ein Volk existirt, welches ein Zwölfer-System besitzt. Alexander von Humboldt war der Ansicht, daß nirgends die Basis zwölf vorkomme. Diese Ansicht aber ist jetzt durch eine Entdeckung des jüngst verstorbenen Afrikareisenden Robert Flegel widerlegt. Flegel erzählte nämlich dem Verfasser vor seiner Rückkehr nach dem Benuë im Jahre 1885 folgendes. „Er lasse sich immer von den Eingeborenen, deren Sprache er noch nicht kenne, die Zahlwörter von eins bis zehn nennen und setze dann das Zählen von elf an allein fort, indem er die höheren Zahlen durch Zusammensetzung selbst bilde. Dadurch imponire er den Eingeborenen meist sehr, weil dieselben dann meinen, Flegel kenne schon etwas von ihrer Sprache. Einmal jedoch sei ihm dieser Kunst-

griff gänzlich mißlungen, und zwar bei den Aphòs, einem der nördlich vom unteren Benuë wohnenden Negerstämme. Diese Leute haben ganz verschiedene Zahlwortstämme nicht bis zehn, sondern bis zwölf, und setzen erst von da an zusammen, so daß z. B. 13 durch zwölfundeins, 14 durch zwölfundzwei, 18 durch zwölfundsechs ausgedrückt werde." Hieraus ersieht man, daß diese Neger, obwohl sie auch nur wie wir zehn Finger haben, doch die Zahlwortbasis zwölf gebrauchen. Wenngleich nicht anzunehmen ist, daß die Aphòs sich der Vorzüge ihres Zahlwortsystems bewußt sind und die Rechenvortheile desselben beim praktischen Rechnen hinreichend ausbeuten können, so ist doch die Entdeckung Flegel's kulturgeschichtlich sehr merkwürdig. Die auf die Zahlwörter selbst bezüglichen Notizen Flegel's können erst später veröffentlicht werden.

Theils die eben besprochene Verschiedenheit der Zahlwortbasen in verschiedenen Sprachen, theils aber auch die Verschiedenheit in der Art der Zusammensetzung verursacht, daß man für eine und dieselbe Zahl bisweilen eine ganze Reihe von Ausdrucksweisen bei den verschiedenen Völkern der Erde finden kann. Als Beispiel wählen wir die Zahl 18, für welche sich nicht weniger als zehn Ausdrucksweisen finden lassen, nämlich:

Deutsch: achtzehn, d. h. 8·10;
Französisch: dix-huit, d. h. 10·8;
Lateinisch: decem et octo, d. h. 10 und 8;
Griechisch: ὀκτὼ καὶ δέκα, d. h. 8 und 10;
Lateinisch: duodeviginti, d. h. 2 von 20;
Bretonisch: tri-omch, d. h. 3 mal 6;
Wallisisch: deu-naw, d. h. 2 mal 9;
Aztekisch: caxtulli om ey, d. h. 15 und 3;
Neuseeländisch: 11 und 7;
Aphò-Sprache: 12 und 6.

Prinzipien der Bildung der Zifferschrift.

Wir haben im vorigen Abschnitt die systematische Entwickelung der Zahlwortbildung von den rohesten Anfängen bis zu den Zahlwortsystemen jetziger und früherer Kulturvölker an uns vorüberziehen lassen und dabei auch nicht versäumt, die vielen Abnormitäten anzusehen und zu prüfen, welche die Sprachen wilder und zivilisirter Völker theils hinsichtlich der Bildungsart der Zahlwörter, theils hinsichtlich der gewählten Grundzahlen aufweisen. Hier soll nun in ähnlicher Weise die Entwickelung unserer Zifferschrift besprochen werden.

Nicht alle Völker, die Zahlwörter besitzen, gebrauchen auch Zahlzeichen. Wo wir aber überhaupt Zahlzeichen finden, da erkennen wir auch die Zahl zehn als Grundzahl der Zifferschrift. Eine Ausnahme von dieser Regel machen jedoch die Azteken im alten Mexiko und die Astronomen im alten Babylonien.

Die Azteken besaßen bis zur Zahl neunzehn natürliche Zahlzeichen; sie stellten nämlich die Zahlen von 1 bis 19 dadurch dar, daß sie soviel Kreise nebeneinanderstellten, wie die auszudrückende Zahl angab. Die Zahl zwanzig, die Basis ihres Zahlwortsystems, wurde dann aber durch eine Fahne bezeichnet, vierzig durch zwei Fahnen u. s. f. Freilich machte diese Bezeichnungsweise die Zahlzeichen meist unbequem lang. So waren z. B. zur Darstellung der Zahl 365 nicht weniger als 18 Fähnchen und 5 Kreise erforderlich. Daß auch die Gelehrten im alten Babylon eine vollendete Zifferschrift besaßen, ist durch die Ausgrabungen bei Senkereh am Euphrat unzweifelhaft geworden. Dort fand 1854 der Geologe Loftus zwei Täfelchen mit Keilschriftzeichen, aus denen der geniale Blick des Herrn Rawlinson einerseits erkannte, daß hier eine Tabelle der Quadratzahlen 1, 4, 9, 16, 25 . . . bis 3600 vorlag, andererseits auch die überraschende Thatsache feststellte, daß die alten Baby-

lonier eine Zifferschrift mit der Basis 60 besaßen. Sie hatten also für die Zahlen von 1 bis 59 nicht weniger als 59 verschieden gestaltete Zahlzeichen, und bezeichneten dann, da sie ein Zeichen für Null nicht kannten, die Zahl 60 gerade so wie 1, 120 wie 2 u. s. w., so daß aus dem Zusammenhang ersehen werden mußte, ob 1 oder die nächst größere Einheit 60 gemeint war. In der achten Reihe des Täfelchens stand also z. B.: „8 mal 8 ist 1 und 4", was zu lesen war: „1 mal 60 und 4." Die großartige Entdeckung eines auf der Basis 60 beruhenden Ziffersystems am Euphrat erklärte zugleich die Thatsache, daß die babylonischen Astronomen, und, ihnen folgend, die griechischen Astronomen, vor allem Ptolemäus, mit dem 60. und den 3600. Theilen der Einheit zu rechnen pflegten; was wegen der vielen Theiler der Zahl 60 mancherlei Rechenvortheile darbot. Aehnlich wie wir mit Dezimalbrüchen, so rechneten die alten Astronomen mit Sexagesimalbrüchen, freilich noch ohne ein Zeichen für Null. Den 60. Theil einer Stunde oder eines Bogengrades nannten dann später die lateinischen Uebersetzer des Ptolemäus „pars minuta prima", d. h. „erster verminderter Theil", und der 60. Theil hiervon hieß „pars minuta secunda", d. h. „zweiter verminderter Theil". Im Laufe der Jahrhunderte ist dann aus „pars minuta prima" kurz „minuta" und aus „pars minuta secunda" kurz „secunda" geworden, so daß also unsere Worte Minute und Sekunde den letzten Nachhall eines vor drei Jahrtausenden benutzten, auf der Grundzahl 60 beruhenden Ziffersystems bilden.

Abgesehen von den besprochenen Zahlbezeichnungen der Azteken und Babylonier, beruhen alle Ziffersysteme der Vergangenheit und der Gegenwart auf der Basis zehn. Lange hat es aber gedauert, ehe die Ansprüche der wachsenden Kultur jene vollkommene Zifferschrift gezeitigt haben, an die wir von den ersten Schuljahren an gewöhnt werden. Die natürlichen Zahl-

zeichen, die auf einer blosen Aneinanderfügung von Punkten, Strichen oder Kreisen beruhen, und die wir auf Würfeln, Dominosteinen und Karten noch heute vor Augen haben, werden bei größeren Zahlen so lang und unbequem, daß man kürzer verfahren würde, das Zahlwort selbst hinzuschreiben. Abgesehen von den Azteken, finden wir daher natürliche Zahlzeichen selten angewandt, und wenn, so doch immer nur für Zahlen unter zehn. So bezeichneten die Griechen in ihrer alleraltesten Schrift und die Römer in der etruskischen Schrift die Zahlen von eins bis neun durch blose Aneinanderreihung von Strichen. Später entwickelten die Römer das auch von uns noch angewandte Ziffersystem, in dem nur die Zahlen 1, 2, 3 auf natürliche Weise, nämlich durch einen, zwei und drei Striche bezeichnet werden.

Wie waren nun aber die kürzeren Zeichen beschaffen, welche die Völker an die Stelle der natürlichen Zahlzeichen setzten? Man sollte denken, daß diese kürzeren Zeichen zunächst Bilder von Gegenständen waren. Davon finden wir jedoch nur sehr vereinzelte Spuren. So tritt eine Lotosblume sowohl in den ägyptischen Hieroglyphen wie auch in der älteren indischen Schrift als Zahlzeichen auf und bedeutet, übereinstimmend mit dem betreffenden Zahlwort, bei den Aegyptern „tausend“, bei den Indern „hundertmillionen“. Ferner setzten die Azteken, die, wie schon oben erwähnt ist, 20 durch eine Fahne bezeichneten, auch für höhere Stufenzahlen Bilder von Gegenständen, nämlich das Bild einer Feder für 400 und das Bild eines Beutels für 8000. Man könnte zweitens denken, daß die Zahlzeichen Abkürzungen oder phonetische Stenogramme der betreffenden Zahlwörter seien. Thatsächlich läßt sich dies aber nirgends erkennen. Die Fruchtlosigkeit aller Bemühungen, nachzuweisen, wie die Gestalten der verschiedenen Zahlzeichen entstanden sind, erklärt sich, wenn man die großen Wandlungen beachtet, welche diese Gestalten im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben.

Dies trifft sowohl die indischen, arabischen und römischen Zahlzeichen, wie auch die von uns heut angewandten Ziffern. Die Gestalt unserer heutigen Ziffern hat sich erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst nicht mehr wesentlich geändert; aber vor dieser Zeit erlitten die Formen der Ziffern fortdauernd Veränderungen, so daß z. B. ein im 14. Jahrhundert lebender Mensch die Ziffern des 13. Jahrhunderts nicht mehr lesen konnte. Verlassen wir also das schwierige Kapitel über die Gestalten der Zahlzeichen, um ausführlicher die Prinzipien zu besprechen, welche bei den Vorstufen unserer Zifferschrift maßgebend gewesen sind. Wollte man für jede neue Zahl auch ein neues kurzes Zeichen setzen, so würde man zwar auch größere Zahlen kurz ausdrücken können, man würde aber zugleich das Gedächtniß zu sehr überladen. Es lag daher nahe, größere Zahlen durch Wiederholung von Zeichen auszudrücken und sich dabei möglichst an die der Zahlwortbildung zu Grunde liegende Zahl anzuschließen. Aus diesem Gedanken entsprang das additive Prinzip. Das bekannteste Beispiel für die Anwendung desselben bieten die römischen Ziffern dar, bei denen die Zeichen für eins, zehn, hundert zwei oder dreimal wiederholt werden, der Kürze wegen auch Zeichen für fünf, fünfzig, fünfhundert da sind, und wiederum, der Kürze wegen, zur Bezeichnung von 4, 40, 400, auch die Subtraktion mit verwendet wird. Der wesentliche Unterschied zwischen den römischen und unseren Ziffern ist also der, daß bei uns beispielsweise die Zahl fünf je nach der Stellung fünf, fünfzig, fünfhundert u. s. w. bedeuten kann, während bei den Römern das Zeichen für fünf immer nur fünf gilt, gleichviel an welcher Stelle es steht. Auch die von dem spät-griechischen Grammatiker Herodianus um 200 n. Chr. beschriebene, ältere Zifferschrift der Griechen befolgte das additive Prinzip. Die Spuren dieser Zifferschrift, die man namentlich in älteren attischen Inschriften vorfindet, rücken bis in die Zeit Solon's,

also etwa 600 hinauf, während als untere Grenze das perikleische und nachperikleische Jahrhundert, also etwa 400, genannt wird. Nach dem additiven Prinzip schrieben außer den Römern und vorperikleischen Griechen namentlich noch die Phönizier und die Hebräer, letztere aber nur bis etwa 150 v. Chr. Was den wissenschaftlichen Werth der additiven Zifferschrift betrifft, so ist derselbe insofern geringer als der unseres Zahlwortsystems, als bei letzterem die Multiplikation mit verwendet wird, bei ersterem nicht.

Historisch folgte bei den Griechen auf die additive Zahlbezeichnung die alphabetische, die insofern einen Rückschritt darstellt, als sie zwar die Zeichen sehr kürzt, aber das Rechnen bedeutend erschwert. Dies rührt daher, daß die für die Einer, Zehner und Hunderter geltenden Buchstaben die natürliche Zusammensetzung der Zahlen aus Vielfachen der Stufenzahlen gar nicht erkennen lassen. (Man vergleiche die unten folgende Uebersicht über die Entwickelung der Zifferschrift.) So werden im Griechischen die Zahlen 3, 30, 300 durch γ, λ, τ bezeichnet, also durch drei Buchstaben, die nichts miteinander zu thun haben, und dadurch den Zusammenhang, den die Zahlen 3, 30, 300 naturgemäß haben, vollständig verschleiern. Diese alphabetische Zahlbezeichnung finden wir dann später auch bei den Hebräern, ferner bei den Syrern, Kopten, Armeniern und Aethiopiern.

Einen bedeutenden Fortschritt gegenüber der additiven und noch mehr gegenüber der alphabetischen Zifferschrift bildet die Anwendung des multiplikativen Prinzips. Nach diesem Prinzip fügt man den Zeichen für die Stufenzahlen, die wir X, C, M nennen wollen, die Einerzeichen multiplikativ hinzu. So muß man z. B., um 1887 multiplikativ zu schreiben, 7 Zeichen nebeneinanderstellen, nämlich je eins für eins, für tausend, für acht, für hundert, für acht, für zehn und endlich für sieben. Man schreibt also so, wie man ausspricht oder, genauer gesagt, wie die in dieser Richtung konsequenteren Inder die Zahlen

aussprachen, indem man für jeden einzelnen Bestandtheil des betreffenden Zahlworts ein bestimmtes Zeichen setzt. Eine vollständige Durchführung dieses Prinzips zeigt nur die chinesische Schrift. Da das multiplikative Prinzip für jede neue Stufenzahl auch ein neues Zeichen erfordert, so haben die Chinesen, die, außer in ihrer kaufmännischen Schrift, noch heute multiplikativ schreiben, außer den Zeichen für die Zahlen von eins bis neun, noch elf Stufenzahlzeichen, nämlich für zehn, für hundert, für tausend, u. s. f. bis hunderttausend Millionen. Natürlich kann man multiplikativ nicht beliebig große Zahlen schreiben, wie es doch unsere Zahlbezeichnung gestattet, sondern nur soweit, wie Zeichen für Stufenzahlen vorhanden sind. Was das Rechnen angeht, so kann man in multiplikativer Zifferschrift zwar nicht so kurz und bequem rechnen wie in unserer Zifferschrift, aber doch viel bequemer als im römischen oder gar im alphabetischen Ziffersystem. Außer bei den Chinesen ist eine reine multiplikative Zifferschrift nirgends sicher festgestellt. Doch wollen wir hier nicht unerwähnt lassen, daß die Römer bei größeren Zahlen bisweilen die Vielfachheit der Tausender bezeichneten, indem sie eine kleinere Zahl dem Zeichen für tausend multiplikativ voraussetzten, wodurch sie ihrer additiven Zifferschrift eine kleine multiplikative Beimischung gaben.

Bei dem Streben, die multiplikative Zifferschrift durch Kürzung zu verbessern, mußte man zunächst daran denken, ob es nicht möglich wäre, die Zeichen für die Stufenzahlen, für die wir oben X, C, M gesetzt haben, einfach fortzulassen. Dies würde bei Zahlen, in denen jede Stufenzahl mindestens einmal gedacht ist, kein Bedenken haben, und man würde dadurch sofort zu unserer Stellenwerth-Schrift gelangen. Wie aber sollte man bei bloßer Fortlassung der Stufenzahlzeichen Zahlen wie 1008, 1080, 180, 18 unterscheiden? Man wird vielleicht antworten: „Es bedarf ja nur eines Füllzeichens, eines Zeichens

für Nichts, um die Unterscheidung solcher Zahlen zu ermöglichen." Aber die größten Denker und Zahlenrechner des Alterthums haben diesen uns so einfach erscheinenden Gedanken nicht gehabt. Der Gedanke, durch die Schöpfung eines Zeichens für Nichts die Zifferschrift zu verbessern, muß also doch nicht so natürlich und so naheliegend sein, wie er uns jetzt erscheint, uns, den Kindern eines Zeitalters, wo man schon im siebenten Jahre die bestmögliche Zifferschrift als etwas, was gar nicht anders sein könnte, in sich aufnimmt und fast unbewußt in sich verarbeitet. Nicht unmittelbar gelangt man von der multiplikativen Zifferschrift zu der unsrigen; vielmehr wird der Uebergang durch zwei Zwischenstadien vermittelt, das Prinzip der Marken und das der Kolumnen.

Beim Markenprinzip deutet man die Stufenzahlen nicht durch besondere Zeichen, sondern durch Punkte oder Striche an, deren Beifügung zu anderen Zeichen ausdrückt, daß die dargestellten Zahlen zehn- oder hundertmal so groß zu denken sind; z. B. könnten Zehner durch einen übergeschriebenen Punkt, Hunderter durch zwei solche Punkte, Tausender durch drei solche Punkte angedeutet werden. Diese Art von Zifferschrift wurde freilich thatsächlich nie anders angewandt, als um größere Zahlen auszudrücken. So bezeichneten die Syrer die Zahlen bis 400 alphabetisch und machten dann durch Anfügung von Punkten oder Strichen die Einer zu Hundertern oder Tausendern. Ebenso bezeichneten die Griechen die Zahlen 1000, 2000 u. s. w. bis 9000 dadurch, daß sie den alphabetischen Zeichen für die Zahlen eins bis neun einen Strich vorsetzten. Auch die Römer haben bisweilen das Markenprinzip benutzt. Bei ihnen deutete die Ueberstreichung einer Zahl an, daß dieselbe tausendfach zu denken ist.

Ein weiterer Schritt zu unserer modernen Zifferschrift besteht darin, daß man nun auch noch die Marken fortläßt und

die Stufenzahl dadurch andeutet, daß man die Vielfachen derselben in vorgezeichnete Kolumnen setzt. Nach diesem Prinzip wurde im Anfang des Mittelalters in den aus dem römischen Reiche hervorgegangenen Ländern gerechnet. Man hatte dazu besonders eingerichtete *Rechenbretter* nöthig, die in etwas anderer Form auch schon die Griechen und die Römer benutzt und mit dem Namen ἄβαξ bezw. abacus bezeichnet haben. Die Rechenbretter trifft man stellenweise noch jetzt, besonders bei den Russen und Süd-Slaven. Uebrigens leistet das Prinzip der Kolumnen auch in unseren Vorschulen und Volksschulen gute Dienste, wo die Kinder an Kugeln, die auf Schnüren beweglich sind, zählen und rechnen lernen.

Wie schon angedeutet ist, konnte das Streben, durch gänzliche Fortlassung der Stufenzahlzeichen die Zifferschrift zu vereinfachen, nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn der Gedanke hinzutrat, ein besonderes neues Zeichen, ein Zeichen für Nichts, zu schaffen, das an die Stelle der nicht vorhandenen Stufenzahlen einzutreten habe. Es erscheint uns fast wunderbar, daß *Archimedes*, der größte Mathematiker des Alterthums, der in der schwerfälligen alphabetischen Zifferschrift die komplizirtesten Berechnungen mit kolossalem Aufwand von Mühe und Zeit durchführte und die Unbequemlichkeit seiner Zifferschrift vielleicht auch fühlte, nicht daran gedacht hat, durch Einführung eines Zeichens für Nichts eine vollkommenere Zifferschrift zu schaffen. Aber wie sollte ein immer nur die Wirklichkeit der Welt ins Auge fassender Grieche auf den Gedanken kommen, daß man für etwas, was gar nicht da ist, ein Zeichen, also etwas Wirkliches, setzen könne! Kein anderes Volk als das der Inder war dazu prädestinirt, die Null zu erfinden. Phantastisch denkend und dabei dem Formalismus huldigend, im Besitz des konsequentesten aller Zahlwort-Systeme, und außerdem übertrieben große Zahlen leidenschaftlich liebend, waren gerade die Inder von der Natur

dazu angelegt, wie Brockhaus sagt, „in dem Nichts ein brauchbares Etwas zu sehen und durch das Nichts die Vollendung des Etwas zu bewirken".

Leider wissen wir, wie von so vielen welterobernden Erfindungen früherer Jahrhunderte, auch von der Erfindung der Null und unserer Zifferschrift fast gar keine Einzelheiten. Doch haben die Forschungen der Orientalisten in den letzten Jahrzehnten folgendes als wahrscheinlich hingestellt. In älterer Zeit schrieben die Inder, wie noch jetzt die Chinesen, ihre Zahlen multiplikativ. Aber im vierten Jahrhundert nach Chr. erfanden indische Brahma-Priester, deren Namen wir nicht wissen, den Stellenwerth und die Null. Die Null, den Talisman des Rechnens, nannten sie „Tsiphra", d. h. das Leere. Von diesem Worte stammt unser Wort Ziffer ab, das, wie noch heute im Englischen, ursprünglich nur das Zeichen für Null bedeutete. Vom 5. bis 8. Jahrhundert verbreitete sich dann die neue Zifferschrift und die damit zusammenhängenden Rechen-Methoden zuerst am Ganges und dann über ganz Indien. Das Charakteristische dieser Stellenwerth-Zifferschrift gegenüber den besprochenen unvollkommenen Zifferschriften ist folgendes: Die Vielfachen der Stufenzahlen werden ohne weiteres Unterscheidungszeichen ihrer Ordnung nach nebeneinander gestellt, so daß ihre Stellung zugleich ihre Stufe anzeigt, indem an die Stelle jeder aus der vollständigen Reihenfolge der Stufen etwa ausfallenden Stufe ein dies andeutendes Ausfüll-Zeichen tritt, ein besonderes Zeichen, das im Gegensatz zu allen übrigen Zahlzeichen ein Ergebniß des Zählens nicht darstellt und das wir jetzt Null nennen. Diese charakteristischen Eigenschaften der Stellenwerth-Zifferschrift verursachen einerseits, daß dieselbe bei den meisten Zahlen eine viel kürzere Darstellung ermöglicht, als die multiplikative Zifferschrift, andererseits aber auch, daß, weil besondere Zeichen für die Stufenzahlen nicht erforderlich sind,

jede noch so große Zahl mit denselben zehn Zeichen geschrieben werden kann. In dieser Richtung ist die indische Zifferschrift vollkommener als die Sprache, welche ja, um immer größere Zahlen ausdrücken zu können, auch immer nene Wortbildungen nöthig macht. Was aber die Zifferschrift der Inder im Gegensatz zu allen sonstigen Zifferschriften besonders werthvoll macht, ist die ganz bedeutende Vereinfachung aller Rechen-Methoden, die durch das zu Grunde liegende rationelle Princip ermöglicht ist, und die der rechnenden Menschheit seit Jahrhunderten einen unmeßbaren Zeitgewinn einbringt

Die Inder waren sich der Größe ihrer Erfindung wohl bewußt. Die große Leichtigkeit, mit der sie in der neuen Zifferschrift rechnen konnten, brachte sie sogar dazu, aus dem Rechnen einen Sport zu machen. Im 7. Jahrhundert soll man in Indien Tourniere veranstaltet haben, wo derjenige als Sieger gekrönt wurde, der eine schwere Rechenmethode zuerst richtig gelöst hatte. So war denn im fernen Osten, im sagenhaften Indien, ein Schatz gehoben, an dessen Besitz alle Kulturvölker der Erde theilnehmen sollten. Aber die Inder bildeten ein zu sehr abgeschlossenes Volk, als daß sie geneigt waren, für ihre neue Kunst Propaganda zu machen. Es war ein Volk nöthig, daß den Schatz aus Indien zu holen und nach dem Abendlande zu bringen geeignet war. Und dieses Volk waren die Araber.

Am Ende des 8. Jahrhunderts, als die Araber nach Begründung und Befestigung ihrer muhammedanischen Reiche die Wissenschaften, namentlich Mathematik und Astronomie, zu pflegen begannen, reisten arabische Astronomen durch Indien, lernten dort die indische Zifferschrift kennen und brachten sie zunächst nach Bagdad. Für die Verbreitung der neuen Kunst in den arabischen Reichen war dann besonders der Araber Muhammed ben Musa Alchwarizmî thätig, von dessen latinisirtem Namen Algoritmus man später in Europa die neuen Rechen-

methoden selbst Algoritmus und deren Anhänger „Algoritmiker“ nannte. Bald kam das indische Rechnen auch dahin, wo sich das muhammedanische Arabien und das christliche Europa berührten, nach Spanien. Ueber Spanien drang nun die Kenntniß des Stellenwerth-Prinzips zu den Gelehrten des Abendlandes, und nun entspann sich im christlichen Europa ein lebhafter geistiger Kampf zwischen den Algoritmikern und den Abacisten, d. h. denjenigen, welche sich von dem römischen Rechnen auf dem abacus nicht trennen konnten oder wollten, und welche, in der Null ein Werk des Teufels sehend, nicht daran glauben wollten, daß man mit einem Zeichen für Nichts etwas Wirkliches richtig herausrechnen könnte. Endlich gelang es den Bemühungen einsichtsvoller Gelehrter, unter denen namentlich Leonardo von Pisa um 1200 hervorragt, der Null die verdiente allgemeine Anerkennung zu verschaffen und sie zum Gemeingut aller Kulturvölker zu machen. War die indische Rechenkunst bis dahin nur in den Zimmern der Gelehrten heimisch gewesen, so drang sie in den folgenden Jahrhunderten immer tiefer und tiefer in alle Volksschichten ein. Was jetzt jeder Dorfschulmeister in der Rechenstunde erklärt und einübt, das ist im großen und ganzen noch immer die Weisheit jener indischen Brahmanen des vierten Jahrhunderts.

In der wohlgeordneten Welt der Zahlen hatten diese Erfinder der Null und des Stellenwerths jenes Ideal erreicht, das der Philosoph Leibniz in der Welt der Begriffe umsonst anstrebte. Leibniz, und nach ihm viele andere mühten sich vergeblich ab, eine allen Völkern gleich verständliche logisch-systematische Begriffsschrift zu schaffen. In der Leibnizschen Universalschrift, welche man nicht mit den in neuerer Zeit aufgekommenen Vorschlägen zu einer Universalsprache verwechsele, sollten alle zusammengesetzten Begriffe und Denkbeziehungen durch Zeichen ausgedrückt werden, die sich aus wenigen

einfachen, auf Uebereinkunft beruhenden Elementarzeichen für die einfachsten Begriffe und Denkbeziehungen zusammensetzen. Von dieser Schrift glaubte sich Leibniz einen ähnlichen Nutzen für Logik, Metaphysik, Philosophie und alle auf Präzision beruhende Betrachtungen versprechen zu dürfen, wie ihn die indische Zifferschrift dem Rechnen und der Arithmetik gewährt. Nach Analogie der Zifferschrift, meinte Leibniz, werde sich mit diesen Begriffszeichen operiren lassen, indem man von den einfachsten Beziehungen der Begriffe untereinander ausgehe, diese transformire, mit einander verknüpfe und so zu neuen Beziehungen, d. h. zu Schlüssen und Urtheilen gelange. Dann sei die Richtigkeit der letzteren nur davon abhängig, ob man die Regeln dieses Begriffskalküls richtig angewandt habe. Dieses Leibniz'sche Ideal, das für das Gebiet des Denkens im allgemeinen wegen der Vielseitigkeit der Denkbeziehungen unerreicht geblieben ist, für das engere Gebiet des Rechnens war dieses Ideal durch unsere Zifferschrift erreicht, eine der schönsten Früchte menschlichen Scharfsinns, eine der wichtigsten Erfindungen in der ganzen Kulturgeschichte.

Die vorstehende Studie ist aus einem Vortrage entstanden, den der Verfasser auf Veranlassung des Vereins für Handlungskommis in Hamburg am 21. Oktober 1885 gehalten und dann im Januar 1886 vor dem Naturwissenschaftlichen Vereine von Hamburg-Altona wiederholt hat. Ein auf dasselbe Thema bezüglicher kleiner Aufsatz wird auch in Neumayer's „Anleitung zu Beobachtungen auf Reisen" (zweite Auflage) erscheinen. Die Anregung zur Beschäftigung mit dem behandelten Gegenstande verdankt der Verfasser hauptsächlich den anziehenden Darstellungen, welche über die Entwickelung der Zahlwörter und der Zifferschriften theils von Hankel in seinen Beiträgen zur Geschichte der Mathematik (Leipzig 1874), theils von Moritz Cantor in seinen mathematischen Beiträgen zum Kulturleben der Völker (Halle 1863) und in der Einleitung zu seiner Geschichte der Mathematik (Leipzig 1880) gegeben sind. Die außerdem benutzte Literatur ist an den betreffenden Stellen zitirt. Eine Uebersicht über die Entwickelung der Zifferschrift liefert die umstehende Tabelle.

Entwickelung der Zifferschrift.

Prinzipien.	Beispiele.	Bemerkungen.
1) Natürliche Zahlzeichen:	8 = ⁛⁛ oder ǀǀǀǀǀ ǀǀǀ oder OOOOOOOO (aztekisch).	Azteken bis zur Zahl 20; Griechen und Römer in sehr alter Zeit bis 10 (Würfel, Domino, Karten, Kerbholz).
2) Additives Prinzip:	1887 = MDCCCLXXXVII (römisch).	Azteken; Phönizier; Römer; Griechen auch, aber nur bis 400 v. Chr.; Hebräer bis etwa 150 v. Chr.
3) Alphabetisches Prinzip:	1887 = ,αωπζ' (griechisch); es bedeutet nämlich: ,α = 1, α = 1000, ω = 800, π = 80, ζ' = 7.	Griechen von 400 v. Chr. an; Hebräer von etwa 150 v. Chr. an; Syrer, Kopten, Armenier, Aethiopier.
4) Multiplikatives Prinzip:	1887 = 1 M 8 C 8 X 7, 1008 = 1 M 8, 1080 = 1 M 8 X, 180 = 1 C 8 X; wo M, C, X bezw. die Stufenzahlen tausend, hundert, zehn bedeuten.	Chinesen ganz konsequent. Gemischt mit anderen Prinzipien auch sonst, z. B. Römer bei größeren Zahlen: 11 885 = XI MDCCCLXXXV.
5) Marken-Prinzip:	1887 = $\ddot{\ddot{1}}\,\ddot{8}\,\dot{8}\,7$, 1008 = $\dot{\ddot{1}}\,8$, 1080 = $\ddot{\dot{1}}\,\dot{8}$, 180 = $\ddot{1}\,\dot{8}$.	Konsequent nirgends. Die Syrer erheben bei den Zahlen von 400 an ihre Einer zu Hundertern, Tausendern u. s. w. durch Punkte oder Striche; Griechen bei den Zahlen von 1000 bis 10 000; Römer zuweilen, auf einer ausgegrabenen Tafel ist 1 180 600 ausgedrückt durch |X|$\overline{\text{CLXXX}}$ DC.
6) Kolumnen-Prinzip:	M C X I 1887 = | 1 | 8 | 8 | 7 1008 = | 1 | | | 8 1080 = | 1 | | 8 | 180 = | | 1 | 8 |	In Europa im früheren Mittelalter. (Rechnen auf dem Abacus, Rechenbrett.)
7) Prinzip des Stellenwerthes: (In Verbindung mit dem Gedanken, auch das Nichts zu bezeichnen.)	Der Werth der vorletzten Ziffer wird verzehnfacht, der der drittletzten verhundertfacht u. s. w. Ein Füllzeichen (ziphra, Null) füllt die Stelle einer nicht vorhandenen Stufenzahl aus. Mit den zehn Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 und 0 läßt sich jede noch so große Zahl schreiben. Abschluß der Entwickelung. Ideal erreicht.	Von indischen Brahmanen im 4. Jahrhundert n. Chr. erfunden, um 800 zu den Arabern gelangt (Alchwarizmî, latinisirt: Algoritmus), durch Spanien um 1000 den westeuropäischen Gelehrten bekannt geworden. Kampf der Algoritmiker gegen die Abazisten bis 1200. Sieg der Null unter Leonardo von Pisa. Allmähliches Eindringen der Zifferschrift und des Rechnens der Inder ins Volk am Ende des Mittelalters. Jetzt von allen Kulturvölkern gekannt und geübt.

(520) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Die ältesten Spuren des Menschen in Nordamerika.

Von

Dr. Emil Schmidt
in Leipzig.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München

In der Geschichte aller Entwickelungen giebt es Epochen, in welchen, oft nach langem Stillstand, eine gesteigerte Energie hervorbricht, die alte Bande sprengt und weithin wirkende, fruchtbare Anstöße zu neuen Bahnen giebt. Eine solche Epoche war für die Anschauungen über den Menschen das Jahr 1858.

Wie ein lähmender Bann hatte das Dogma, daß der Mensch Gottes jüngste Schöpfung sei, daß er unmittelbar aus Gottes schöpferischer Hand hervorgegangen sei, allem Nachdenken über Natur und Herkunft des Menschen eine unübersteigbare Schranke gezogen. Wehe! wer an den altgeheiligten Sätzen zu zweifeln wagte! Noch im 17. Jahrhundert flammte der Scheiterhaufen zur Ehre Gottes, weil Vaunini in Vorahnung darwinischer Ideen eine Entwickelung des Menschen aus niederen organischen Formen vermuthet hatte, und noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mußte der große Buffon vor der theologischen Fakultät zu Paris feierlich Alles zurücknehmen, was in seinen Schriften der mosaischen Erzählung von der Erschaffung der Welt zuwiderlaufen könnte. Wohl häuften sich die Thatsachen, die an der Exaktheit der biblischen Weltschöpfungsgeschichte Zweifel aufkommen zu lassen geeignet waren; aber das Dogma fand in dem gewaltigen Cuvier eine mächtige Stütze: der Ablauf der Erdgeschichte — so lehrte er — setze sich zusammen aus einer Summe von Perioden, die durch gewaltsame, alles Leben zerstörende Revolutionen voneinander getrennt gewesen seien, Perioden,

deren jede mit einer Neuschöpfung von Lebewesen begonnen und mit vollständiger Zerstörung derselben geendigt habe. Der Mensch und alles jetzt Lebende sei nur ein Werk der jüngsten Schöpfung und könne daher nicht Zeuge früherer Erdperioden gewesen sein, mit keinem ausgestorbenen fossilen Thier zusammen gelebt haben.

Und an diesen Sätzen Cuvier's prallten alle Thatsachen, so klar sie auch die Unrichtigkeit derselben bewiesen, wirkungslos ab. Mochte schon 1774 Esper die Gleichzeitigkeit des Menschen und des fossilen Höhlenbären in den fränkischen Höhlen durch unbestrittene Thatsachen darthun, mochte Schmerling 1829 bis 1834 in belgischen Höhlen, Rev. Enery in Kentshole bei Torquay solche Thatsachen wiederholt konstatiren, mochten die Funde in den Flußkiesen von Hoxne, in dem diluvialen Schotter von Amiens und Abbeville noch so deutlich dafür sprechen, daß der Mensch schon zur Zeit des Mammuth und des wollhaarigen Rhinoceros in England und Frankreich lebte — allen diesen Funden wurde der Satz entgegengestellt, daß es unmöglich sei, sie wurden entweder als Beobachtungsfehler gedeutet oder einfach todtgeschwiegen.

Erst das Jahr 1858 brach die Fessel. Damals mußten die ersten Geologen Englands in Brixham Cave an der Tor Bay die Beweise des Zusammenvorkommens von Mensch und Höhlenhyäne und Mammuth anerkennen, jetzt beugten sich auch die bis dahin Widerstrebenden vor der Macht der Thatsachen, die der unermüdliche Boucher de Perthes in jahrzehntelangem Suchen aufgesammelt hatte, jetzt war der fossile, der diluviale Mensch unanzweifelbar bewiesen. Und nun mußte sich nothwendig das Verlangen aufdrängen, den Menschen noch weiter zurückzuverfolgen in frühere Stufen seiner Entwickelung. Die ältesten Reste des Menschen, die man aufgefunden hatte, die Skeletreste der rheinischen, der belgischen Höhlen, des Löß — sie alle zeigten

den Menschen schon fertig, im wesentlichen in seiner heutigen Gestalt; mochten die Formen des Schädels auch roh erscheinen, wie die des berühmten Neanderthales; immer war es doch der Schädel eines Menschen, durch eine weite Kluft getrennt von den ihm durch ihre Organisation zunächst stehenden Thieren. Wenn irgendwo, so mußte man in den, der jüngeren Tertiärzeit zugehörigen Erdschichten die früheren Spuren seiner Entwickelung, seine ältesten Artefakte, die Zwischenformen zwischen Mensch und Anthropoiden finden. Und so wandten sich in den sechziger Jahren manche Forscher mit Vorliebe dem Aufsuchen des tertiären Menschen zu. Keinem ist es geglückt, ein Skeletstück eines Menschen aus unzweifelhaft tertiärer Zeit aufzufinden, und was man für die primitiven Produkte der Menschenhand zu halten geneigt war, hat einer nüchternen gewissenhaften Prüfung nicht standhalten können. Weder die Einritzungen auf den Knochen großer Landthiere von Saint Prest, vom oberen Arnothal, von Neuville, oder großer wasserlebiger Säugethiere, wie die von Pouancé oder von Monte aperto, noch die zerschlagenen Knochen von Sansan und vom Penthelicon, noch auch endlich die angeblich bearbeiteten Steine eines Abbé Bourgeois und Ribeiro hatten zwingende Beweiskraft: enthusiastische Finder sehen in ihnen unbedingte Beweise der Existenz des tertiären Menschen, ruhige Beobachter dagegen nur einfache Naturgebilde, das Resultat zufälliger, nicht von Menschen hervorgebrachter mechanischer Einwirkungen. Die Kluft zwischen höchstem Affen und dem ältesten Menschen blieb offen, keine Brücke schlug sich von dem, dem älteren Miocän zugehörigen Dryopithecus Fontani, dem augenscheinlich höchststehenden aller bekannten fossilen Affen hinüber zu dem in der Neanderhöhle eingebetteten fossilen Menschen der Diluvialzeit.

Lückenhaft ist bisher, trotz eifrigen Suchens das urgeschichtliche Material des alten Europa; es entsteht die Frage, ob die

neue Welt, ob besonders das in vielen geologischen Dingen weit günstiger gestellte Nordamerika glücklicher gewesen ist im Nachweis der ältesten Entwicklungsstufen des Menschengeschlechtes? Es verlohnt sich, den Spuren des Urmenschen in Amerika kritisch nachzugehen.

Bei dem Nachforschen über den zeitlichen Ablauf alles Geschehens erhebt sich der Wunsch, einen möglichst genauen Zeitmaßstab zu gewinnen, nach welchem jener Ablauf gemessen werden kann. Die Geschichte im engeren Sinn ist hierin günstig gestellt: ihre Hülfsmittel, von den Menschen selbst niedergeschriebene Dokumente, gestatten es, die Ereignisse einzufügen in den regelmäßigen Ablauf von Jahren, von Jahrhunderten, Jahrtausenden, einen Maßstab für die Zeit anzuwenden, der in Bezug auf Genauigkeit und Regelmäßigkeit seiner Theilstriche nichts zu wünschen übrig läßt. Wir sind aus dem täglichen Leben diesen Maßstab so sehr gewöhnt, derselbe ist so exakt, daß wir lebhaft wünschen müssen, ihn auch über die Zeit der geschriebenen Geschichte hinaus, auf die Prähistorie, die Vorgeschichte ausdehnen zu können. Vielfach sind die Versuche einer exakten Zeitbestimmung vorgeschichtlicher Daten. Sie alle beruhen darauf, daß gewisse Vorgänge in der Natur, deren Ablauf als gleichmäßig angenommen wurde, sei es Anbildung von Fluß- oder Meeresablagerungen, von Tropfsteinen, von Torflagern 2c., sei es Denudation oder Erosion, d. h. Zerstörung, als Maßstab für die Zeitbestimmung genommen werden. Kennt man den Betrag ihrer Wirkungen für eine bestimmte Reihe von Jahren, so ist es unter der Voraussetzung ihrer Konstanz eine leichte Sache, die Zeitgröße in Jahren auszurechnen, welche eine bestimmte Summe ihrer Wirkung, also z. B. der über einem gefundenen Knochenstück abgelagerte Flußschlamm oder Tropfstein 2c., in Anspruch genommen hat. Leider sind alle diese Berechnungen nicht einwandfrei: ihr Fundament, die Annahme eines durch

lange Jahrtausende konstant bleibenden Prozesses läßt sich kaum je mit Sicherheit beweisen. Auch in Amerika sind bei Funden alter Menschenreste solche Berechnungen angestellt worden, und die weite Verbreitung, welche sie in allen Schriften über die Vorgeschichte gefunden haben, rechtfertigt es, wenn wir sie einer kritischen Prüfung unterziehen.

Im Frühjahr 1853 hielt Agassiz in Mobile (Alabama) eine Reihe populär-wissenschaftlicher Vorlesungen; in denselben wurde auch ein Fund menschlicher Gebeine aus Florida besprochen, welchen kurz vorher Graf Pourtalès gemacht hatte. In einem Konglomerat von Korallenkalk und Fragmenten von Süßwassermuscheln eingebettet, hatte der Reisende am Ufer des Monroe-Sees, den die Gewässer des St. Johns River durchströmen, menschliche Kiefer mit vollständigem Gebiß, sowie einige Fußknochen von Menschen gefunden. Agassiz besprach diese Funde und knüpfte daran Bemerkungen über das Alter dieses Fundes; sein Vortrag wurde in einem Referat der Daily Tribune in Mobile kurz wiedergegeben, und dies Referat, welches Usher concisely but admirably reported nennt und „in all senses of the word“ für ein „Memorandum“ hält, fand dann Aufnahme in Nott und Gliddon's Types of mankind und erlangte dadurch eine sehr weite Verbreitung.

Agassiz nimmt an, daß jene Menschenknochen in einem Süßwasserbecken des nördlichen Floridas, dessen letzter Rest der heutige See Monroe darstellt, in jenes Konglomerat eingebettet worden seien. Die ganze Halbinsel Florida habe sich aus einer Summe von Korallenriffen angebaut, die sich vorzugsweise in der Richtung von Nord nach Süd immer von neuem an das Festland angesetzt hätten. Zur Zeit als der Lake Monroe ein Süßwasserbecken zu bilden angefangen habe, sei noch das ganze südliche Florida, die Everglades und die Gegend des Lake Okeechobee nicht vorhanden gewesen. Es fragt sich nun, wie

viel Zeit die südliche, über drei Breitengrade umfassende Hälfte von Florida zu ihrer Bildung gebraucht hat. Wenn man für das Korallenwachsthum in jedem Jahrhundert einen Fuß in Rechnung setzt, wenn man weiter annimmt, daß die Korallen aus einer Tiefe von 75′ heraufwuchsen, und daß zur Bildung des südlichen Theils der Halbinsel mindestens zehn solcher Riffansätze erforderlich waren (Agassiz hält alle diese Annahmen für sehr bescheiden und für wahrscheinlich zu klein), so berechne sich das Alter Südfloridas und damit die Möglichkeit eines Süßwasserbeckens im nördlichen Theil der Halbinsel auf 135 000 Jahre. Agassiz will aber lieber zu wenig als zu viel ansetzen und berechnet daher dies Alter auf rund 100 000 Jahre. Wenn nun das fragliche Konglomerat mit seinen menschlichen Einschlüssen nur den zehnten Theil alt ist, so bleiben doch noch immer 10 000 Jahre für das Alter des Menschen in Florida. Man muß sich fragen: wo bleibt hier die Logik? Wo bleibt hier der nothwendige Zusammenhang? Ist es nicht eine Willkür, die bei allen diesen Ansätzen herrscht? Welcher Grund ist vorhanden, anzunehmen, daß jener Mensch auf dem Boden des Sees begraben war, gerade als derselbe 90 000 Jahre bestanden hatte? Es war ebensoviel Grund für jede andere Annahme vorhanden. Trotzdem fand diese durch die Autorität Agassiz' getragene Zeitbestimmung überall willige Aufnahme. Aus den Types of mankind ging sie in Lyell's Alter des Menschengeschlechts, und aus diesem in fast alle den vorgeschichtlichen Menschen behandelnden Werke über. Erst 1869 führte der Entdecker, Graf Pourtalès, die Bedeutung dieses Fundes auf ihr rechtes Maß zurück. „Die Menschenkiefer und Knochen, welche ich in Florida im Jahre 1848 fand, lagen nicht in einer Korallenbildung, sondern in einem Süßwassersandstein am Ufer des Lake Monroe, und zwar in Gemeinschaft mit Süßwassermuscheln, die noch im See leben

(Paludina, Ampullaria ꝛc.). Für die Bildung dieser Ablagerungen läßt sich keine Zeitangabe aufstellen, wenigstens nicht, so weit die Beobachtung gegenwärtig reicht."

Eine zweite Berechnung, die noch weit größere Berühmtheit erlangt hat, als die vorige, ist diejenige, welche der Arzt Bennet Dowler in New-Orleans über das Alter von Menschenknochen im Untergrund der Stadt New-Orleans angestellt hat. Im Jahre 1850 war ein Buch von Dr. Daniel Drake in Cincinnati über die wichtigsten im Mississippibecken vorkommenden Krankheiten erschienen. Drake theilt darin die Geschichte der Ausgrabung mit, welche jene Menschenreste zu Tage förderte. Er erzählt:[1] „Im Jahre 1844 besuchte ich zwei Reservoirs der Gasfabrik, jedes 60′ im Durchmesser und 16′ tief, die kurz vorher in dem vom Fluß entfernten Theil der Stadt ausgegraben worden waren; von dem wohlunterrichteten Leiter dieser Arbeiten, Herrn Dr. Rogers, erhielt ich einen Bericht über die näheren Umstände der Ausgrabung. Zuerst fand man gewöhnliche Erde und weichen Flußschlamm, dann härtere, bläuliche Schichten, die vom Fluß angeschwemmt waren, dann tiefschwarze Erde, die auf nassem, bläulichem Fließsand ruhte; letzterer war so beweglich, daß man nicht weiter vordringen konnte. Auf diesen Fließsand wurden die Ziegelmauern des Reservoirs gelegt, und das Niedersinken unter dem Gewicht derselben war so ungleich, daß in den ursprünglich horizontalen Ziegelreihen Kurven entstanden. Ein Haufen Ziegelsteine, den man in die Mitte des einen Reservoirs gelegt hatte, machte, daß die Mitte des benachbarten Reservoirs heraufquoll. Die Wurzeln und Schäfte oder Stümpfe von nicht weniger als vier aufeinander folgenden Baumbeständen, augenscheinlich Cypressen, fand man in verschiedenem Niveau. Der erste hatte einen Durchmesser von

[1] Daniel Drake, M. D., A. systematic treatise on the principal Diseases of the interior valley of North America, Cinc. 1850, p. 76 u. 76.

2′ 6″, der zweite von 6′, der dritte von 4′ und der vierte von 10′, ein wenig über den Wurzeln gemessen, welch' letztere sich in einer Fläche von 28′ Durchmesser ausbreiteten. Diese Stümpfe waren in eine weiche, tiefschwarze Erde eingebettet. Schnitt man das Holz mit dem Spaten durch, so hatte es eine Konsistenz etwa wie Käse, indessen erhärtete es beim Trocknen. In der Tiefe von 7′ und 16′ fand man verbranntes Holz. Muscheln, Knochen von Landthieren oder Fischreste wurden nicht gefunden; in einem früher ausgegrabenen Reservoir fand man jedoch in einer Tiefe von 16′ ein menschliches Skelet. Der Schädel lag unter den Wurzeln eines Baumes und war erträglich gut erhalten, die meisten der übrigen Knochen dagegen zerbröckelten bei Druck. Ein kleines Os ilium, welches ich sah, ließ auf männliches Geschlecht schließen. Eine niedrige und schmale Stirn, ein mäßiger Gesichtswinkel und vorspringende, weit auseinanderstehende Wangenbeine scheinen zu beweisen, daß der Schädel der Rasse unserer heutigen Indianer angehörte. Es fand sich keine Kohle, Asche oder irgend welcher Schmuckgegenstand in seiner Nähe ringsum. In der Tiefe des Reservoirs sprudelte Brackwasser von verschiedener Temperatur, 80—82° Fahrenheit, fortwährend auf."

Diese Angaben Drake's benutzte nun Bennet Dowler in New-Orleans zu einer Berechnung des Alters der erwähnten Menschenknochen. Sein Aufsatz (Tableaux, geographical, commercical, geological and sanitary of New-Orleans) ist einem damals neu erscheinenden Adreßbuch der Stadt New-Orleans vorgedruckt; seine Ausführungen sind dann später in Nott und Gliddon's Types of mankind reproduzirt und damit in weitere wissenschaftliche Kreise eingeführt worden.

Dowler setzt voraus, daß sich der Boden in der Gegend von New-Orleans in sehr gleichmäßiger Weise durch weithin ausgebreitete Niederschläge aus dem trüben Wasser des Mississippi

gebildet habe. Wird durch solche Niederschläge neues Land dem Boden abgewonnen, so wachsen auf dem sumpfig weichen Boden zunächst nur Wasserpflanzen: diese jüngsten Landbildungen sind die „schwimmenden oder zitternden Prairien“. Auf ihnen bietet der Boden zunächst noch keinen genügenden Halt für größere Bäume. Erst wenn durch fortgesetzte Alluvion der Boden eine gewisse Dicke und Festigkeit erreicht hat, schlagen zunächst Cypressen Wurzeln, denen später, bei zunehmender Austrocknung des Untergrundes, die Lebenseiche folgt. Dowler bringt — freilich sehr willkürlich — für jeden dieser Abschnitte eine bestimmte Reihe von Jahren in Rechnung. Er sagt: wenn die Anschwemmung am Mississippi so viel beträgt wie am Nil und wenn sie bei letzterem Fluß 5″ im Jahrhundert beträgt, so müssen wir annehmen, daß 1500 Jahre vergangen sind, ehe die ersten Cypressen auf den bisherigen zitternden Prairien Wurzel fassen konnten. Wenn dann zwei Generationen von Cypressen folgten, wenn jede dieser Generationen ein Alter von 5700 Jahren erreichte, so würde das Alter der sog. Cypressen-Aera 11 400 Jahre betragen, Und nun sehen wir heute auf dem festeren Boden die noch jüngeren Lebenseichen und andere Laubbäume; wenn das Alter der Lebensbäume 1500 Jahre beträgt, so muß also auch noch diese Summe dem Alter der jetzigen oberflächlichen Bodenschicht hinzugerechnet werdeu, und wir erhalten dafür im Ganzen 14400 Jahre.

Die bei den Ausgrabungen des Gasreservoirs gefundenen tieferen Cypressenstümpfe sieht Dowler für die Repräsentanten früherer Landbildungen an, die jedesmal durch Senkung des Landes wieder unter Wasser gesetzt worden seien. Wenn nun jede dieser älteren Landbildungen eine gleiche Zeitdauer in Anspruch nahm, als diejenige, welche die jetzige Landoberfläche von New-Orleans bildet, so müssen wir, da — nach Dowler's Annahme — die Menschenreste nnter der dritten Schicht von

Cypressen gefunden worden seien, noch zu der Zeit der heutigen Bodenoberfläche die dreifache Summe von Jahren für die ältere Landschicht hinzufügen, und würde somit für das ganze Alter aller vier seit dem Einbetten jenes Menschen verflossenen Landbildungen die Summe von 57 600 Jahren erhalten.

Dowler's Annahmen sind sämmtlich äußerst willkürlich; der Direktor der Gaswerke selbst, Herr Dr. Rogers, schätzte, wie Lyell[1] angiebt, der kurz nach der Ausgrabung New-Orleans besuchte, das Alter der Anhäufung jener Cypressenstümpfe auf 18 Jahrhunderte.

Jedem der vielen „Wenn", auf welche die Dowler'sche Berechnung beruht, steht ein „Aber" gegenüber; der ganze Aufbau seiner Ausführungen fällt aber sofort zusammen, wenn wir die Verhältnisse des Mississippilaufes genauer ins Auge fassen. Der ganze Unterlauf des Mississipppi zeigt im Niveau der Thalsohle eine Unmasse von halbmondförmigen Seen, die rechts und links vom jetzigen Flußbett viele Meilen weit über die unterste Thalstufe hin zerstreut sind. Sie sind die unzweifelhaften Zeichen, daß der Fluß noch in jüngster Zeit sein Bett in ausgiebigster Weise geändert hat. „Unaufhörlich wühlt der Fluß seine Schlangenwindungen weiter und weiter, stets wechselt die Karte seines Laufes; wo heute noch Land ist, fließt morgen der Strom, und gegenüber am andern Ufer wächst das Land durch Niederschläge, Driftholz, Sand und Thon. So nagt der Strom an der äußeren Seite seiner Biegungen, während er an der inneren, konvexen immer neues Land ansetzt. Der Radius der Biegungen wächst dadurch, und zwar so lange, bis die Biegung ihre Nachbarbiegung berührt; dann stürzt das Wasser mit Gewalt durch den schmalen Damm, der bisher die Krümmungen trennte, den neuen Kanal rasch erweiternd und vertiefend. In der Krümmung aber läßt bald die Strömung

[1] Zweite Reise n. d. Ver. Staaten. Deutsch von E. Dieffenbach. II., p. 132.

nach, im ruhigen Wasser senkt sich Treibholz, Sand, Gerölle zu Boden, in kurzer Zeit ist die Kommunikation mit dem Strome verstopft, und während dieser an anderen Stellen seinen Weg weiternagt, ist aus der früheren Flußkrümmung ein halbmondförmiger See geworden, der indeß zur Zeit des Hochwassers noch immer sein Driftmaterial bekommt, so daß er sich rasch auffüllt. Wie häufig dieser Vorgang stattfindet, beweist die Entstehung von sechs neuen cut-offs im Unterlaufe des Stromes, während des Zeitraumes von 1800—1850; in welcher Ausdehnung er stattfindet, zeigt die breite Zone der halbmondförmigen Seen und Sümpfe; wie gründlich das Umpflügen des Bodens geschieht, zeigt die Tiefe des Stromes, die im unteren Theil des Laufes durchschnittlich zwischen 150 und 200 Fuß beträgt. Das Material, welches der Fluß heruntertreibt, ist Driftholz, Thierleichen, thoniger Flußschlamm, feiner Sand und am Boden liegendes gröberes Gerölle. Häufig mag er aus seinen Ufern alte, begrabene Stümpfe herauswühlen, sie weiter fortführen, und an einem weiter unten gelegenen Punkt, auf einer Sandbank oder in einem halbmondförmigen See wieder ablagern, oft mag er die Stümpfe frisch abgestorbener Bäume, die ein Waldbrand, eine Ueberschwemmung, ein Windsturm oder sonst eine Ursache getödtet hat und deren über der Erde stehende Theile schon verwittert und zerfallen sind, wegführen; oft auch treibt er vollständige Bäume hinab. Dieselben lagern sich an den ruhigeren Stellen ab; beim Sinken des Hochwassers bleiben die leichteren Theile, Stamm und Aeste, in der Luft. So kommt es, daß der obere Theil des Baumes in der Regel morsch wird, verfault und endlich bei weiteren Ueberschwemmungen von der Strömung weggeführt wird, während der schwerere und im Wasser gut erhaltene Wurzeltheil zu Boden sinkt. Nur sehr selten wird es sich ereignen, daß dieser Theil, der nur wenig Höhe, aber eine beträchtliche Breite hat, sich auf die hohe Kante

stellt, in der Regel wird er sich in seiner natürlichen Stellung zu Boden senken und in dieser Stellung begraben werden. Legt dann der Fluß in späterer Zeit, vielleicht nach Jahrhunderten, diese Ablagerungen wieder bloß, dann wird man häufig genug die niedergesunkenen Stümpfe so finden, als ob sie generationenweise übereinander gewachsen wären. So beweist das Vorkommen von Stümpfen noch ganz und gar nicht ihren autochthonen Ursprung. Bei dieser unentwirrbaren Mannigfaltigkeit der jüngsten Anschwemmung ist es ganz unmöglich, irgend welche Zeitberechnung aufzustellen."[1] Damit fallen alle Zeitbestimmungen über das Alter des Mississippideltas, damit auch diejenigen Bennet Dowler's über das hohe Alter des Menschen im Boden von New-Orleans. Die aus den erwähnten Ausgrabungen stammenden Menschenknochen sind spurlos verschollen; nach Drake's Beschreibung soll der Schädel denen der heutigen Indianer geglichen haben; das würde durchaus nichts Auffallendes haben, da es sich sehr wahrscheinlich um rezenteste Ablagerungen handelte.

Eine absolute Zeitbestimmung des Alters der ältesten Menschenspuren ist nicht möglich; alle Versuche dazu, die sowohl in der alten, als in der neuen Welt angestellt wurden, haben zu keinem haltbaren Resultat geführt. Die Urgeschichte des Menschen muß sich bescheiden, hierin auf die Genauigkeit der Geschichte im engeren Sinne zu verzichten, und zufrieden sein, wenn es ihr gelingt, ihre Funde mit Sicherheit in die jüngsten Phasen des Ablaufs geologischer Geschichte einzureihen. Wir fragen nicht mehr: „wie viel Jahre sind seit dem ersten Auftreten des Menschen verflossen," sondern nur: „in welche geologische Periode sind die ersten Spuren des Menschen einzureihen?" Aber hier begegnet uns sogleich die

[1] Schmidt, Z. Urgesch. Nord-Amerikas, Arch. f. A., V., p. 163.

Schwierigkeit, daß selbst die jüngstabgelaufenen geologischen Veränderungen der Erdoberfläche noch lange nicht so gut bekannt sind, als wir es wünschen möchten; keineswegs besteht eine volle Klarheit über die jungtertiären und der quartären Ereignisse und die Geologen sind über wichtige Dinge noch durchaus nicht immer derselben Meinung. Dennoch hat die jüngere Gletscherforschung in vielen Punkten Licht gebracht, und wenn auch noch nicht alle einzelnen Erscheinungen sich gut einfügen lassen, so beginnen doch schon die Grundzüge in deutlicheren Umrissen sich hervorzuheben, so daß wir die Geschichte der Quartärzeit in ihrer geologischen, geographischen und paläontologischen Entwickelung in ihren Haupterscheinungen schon jetzt feststellen können.

Wenn wir die klimatischen Verhältnisse am Ende der Tertiärzeit mit denen der Jetztzeit vergleichen, so begegnen wir sowohl in Europa, als in Amerika sehr ähnlichen Zuständen, wie die sind in welchen wir jetzt leben. Aber doch sind beide Epochen durch einschneidendste Klimaveränderungen voneinander geschieden. Schon während der Tertiärzeit, die sich in ihren früheren Abschnitten eines weit wärmeren Klimas erfreute, begann ein langsames Sinken der Temperatur, und als sich nach dem Rückzug der Tertiärmeere, nach der Erhebung der jetzigen größten Gebirgssysteme, der Anden, der Pyrenäen, Alpen, Kaukasus, Himalaya, ungefähr die Grenzen der jetzigen Land- und Wasservertheilung gebildet hatten, da bedeckten sich die höheren Gebirge und die nördlichen Länder mit Eishüllen, von deren Größe wir uns nur schwer eine Vorstellung machen können. Weit über die jetzigen Grenzen von Schnee und Eis hinaus erstreckte sich das Gebiet ehemaliger Vergletscherung; der Rhonegletscher, der jetzt sich gleichsam in den hintersten Winkel an der Furka verkrochen hat, schob seine Eismassen bis in die Gegend von Lyon vor; längs des Jura lagen die Gletscher-

Endwälle der kleineren Thäler der Aar, der Reuß, bis nahe an die Donau heran reichten die mächtigen Eisströme des Rheinthals und des ganzen tiroler Gletscherstockes, und weit in die sarmatische Ebene hinein schoben sich ostwärts von den Alpen ungeheure Eismassen vor, während auch der Südfuß der Alpen, wenn auch nicht in dem hohen Maße, viel weiter vergletschert war als jetzt.

Seit lange sind die Erscheinungen der sog. nordischen Drift bekannt, die man als Ablagerungen von Schuttmassen, herbeigeführt durch schwimmende Eisberge, ansah. Aber erst die letzten Jahre haben zwingende Beweise dafür herbeigebracht, daß das ganze Gebiet jenes angenommenen, von schwimmenden Eisbergen durchzogenen nordeuropäischen Meeres nichts war, als eine einzige ungeheure Gletscherwüste. Vom submarinen Steilabfall des atlantischen Oceans an, der mit der 100 Fadenlinie westlich von der europäischen Küste zusammenfällt, war ganz Nordeuropa bis zum Ural hin eine einzige Eismasse, deren südliche Grenze sich durch das nördliche Belgien, längs des Nordrandes der mitteldeutschen Gebirge, des rheinischen Schiefergebirges, des Harz, des Thüringerwaldes, des Erz- und Riesengebirges, der Karpathen, bis nach Charkow hinzog. So blieb zwischen dieser riesigen Eismasse und den großen Alpengletschern nur ein verhältnißmäßig kleiner Streifen unvereisten Landes; aber auch von ihm waren nicht unbeträchtliche Bezirke der höheren Mittelgebirge mit Gletschern bedeckt. Soweit diese ehemalige Vergletscherung reichte, finden wir überall Spuren derselben, ungeheure Schuttmassen, Abrundung hervorstehender Felsen, Ritzung und Schrammung der Oberfläche, Riesentöpfe, Stauchung, Verquetschung, Zertrümmerung des Untergrundes. Wir dürfen annehmen, daß von den 540 000 Quadratkilometern Deutschlands 350 000, also beträchtlich mehr als die Hälfte unter Eis begraben waren, und daß die ganze Gletscherbedeckung Europas in runder Summe 6½ Millionen Quadratkilometer betrug.

Sehr allmählich hat sich die Ausbildung dieser Eiszeit vollzogen, und sehr allmählich lief auch ihre weitere Entwickelung und ihre Rückbildung ab. Die Glazialforschung hat gezeigt, daß seit der größten Intensität der Vergletscherung ganz beträchtliche Oszillationen stattgefunden haben. Fast überall zeigten sich deutliche Spuren, daß wiederholte Vergletscherungen durch Zeiten milderen Klimas unterbrochen wurden. Arnold Escher von der Linth war es, der zuerst an verschiedenen Stellen der Nordschweiz auf das Vorkommen von Schieferkohlen zwischen ächt glazialen Bildungen aufmerksam gemacht hatte, deren pflanzliche und thierische Einschlüsse ein viel milderes Klima (Heer schätzt seine mittlere Jahrestemperatur auf 6—9° C) bewiesen, als es vor und nach ihrer Bildung geherrscht haben mußte. Weitere Forschungen zeigten, daß wahrscheinlich mehrere solcher großer Klima-Oszillationen stattgefunden hatten. Und ganz zu gleichem Ergebniß führten die Beobachtungen im Gebiet der ehemaligen nördlichen großen Gletscherwelt; so sind, um nur ein Beispiel anzuführen, die Sande von Rixdorf bei Berlin, die zahlreiche Säugethierknochen einschließen, zwischen zwei verschiedenen Moränen eingelagert.

Es läßt sich nun zeigen, daß keine der späteren Vergletscherungen an Intensität und Umfang die älteste erreicht hat. Unter den typischen Moränen, sog. Endmoränen, liegen überall noch ältere Schuttmassen, die sich peripherisch noch wie ein großes Band vor jener hinziehen, und die hier, weil schon viel länger denudirenden, erodirenden, nivellirenden Einflüssen ausgesetzt, weniger deutlich das Bild einer typischen Moränenlandschaft darstellen. In den Pyrenäen wie in den Alpen und wie am Saume der ehemaligen großen nordischen Vereisung läßt sich dieser doppelte Gürtel nachweisen, ein äußeres von Thälern und Flüssen durchzogenes Schuttgebiet und ein innerer, deutlicherer Moränengürtel, unregelmäßig hügelig, reich an Seen und Torfmooren.

Trat ein wärmeres Klima nach starker Vereisung ein, so mußte das Abschmelzen der Gletscher die Flüsse beträchtlich füllen, deren Stoßkraft erhöhen, und sie mußten wenigstens einen Theil der Schuttmassen der Riesengrundmoränen mit sich fortführen, rollen, ausbreiten. Am stärksten mußte dieser Vorgang eintreten nach dem Rückzug der größten Vereisung, d. h. nach der ersten Glazialzeit, aber auch wenn nach mehrfach wiederholtem Vorrücken die Gletscher wieder von neuem abschmolzen, mußte sich diese Flußalluvion wiederholen. Und so finden wir auch an allen aus Gletschergebieten kommenden Flüssen das aus den Moränen stammende Geröllе weithin den Grund und die Seitenwände des Thales, oft bis zu bedeutender Höhe hinauf bedecken. Meistens können wir eine terrassenförmige Anordnung dieser Schottermassen konstatiren, der Querschnitt eines Thals pflegt treppenförmig nach dem Fluß hin abzufallen. Wenn wir uns nun vorstellen, daß während des Abschmelzens jedes Eismaximums ein solcher Schub von Schotter in das Thal vorwärts geschah, daß aber in der Zwischenzeit der Fluß erodirend in diese Schottermassen hineinschnitt, so gestalten sich daraus folgende Verhältnisse: der erste Rückgang, der der mächtigsten Gletscherentwickelung folgte, hat auch am meisten Geröllmaterial in die Flußthäler vorgeschoben: dieselben wurden bis zu sehr hohem Niveau hinauf mit einer Decke von Schotter erfüllt. Ließ die Anbildung nach, so folgte eine Erosion des Flusses in den abgelagerten Schotter hinein, so daß jetzt innerhalb des letzteren eine neue, engere Thalrinne entstand. Wiederholte sich derselbe Prozeß des Verschiebens von Schotter in dieser engeren Thalrinne (bei dem Abschmelzen der neuen Vergletscherung) und der späteren Erosion, so mußten sich allmählich neue Terrassen ausbilden, die, wenn die Schuttmassen jedes folgenden Abschmelzens geringer wurden, auch immer niedriger werden und sich immer weniger weit thalabwärts erstrecken mußten. Und dies ist auch

wirklich überall der Fall, wo mehrere Terrassen ausgebildet sind: die tiefere Terrasse ist daher — entgegen der sonst in der Geologie herrschenden Regel — jünger als die höhere; in der That liegt sie ja höher als die letztere, denn sie ist dem Einschnitt in dieselbe aufgelagert. Flußauf- und flußabwärts können wir die größte, älteste Schotterablagerung am weitesten verfolgen: wo die Niederterrassen schon in erster Richtung aufgehört haben, breitet sich noch das älteste Geröll aus, und nach dem Gebirge zu, setzt sich dasselbe noch unter die neueren Moränen fort, deren Schuttmaterial erst den jüngeren Flußschotter geliefert hat.

Wenn so Hoch- und Niederterrassen in unmittelbare Beziehung zur Eiszeit treten, so ist das Gleiche der Fall mit dem Löß. Es war bis vor kaum anderthalb Decennien eine von den Meisten angenommene Ansicht, daß der Löß nichts anderes sei, als die in ruhigem Süßwassersee abgesetzte Schlammtrübe des Wassers. Aber als v. Richthofen gegen Ende der sechziger Jahre zum erstenmal in die riesenhaft entwickelte Formation des Löß in den abflußlosen Gebieten Central-Asiens vordrang, da erkannte er bald, daß hier die alte Erklärung absolut unzulänglich war. Mit zwingender Macht drängte sich hier die Vorstellung auf, daß es sich um ein, aus der Luft niedergeschlagenes Gebilde handele: die Agentien, welche das Material für die Lößbildung herbeischafften, waren nicht die Gewässer von Seen, sondern Regenwasser und besonders der Wind.

Ueberall, wo es sich um ächten Löß handelt, ist derselbe eine subaërale Bildung. Es lag nun nahe, in allen Lößgegenden für die Bildung dieser Formation auch dieselben Bedingungen anzunehmen, wie sie in Central-Asien zu so mächtigen Lößmassen geführt hatte, abflußlose, regenarme Steppen- und Wüstengebiete. Aber schon die Konfiguration Europas während und nach der Eiszeit spricht nicht für eine solche Hypothese, die die ausge-

dehntesten Bodenbewegungen und klimatischen Veränderungen in Anspruch nehmen muß; noch mehr spricht aber dagegen der Umstand, daß die horizontale Verbreitung des Löß wesentlich an die Verbreitung der Schotter gebunden ist. Während er in vertikaler Richtung bis zu Höhen aufsteigt, die eine Absetzung desselben aus Wasserbecken von vornherein ausschließen, folgt er doch im ganzen den Flußläufen, aber nur so weit, als in ihnen die diluvialen Schotter verbreitet sind. Das findet seine einfache Erklärung darin, daß der Löß in den alten Gletschergebieten aus Schotterstaub hervorgegangen ist. Man braucht nur einen Rollstein anzusehen, um zu begreifen, wie viel Material durch die Reibung auf dem Grund der Flüsse in Staub verwandelt wurde. Wenn in trockenen Zeiten das weitausgebreitete feinst zerriebene Material austrocknete und in Staub zerfiel, dann faßte es der Wind und trieb es als Staubwolken die Gehänge hinauf, wo es, von Gräsern und anderen Pflanzen geschützt, sich auf allen dazu geeigneten Stellen festsetzte. Die Hauptentwickelung der Löß fällt in das Gebiet der älteren, ausgedehnteren Schottermassen, also in die Außengletscherregion und das Niveau der Hochterrassen; auf den Niederterrassen ist er nur spärlich oder gar nicht entwickelt.

Wir gewinnen somit aus diesen stratigraphischen Verhältnissen wichtige Anhaltepunkte für die Chronologie der Eiszeit: der älteren Periode derselben gehören die äußeren, ausgedehntesten Moränenzonen der großen Gletscher an, der Interglazialzeit die Bildungen von Schieferkohlen, knochenführenden Sanden, Tuffen 2c., die zwischen ältere und jüngere Moränen eingelagert sind, sowie die Hauptmasse des über der Gletscherrandzone abgelagerten Löß; der jüngeren Eiszeit dagegen die jüngeren Moränen, die Hoch- und Niederterrassen der Flußthäler und der auf den Hochterrassen abgelagerte Löß. Leider geben uns die paläontologischen Verhältnisse nicht gleich präzise Hilfsmittel der Orientirung. Im allgemeinen werden wir da, wo sich blos

arktische Formen finden, nicht irren, wenn wir dieselben auf die Kulmination der älteren oder jüngeren Eiszeit beziehen, während eine Vermischung von nördlichen und südlichen Formen, wie z. B. in den Tuffen von Weimar und Cannstadt mit Wahrscheinlichkeit der Interglazialzeit zugerechnet werden darf.

Das sind im Wesentlichen die für die Chronologie der Eiszeit in Europa gewonnenen Gesichtspunkte. Es fragt sich, ob wir sie ohne weiteres auch auf Amerika übertragen dürfen.

Auch hier treten Erscheinungen auf, die das Vorhandensein einer Eiszeit mit Sicherheit annehmen lassen; ja die Verhältnisse sind dort, der größeren Ausdehnung des Landes entsprechend, noch viel großartiger. Während in Europa zur Zeit der größten Vergletscherung 6½ Millionen Quadratkilometer von Eis bedeckt waren, hatte die zusammenhängende Eisfläche in Nordamerika eine Ausdehnung von 20 Millionen Quadratkilometer, also fast das Dreifache der europäischen Gletscherbedeckung. Gletscherschliffe und Ritzungen fallen dem Europäer auf, sobald er den Fuß in New-York ans Land setzt, sie finden sich am Potomac bei Washington, auf dem Cumberlandplateau in Kentucky, in den Plains des Missouri, in den Felsengebirgen, der Sierra Nevada Californiens, in Columbia, auf Vancouver-Island und den Queen Charlotte-Islands. Können wir in Europa im allgemeinen den 50. Breitegrad als Südgrenze des großen nördlichen Gletschers ansehen, so rückt diese in Amerika bis zum 40. und 39. Breitegrad, also bis in die Breite von Neapel und Valencia herab. Noch am Delaware steigen Gletscherschliffe und Streifen bis zu 400′ Höhe hinauf, am oberen Hudson erreichen sie an den Catskill-Mountains und am Mount Monadnock in New-Hampshire eine Höhe 3250′, auf dem Gipfel des Jay-Peak sind sie bis 4000′, an den Green Mountains bis 5000′ nachgewiesen — so massig waren also selbst in diesen verhältnißmäßig südlichen Breiten die Eismassen, die sich, wie die Gletscher-

streifen zeigen, im ganzen in nordsüdlicher Richtung herabbewegten.

Gerade wie in der alten Welt, läßt sich auch in der neuen das Eintreten sehr beträchtlicher Oszillationen während der Vergletscherung nachweisen; wie hier, so liegt dort dem Wall der jüngeren Moränen eine Randzone älteren Gletscherschuttes vor. Unsere baltische Seenplatte, die Moränenlandschaft der jüngeren Eiszeit findet ihr striktes Analogon in der riesigen Kettle-Moräne Nordamerikas, dem Gebiet der mächtigen Seenentwickelung; in beiden Gebieten lagert diesem Steinwall der jüngeren Vergletscherung ein flaches, von Strömen durchzogenes Gebiet von Schuttmassen vor, deren Moränencharakter mehr verwischt ist; es ist das Gebiet der Grundmoränen, der größten, ältesten Vergletscherung.

Wenn so die Gleichheit in den Verhältnissen der Moränenbildung es schon wahrscheinlich macht, daß der zeitliche Ablauf der Gletscherzeit in Amerika in gleicher Weise sich vollzog, wie in Europa, so wird diese Vermuthung noch durch weitere Analogien fast zur Gewißheit. Die Schieferkohlen der Schweiz schieben sich, als Beweis von Interglazialzeit mit milderem Klima, zwischen die älteren und jüngeren Moränen hinein: genau ebenso ist zwischen zwei Lehmschichten unzweifelhaft glazialen Ursprungs am Ohio ein forest bed eingelagert, in welchem Newbury zahlreiche Baumstümpfe und Knochenreste von Mammuth, Mastodon und einem großen Biber nachgewiesen hat, die Zeugen einer milderen, zwischen kältere Perioden eingeschobenen Interglazialzeit.

Auch die Schotterterrassen treten in beiden Welttheilen mit überraschender Gleichartigkeit auf; sie zeigen auch in Amerika dieselben Beziehungen zur Eiszeit und deren einzelnen Abschnitten, wie in Europa; auch hier lassen sich die weithin ausgebreiteten Deckenschotter der älteren Eiszeit von den jüngeren Hoch- und

Niederterrassen, die räumlich viel weniger weit ausgedehnt sind, in allen mit dem ehemaligen Gletschergebiet in Verbindung stehenden Thälern nachweisen, von Neu-England quer durch ganz Nordamerika bis nach Oregon und Kalifornien.

Als Lyell 1842 zum erstenmal Amerika bereiste, fielen ihm schon diese Hoch- und Niederterrassen von je 60′ im Thal des Ohio bis Cincinnati auf;[1] Durchschnitte durch dieselben zeigten zugleich, daß die Niederterrasse die jüngere Bildung war: sie war in eine Auswaschung der Hochterrasse eingelagert. Beim Graben eines Brunnens in Cincinnati traf man nach Durchteufung der Terrassenschotter ein hoch von Schotter bedecktes „Lager von Schlamm", in welchem Holzstücke und Wallnüsse gefunden wurden — wahrscheinlich der Interglazialzeit angehörig. Diese Terrassen werden in dem Maße höher, als man sich den Quellen des Flusses nähert, und zugleich enthalten sie immer gröberes Material. Dieselbe Terrasse, welche an der Mündung des Kanawha in den Ohio 60′ hoch ist, erreicht bei Georgetown, weiter stromaufwärts, eine Höhe von 80′. An der Mündung des Connecticut-River erhebt sich die Hochterrasse 30′ über den Wasserspiegel des Flusses, bei East-Hartford, 36 englische Meilen von der Mündung, 30′; bei East-Windsor (48 Ml.) 50′, bei Long-Meadow (62 Ml.) 112′, bei Willimansett (68 Ml.) 170′, noch weiter aufwärts, bei Hanover N.-H. 182′. In der Richtung des Stromlaufs dagegen werden diese Terrassen immer niedriger, zunächst hören die Niederterrassen, später auch die Hochterrassen auf, und weit vom ehemaligen Gletschergebiet entfernt, im ganzen Unterlauf des Mississippi bildet nur noch eine aus feinerem Gerölle und Sand bestehende Anschwemmung, welche überall den Löß unterlagert, der sog. Orange-Sand, den Repräsentanten der weit verbreiteten, aus der früheren Eiszeit stammenden Deckenschotter Europas.

[1] Lyell, Erste Reise, p. 241, Fig. 9.

Damit keine der stratigraphischen Parallelen fehle, bildet auch der amerikanische Löß die genauesten Analogien mit dem europäischen dar. Hier wie dort erhebt er sich in sehr verschiedenen Niveaus, die die Annahme eines Niederschlags aus Wasser unthunlich erscheinen lassen, ganz abgesehen davon, daß das Vorkommen derselben Genera von Landschnecken Helix, Helicina, Achatina, Cyclostoma, Pupa ꝛc., sowie die häufigen Spuren von aufrechtstehenden Gräsern und anderen Landpflanzen gegen eine solche Entstehung spricht. Dagegen folgt auch in Amerika die horizontale Ausbreitung des Löß den Flußthälern, oder vielmehr den Schotterablagerungen in denselben. Ueberall sehen wir die Flußterrassen bedeckt von gelben Löß; ganz besonders aber ist der Löß zu einer mächtigen Formation entwickelt im Gebiet des Mississippi, des gewaltigen inneren Sammelbeckens welches allen Schutt des Riesengletschers zwischen Alleghanies und Felsengebirge aufnahm und durch fließendes Wasser über die ganze mächtige Mulde ausbreitete. Hier steigt der Löß hunderte von Fuß an, am höchsten mehr nach Norden hin, in der Richtung der Randzone des ältesten größten Gletscherschuttwalles, in südlicher Richtung immer mehr an Mächtigkeit abnehmend. So fallen die Lößklippen am Rande des Mississippi bei Natchez noch 200′ steil ab; weiter abwärts bei Port Hudson sind sie nur noch 75′ und am Beginn des eigentlichen Delta, bei Baton-Rouge nur noch wenige Fuß hoch. Je nach der Natur des ausgebreiteten und zerriebenen Schottermaterials war der Löß mehr sandig oder mergelig oder thonig; es geschah während der Bildung des Löß wohl auch, daß sich über solchen, mehr thonigen Schichten Wassertümpel bildeten, in welchen uns dann die Reste der Thiere erhalten sind, welche zum Trinken diese Tümpel besuchten. Solche Fundorte kommen besonders in den unteren Lößschichten vor, z. B. bei Natchez; sie zeigen uns in der Mischung von nördlicheren und südlicheren Thierformen, daß

wir es hier mit Ablagerungen aus der Interglazialzeit zu thun haben. Repräsentanten südamerikanischer Typen, wie die des Riesenfaulthiers, des Megalonyx, des Mylodon ꝛc., mischen sich hier mit nördlichen: dem Bison, dem Moschusochsen, dem, dem irischen Megaceros verwandten Riesenhirsch, dem Mammuth und dem Mastodon — im ganzen ist es eine fremdartige, zum größten Theil ausgestorbene Vierfüßerfauna, während die Landmollusken des Löß sich viel zäher erwiesen haben und fast sämmtlich noch lebenden Arten angehören.

Die paläontologische Bestimmung giebt uns in diesen Fällen einen Anhalt für genauere Zeitbestimmung; in den meisten Fällen freilich wird sie sich darauf beschränken müssen, wenn es sich um das Vorkommen ausgestorbener Diluvialthiere handelt, den betreffenden Fund nur im allgemeinen der Quatärzeit zuzurechnen.

Wenn wir nun nach den so gewonnenen Gesichtspunkten für die Chronologie der Quartärzeit Amerikas dazu übergehen, die einzelnen hierhin gehörigen prähistorischen Funde kritisch zu betrachten, so wollen mit denjenigen beginnen, bei welchen es sich nur im allgemeinen um das Zusammenvorkommen des Menschen mit Diluvialthieren handelt, ohne daß stratigraphische Daten uns ein genaueres Einfügen in die einzelnen Abschnitte der Quartärzeit ermöglichten.

Zu den wichtigsten Fundstellen des quartären Menschen gehören in Europa die Höhlen; in ihnen wurde zuerst, und auch am allerhäufigsten die Coexistenz des Menschen mit den ausgestorbenen Thieren der Eiszeit, mit Höhlenbär und Hyäne, mit Mammuth und wollhaarigem Nashorn nachgewiesen. Merkwürdigerweise hat bis jetzt Amerika noch keinen einzigen derartigen Fund geliefert; ja eine eigentliche Höhlenfauna, wie sie in Europa so charakteristisch auftritt, existirt dort gar nicht, und

wie der Höhlenbär,[1] die Höhlenhyäne, der Höhlenlöwe dort fehlen, giebt es auch keinen Höhlenmenschen. Außerordentlich ausgedehnt sind in kalkreichen Gegenden dort die Höhlen; sie bilden z. B. in Kentucky und Indiana Systeme unterirdischer Räume, denen sich keins der europäischen Höhlen an die Seite stellen kann. Aber nirgends hat bis jetzt der ungestörte Höhlenboden Zeichen der Anwesenheit eines quartären Menschen ergeben — nur moderne Indianer haben gelegentlich den vordern Theil der einen oder andern Höhle als Begräbnißplatz benutzt.

In den Höhlen Südfrankreichs hat der Mensch, der Zeitgenosse der Diluvialriesen, diese Thiere nach dem Leben gezeichnet und uns damit den sprechendsten Beweis für seine Coexistenz mit denselben hinterlassen. Aehnliche Darstellungen sollten auch in Amerika ein gleich hohes Alter der Menschen erweisen. In dem, an sonderbar gestalteten, in ihrem Umriß an verschiedenen Thierformen erinnernden Erdhügeln besonders reichen Wisconsin findet sich auch in der Nähe der Einmündung des Wisconsin-River in den Mississippi ein 135′ langer, 66′ breiter Mound, der ein Thier mit rüsselähnlicher Verlängerung am Kopfende darstellt und deshalb den Namen Elephant-Mound erhalten hat. Es dürfte diese Bezeichnung jedoch kaum einer ernstlichen Kritik standhalten. Von Stoßzähnen, die bei einer Nachbildung gewiß nicht vergessen worden wären, findet sich nicht die Spur einer Andeutung; auch Schwanz und Ohren fehlen, und das, was man als Rüssel deutet, ist für einen Mammuthrüssel viel zu kurz. In keinem Fall kann man diese Erdhügel ernstlich für einen Beweis der Gleichzeitigkeit von Mensch und Mammuth ansehen. In neuerer Zeit haben dann zwei angeblich alte Mammuthdarstellungen viel von sich reden gemacht, welche Rev.

[1] Nur in Californien wurde ein Höhlenbär, bei welchem die Zähne in geschlossener Reihe (ohne Diastema) standen, aufgefunden, den Cope deshalb von den echten Bären trennt und Arctotherium simum nennt.

Gaß in Davenport, Iowa, an das Licht gebracht hat. Es sind die berühmten sog. Mammuthpfeifen, die 1881 und 1882 in der Nähe von Davenport, Iowa, gefunden worden sind, rohe Darstellungen rüsseltragender Thiere, die sehr an den Umriß des sog. Elephant-Mound in Wisconsin erinnern, und ebenso wie diese der charakteristischen Stoßzähne und des Schwanzes entbehren. Gaß ist ein besonders glücklicher Entdecker; während Niemand sonst in Amerika etwas Aehnliches gefunden hat, ist es ihm gelungen, auch noch eine dritte, auf ein Steintäfelchen eingeritzte Mammuthdarstellung zu entdecken; außerdem haben ihm seine Nachforschungen eine Anzahl beschriebener Steintäfelchen geliefert, auf welchen u. A. auch Buchstaben, die in alten Alphabeten der alten Welt vorkommen, sich finden. Alle diese Funde sind mehr als verdächtig; jedenfalls dürfen wir sie, so lange sie nicht durch einwandfreiere neue Funde bestätigt werden, nicht für beweiskräftig für die Existenz von Mensch und Mammuth ansehen. Das Gleiche gilt von Koch's Fund eines Mastodon, über welchem nach seiner Angabe unmittelbar eine Feuerstelle nebst menschlichen Artefakten lag. Man hatte es im Jahre 1839 am Bourbeux-River in Gasconade-County, Missouri, beim Graben eines Brunnens entdeckt; die oberen Knochenpartien, besonders der Kopf, zeigten Spuren intensiver Hitzeeinwirkung, und die Aschen- und Kohlenschicht, welche unmittelbar über dem Skelett lag, enthielt Pfeilspitzen, eine Speerspitze, Steinbeile, angebrannte Mastodonrippen und -Wirbel. Koch sah hierin einen Beweis für die Gleichzeitigkeit von Mensch und Mastodon. Es bleibt hier aber doch die Erklärung die einfachere und deshalb wahrscheinlichere, daß moderne Indianer zufällig den Platz unmittelbar über einem fossilen Mastodonskelett zu ihrer Feuerstelle gewählt haben. Leider ist aber die Glaubwürdigkeit Koch's nicht über jeden Zweifel erhaben. Nicht nur, daß in verschiedenen Berichten über diesen Fund sich erhebliche Verschiedenheiten finden, auch

sonst hat sich Koch zu Schwindeleien verleiten lassen, die ganz im Stile Barnum's auftraten und daher auch seinen übrigen angeblichen Beobachtungen die Bedeutung wissenschaftlich zuverlässigen Materials rauben.

Größere Beweiskraft scheint ein Fund zu haben, der in Louisiana während des amerikanischen Bürgerkrieges gemacht wurde. Es brechen dort aus Kreidekalk eine Anzahl salzführender Quellen hervor; in der Nähe einer dieser Quellen auf der kleinen Insel Petite-Anse im Mississippi wurde von den Konföderirten, denen die Salzzufuhr aus dem Norden abgeschnitten war, ein Steinsalzlager ganz nahe unter der Oberfläche aufgefunden, und nun durch Tagebau eröffnet; es war nur von einer 15′ mächtigen Schicht von Sand und Erde, in welchen die mineralogische Untersuchung Körnchen von Granat und Olivin auffand, bedeckt. Es dürfte jetzt wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß dieses letztere von weither stammende Material zur Zeit des Abschmelzens der ersten größten Vergletscherung hier abgelagert wurde; eine moderne Anschwemmung desselben ist kaum wahrscheinlich, wenigstens hinterläßt der Mississippi heute nach Hochfluthen nirgends derartige Ablagerungen. Die Zeit, wo seinem Gebiet mehr Material zugeführt, als abgeführt wurde, d. h. die Periode der Anbildung, wie sie in der Eiszeit stattfand, ist für ihn verloren, er ist jetzt im Stadium der Denudation und Erosion.

Nun fand man in einer Tiefe von 10′ unter der Oberfläche Mammuthknochen, und zwar, wie der frühere Direktor des Smithsonian-Institution, Professor Henry, angiebt, in ihrer gegenseitigen natürlichen Lage. Unter ihnen aber, dicht über den Steinsalzlagern, wurden Reste von Mattenflechtwerk gefunden, ja ganze Körbe, die aus dem Rohr der Arundinaria macrosperma geflochten waren. Augenscheinlich waren sie bei der Gewinnung des Salzes von den früheren Bewohnern des

unteren Mississippi benutzt worden; ihr häufiges Vorkommen an diesem Ort zeigt, daß die Salzgewinnung damals eine recht ausgedehnte gewesen sein muß. Wenn die Deutung jener Sand- und Erdschichten als Repräsentanten der weit ausgebreiteten Deckenschotter richtig ist, so würde dieser Fund das Alter des Menschen in jene Zeit zurückversetzen, wo die ersten ausgedehntesten Gletscher in starkem Rückgang begriffen waren, und ihr Schuttmaterial durch die stärkere Triebkraft der mächtigen Schmelzwassermassen weithin fortgeführt wurde, wir würden es hier also mit großer Wahrscheinlichkeit um einen Fund der wärmeren Interglazialzeit zu thun haben.

An diesen Fund von Artefakten des Menschen ist anzureihen ein Schädel, welcher im Juni 1866 zu Rock Bluff, am Illinois-River, nordwestlich von Jacksonville gefunden wurde. Er lag 3′ unter der Oberfläche in dem sandigen Lehm, welcher eine 3′ breite Felsspalte anfüllte, und in welchem auch noch ein nicht zu demselben Schädel gehöriger Unterkiefer, sowie eckige, vielleicht vom benachbarten Fels abgewitterte Steinfragmente gefunden wurden. Leider war bei der Auffindung durch Arbeiter kein kompetenter Beobachter zugegen; nach dem Zeugniß Mc Connel's aber, der nachträglich den Fundort sorgfältig untersuchte, war er in ganz ungestörtem Löß eingebettet, würde dennoch, analog unseren europäischen ächten Lößfunden, der Zeit der Lößbildung, d. h. nach der größten Vergletscherung und vor dem definitiven Rückzug der Gletscher, einzureihen sein. Von dem Schädel haben Meigs (Rep. Smithson. Inst. 1867 p. 412) und ich (Arch. f. Anth. Bd. V. p. 238 ff.) eingehende Beschreibung gegeben. Es ist der Schädel (ohne Unterkiefer) eines älteren sehr muskelkräftigen Mannes. Alle für den Ansatz von Muskeln bestimmten Knochenvorsprünge und Kanten sind sehr kräftig entwickelt, die Jochgruben tief, die vom Schläfemuskel bedeckte Fläche sehr ausgedehnt, Hinterhauptsprotuberanz und Warzen-

fortsätze beträchtlich groß. Der Zustand der Nichtverknöcherung am Schädel läßt auf vorgerückteres Alter schließen. Die Hirnkapsel ist ziemlich groß, der Raum für das Gehirn etwas über mittlere Größe sich erhebend. Die Breite ist im Verhältniß zur Länge klein (Index 74); die Höhe niedrig (Index 72), von allen drei Durchmessern ist daher der Längsdurchmesser relativ sehr groß,

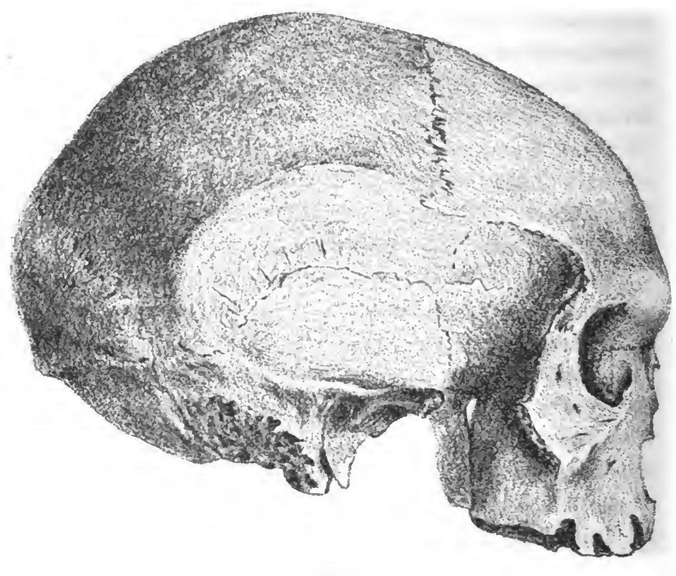


Fig. 1.

es handelt sich um einen entschiedenen Langschädel. Die ungewöhnlich stark entwickelten Glabellar- und Augenbrauenwülste, sowie die tiefe Lage der größten Breite geben dem Schädel den Ausdruck roher Bildung. Der Gesichtstheil erscheint breit und niedrig und das Verhältniß spricht sich auch wieder aus in den niedrigen, breit viereckigen Augenhöhlen, in der breiten Nasen-

öffnung (mit kleiner Spina und stumpfem unteren Rand) in der Breite des (leider zahnlosen) Oberkiefers. Die Profillinie ist steil, eher orthognath als prognath.

Es ist leider nicht möglich, dem Schädel von Rock Bluff seine ethnologische Stellung exakt anzuweisen. In allen bisherigen Untersuchungen amerikanischer Schädel ist so wenig Rücksicht darauf genommen worden, künstlich deformirte Schädel (und die bei weitem größte Zahl indianischer Schädel in den Sammlungen ist Kunstprodukt) von nicht künstlich bearbeiteten Formen zu trennen, daß gerade die amerikanische Kraniologie trotz der Arbeiten von Morton und Meigs sich noch im Zustand großer Unklarheit befindet.

Es ist schließlich hier noch ein Lößfund anzureihen, der, wie mir scheint, infolge des absprechenden Urtheils Lyell's bisher eine unverdiente Nichtbeachtung erfahren hat, der Fund eines menschlichen Beckenfragmentes bei Natchez durch Doktor Dickeson. An dieser Lokalität lassen sich die diluvialen Ablagerungen, der tiefere Deckenschotter und der mächtig entwickelte Löß besonders gut studiren, da theils die unterwaschende Thätigkeit des Mississippi, theils durch das Erdbeben von New-Madrid 1811 und 1812 entstandene und durch atmosphärische Wasser erweiterte tiefe Erdspalten stets von neuem frische Profile bloslegen. Beide diluviale Ablagerungen bilden die sog. Natchez Bluffs, etwa 200′ über dem Spiegel des Mississippi steil aufragende Klippen, den Steilabfall eines sich nach Osten zu etwa 12 englische Meilen erstreckenden horizontalen Plateaus, das nur durch tief einschneidende Bäche stellenweise zerrissen ist. Insbesondere hat sich infolge des mehrerwähnten Erdbebens eine etwa 7 Meilen lange, bis zu 60′ tiefe, vielfach verzweigte Schlucht gebildet, an Stellen, wo noch im Anfang dieses Jahrhunderts der damalige Besitzer Col. Wiley den Pflug über jenes horizontale Plateau hinweggeführt hatte. Es ist die sog. Mammuthschlucht, so genannt

von den Resten der großen diluvialen Säugethiere, welche sich in ihr häufig finden; sie ist die Fundstätte jenes menschlichen Beckenfragmentes.

Da wo die Abstürze bis zu tieferem Niveau hinabreichen, also an den Mississippiklippen selbst, erkennt man die ganze Reihenfolge der diluvialen Ablagerungen. Zu unterst liegt der „Orange-Sand", eine aus Rollsteinen, Grus und Sand bestehende Schicht, welche durch Infiltration von Eisenoxyd an vielen Stellen zusammengebacken ist und von der gelbröthlichen Farbe des Eisenoxyds ihren Namen erhalten hat. Sie führt keine Versteinerungen aus der Zeit ihrer Entstehung; die Rollsteine selbst enthalten indeß nicht selten Einschlüsse von oligocänen oder der Kreide angehörigen Versteinerungen, namentlich verkieseltes Holz und Korallen.[1] Diese Einschlüsse zeigen schon, daß der Orange-Sand weither gebracht worden ist. Er ist nichts Anderes, als die ausgedehnte Schotterbildung, die mit der ersten Eiszeit in so nahem genetischen Zusammenhang steht. Wie diese Deckenschotter in Europa die Basis für die größte Entwickelung des Löß bilden, so ist dieser auch hier bei Natchez in bedeutender Mächtigkeit abgelagert. Er wird gebildet von sehr feinem, graulichem und undeutlich geschichtetem Sand, der stellenweise zahlreiche weiße Schalen von Landschnecken führt, die für den Löß Amerikas so charakteristisch sind. Stellenweise finden sich nun in diesem Löß auch einzelne Striche, deren Konchylien anzeigen, daß hier örtlich begrenzte Süßwasserbecken existirten, es finden sich hier Schalen von Limnaea, Planorbis, Cyclas, Paludina, Physa etc. Gewöhnlich bilden mehr mergelige oder thonige Streifen den Untergrund jener ehemaligen Wasserbecken; schon bei Natchez, aber noch mehr weiter südlich, bei Port Hudson sind diese Streifen zähen Thones stellenweise

[1] Vgl. Archiv f. Anthropologie, Bd. V. p. 245.

stärker entwickelt, und über ihnen liegen dann oft in großen Mengen die Knochen großer Diluvialthiere. Augenscheinlich bestanden hier zeitweise Wassertümpel, an welche die Thiere zur Tränke kamen. Der Erhaltungszustand mancher dieser Knochen, ihre Schwere, ihre dunkle Farbe, glänzende Oberfläche, die vorzügliche Erhaltung selbst weicherer Theile, wie des Gelenkknorpels, Eigenthümlichkeiten, wie sie manche der aus jenem Fundort stammenden Knochen in der Academy of natural Sciences in Philadelphia zeigen, sprechen dafür, daß dieselben in Torfmooren eingebettet gewesen sind. Wenn wir die jetzige Südgrenze der Torfmoore betrachten, so finden wir, daß sie weit nördlich von der geographischen Breite von Natchez bleibt. Die Existenz von Torfmooren in so weit nach Süden vorgerückten Breiten beweist uns daher ein kälteres Klima; das Vorkommen eines Torffundes in Natchez spricht daher schon an und für sich für seine Herkunft aus der Eiszeit.

Gerade am Grund der erwähnten Mammuthschlucht sind solche Streifen zäheren Thones häufig, und über ihnen kommen vor die Knochen von Megalonyx, Mylodon, Elephas, Mastodon, Castoroides, Ursus, Cervus, Equus. Aus einer solchen Thonschicht zog Dr. Dickeson eigenhändig 2′ unter den Knochen von Megalonyx das in Rede stehende Beckenfragment hervor. Der Fund machte in Europa wie in Amerika gerechtes Aufsehen; es war natürlich, daß Lyell, als er auf seiner zweiten amerikanischen Reise die Südstaaten berührte, auch Dr. Dickeson und mit diesem die Fundstelle aufsuchte. Er schreibt:[1] „Er (Dr. Dickeson) war überzeugt, daß der fragliche Knochen aus dem unter dem Lehm liegenden Thon in der erwähnten Schlucht, ungefähr sechs Meilen von Natchez, genommen wurde. . . Ich konnte indessen nicht erfahren, ob das menschliche Becken

[1] Zweite Reise II. p. 190 f.

wirklich in Gegenwart eines Geologen oder geübten Beobachters ausgegraben und seine Lage unzweifelhaft bestätigt worden sei. Gleich den meisten anderen Fossilien war es, wie ich glaube, aus dem Bett des Baches erhalten worden, woraus einfach hervorgeht, daß es aus den Klippen ausgewaschen worden. Aber das Zeugniß für das Alter des Knochens hängt ganz von dem Theil der Schlucht ab, von welchem er erhalten wurde. Er war schwarz, wie wenn er in Torf- oder Pflanzenerde begraben gewesen und ist vielleicht von einem alten indianschen Grabe auf der Höhe gekommen."

Hier wiederholte sich der passive Widerstand, den man in Europa allen von Esper, Schmerling, Mc. Enery, Boucher de Perthes aufgesammelten Beweisen für das hohe Alter des Menschen entgegenstellte. Der Satz stand für die meisten fest, daß es ja unmöglich sei, daß der Mensch Zeitgenosse der großen Diluvialthiere gewesen sei, und so griff man allem Augenschein entgegen, nur um das Dogma zu retten, zu den gesuchtesten Erklärungen. Wie Boucher de Perthes' paläolithische Instrumente von der Oberfläche in den Flußkies hinunter gesickert sein sollten, so nahm auch Lyell zu der Annahme eines Hinunterfallens von einem indianischen Oberflächengrabe seine Zuflucht, entgegen allen direkten Angaben Dickeson's und entgegen der Sprache des Fundes selbst. Denn nicht wie Lyell angiebt, wie in Pflanzenerde begraben, wie sie an der Oberfläche jetzt vorkommt, sah das Beckenfragment aus, sondern wie ein echter Torfknochen. Es ist ein großer Unterschied für die Erhaltung eines Knochens, ob er in Humuserde oder in Torf eingebettet ist. In ersterer verfällt er rascher Verwesung, es wird alle organische Substanz rasch oxydirt und zerstört; in vermoderndem Torf dagegen konservirt sie sich sehr gut. Aber jetzt existirt weit und breit in der Umgebung von Natchez, auf dem Lößplateau kein Torf, aus dem der Schädel in die Schlucht

hätte herunterfallen können; nur in der Tiefe sind alte Torfbetten, welche allen in ihnen eingeschlossenen Knochen, vom Megalonyx sowohl, als vom Menschen das gleiche Gepräge aufgedrückt haben.

Aus dem Saulus Lyell ist ein Paulus geworden. Zwölf Jahre, nachdem er das Alter des Natchez-Fossil geleugnet hatte, mußte er sich durch die Beweise, welche die Brixham-Höhle und die Boucher de Perthes'schen Funde lieferten, zu einer besseren Ansicht bekehren lassen, und in seinem Alter des Menschengeschlechts schreibt er (1867 p. 151) gleichsam abbittend: Bei meinem zweiten Besuch in Amerika 1846 stellte ich als mögliche Erklärung dieses merkwürdigen Zusammenvorkommens eines Menschenknochen mit Ueberresten von Mastodon und Megalonyx die Vermuthung auf, daß der erstere am oberen Rand der Klippe möchte hinabgefallen sein, während die Thierreste aus ihrer tieferen Lagerung losgelöst wurden und daß so eine zufällige Vermischung beider stattgefunden habe. Die schwarze Farbe möchten die Knochen vielleicht durch langes Liegen in einem Torfmoor erhalten haben. Nach dem damaligen Stand unserer Kenntnisse und ohne das Zeugniß eines Geologen, der den Knochen selbst aus dem Muttergestein hervorgezogen, war ich zu einer solchen Erklärung gewissermaßen gezwungen, während ich heute die fragliche Bodenschicht von Natchez mit Resten von Mastodon und Megalonyx nicht für älter halten kann, als die Sommethal-Ablagerung mit ihren Feuerstein-Werkzeugen und den Resten von Mammuth und Hyäne." Wenn so Lyell seine frühere Ansicht zurücknimmt, so haben wir um so weniger Grund, an dem Alter jenes Beckenfragmentes zu zweifeln, dessen ganzes Aussehen vollständig mit den positiven Angaben Dickeson's über die Fundstelle, wo es aus dem Thon gezogen wurde, übereinstimmt.

Läßt sich nun etwas Näheres über die Epoche der Quartärzeit, welcher jener Knochen angehört, bestimmen?

Er wurde am Grund der 60′ tiefen Mammuthschlucht, also

da der Löß bis zum Orange-Sand herab eine Mächtigkeit von 150—200′ besitzt, etwas über die Mitte des Löß, gefunden. Die Deckenschotterausbreitung der älteren Eiszeit war vollständig abgeschlossen, der größere Theil des Löß war schon gebildet, als jenes Beckenstück hier im thonigen Boden eingeschlossen wurde. Betrachten wir die gleichzeitig dort lebende Thierwelt, so begegnen wir jener Mischung von Formen aus nördlicheren und südlicheren Zonen, wie sie für die Interglazialzeit so bezeichnend ist. Die Thiere der ersten Eiszeit: das Mammuth, das Mastodon (auch bei diesem Thiere hat man wie beim sibirischen Mammuth Kiefersprossenballen, seine Nahrung, zwischen den Rippen gefunden), der Bär waren noch von der großen Kälte her selbst in diesen südlichen Breiten zurückgeblieben, das inzwischen eingetretene wärmere Klima hatte aber schon Thiere, die sonst für Südamerika charakteristische Typen sind, wie die großen Faulthiere, das Mylodon, den Megalonyx, herbeigelockt. Wir dürften wohl kaum irren, wenn wir den Fund des Natchez-Beckens, sowohl wegen der statigraphischen Verhältnisse, als auch wegen der in gleichen Schichten gefundenen paläontologischen Reste der Zeit zwischen erster und zweiter Glazialperiode zurechnen, wenn wir also in ihm einen Zeitgenossen des Menschen, von dem uns die Tuffe von Weimar erzählen, erblicken. Das Beckenfragment,[1] welches sich gegenwärtig im Besitz der Academy of natural Sciences zu Philadelphia befindet, hat ein beträchtliches spezifisches Gewicht, eine glänzend glatte Oberfläche und dunkelrothbraune Farbe; es besteht aus dem größten Theil eines rechtsseitigen Os innominatum. Am vollständigsten ist noch das Os ilium erhalten, doch fehlt auch von ihm der vordere und hintere Rand mit der Spina post. superior und dem hinteren Rand der facies auricularis. Der Bruch des vorderen Darmbeinrandes

[1] Vgl. Arch. f. A. V, p. 246 f.

steigt zur Pfanne herab, von welcher er die vordere Hälfte mit der Incisur abgetrennt hat. Weiter fehlen der ganze Os pubis, der aufsteigende Ast des Sitzbeins und der ischiadische Rand des for. ovale. Alle vorspringende Theile sind stark abgerieben und hier, sowie an den Bruchstellen ist das spongiöse, mit gelblichem Lehm erfüllte Knochengewebe freigelegt. Alle Epiphysen, sowie auch die Pfannenverbindung der drei Elemente des Knochens sind vollständig verwachsen, so daß das Knochenfragment ohne Zweifel einem erwachsenen und nicht, wie Dickeson annahm, einem 16jährigen männlichen Individuum angehörte. Die Darmbeinschaufel ist mäßig nach außen geneigt, ihre innere Fläche kräftig vertieft, lin. semic. superior und inferior der äußeren Fläche sind ziemlich deutlich ausgeprägt. Alle Dimensionen sind für das Becken eines Erwachsenen klein.

Alle bisherigen Funde waren eigentliche Lößfunde; in den durch Wasser ausgebreiteten Schottern der Eiszeit waren die Bedingungen für die Erhaltung von Menschenresten weit weniger günstig. So eifrig auch die Schotter der Somme nach Menschenknochen durchsucht wurden, so haben sie doch nur wenige und unbedeutende Bruchstücke geliefert. Auch in den amerikanischen diluvialen Schottern ist bis jetzt nur ein einziger menschlicher Backzahn aufgefunden worden; zahlreicher dagegen waren auch hier die aus Stein gefertigten Artefakte von Menschenhand, die den mechanisch zerstörenden Einwirkungen viel stärkeren Widerstand entgegensetzen konnten. Auch Amerika hat sein Sommethal mit paläolithischen Steingeräthen in ungestörten Kiesbetten.

Schon seit längerer Zeit hat Dr. C. C. Abbot in Trenton, N. J., mit Eifer Steingeräth gesammelt, welches besonders reichlich sich auf den über der Thalsohle des Delaware sich erstreckenden Terrassen fand, die hier wie überall ein von den Indianern sehr beliebter Ansiedelungspunkt waren. Abbot hatte unter vielen geschliffenen Steinbeilen, Pfeilspitzen 2c. auch einzelne

Instrumente gefunden, die in Form und Ausführung ganz an die berühmten paläolithischen Instrumente von Amiens und Abbeville erinnerten. Sie kamen in tieferen Bodenschichten vor, als die sorgfältiger bearbeiteten Instrumente; ihr Material war augenscheinlich dem Sandstein entnommen, der bei den Wasserschnellen von Trenton das Bett des Delaware bildet und hier stellenweise auch frei zu Tage tritt. Es fanden sich darunter plankonvexe (turtle-back) und bikonvexe, in ihrem Umriß breitovale oder breitlanzettförmige Formen, wie sie auch für die paläolithischen Steinwerkzeuge Europas so charakteristisch sind. Eine Gelegenheit auch die tieferen Kiesbetten auf das Vorkommen dieser Artefakte zu untersuchen, gab die Erbauung der P. R. R. Eisenbahn; bei Einschnitten in den Flußkies wurden tausende von Kubikmetern desselben fortgeschafft, und das Profil dieser Schotter weithin freigelegt. Leider erfahren wir aus den bisherigen Veröffentlichungen nichts, was uns über die Genese dieser Schotter Auskunft geben könnte, wir erhalten auch keinen Aufschluß, wie die jüngeren Schotter (der Niederterrassen) sich hier zu den älteren (der Hochterrassen) verhielten, und ob die Steingeräthe sich besonders in der einen oder in der andern dieser Ablagerungen vorfanden. Es wird nur angegeben, daß die Kiesbetten nicht homogen waren, daß sich zwischen gröberes Gerölle feiner Sand abgelagert fand, ein Vorkommen, was bei jedem Flußgerölle erwartet werden darf. In einem solchen, zwischen gröberes Gerölle eingelagerten, 1′ mächtigen und auf eine Strecke von 300 Yards durchschnittenen Sandlager wurden fünf paläolithische Werkzeuge aus Argillit entdeckt, in anderen Schichten fanden sich noch andere ähnliche Instrumente und 14′ unter der Bodenoberfläche in ungestörtem Kiesbett ein menschlicher Backenzahn.

Die in Rede stehenden alten Schotter ziehen sich auf dem linken Ufer des Delaware in südlicher Richtung von Trenton

bis nach Burlington hin, wo sie dem fast ebenen Küstensand Platz machen; der Fluß hat tief in sie eingeschnitten, so daß sie in steilem Absturz 20—100′ gegen die Thalsohle hin abfallen. Abbot's Funde stammen zum größten Theil aus der unmittelbaren Nachbarschaft Trentons.

Daß der Mensch Zeitgenosse der Ablagerung dieser Flußgerölle gewesen ist, darf nicht bezweifelt werden; auch das ist sicher, daß diese Ablagerungen der Eiszeit im allgemeinen angehören, daß wir es also hier mit ächten diluvialen Menschenspuren zu thun haben. Nur die Einreihung in den einen oder andern Abschnitt des Quartär ist nach dem jetzigen Stand unserer Kenntniß dieser Schotter noch unthunlich. Hoffen wir daß weitere genauere Nachforschungen uns Klarheit darüber geben, ob wir es mit Menschen der älteren oder jüngeren Eiszeit zu thun haben.

Wir haben bisher eine Anzahl Funde aus dem Quartär Amerikas kennen gelernt, welche denjenigen Europas vollständig parallel gehen. Nur in Höhlen ist bis jetzt in Amerika keine Spur eines Menschen gefunden, im diluvialen Kies der Flüsse dagegen, wie in den gleichzeitig subaëralen Bildungen des Löß hat der Mensch in beiden Kontinenten in gleicher Weise sowohl Werke seiner Hand als auch seine Gebeine hinterlassen. Es fragt sich nur, ob jene quartären Ereignisse, die Bildung der Flußschotter und des Löß, diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans auch als gleichzeitig anzusehen sind? Es ließe sich ja denken, daß die Eiszeit in Europa rein von lokalen Bedingungen abhängig gewesen sei und daher in gar keinem nothwendigen zeitlichen Verhältnisse zur amerikanischen Eiszeit gestanden habe, daß sie also in dem einen Kontinent früher oder später aufgetreten sein könne, als in dem andern. Indessen ist doch der Ablauf der einzelnen Phasen der Eiszeit, das Auftreten mehrerer Kälteperioden, zwischen denen wärmere Zeiten sich einschoben, die

Gleichartigkeit der Moränenbildungen und der Schotterablagerungen, die uns zeigen, daß in beiden Kontinenten der älteste Abschnitt des Quartär derjenige war, in welchem die intensivste Kälteperiode herrschte, so übereinstimmend, daß wir mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß die gleichartigen Vorgänge in beiden Kontinenten auch in identischen Zeiten abgelaufen sind und daß daher der Mensch der Interglazialzeit Amerikas im großen und ganzen ebensoweit hinter die Jetztzeit zurückzuversetzen ist, als der Europas.

Der europäischen Forschung ist es bis jetzt nicht gelungen, unanfechtbare Beweise für ein noch früheres Dasein des Menschen zu gewinnen. Dagegen schienen in Amerika mehrere Funde für das Auftreten des Menschen in der Tertiärzeit zu sprechen, die, wenn sie der Kritik standhalten, die ältesten bis jetzt aufgefundenen Spuren des Menschen sein würden.

Lebhaftes Aufsehen erregte im Anfang dieses Jahrhunderts die sog. Carson foot-prints, Fußtapfen, in welchen man die Abdrücke von Menschenfüßen in frühquartären oder spätglaziären Schichten erkennen zu können glaubte.

Die Hauptstadt des Staates Nevada, Carson City, liegt drei Meilen vom Fuß der Sierra Nevada entfernt in einem 4630′ über dem Meer sich erhebenden Thal. An einem etwa 60′ hohen Hügel aus Sandstein, der durch dünne Thonschichten in einzelne Bänke abgesondert ist, wurde vor 20 Jahren das Staatsgefängniß angelegt; als Baumaterial diente der Sandstein, der unmittelbar hinter der Baustelle in einem Steinbruch gewonnen wurde. Der letztere wurde so lebhaft betrieben, daß er jetzt eine Fläche von 3/4 Acre bedeckt und eine Tiefe von 15—32′ erreicht. Schon früher war der Gefangenhausdirektor G a r r a r d, der die Fossilien jener Sandstein- und Thonschichten sammelte, auf Fußspuren von Thieren, die über den noch feuchten Thon hinweggegangen waren, aufmerksam geworden, aber erst

im Sommer 1882 drang die Kunde davon nach San Franzisko, und jetzt sandte die Akademie von Kalifornien eine Expedition, den Geologen Le Conte an der Spitze, nach Carson, um die Echtheit und die Bedeutung jener Fußspuren zu untersuchen.

Der Sandstein enthielt Schalen von Süßwassermuscheln, Anodonta californiensis, Sphaerium occidentale, Physa humerosa, lauter Formen, die noch heute in dortiger Gegend leben; auf den zwischengelagerten Thonschichten hatten sich sehr deutlich die Fußabdrücke von mehreren Vogelarten, vom Mammuth (Mastodon), Hirsch, Pferd, Wolf aufgedrückt. Es ist nicht leicht, die Entstehung des Sandsteines einem bestimmten geologischen Zeitniveau zuzurechnen. Das Vorkommen von noch lebenden Süßwassermuscheln schließt ein höheres Alter nicht aus, denn diese zeigen sich sehr konservativ, wie denn auch z. B. die Lößmuscheln größtentheils noch lebenden Arten, die Lößsäugethiere dagegen meistens ausgestorbenen Formen angehören. Außer jenen erwähnten Säugethieren, die ihre Fußabdrücke in dem weichen Thon hinterlassen haben, kommen in der Formation von Carson noch mehrere Arten Riesenfaulthiere vor, zwei Arten Morotherium und eine Art Mylodon. Nach der Ansicht Le Conte's gehören jene Sandsteine entweder dem Quartär oder dem spätesten Tertiär (der Uebergangszeit zum Quartär) an; Cope, einer der ersten amerikanischen Paläontologen, hält sie für entschieden älter, dem Pliocän zugehörig. Außer jenen Fußspuren von Thieren fand man nun aber auch noch eine Anzahl von Eindrücken, die eine auffallende Aehnlichkeit mit Menschenspuren darboten, nur daß sie in allen Dimensionen zu groß dafür waren. Dieselben waren verschieden tief (augenscheinlich wegen der geringeren oder größeren ursprünglichen Weichheit des feuchten Thonbodens), 1 bis 5 und selbst 6 Zoll tief eingedrückt. Die Länge eines Eindruckes beträgt im Mittel 18 bis 18½ Zoll, einzelne erreichen selbst eine Länge von 20 Zoll; am Fersentheil ist die

Breite durchschnittlich 6, vor dem Zehenrande, am Ballen 8 Zoll; die vordersten 2 bis 3 Zoll sind bei fast allen Abdrücken ganz eben. Die Mitte ist etwas tiefer eingedrückt als der Rand. Die Form des Umrisses erinnert sehr an den Umriß eines Menschenfußes; manche der Abdrücke zeigen jedoch eine stärker ausgesprochene (nach innen konkave) Krümmung, als ein Menschenfuß. Die Schrittlänge beträgt 2¼ bis 2½, ja bis 3 Fuß, die Spurbreite (der Abstand zwischen rechts und links) 18 bis 19 Zoll.

Diese Eindrücke waren in regelmäßigen Reihen gestellt, und solcher Reihen ließen sich sechs erkennen, von den die kürzeste 8, die längste 17 Schritte enthielt. Auf den Wunsch der wissenschaftlichen Kommission wurde da, wo eine Spur am Ende des Steinbruches unter dem Sandstein verschwand, in das unberührte Gestein ein Stollen getrieben: die Fortsetzung jener Spur wurde in acht neuen, sehr wohlerhaltenen Eindrücken, von denen einer durch eine kreuzende Mammuthspur verwischt war, freigelegt.

Die Meinungen über die Bedeutung jener Spuren waren getheilt. Die enthusiastischeren Beurtheiler erblickten in ihnen Menschenspuren. Harkneß findet in der Größe keine Schwierigkeit; er besitzt selbst die Umrißzeichnung vom Fuß eines großen Mannes dortiger Gegend, die an Größe jenen Abdrücken kaum nachsteht; außerdem sei es wahrscheinlich gewesen, daß jene Menschen ihrem Fuß auf dem schlammig-weichen Boden durch weit überstehende Sandalen eine größere Widerstandsfläche gegeben hätten; auch die große Spurweite sei bei dem Gehen auf schlammigem Grund natürlich. Cope hielt die Spuren für unzweifelhafte Fußabdrücke eines Zweifüßers, nicht eines Simiiden, sondern eines Hominiden. Ob sie zum genus homo selbst gehörten oder nur ihm verwandt seien, könne nicht aus den Spuren allein, sondern nur aus etwa noch aufzufindenden Knochen oder Zähnen bestimmt werden. Auf jeden Fall sei es sehr wahrscheinlich, daß hier die Spuren des pliocänen Vorfahren des Indianers vorlägen.

Andere Beobachter sehen die Sache ruhiger an. Schon Le Conte wies darauf hin, daß die Fußgröße, die Schrittlänge und besonders die Spurbreite für eine menschliche Spur viel zu groß seien. Die Spurbreite beträgt genau so viel wie die des Elefanten. Auch die starke Krümmung der Spur entspricht nicht dem Abdruck eines Menschenfußes.

Es war zuerst Marsh, der auf die Möglichkeit aufmerksam machte, daß jene Spuren von einem der erwähnten Faulthiere herrühren können, die mit ihren Klauen weiche Klumpen Thons bei jedem Schritt aufgehoben hätten, wonach dann die Vertiefung in dem nachgiebigen Boden sich zu der Form ausgeglichen hätte, wie sie jetzt vorliegt. Und diese Vermuthung wurde bald zur Gewißheit: an guten Abdrücken, die von jenen Spuren genommen worden waren, konnte Marsh noch die bis dahin nicht bemerkten Eindrücke kleiner Vorderfüße darthun. Damit war die ganze Sache abgethan — der Fund gehörte nicht mehr der Paläanthropologie, sondern nur noch der allgemeinen Paläontologie an.

Größere Bedeutung dagegen kommt den zahlreichen, in und unter den vulkanischen Laven und Aschen Kaliforniens gemachten Funden sowohl von Menschenknochen als von Artefakten zu.

Im Juni 1866 schrieb Dr. Jones in Murphys, Calaveras County, an die Leitung des Geological Survey in Kalifornien, daß er im Besitz eines vor kurzem von Herrn Mattison gefundenen, aus dessen Goldgrube in Bald Mountain bei Altaville stammenden Schädels sei. Derselbe sei 130′ unter der Oberfläche in dem von Lavaschichten überdeckten vulkanischen Tuff gefunden worden. Die Grube war auf dem Nordostabhang des Bald Hill in der Nähe von Altaville und Angels angelegt. Dieser Hügel ist eine der höchsten Erhebungen der Gegend; er steigt mit seinem oben flachen Gipfel 388′ über der Thalsohle und 1768′ über dem Meer auf. Seine höheren Theile sind,

wie die aller Hügel jener Gegend, zusammengesetzt aus abwechselnden Schichten vulkanischer Tuffe und Flußgerölle. Der 153′ tiefe Schacht, der übrigens wenig goldergiebig war und deshalb schon kurze Zeit nach dem Auffinden des Schädels verlassen wurde und ersoff, so daß eine nachträgliche Untersuchung nicht mehr auszuführen war, durchteufte die folgenden Schichten:

1)	dunkler Tuff	40	Fuß,
2)	Kies	3	„
3)	heller Tuff	30	„
4)	Kies	5	„
5)	heller Tuff	15	„
6)	Kies	25	„
7)	dunkelbrauner Tuff	9	„
8)	Kies	5	„
9)	rother Tuff	4	„
10)	rother Kies	17	„

Der Schädel war nach Mattison's Angabe im Kies der Schicht 8, dicht über der rothen Tuffschicht gefunden worden.

Whitney, der Direktor der geologischen Landesuntersuchung, suchte sofort den Fundort und den Besitzer der Grube auf. Letzterer, ein durchaus glaubwürdiger Mann, sagte aus, daß der Schädel, nebst einigen Stücken alten Holzes, im Februar 1866 aus seiner Grube herausgefördert worden sei; er sei so in Erde und Steinchen eingehüllt und eingebacken gewesen, daß er, Mattison, ihn zuerst gar nicht als Schädel erkannt hätte, sondern daß man erst beim Reinigen auf seine Natur aufmerksam geworden wäre. In der Meinung, daß es sich um einen fossilen Baumstumpf handle, habe er das Objekt, noch ganz von steiniger Erde umhüllt, zum Agenten Scribner in Angels gebracht, und hier habe erst der Klerk des Letzteren, nachdem er etwas von dem Einhüllungsmaterial abgekratzt habe, entdeckt, daß es ein menschlicher Schädel sei.

Die Thatsache, daß ein menschlicher Schädel in Schichten gefunden worden war, die wahrscheinlich der Pliocänzeit angehörten, war wichtig genug, daß Whitney kurze Zeit, nachdem der Schädel in seinen Besitz gekommen war, einen kurzen Bericht darüber an die California Academy einsandte. Der Schluß, zu welchem die Thatsachen nothwendig führen mußten, erregte natürlich die Opposition der bibelstrengen Geistlichkeit, und es wurde, ohne auf die Sache selbst einzugehen, in deren Zeitschriften im Westen und im Osten Amerikas der Welt verkündet, daß es sich hier um einen schlechten Witz der Goldgräber handle, auf den denn der der Bibellehre feindliche Gelehrte hereingefallen sei. Bret Harte machte sich dann auf seine Weise daran, diesen Witz der Goldgräber weiter auszumalen. Die Franzosen nahmen den Scherz Bret Harte's für Ernst, und der Träger jenes Schädels wurde in der Revue des deux mondes mit voller Ueberzeugung zu einem Goldsucher aus Missouri gestempelt, dessen Schicksale durch jenes Blatt natürlich die weiteste Verbreitung fanden. Es kam noch schlimmeres hinzu, Neid und persönliche Feindschaft, und ein Geologe, der Whitney nicht das Wasser reichen kann, beeiferte sich, wie alle seine Leistungen, so auch speziell die Bedeutung des Calaveras-Schädels nach Möglichkeit herabzusetzen.

Das ist die Geschichte der Opposition gegen den Calaveras-Schädel. Betrachten wir dieser negirenden Seite gegenüber die Thatsachen, die für die Echtheit des Fundes sprechen.

Zunächst sind alle Männer, deren Aussagen hier in Betracht kommen, als ernste, wahrheitsliebende Männer bekannt. So oft sie auch von den Mitgliedern der geologischen Landesuntersuchung ausgefragt wurden, so wiederholten sie doch immer in derselben ungeschminkten Weise ihre Angaben. Nie wurde ein Zweifel laut, nie war von einem schlechten Witz die Rede, vordem die orthodoxen Blätter diese Entdeckung gemacht

hatten, und es liegt doch in dem Wesen solcher schlechten Späße, daß sie von allen anderen — nur vom Gefoppten nicht — als solche erkannt werden sollen. Auch die Art des Gegenstandes schließt einen solchen Witz aus: die Erfahrung lehrt, daß man dem, über welchen man sich lustig machen will, einen beschriebenen Stein, ein Plättchen mit Zeichnungen, fein gearbeitete Steingeräthe, vielleicht auch plumpe Nachbildungen des Menschen in die Hände spielt. Aber wie hätten jene einfachen Goldgräber gerade auf eine Täuschung verfallen sollen, die eine Würdigung geologischer Thatsachen voraussetzt, für die jenen Männern die wissenschaftliche Bildung fehlte. Man denke sich nur auf die Stufe eines Goldgräbers: für ihn ist Kies der gleiche Kies, mag er sich an der Oberfläche oder in der Tiefe der Berge finden. So unähnlich den heutigen Formen auch die Pflanzenabdrücke sind, die in den tiefen Schächten Kaliforniens gefunden werden, so identifizirt sie doch der Goldgräber regelmäßig mit ihm bekannten Pflanzen, die fossilen Thierknochen schreibt er heute lebenden Thieren zu. Wie sollte ein solcher Mann darauf kommen, im Vorkommen eines Menschenschädels unter der Lava etwas Besonderes zu erblicken, wo bliebe bei einer für ihn so natürlichen Sache der Witz? Aber lassen wir die Aussagen der Finder ganz außer Frage und betrachten wir blos den Schädel. Die chemische Analyse des Knochens zeigt uns, daß es sich nicht um einen modernen Schädel handeln kann; die organische Substanz ist fast völlig verschwunden, der phosphorsaure Kalk zum großen Theil in kohlensauren Kalk umgewandelt, kurz der Knochen stimmt in seiner chemischen Veränderung vollständig mit den Knochen der pliocänen Säugethiere überein. Man hat, um nur das unbequeme Alter jenes Schädels nicht zugeben zu müssen, angenommen, der Schädel möchte von der Oberfläche erst in den Schacht gefallen sein, oder er sei durch Spalten, Erdrutsche

oder auf irgend andere unklare Art in die Tiefe gesunken. Gegen das Herunterfallen in den Schacht spricht die gute Verzimmerung desselben, gegen die Spaltenversenkungs-Theorie der Umstand, daß nie etwas Aehnliches sonst beobachtet worden ist. Wenn das so leicht geschehen könnte, müßte man doch sonst auch Aehnliches gesehen haben. In der Umgebung der Bai von San Franzisko ist der Boden auf und dicht unter der Oberfläche reich an modern-indianischem Geräth und Gebein. Auch die Tiefe ist dort sehr ausgiebig und gründlich durchgraben worden — niemals hat man in tieferen Schichten, die Mammuth- und andere fossile Thierreste enthielten, ein menschliches Artefakt oder einen menschlichen Knochen gefunden.

Aber noch mehr! Gegen eine derartige Herkunft von der Oberfläche des Bodens, und für seine ursprüngliche Lagerung in der Tiefe spricht die ganze Beschaffenheit des Schädels: sie stimmt vollständig mit den gleichlautenden Angaben der Finder und ersten Besitzer desselben überein. Als Whitney den Schädel erhielt, war er an seiner Basis, seiner linken Seite und am ganzen Oberkiefer noch dick und fest inkrustirt mit eisenschichtiger Erde, kleinen Lavarollsteinen, Kalktuff und Knochenfragmenten. Erst zwei Jahre später zeigte er den Schädel dem Anatomen Wyman in Boston, und beide Gelehrte meißelten jetzt erst die Schädelbasis von Tuff und Kies vollständig frei. Hierbei wurden außer einigen Stückchen Kohle noch eine Anzahl Knochenfragmente entfernt, die alle in die Kittmasse eingebettet waren: ein ganzer und ein zerbrochener Metatarsusknochen, das untere Ende einer linken Fibula, Stücke einer Ulna und eines Sternum. Der Größe nach mochten diese Fragmente demselben Individuum angehören, wie der Schädel; außerdem aber fand sich noch ein Stück einer Tibia, die augenscheinlich zu klein dafür war. Auch Fragmente kleiner Säugethierknochen, sowie ein kleines Schneckenhaus von helix Mormonum, die jetzt noch in den Felsengebirgen lebt, wurden gefunden. Am Gaumen war ein durchbohrtes

Muschelschalenplättchen, wahrscheinlich ein Glied eines Halsbandes, angekittet. Erst jetzt, nach der Entfernung der angebackenen Massen, fand man, daß alle Zähne (bis auf eine rechte Backenzahnwurzel) während des Lebens ausgefallen und der Kiefer stark geschrumpft war. Ein Bruch ging quer durch Gesichts- und unteren Schädeltheil.



Fig. 2.

Liest man aus diesem Befund die Geschichte des Schädels ab, so gestaltet sie sich folgendermaßen: Augenscheinlich hatten mechanische Insulte zunächst auf den Schädel eingewirkt: dafür sprechen die Frakturen, sowie die in die Vertiefungen an der Schädelbasis eingekeilten Knochen: der Schädel macht den Eindruck, als ob er auf unebenem Grund fortgeführt und mit jenen Knochenfragmenten zusammengeschwemmt worden ist. Nachdem er dann zur Ruhe gekommen, wurde er von Kalksalzen imprägs

nirt, welche die in seiner Nachbarschaft liegenden Knochen, Kohlenstückchen, die Muschelperle und die Tuff- und Kiesstückchen mit ihm zusammenkitteten. Während dieser Zeit kroch eine Landschnecke unter den Kiefer und starb hier. Später wurde dann das Ganze in lockereren Kies eingehüllt, der von den Findern



Fig. 3.

leichter entfernt werden konnte. All' das stimmt ganz mit den Angaben der Finder überein: Mattison hatte ihn mit eigenen Händen aus der achten Schicht unter der Oberfläche ausgegraben, einem Kiesbett, in welchem auch noch angeschwemmtes Holz lag.

Der Schädel ist von Wyman[1] beschrieben worden: „Das Volum der Stirngegend ist groß, so daß in der norma verticalis die Jochbogen fast verdeckt sind. Da ein großer Theil des

[1] Contributions to American Geology, vol. I. Auriferous gravels, p. 272.

Hinterhaupts fehlt, bleibt es unsicher, ob der Schädel ein Lang- oder ein Breitschädel war. Das Gesicht ist etwas unsymmetrisch, die linke Orbita kleiner, und das linke Jochbein höherstehend als das rechte. Die Augenbrauenwülste sind stark ausgeprägt, der untere Rand der Nasenöffnung nicht scharfkantig, sondern abgerundet, wie bei den Schädeln mancher niederer Rassen, die Wangenbeine treten stärker hervor. Die auffallendste Eigenthümlichkeit des Schädelfragments ist die starke Entwickelung der Orbitalränder." Wyman giebt für den Schädel die folgenden Maße: Breite 150,0 mm, Breite der Stirn 101,0 mm, Stirnbogen 300,0 mm, Länge des Stirnbeins 128,0 mm, Höhe der Hirnkapsel 134 mm (sehr unsicher), Jochbreite 145,0 mm. — Bei der fragmentarischen Erhaltung des Schädels wird man darauf verzichten müssen, eine Vergleichung mit modernen Rassentypen durchzuführen. Im allgemeinen läßt sich mit Wyman nur sagen, daß der Schädel, insbesondere die Hirnkapsel, durchaus keine niedere Formentwickelung zeigt. Was vom Gehirntheil übrig ist, spricht für eine, besonders in der Stirngegend geräumige Schädelkapsel. Die starken Augenbrauenwülste, die hohen, vortretenden Jochbeine, die Breite der Nasenöffnung und der stumpfe Nasenrand (welch' letztere Merkmale auf eine wenig hohe, breite Nase schließen lassen) geben dem Gesicht einen physiognomisch roheren, plumperen Ausdruck, aber doch kaum mehr, als dies auch bei Individuen vorkommt, die jetzt lebenden Kulturvölkern angehören.

Wenn aus dem Bisherigen hervorgeht, daß, wenn man die Thatsachen ohne Vorurtheil betrachtet, alles für die Echtheit des Fundes spricht, so gewinnt diese Auffassung eine Stütze von überwältigender Beweiskraft durch die hunderte von Funden aus derselben Gegend, die alle zeigen, daß der Mensch schon zur Zeit der vulkanischen Eruptionen und vor denselben dort gelebt hat. Es ist wahr, daß alle diese Funde älteren Datums sind, und daß die neuere Zeit keine weiteren solchen Funde geliefert

hat; aber das erklärt sich sehr einfach aus der verschiedenen Technik der Goldgewinnung in früherer und jetziger Zeit. Als man zuerst die Fundstellen des Goldes im alten goldführenden Kies kennen gelernt hatte, suchte man dieselben durch regelrechten Grubenbau zu erreichen, wobei jeder Cubikdecimeter der ausgegrabenen Erde die untersuchende Hand des Goldgräbers passiren mußte. Gegenwärtig aber lohnt sich ein solcher mühsamer Detailbergbau nicht mehr: die hydraulische Methode zermalmt durch die Gewalt des aufprallenden Wasserstrahls alles nachgiebige Material, so daß in der Regel alle urgeschichtlich bedeutungsvollen Funde zerstört, in keinem Fall aber eine Beobachtung eines Fundes in situ mehr möglich ist. Auf der anderen Seite ist die Zeit, in welcher jene Funde gemacht worden sind, ein Beweis mehr für ihre Echtheit. Niemand dachte bis zum Ende der fünfziger Jahre daran, daß der Mensch ein geologisch hohes Alter besitzen könne, keiner der Goldgräber hatte ein Interesse an solchen Fragen. Wenn in einer solchen naiven Zeit, wo noch kein Interesse die Beobachtung zu trüben oder zu fälschen im stande ist, unabhängig voneinander zahlreiche Funde gemacht werden, die alle in gleichem Sinne sprechen, so ist das der beste Beweis für die Echtheit derselben.

Schon im Jahre 1853 waren Menschenknochen im Lehm unter basaltischer Lava gefunden worden. Dr. H. H. Boyce, praktischer Arzt in Placerville, El Dorado County, hatte selbst Bergbau auf Gold getrieben und dabei jene Menschenknochen gefunden. Auf eine Anfrage Whitney's antwortete er diesem:[1] In jenem Lehm stießen wir auf die Knochen. Beim Ausräumen des Eimers sah ich einzelne Stücke, die sich bei näherer Untersuchung als Knochenstücke und zwar als Scapula, Clavicula und Theile der ersten, zweiten und dritten rechten Rippe eines Menschen

[1] Aurif. gravels p. 276.

herausstellten. Sie waren fest aneinander gebacken, begannen aber an der Luft zu zerbrechen. Weitere Entdeckungen machten wir nicht; solche Dinge interessirten mich ja auch damals zu wenig, als daß ich mir zu ihrer weiteren Erforschung viel Mühe gegeben hätte.

Boyce's Entdeckung von Menschenknochen fand bald ihr Gegenstück in der Auffindung von menschlichen Knochen und Knochenfragmenten unter den alten vulkanischen Schichten des Table Mountain in Tuolumne County. Derselbe ist ein tafelförmiger Berg, dessen oberster Theil von 140—150′ mächtigen, dunklen, dichten, schweren basaltischen Lavabänken gebildet wird, die ringsum am Rand steil, fast senkrecht abfallen, und dem Berg sein charakteristisches Aussehen geben. Sie ruhen auf horizontal geschichtetem lockeren Sandstein, zwischen dessen Schichten Streifen von hellem, feinen Thon und konglomeratartigem Gerölle eingelagert sind. Diese Sandsteine und Gerölle füllen ein in dem unterliegenden goldführenden Fels (Rim Rock) ausgewaschenes altes Thal aus, in dessen tiefstem Niveau, der alten Flußrinne, das Gerölle am gröbsten und am goldreichsten ist (Pay gravel), weshalb auch der Bergbau besonders auf Erreichung dieses lohnenden Kieses gerichtet war.

Die Museen der Nat. hist. Soc. of Boston und der Academy of nat. Sciences zu Philadelphia bewahren kleine Fragmente eines menschlichen Schädeldaches auf, die 1857 in einem der Schächte des Table Mountain 180′ unter der Oberfläche, in goldführendem Kies gefunden worden waren. Die Funde erregten damals gar kein Interesse — man glaubte noch nicht an den diluvialen und antediluvialen Menschen. Whitney wandte sich direkt an den Finder, Herrn Paul Hubbs in Vallejo, Kalif., früher State superintendent of public instruction, und er erhielt die Auskunft, daß das Schädelfragment, von dem jene Stücke herrührten, in dem Valentine-Schacht des

Table Mountain in echtem goldführenden Kies gefunden wurde. Der Schacht war bis oben hin mit Brettern ausgezimmert, so daß an ein Hinunterfallen von Menschenknochen von der Oberfläche her nicht zu denken war. Hubbs hatte das Schädelfragment aus dem frisch heraufgeförderten Schutt mit eigenen Händen herausgelesen.

Ein weiterer Fund menschlicher Ueberreste, ein Unterkiefer (5$^{1}/_{2}$ Zoll Kondylenbreite), stammte aus denselben untervulkanischen Schichten des Table Mountain; er kam in die Sammlung des Hrn. Dr. Perez Snell in Sonora, wurde aber leider, wie diese ganze Sammlung, durch Feuer zerstört.

Andere Funde von menschlichen Resten waren die 1869 bei Horse shoe bend 12′ unter der Oberfläche unmittelbar neben Mastodon-Knochen gefundenen menschlichen Gebeine, die aber nicht konservirt wurden, die von Blake[1] erwähnten menschlichen Backzähne im goldführenden Kies 2c.

Diesen vereinzelten Funden von Menschenknochen steht nun eine ungemein große Reihe von Funden menschlicher Artefakte zur Seite, alle aus gleichen intervulkanischen oder prävulkanischen Schichten entnommen, wie die Menschenknochen selbst. Es würde eine ermüdende Aufzählung sein, wollte ich auch nur die von Whitney konstatirten Funde dieser Art hier vorführen, ich verweise daher auf Whitney's Angaben;[2] in Mariposa-, Merced-, Stanislaus-, Tuolumne-, Calaveras-, Amador-, El Dorado-, Placer-, Nevada-, Butte-, Siskiyou- und Trinity-County — überall brachten die Goldsucher unabhängig voneinander aus Schichten, die der Zeit der vulkanischen Eruptionen in der Sierra Nevada angehörten oder noch älter waren, zahlreiche gleichartige, von des Menschen Hand gefertigte Geräthe hervor. Einen großen Theil der in der Gegend des Table Mountain gesammelten Arte-

[1] Aur. Naturalist vol. II. p. 387.

[2] Auriferous gravels p. 268—278.

fakte vereinigte früher die schöne Sammlung des Dr. Perez Snell in Sonora; auch das Museum der University of California ist reich an diesen Gegenständen.

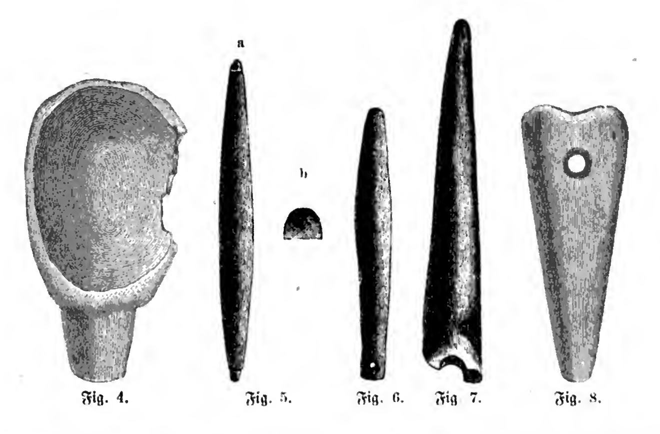
Ein einziger solcher Fund, gemacht in vulkanischen ungestörten Schichten Kaliforniens, würde ausreichen, um das Dasein des Menschen zur Zeit jener Eruptionen zu beweisen; kann hier, wo Hunderte von Funden alle in gleichem Sinne Zeugniß ablegen, noch ein Zweifel an dem hohen Alter des Menschen in jener Gegend bestehen?

Die Steingeräthe selbst zeigten einen nicht geringen Grad von Vollendung; die meisten sind geschliffen und in schön symmetrische Formen gebracht. Daß auch die Kunst des Steinbohrens ihren Verfertigern nicht fremd war, zeigen mehrere durchbohrte Instrumente. Nicht immer ist der Zweck eines Instrumentes ganz klar. Die beiden abgebildeten Steinlöffel gleichen ganz dem aus einem Pfahlbau bei Yverdon heraufgeholten Thonlöffel. Zu den häufigsten Fundgegenständen jener alten Schichten gehören Steinmörser, während solche bei den modernen Diggerindianern jener Gegenden nicht in Gebrauch waren.

Wir haben bisher blos die Thatsachen betrachtet, welche für das Vorhandensein des Menschen zur Zeit jener vulkanischen Eruptionen sprechen; auf das Alter jener Menschenknochen führenden Schichten wurde noch nicht eingegangen, um bei der Frage nach der Echtheit oder Unechtheit jede Voreingenommenheit auszuschließen, wenn sich ein besonders hohes Alter für dieselben ergeben sollte.

Es ist keine leichte Aufgabe, jene Schichten in das uns geläufige Schema der Tertiärzeit einzureihen, sie mit einer der Bezeichnung Pliocän, Miocän 2c., geologisch charakterisiren zu sollen. Bekanntlich sind jene von Lyell eingeführten Bezeichnungen der Untergruppen des Tertiär wesentlich auf das Verhältniß ausgestorbener mariner Muscheln gegründet. Will man

aber damit terrestrische Formationen, wie sie hier vorliegen, in chronologische Parallele stellen, so begegnet man fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Besonders im späteren Tertiär, wo die Klimasonderungen deutlicher hervortreten, werden die Thatsachen so komplizirt, daß eine exakte Parallele von Land- und Wasserbildungen kaum durchzuführen ist. Whitney hält es für wahrscheinlich, daß die Summe der Ablagerungen zwischen



Steingeräth aus der Urzeit Kaliforniens, zum Theil aus den Schichten unter der Lava des Table Mountain, zum Theil aus dessen Umgegend stammend.

Fig. 4 steinerne Stielschüssel, Fig. 5 bis 8 Hausgeräth (Fig. 7 u. 8 vielleicht Waffen). Fig. 5b stellt den Querschnitt von Fig. 5a dar. Alle Figuren in 1/4 natürlicher Größe.

den tiefsten Einschnitten in den älteren Fels und den überliegenden vulkanischen Schichten eine sehr lange Zeit — wahrscheinlich größere Abschnitte der ganzen Tertiärzeit — für ihre Bildung in Anspruch genommen haben, während die jüngeren, dicht unter den Tuffen und Laven liegenden Sandsteine und Thone mit großer Wahrscheinlichkeit dem Pliocän zuzurechnen seien. Während Lesquereux die Pflanzenabdrücke in den tieferen

Thonschichten für miocän hält, glaubt Newberry sie der späteren Pliocänzeit einreihen zu müssen. Von Thieren findet sich unterhalb der Laven kaum irgend eine rezente Art: die ganze Fauna besteht wohl ausschließlich (den Menschen ausgenommen) aus ausgestorbenen Arten. Während der vulkanischen Eruption tritt das Mastodon auf, das dann später, während des Quartär, seine größte Entwickelung erlangt und sich in Amerika bis in verhältnißmäßig junge Zeiten erhalten zu haben scheint. Unter dem Basalt, dem jüngsten Produkt der vulkanischen Zeit, mit welchem diese abschließt, findet sich nach Leidy: Rhinoceros hespericus, Rhinoceros occidentalis, Elotherium superbum. Weniger sicher sind konstatirt: Felis imperialis, Canis indianensis, Canis latrans, Bos latifrons, Auchenia californica, Hipparion, Reste von Cervus, Tapir; endlich Mastodon americanus, Mastodon obscurus, Elephas columbi und verschiedene Arten Equus. Nach diesem Befund erscheint es vielleicht am richtigsten, die den Laven und Aschen unterliegenden Schichten dem Pliocän zuzurechnen; die mächtigen vulkanischen Ausbrüche, welche den geologisch-geographischen Charakter der Sierra Nevada weithin veränderten, dürften wohl, nach dem Auftreten des Mastodon zu schließen, gegen das Ende der Pliocänzeit eingetreten sein. So weit würde also das Dasein des Menschen an dieser Stelle sich zurückverfolgen lassen.

Ein Versuch, dies Alter mit dem uns gewohnten Zeitmaßstab zu messen, dürfte noch viel hoffnungsloser sein, als jene Rechnungen, welche die Zeit viel jüngerer prähistorischer Daten in Jahreszahlen zu bestimmen versuchten. Aber die allgemeine Vorstellung drängt sich uns doch mit zwingender Gewalt auf, daß diese Zeitgröße für unseren beschränkten Zeitbegriff eine ungeheuer große gewesen sein muß. Von Grund aus sind Flora und Fauna jener Distrikte seither umgewandelt. Alles spricht aber dafür, daß das Aussterben alter Lebens-

formen, das Auftreten und Entwickeln neuer, von den früheren weit verschiedener Arten ganz und gar kein rasch sich vollziehender Prozeß ist, sondern nur sehr allmählich, Schritt für Schritt abläuft.

Schon diese Betrachtung zeigt uns, wie unfaßbar groß der Zwischenraum sein muß, der die Jetztwelt von der damaligen trennt. Noch unmittelbarer aber tritt dieser Eindruck an uns heran, wenn wir den Betrag von Anbildung und Erosion ins Auge fassen, die stattgefunden haben, seit jene Schädelstückchen in der Sand- und Thonschicht in dem Table Mountain, oder seit der Calaveras-Schädel in Bald Hill eingebettet worden ist. Wiederholte Ausbrüche der Vulkane und Ausbreitungen vulkanischer Massen wechselten ab mit Anschwemmungen von Bächen; Tuff und Lava lagerten sich über Geröll, und Geröll wieder über Tuff. Die Masse dieser ganzen Anbildungen stieg bis zu 200′ Höhe an. Mögen wir alle einzelnen Faktoren noch so groß in Rechnung setzen, immerhin wird für die Periode der Anbildung eine sehr berächtliche Zeitgröße anzusetzen sein; dafür sprechen alle Analogien mit andernen vulkanischen Erscheinungen. Und doch erscheint diese Periode der Anbildung verhältnißmäßig sehr klein gegenüber der Dauer der Erosion, wie wir sie nach dem Betrag ihrer Wirkungen z. B. am Table Mountain annehmen müssen. Wie die Modellirung des felsigen Untergrundes der Sandstein- und Thonschichten zeigt, sind die letzteren in einem alten Thale abgelagert worden, dessen Felsenboden seitlich mindestens bis zur Höhe jener alten Alluvionen, wahrscheinlich aber noch höher hinaufstieg; denn auch die darüberliegenden, 140—150′ mächtigen basaltischen Lavamassen scheinen in ihrer Richtung durch das alte Flußthal bestimmt worden zu sein, dessen Rinne also dann seitlich über die Thon- und Sandsteinschichten hinaufgereicht haben muß. Die nach der Bildung der Lavaströme folgende Erosion grub neue Thäler ein, aber nicht mehr an der früheren Stelle, die durch die harte, dicke Lava-

bank geschützt war, sondern seitlich davon: der ältere Fels bot weniger Widerstand als die Lava, und so wurden hier am Rand der letzteren neue Thäler eingeschnitten, die allmählich bis unter das Niveau der alten goldführenden Thalsohle hinab sich vertieften. Auch die resistente, kompakte Lava widerstand nicht ganz der Zerstörung, aber sie wurde mehr durch Unterwaschung des Untergrundes seitlich angeschnitten, als von obenher zerstört. Auf diese Weise entstanden die fast senkrecht absteigenden Wände des Tafelberges. Die Verwitterungsfähigkeit der Lava ist eine sehr geringe: auf ihrer Oberfläche findet sich nur eine sehr dünne Humusschicht. Und auch der felsige Untergrund der Sandsteine und Thone ist ein sehr zähes, schwer zerstörbares Material. Trotzdem sind beide bis zu beträchtlichem Grade durch Erosion zerstört. Ein vergleichender Blick auf die neue und die alte Thalbildung zeigt uns einen außerordentlich großen Betrag von Anbildung und von Zerstörung. Wir können die Zeit, welche für beide Prozesse erforderlich war, natürlich nicht in Jahreszahlen ausdrücken, aber die Ueberzeugung drängt sich uns hier mit Gewalt auf, daß es sich dabei um Zeiträume handeln muß, gegen welche unsere menschliche Zeiterinnerung verschwindend klein erscheint. Und doch lebte noch vor allen diesen Veränderungen in der Sierra Nevada der Mensch.

(578) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Ueber Recht und Billigkeit.

Von

Geh. Rath Prof. Dr. Ubbelohde
in Marburg.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wie können und dürfen zwecks der Zutheilung des einem Jeden Gebührenden in Rechtssetzung und in Rechtssprechung die besonderen Verhältnisse des einzelnen Falles berücksichtigt werden?

Vielleicht möchte es auf den ersten Blick als erstrebenswerth gelten, daß ohne jegliche äußere Richtschnur würdige Männer nach ihrer eigenen besten Ueberzeugung jeden einzelnen vor ihren Richterstuhl gebrachten Rechtshandel entschieden. Jugendlicher Schwärmerei erscheint es so selbstverständlich auch für den Richter die Anforderung aufzustellen:

> — „Das Orakel
> In seinem Innern, das lebendige —
> Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
> Nicht modrigte Papiere soll er fragen.“[1]

Aber dieser völlige Verzicht auf feste Schranken für den Inhalt der richterlichen Entscheidung würde ein verderblicher Irrthum schöner Seelen sein. Denn wo gäbe es einen Sterblichen, und wäre er der Beste und Edelste, der ungeachtet Schwachheit und Erdennoth, unbefangen von Freundschaft und Abneigung, unbeirrt durch drohende Mißgunst und unempfänglich für erhofften Vortheil, sei dies auch kein gemeinerer als der freundliche Blick eines Machthabers, der, sage ich, in jedem Augenblicke sogar nur den unerschütterlichen Vorsatz festzuhalten vermöchte, stets und unwandelbar keiner anderen, als der Stimme

der Gerechtigkeit zu folgen, wenn es dem eigenen Gewissen allein überlassen bliebe, auf den leisen Ruf dieser Stimme zu horchen? Doch gesetzt selbst, es gebräche nicht an solcher Heldengröße des Willens: ganz und gar ungewiß würde es trotzdem bleiben, ob zur gegebenen Frist dem Willen die Fähigkeit zu Gebote stünde, die Wahrheit zu vernehmen. Wohl ist tief in die Menschenbrust das Vermögen gelegt, zu unterscheiden, was gut und was böse ist; aber ach! nur wehmüthige Sage kündet von jener Zeit:

— da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies![2]

Auch für den Einzelnen ist sie nicht vorhanden, jene goldene Zeit der Kinderunschuld; und

Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.[3]

Der Willkür also wäre das Schwert der Gerechtigkeit in die Hand gelegt, wenn der Richter lediglich nach eigenem Ermessen das Urtheil fällen dürfte. Zwar ergötzt uns in den Erzählungen des Morgenlandes mancher Kadispruch wegen der Schärfe seines natürlichen Verstandes, wegen der Geradheit seines gesunden Gefühles; aber beweist nicht schon der Umstand, daß derartige Sprüche der Ueberlieferung werth erachtet wurden, wie gar abweichend geartet die große Menge der Kadiurtheile ist? Und sicherlich nur fromme Einfalt konnte jenes berühmte Urtheil Salomos als Vorbild guter Rechtspflege hinstellen: denn wie, wenn der Einfall, von welchem die Entscheidung abhing, eben

nicht vom treffenden Witze des weisen Salomo geleitet worden wäre?

Nein! außerhalb des Einzelnen muß die Ordnung gesucht werden, welche ihm selbst zur sicheren Richtschnur seines Handelns dienen, welche die Entscheidung des Richters vor dessen Willkür beschränken soll. Und nur eine solche Vorschrift kann als Theil der Ordnung für die äußeren Lebensverhältnisse einer menschlichen Gemeinschaft, d. i. als Rechtssatz, gelten, welche kraft einer alle Angehörigen dieser Gemeinschaft bindenden Macht erkennbar festgestellt worden ist, sei es in gewohnheitsmäßiger Uebung, sei es in bewußter Satzung: das Gesetztsein gehört zum eigensten Wesen des Rechtes.

Es will aber das Recht im voraus alle künftigen Verhältnisse gewisser Art ordnen, indem es Gleiches gleich, Ungleiches ungleich regelt. Von vornherein jedoch ergiebt es sich als unmöglich, hierbei jede Ungleichheit zu berücksichtigen: sonst müßten jeder Mensch, jede Sache, jedes Verhältniß ihre eigenthümliche Ordnung empfangen, denn keines ist dem andern völlig gleich. Die Rechtssetzung ist folglich genöthigt, eine große Menge thatsächlicher Verschiedenheiten unbeachtet zu lassen; nur an gewisse Unterschiede der ihrer Regelung unterliegenden Dinge kann sie ihre Vorschriften anknüpfen, indem sie damit eben diese Unterschiede als rechtlich bedeutsam anerkennt.[4]

Begreiflicherweise ist es für das Wohlbefinden der Rechtsgenossen von der allergrößten Erheblichkeit, in welchem Maße und mit welcher sachlichen Angemessenheit die Rechtsordnung die ihr angehörigen Verhältnisse unterscheidet. Hierauf beruht der Gegensatz von Recht, genauer: strengem Rechte einerseits und von Billigkeit, genauer: billigem Rechte andererseits, ein Gegensatz, der im täglichen Leben oft erwähnt, nicht immer jedoch deutlich erfaßt wird. Seine Darlegung soll die Aufgabe meines Vortrags bilden.

Für die noch einfachen Zustände eines jugendlichen Volkes genügt eine geringe Menge von Rechtssätzen, mit anderen Worten eine Theilung der, rechtliche Regelung erheischenden, Lebensverhältnisse in wenige große Massen. Gegenüber dem ungeübten Unterscheidungsvermögen ungelehrter Richter erscheint es geradezu unerläßlich, die thatsächlichen Voraussetzungen der Urtheilsfällung, die sog. Thatbestände, durch einfache Umrisse möglichst greifbar zu kennzeichnen, und dementsprechend den Inhalt des Urtheils so genau zu bestimmen, daß mit der richterlichen Entscheidung über das Dasein eines gewissen Thatbestandes die Rechtsfolge desselben ohne weiteres gegeben ist. Demgemäß vollzieht sich der Rechtsverkehr in einer kleinen Anzahl von Geschäften, deren Form die Eigenart der bezweckten Rechtswirkung außer Zweifel stellt, während der Umfang dieser Wirkung ohne Rücksicht auf die besonderen Umstände des Einzelfalles vom Wortsinne der gebrauchten Willenserklärung abhängt. Die Ahndung von Rechtsverletzungen will nicht sowohl nach der Größe des Verschuldens die Strafe abwägen, als vielmehr entweder eine Gefährdung des Gemeinwesens unschädlich machen, oder dem verletzten Rechtsgenossen persönliche Genugthuung für die erlittene Unbill gewähren. Unbekannt ist deshalb die Unterscheidung zwischen Versuch und vollendetem Verbrechen, zwischen Thäterschaft, Anstiftung, Beihülfe und Begünstigung: soweit überhaupt Strafbarkeit angenommen wird, ist stets die volle Strafe verwirkt. Diese aber ist bald als ein für allemal gleiche vorgeschrieben, oder sie berechnet sich nach feststehendem Ansatz aus dem Werthbetrage des Gegenstandes der Verletzung. Auch das gerichtliche Verfahren bewegt sich in scharf begrenzter Bahn. Die für den Verlauf des Rechtshandels maßgebende Tagefahrt[5] ist im alten römischen Rechte unerstreckbar; ihre Versäumniß, meist nicht einmal durch Vertretung abwendbar, zieht mindestens für den Beklagten unweigerlich Sachverlust nach sich.[6] Die Ueberweisung

der Sache zur richterlichen Entscheidung[7] und vollends diese Entscheidung selbst, deren sachliche Richtigkeit ursprünglich sogar innerhalb des nämlichen Verfahrens nicht angefochten werden konnte, schneidet im älteren römischen Rechte jede neue Anhängigmachung derselben Sache ab.

Unzweifelhaft ist eine derartige Rechtsordnung den Zeitverhältnissen, denen sie entstammt, durchaus angemessen gewesen. Allein allmählich verändern sich die Zustände. Neue wirthschaftliche Bedürfnisse machen sich geltend; der gesteigerte Verkehr nimmt ein unübersehbares Gewirr von Verwickelungen in sich auf; während auf der einen Seite mit der Fülle der Genüsse die Verderbtheit der Sitten wächst, verfeinern sich auf der andern die Empfindungen und die Anschauungen. Jetzt beginnt bald hier bald da die alte Rechtsordnung zu drücken: was bisher unterschiedslos gleich behandelt worden ist, erheischt verschiedene Behandlung.

Wie kann nun die Rechtsordnung dieser Anforderung Genüge leisten? Drei Wege sind es, welche sie hierzu einzuschlagen vermag.

Der erste, einfachste Weg besteht darin, daß sie selbst unmittelbar Unterschiede macht, welche ihr bisher fremd waren. Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen. Im ältesten Rom hatten alle Geschlechtsreife, die sog. Mündigen, in Beziehung auf ihre Verfügungsfähigkeit durchaus gleichgestanden: ein 14jähriger Knabe konnte mit der nämlichen Rechtswirkung sein Eigenthum veräußern, Schulden machen, wie ein reifer Mann. Das war ohne Bedenken gewesen, so lange der Verkehr sich auf wenige Geschäfte durchsichtigen Inhalts beschränkte, deren augenfällige Form obendrein die Aufmerksamkeit der kleinbürgerlichen Nachbarschaft auf sich zog. Nach dem zweiten punischen Kriege aber wuchs Rom zur Weltstadt mit allen Uebelständen einer solchen. Jetzt würde jugendliche Unerfahrenheit dem wirthschaftlichen

Untergange preisgegeben sein, wenn nicht die Rechtsordnung ihr besondere Fürsorge gewidmet hätte. Es geschah dies durch Aufstellung eigenthümlicher Schutzmittel für diejenigen Mündigen, welche das 25. Lebensjahr noch nicht überschritten hatten: zunächst wurde die betrügerische Uebervortheilung dieser sog. Minderjährigen mit schwerer Strafe bedroht,[8] dann schlechthin die richterliche Aufhebung solcher Vermögensgeschäfte derselben zugelassen, welche sie benachtheiligen,[9] endlich ihnen gestattet, sofern sie des väterlichen Schutzes entbehrten, sich einen Vormund zu erbitten. — Der altrömische Verkehr kannte nur einseitig verpflichtende Schuldverträge; sofern solche einen beliebigen Inhalt in sich aufnehmen sollten, war dazu die Form der Stipulation erforderlich. Dieselbe besteht in der vorangehenden mündlichen Frage dessen, der eine Schuldzusage verlangt, des künftigen Gläubigers also, und in der solcher Frage entsprechenden, alsbald folgenden mündlichen Antwort des Schuldners. Diese überaus einfache Form hatte unleugbar große Vorzüge: sie läßt keinen Zweifel darüber zu, daß ein Geschäft bindend abgeschlossen ist; sie sichert den Schuldner davor, bei einem nicht mit voller Ueberlegung gesprochenen Worte festgehalten zu werden, und meist drückt sie auch den Inhalt der Verpflichtung deutlich aus. Die Alleinherrschaft dieser Form aber wurde mit der Erweiterung des römischen Gebietes dadurch unerträglich, daß sie die Anwesenheit beider Theile beim Geschäftsabschlusse voraussetzt. Jetzt stellte man ihr für solche Schuldverträge, in denen der alltägliche Verkehr des bürgerlichen Lebens sich bewegt, namentlich für Kauf, Miethe und Pacht, Gesellschaftsvertrag und Auftrag, die Möglichkeit eines bindenden Abschlusses kraft formloser Erklärung zur Seite, also auch durch Boten oder Brief; für verwandte Fälle galt es immerhin als genügend, wenn zu derartiger Erklärung die gemäß derselben dem Gläubiger obliegende Leistung gekommen war. In Deutschland ist die Entwickelung

noch darüber hinausgegangen: gemeinrechtlich ist, abgesehen vom Wechsel und wenigen Geschäften des Handelsverkehrs, jeder Schuldvertrag von rechtlich überhaupt zulässigem Inhalte schon kraft formloser Erklärung der Abschließenden bindend. — Gemäß einem alten Volksschlusse[10] unterlag in Rom die widerrechtliche Beschädigung fremder Sachen der Ahndung nur dann, wenn sie erfolgt war durch unmittelbare körperliche Einwirkung auf dieselben: Vergiftung eines fremden Thieres z. B. nur dann, wenn der Thäter diesem das Gift geradezu eingegeben, nicht jedoch, wenn er es ihm zu fressen vorgeworfen hatte. Später schied man auch die Fälle der Sachbeschädigung durch derartige mittelbare Einwirkung auf den Sachkörper aus der Reihe strafloser Verletzungen fremden Eigenthums aus. Die Ahndung von Widerrechtlichkeiten überhaupt ist das Gebiet, auf dem vorzugsweise die Rechtsordnung für unmittelbare Unterscheidung Spielraum gefunden hat. Und zwar ist dies theils so geschehen, daß Handlungen, welche früher straflos waren, durch Aufstellung ganz neuer Begriffe der Verfolgung unterworfen wurden; theils dadurch, daß die mannigfachen Thatbestände, welche bisher unter einem Gesammtbegriffe einer gleichmäßigen Ahndung unterlagen, kraft einer Spaltung jenes Begriffes in eine Reihe selbständiger Begriffe nunmehr je ihre gesonderte Strafbestimmung erhielten. Das römische Recht z. B. faßte alle möglichen Handlungen, wodurch sich jemand in rechtswidriger gewinnsüchtiger Absicht an einer beweglichen Sache widerrechtlich vergreifen kann, als Furtum zusammen; das heutige Strafrecht scheidet hiervon zunächst die blose Gebrauchsanmaßung, sie sei denn von einem öffentlichen Pfandleiher an den von ihm in Pfand genommenen Gegenständen begangen,[11] als straflos aus, und sondert sodann die übrigen als Diebstahl,[12] Unterschlagung,[13] Raub[14] und Gebrauchsaneignung an der eigenen Sache mit Verletzung eines fremden Gebrauchs- oder Zurückbehaltungsrechtes an dieser

Sache.[15] Ja noch weiter. Zwecks der geeigneten Strafzumessung wird die Unterschlagung gefundener Sachen unterschieden von derjenigen anvertrauter;[16] der einfache Diebstahl einerseits[17] von den sog. schweren Diebstählen[18] und dem Diebstahle im zweiten Rückfall,[19] andererseits von mehreren geringerer Strafe unterliegenden Fällen, wie dem sog. Mundraub,[20] dem Feld- und Forstdiebstahl;[21] endlich sind hinsichtlich der Strafverfolgung der Familiendiebstahl und der Hausdiebstahl[22] begünstigt u. s. w. Von entscheidendem Einflusse auf die Strafe sind heute ferner die, wie erwähnt, früher einflußlosen Unterscheidungen zwischen Versuch und vollendetem Verbrechen oder Vergehen, zwischen Thäter, Anstifter, Gehülfen und Begünstiger. — Auch auf dem Gebiete des gerichtlichen Verfahrens hat die Rechtsordnung in gleicher Weise einem feineren Rechtsgefühle gehorcht. Dahin gehört es, wenn sie eigenthümliche Rechtsmittel gegen Versäumniß aufstellt,[23] sofern diese bezwecken, dem unverschuldet Benachtheiligten Hülfe zu gewähren; ferner, wenn sie die Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Urtheil beendigten Verfahrens wegen einer Nichtigkeit oder aus anderen dringenden Gründen[24] gestattet, z. B. weil jenes Urtheil auf eine gefälschte Urkunde, auf ein eidwidriges Zeugniß gestützt ist. — Schließlich mag noch erwähnt sein, daß eine derartige unmittelbare Berücksichtigung erheblicher Umstände durch die Rechtsordnung selbst auch dem Verwaltungsgebiete nicht fremd ist. So zählt das deutsche Militärgesetz eine Reihe von Gründen für die Zurückstellung Militärdienstpflichtiger auf;[25] so gestattet das preußische Gesetz bei der Veranlagung zur Klassensteuer und zu den beiden untersten Stufen der Einkommensteuer besondere, die Leistungsfähigkeit bedingende, wirthschaftliche Verhältnisse der einzelnen Steuerpflichtigen zu berücksichtigen, z. B. große Kinderzahl, andauernde Krankheit u. dergl.[26] So bleiben nach gesetzlicher Anordnung manche an sich zollpflichtige Gegenstände vom Eingangszolle frei,

z. B. gebrauchte Hausgeräthe und andere Sachen von Anziehenden zu deren eigener Benutzung, Reisegeräth, Kleidungsstücke, Wäsche u. dergl. von Reisenden u. s. w.[27]

Im Vergleich nun zu jener älteren, weniger unterscheidenden, Rechtsordnung, die eben deshalb jetzt als eine strenge erscheint, ist die neue, mehr unterscheidende eine billige. Möglicherweise wird auch sie wieder einem späteren Geschlechte für zu streng gelten, so daß dieses durch weitere Unterscheidung sich eine noch billigere zu gestalten sucht. Es haftet also die Eigenschaft eines strengen Rechtes oder umgekehrt eines billigen Rechtes einer gegebenen Rechtsordnung durchaus nicht als eine ein für allemal feststehende an: sie wird vielmehr durch die jeweiligen Verhältnisse bedingt. Uebrigens setzt der Begriff dieser Eigenschaften keineswegs die Vergleichung mehrerer, sei es nach einander, sei es neben einander, wirklich bestehender Rechtsordnungen voraus: der ihm zu Grunde liegende Gegensatz läßt sich füglich gewinnen durch die Gegenüberstellung mehrerer als bestehend blos gedachter Rechtsordnungen. Insofern kann und soll auch bei ganz neuen Rechtsbildungen der Gesetzgeber danach fragen, welche Umstände er zu berücksichtigen habe, um ungeeignete Strenge zu vermeiden, billige Bestimmungen zu treffen.[28]

Einen verhängnißvollen Mißgriff jedoch würde der heutige Gesetzgeber begehen, wollte er jeden Unterschied, der ihm rechtlicher Berücksichtigung werth dünkt, unmittelbar im Gesetze als solchen ordnen. Ganz unvermeidlich würde sein Werk sich auflösen in eine unübersehbare Menge von Einzelheiten. Und doch würde sich mit Sicherheit voraussagen lassen, daß auch die größte Fülle bei weitem nicht ausreicht, in der That alle und jede, Berücksichtigung erheischende, Verschiedenheit der Dinge zu treffen. Denn von Tag zu Tage gestaltet sich die Reihe der rechtlichen Verflechtungen und Verkettungen anders; für immer neue Erscheinungen und Bedürfnisse des Lebens muß der Rechtsverkehr

unbetretene Bahnen suchen. Im günstigsten Falle also wäre der Endzweck jener gesetzgeberischen Fülle doch ein mehr oder minder verlorener. Und hätten gleich die Entscheidungen des Gesetzes über die Einzelheiten der Verkehrsgeschäfte in vollem Maße den Anschauungen seiner Zeit entsprochen, so würden doch gar viele von ihnen bei der Schnelllebigkeit der Gegenwart binnen kurzer Frist der wechselnden Auffassung nicht mehr als angemessen erscheinen; trotzdem immer noch mit Gesetzeskraft ausgerüstet, bewirkten sie dann statt der beabsichtigten Förderung eine höchst unwillkommene Hemmung für die gesammte Entwickelung des Verkehrs. Fast bedenklicher aber noch dürfte es sein, daß selbst der scharfsinnigste Gesetzgeber nicht imstande ist, für eine so zahllose Menge von Einzelbestimmungen, wie die ausdrückliche Regelung auch nur der wichtigsten Einzelfälle sie mit sich bringen würde, die gemeinsamen Gesichtspunkte unverrückt festzuhalten, nach denen sie sich erst zu einer wahrhaft gerechten Gesammtordnung zusammenfügen können, d .h. zu einer solchen, welche in der That überall das Gleichartige mit gleichem Maße bemißt. Mit anderen Worten eine Gesetzgebung, welche, statt bei leitenden Grundsätzen stehen zu bleiben, in Einzelentscheidungen sich einläßt, läuft Gefahr, die Grundsätze selbst zu verlieren. Und was das Schlimmste ist, sie würdigt damit die Rechtsprechung zu einem gedankenlosen Handwerk herab. Wo sich die Entscheidung nicht fertig aus dem Gesetzesparagraphen ablesen läßt, da mangelt dem Richter dann die Fähigkeit, dieselbe nach eigenem Ermessen der Sache anzupassen.

Jener erste Weg, zu billigem Rechte zu gelangen, findet also sein Ziel in der Anforderung an den Gesetzgeber, sich auf die Feststellung der Grundsätze zu beschränken. Eben hier öffnen sich die beiden anderen Wege: beide geben lediglich für den Einzelfall das Maß.

Der eine dieser Wege gleicht dem Wege der Gesetzgebung

darin, daß auch er zur Erzeugung der regelnden Vorschrift führt. Während aber die Gesetzgebung allgemeine Vorschriften hervorbringt, beschränkt er sich auf die Vorschrift für ein einzelnes Verhältniß. Es ist der Weg der Einzelverfügung, sei es seitens der gesetzgebenden Gewalt, also durch Privileg, sei es seitens einer Verwaltungsbehörde; und als solche ist auch ein Gericht zu betrachten, wenn es zu einer Thätigkeit berufen wird, welche eben keine richterliche ist. Eine derartige Verfügung ist z. B. die Verleihung der Großjährigkeit,[29] die Entbindung von Ehehindernissen, sofern nämlich beides nur erfolgt, falls gehörige Erwägung der Sachlage Umstände, denen das Gesetz die allgemeine Berücksichtigung nicht gewährt, ausnahmsweise der Berücksichtigung werth findet. Weiter dürfte hierher zu rechnen sein die Ertheilung der Korporationsrechte: auch diese verleiht eine Einzelverfügung nur dann, wenn dieselbe im gegebenen Falle diejenigen thatsächlichen Voraussetzungen als vorhanden ansieht, welche einerseits die sog. juristische Persönlichkeit wünschenswerth machen, andererseits deren Gläubigern die erforderliche Sicherheit bieten, für welche jedoch das Gesetz allgemeine Kennzeichen noch nicht festgestellt hat. — Auf dem Gebiete des Strafrechts gehört hierher die Begnadigung, sofern sie mit Rücksicht auf solche Eigenthümlichkeiten des Einzelfalles stattfindet, welche die Ausschließung oder die Herabsetzung der Strafe rechtfertigen, vom Richter jedoch nicht berücksichtigt werden durften oder etwa verkehrterweise nicht berücksichtigt worden sind.[30] Aehnlich kann die Niederschlagung einer Einzelsache wirken. — Im Verwaltungsrechte vermittelt eine Einzelverfügung die Beobachtung der Billigkeit z. B. bei der Befreiung von gewissen Erfordernissen der Zulassung zu einer Staatsprüfung, zu einem Staatsamte. Von besonderer Wichtigkeit war der Weg der Einzelverfügung in der hier fraglichen Richtung gegenüber dem früheren Gewerbewesen. Hier kam er zur Geltung

in der Beseitigung des Hindernisses der sog. Unehrlichkeit beim Eintritt in eine ehrbare Zunft, z. B. für einen unehelich Geborenen; in der Ernennung eines sog. Gnadenmeisters, sofern Zahl oder Leistungsfähigkeit der zünftigen Meister für den Bedarf nicht ausreichte, oder die ordentliche Erlangung der Meisterschaft ungehörig erschwert wurde; in der Verleihung des Gewerberechts an Mühlen, Brauereien, Fabriken, um vorhandenem Bedürfnisse nach solchen Betrieben zu genügen. Mit der Freigebung des Gewerbes ist die Einzelverfügung hier gegenstandslos geworden. Umgekehrt haben die Privilegien gegen Nachdruck und dergl., welche die Billigkeit unerläßlich erheischte, solange das Gesetz die Urheberrechte nicht schützte, ihre Bedeutung verloren, seitdem diesen Rechten gesetzlicher Schutz verliehen worden ist. Ueberhaupt ist in der Gegenwart die Anwendung der Einzelverfügung im Dienste der Billigkeit von großer Erheblichkeit nicht.

Desto häufiger wird der dritte Weg zur Billigkeit betreten: der Weg des richterlichen Ermessens. — Sobald in einem der richterlichen Entscheidung unterliegenden Verhältnisse gewisse Umstände Berücksichtigung beanspruchen, dieselbe jedoch kraft unmittelbarer Unterscheidung des Gesetzes nicht füglich vorgezeichnet werden kann, so wird die Rechtsordnung von selbst auf den Weg gedrängt, sie dem Richter für den Einzelfall zuzuweisen. Eines der ältesten hierher gehörigen Beispiele aus dem römischen Rechte ist wohl das folgende. Das ehrwürdige Stadtrecht Roms, die 12 Tafeln, bestrafte, ähnlich den älteren deutschen Rechten, die Beleidigung nach rein äußerlichen Merkmalen, und zwar in den gewöhnlichsten Fällen mit gesetzlich ein für allemal festgestellter Geldbuße.[31] Abgesehen davon nun, daß mit der Verschlechterung des Münzfußes und der Werthminderung des Geldes jene Ansätze zu gering geworden waren, mußte ein ausgebildetes Gefühl die Einsicht gewinnen, daß zwei äußerlich durchaus gleichartige Beleidigungen in ihrer richtigen

Schätzung gewaltig verschieden sein können. Es kommen hierbei in Betracht: das persönliche Verhältniß zwischen Beleidigtem und Beleidiger, Alter, Lebensstellung, Achtbarkeit des Beleidigten Oeffentlichkeit oder Heimlichkeit der Handlung, Ort und Art der Ausführung, die Thatsache, ob die Beleidigung von Seiten des Beleidigten hervorgerufen worden und auf welche Weise etwa, oder ob sie ohne erkennbaren Anlaß seinerseits begangen ist, ob mit vorgängiger Ueberlegung oder in Aufwallung der Leidenschaft, und wohl noch manches Andere.[32] Es erscheint demnach geradezu unthunlich, alle erheblichen Umstände und vollends ihre Verkettung gesetzlich zu ordnen. Deshalb hat das spätere römische Recht die Veranschlagung der Geldbuße dem Beleidigten selbst überlassen, dem Richter aber vorbehalten, diesen Anschlag nach Abwägung der Verhältnisse zu ermäßigen.[33] Ebenso wird es uns nur natürlich erscheinen, daß für die in der Kaiserzeit neu aufgestellten Straffälle nicht, wie für die schon in republikanischer Zeit geregelten, eine ein für allemal bestimmte Strafe vorgeschrieben wurde, vielmehr die Ermittelung der Strafe dem richterlichen Ermessen, meist innerhalb eines mehr oder minder festen Strafrahmens, anheimfiel.[34] Eben diese richterliche Strafzumessung übertrug sich demnächst auf die alten Straffälle, nachdem dieselben von den in der Republik angeordneten Gerichtshöfen auf die kaiserlichen Gerichte übergegangen waren.[35] Und einen ähnlichen Standpunkt nimmt auch unser Strafgesetzbuch ein. Schlechthin fest bestimmt ist nur die Androhung der Todesstrafe für Mord und für hochverrätherischen Mordversuch und die Androhung einer Geldstrafe in den Fällen, wo diese als Bruchtheil oder umgekehrt als Mehrfaches eines bestimmten Geldbetrages zu berechnen ist.[36] In allen übrigen Fällen wird die Höhe der Strafe innerhalb eines gesetzlichen Strafrahmens durch den Richter zugemessen;[37] und dabei ist ihm vielfach noch geboten, aus gesetzlich bestimmten sog. Straf-

schärfungsgründen sich eines schwereren Strafrahmens zu bedienen,[38] und umgekehrt bald geboten, bald wenigstens gestattet, im Falle mildernder Umstände einen leichteren Rahmen anzuwenden.[39] Die Bemessung aber der Strafe im Einzelfalle soll nach einem zweifachen Gesichtspunkte erfolgen, nämlich einerseits nach der Würdigung, welche dem durch die strafbare Handlung angegriffenen Rechtsgute seitens der Rechtsordnung zutheil geworden ist, sowie nach dem Umfange der durch die Handlung bewirkten Verletzung desselben, andererseits nach der Größe des verbrecherischen Verschuldens.[40] — Ein ähnliches Ermessen findet schon nach römischem Rechte bei Vermögensansprüchen da statt, wo es sich darum handelt, auf Grund eines unter den Betheiligten feststehenden oder etwa durch Richterspruch festzustellenden Verhältnisses zu ermitteln, wie der Eine dem Andern gemäß der Anschauung eines verständigen, billig denkenden Mannes Genüge leiste.[41] Hier kommt insbesondere in Betracht, ob und in welchem Maße Jemand verantwortlich wird für die Unterlassung von Vorsichtsmaßregeln, welche die Vereitelung der ihm obliegenden Leistung, sei es durch eigene Handlung, sei es durch Handlungen Dritter oder durch Naturereignisse verhütet haben würden; ob er mit der Hauptsache etwa noch Nebensachen herausgeben muß; ob und in welchem Umfange er dafür einsteht, daß er von dem Gegenstande, welchen der Gegner beansprucht, zu dessen Vortheil Erträgnisse, z. B. Früchte, Zinsen, Miethgelder, gewinne, und welche wirthschaftlichen Grundsätze hierbei maßgebend sind; ob er umgekehrt den Anspruch hat, daß ihm Verwendungen auf den Leistungsgegenstand erstattet werden, und nach welchen Gesichtspunkten etwa. Auch kann es von Einfluß sein, ob und seit wann er sich in gutem oder in schlechtem Glauben befand; ob ihm die Verzögerung der Befriedigung des andern Theiles zur Last zu legen ist u. s. w. — Weit inhaltreicher noch ist, ebenfalls schon nach römischem

Rechte, das Ermessen des Richters gegenüber einer großen Anzahl von Schuldverhältnissen aus Verträgen und ähnlichen rechtmäßigen Entstehungsgründen. Hier wird gemäß der Billigkeit nicht nur die Frage geschlichtet, auf welche Weise eine ihrem Dasein nach feststehende Forderung zu befriedigen sei, vielmehr entscheidet eben die Billigkeit schon darüber, ob überhaupt eine Forderung bestehe, und welcher allgemeine Inhalt ihr zukomme.[42] Hinsichtlich der hierher gehörigen Schuldverträge des alltäglichen bürgerlichen Verkehres, z. B. bei Kauf und Miethe, geht nämlich die Rechtsordnung davon aus, daß zwar die innerhalb des rechtlich Zulässigen sich haltenden Willenserklärungen der Betheiligten in erster Reihe Berücksichtigung verdienen; daß jedoch erfahrungsmäßig die Betheiligten an ein Weiteres nicht zu denken pflegen, als an den unmittelbaren Zweck ihres Geschäftes und allenfalls noch an solche Verwickelungen, welche die obwaltenden Umstände mehr oder minder nahe legen; daß sie sich mithin in Beziehung auf alle übrigen möglichen Folgen ihres Verhältnisses, bewußt oder unbewußt, den Bestimmungen der Rechtsordnung unterwerfen. Eben für diese Bestimmungen nun hat, von geringfügigen Satzungen abgesehen, die Rechtsordnung denjenigen Anforderungen ein leeres Blatt zur Ausfüllung überwiesen, welche ein verständiger, ehrlicher und erfahrener Mann im Einzelfalle stellen würde, wenn er an die vorliegende Frage gedacht hätte. Ihre Beantwortung also hat im Streitfalle der Richter der Art und Weise zu entnehmen, wie unter den gleichen Umständen ein solcher Mann gemäß dem Verkehrsbedürfnisse in Treue und Glauben handelt. Hiernach entscheidet es sich, in Ermangelung abweichender Vereinbarung der Betheiligten, ob z. B. der Verkäufer für Entwehrung der Waare einsteht, d. h. dafür, daß ein Dritter auf Grund seines stärkeren Rechtes dem Käufer die Waare durch Rechtsstreit entzogen hat; ferner, ob und wie weit der Verkäufer

für gewisse Eigenschaften der Waare hafte oder Schadensersatz zu leisten habe, wenn sie bisher verborgene Mängel zeigt; was für Anstrengungen ihm obliegen, um solche Hindernisse zu überwinden, welche schon zur Zeit des Vertragsschlusses der Leistung entgegenstanden, z. B. um die schon damals ihm abhanden gekommene Sache wieder zu erlangen; ob er das nur nach Maß, Zahl oder Gewicht aus einer größeren Menge verkaufte Stück auf eigene Gefahr dem Käufer bringen müsse, oder ob er nur verpflichtet sei, dasselbe Jenem auf dessen Gefahr zu übersenden, oder endlich, ob er es bereit zu stellen habe, damit der Käufer es abhole; umgekehrt, ob der Verkäufer den bedungenen Kaufpreis fordern dürfe, wenngleich er selbst wegen einer ihm nicht zur Last fallenden Vereitelung der vertragsmäßigen Leistung der Waare von jeder Verbindlichkeit befreit ist, und weiter, ob es hierbei keinen Unterschied begründe, welcher Art jene Vereitelung sei, etwa Untergang der Sache, oder Zwangsenteignung, oder ungerechter Richterspruch; ferner, ob es nicht auch darauf ankomme, daß die untergegangene Sache schon damals dem Verkäufer gehört oder doch auf dessen Gefahr gestanden habe u. s. w. Hier, wo sein freies Ermessen walten soll, öffnet sich vorzugsweise das Feld, auf welchem der Richter seine Thätigkeit als die Kunst des Gerechten und Billigen zu entwickeln berufen ist, wie einer der geistvollsten Rechtsgelehrten des römischen Alterthums sie nennt.[43] Eben derselbe Gelehrte aber fühlt sich an einer andern Stelle[44] zu dem schmerzlichen Ausrufe bewogen, daß gerade bei der Ermittelung dessen, was gerecht und billig sei, unter dem ehrwürdigen Scheine der Rechtskunde gar oft die allerverderblichsten Irrthümer unterlaufen. Gewiß! wenn der Richter und der Anwalt, wie ein anderer römischer Rechtsgelehrter es verlangt, echte Priester jener Kunst sein wollen,[45] so dürfen sie den heiligen Schweiß der Arbeit nicht scheuen, welcher auch hier vor die Meisterschaft gestellt ist. Die Kunst

der Billigkeit erwirbt sich freilich, wie eine jede andere Kunst, nur mittelst der Uebung in ihrer Bethätigung; allein die Uebung würde der Leitung des Zufalls überlassen bleiben, zeichnet ihr nicht eingehende Unterweisung die Richtung vor. Es haben wohl die benutzten Beispiele schon darauf hingedeutet, daß zum Verständnisse dessen, was rechtliche Berücksichtigung verdient, außer umfassender und gründlicher Kenntniß des Rechtes selbst noch manches Andere erforderlich ist: Bekanntschaft mit der Kulturgeschichte, Vertrautheit mit den Lehren der Volkswirthschaft, Würdigung der Anforderungen des Sittengesetzes — alles Dinge, welche der künftige Richter und der künftige Anwalt vielleicht nicht unbedingt gebraucht, um die vorgeschriebene Staatsprüfung erfolgreich zu bestehen, um so dringender aber, um diejenige Ausbildung sich anzueignen, welche der Hoheit seines Berufes entspricht. Und einem Zweifel unterliegt es wohl kaum, daß die Ausbildung in diesen Dingen leichter und sicherer in der Unbefangenheit der Hochschule erlangt wird, als im Drange des von unberechenbaren Einflüssen abhängigen Berufslebens. Für die eigene Handhabung des Rechtes aber findet der Jünger der Rechtswissenschaft nirgends bessere Vorbereitung, als im sorgfältigen Studium dessen, was die römischen Juristen in Auslegung der Billigkeit lehren. Unübertroffen und in der That unübertrefflich wissen diese Meister mit dem überzeugenden Takte, welcher das reife Ergebniß einer innigen Durchdringung der Wissenschaft und ihrer Anwendung bildet, stets die den Verhältnissen entsprechende Unterscheidung zu finden; und mögen schon die Tage gezählt sein, für welche dem römischen Rechte noch gesetzliche Geltung zukommt, nimmer, wir dürfen es mit vollster Ueberzeugung aussprechen, wird gerade dieses Stück seiner Ueberlieferung aufhören, die tüchtigste Schule für die vornehme Kunst der Gerechtigkeit und Billigkeit als solche zu bieten. Zudem aber scheint es unmöglich, jene Schuld-

verträge, welche die Römer ganz und gar nach Treu und Glauben beurtheilt haben, in einer gesitteten Welt jemals auf eine wesentlich verschiedene Grundlage zu stellen: sachlich wird, weil es eben nicht anders geht, auch gegenüber dem erhofften bürgerlichen Gesetzbuche für Deutschland, die von den römischen Juristen entwickelte Billigkeit nach wie vor für jene Verhältnisse maßgebend bleiben.

Damit sind die Wege bezeichnet, auf denen eine Rechtsordnung zur Billigkeit gelangt. Zugleich ist hierin ausgedrückt, daß alles, was auf einem jener Wege als billig anerkannt worden ist, in der That auch Recht ist; und weiter, daß die Billigkeit in ganz der gleichen Weise nach festen Grundsätzen sich richtet, wie das strengste Recht. Also: es ist durchaus keine Billigkeit, ohne Rechtsgrund einen guten Menschen, der etwa unverschuldet in traurige Vermögensverhältnisse gerathen ist, von der ihn drückenden Schuld frei zu sprechen; ebenso wenig, einem Bösewichte sein wohl begründetes Recht deshalb abzuerkennen, weil er dasselbe voraussichtlich mißbrauchen wird. Und nur da darf eine Unterscheidung, welche das Gefühl vielleicht stürmisch verlangt, als billige zur Anwendung kommen, wo und sofern die Rechtsordnung es gestattet. Es ist ja unvermeidlich, daß Gesetze, daß Rechtsanschauungen veralten; dann suche man sie auf ordnungsmäßigem Wege nach dem Bedürfnisse der Gegenwart zu berichtigen; solange sie aber als Rechtsordnung in Kraft stehen, sollen sie unverbrüchlich beobachtet werden. Hochachtung nöthigt uns das englische Gericht ab, welches, weil nach seinem Rechte der sog. Nothstand das Dasein einer strafbaren Handlung nicht ausschließt, jene Schiffbrüchigen, die, um das eigene Leben zu retten, ihren Gefährten getödtet und verzehrt hatten, mit der vollen Strafe der Menschentödtung belegt. Hier mag die königliche Gnade, der das Gericht die Unglücklichen anempfahl, die Strenge des Gesetzes lindern. Als furchtbare Verletzung der Majestät

des Gesetzes dagegen muß es uns erscheinen, wenn es in den Gerichten des Nachbarlandes fast zur Uebung wird, angeschuldigte Frauenzimmer freizusprechen, welche ihren Beleidiger niedergeschossen, den treulosen Geliebten vergiftet, den Gegenstand ihrer Eifersucht grausam mißhandelt haben, — furchtbar, sage ich, denn derartige Urtheile unterwühlen die Herrschaft des Rechtes überhaupt, lösen die Ordnung des Staates in wüste Gesetzlosigkeit auf, — um so furchtbarer, je lauter die bethörte Menge solcher Freisprechung Beifall jauchzt, die freigesprochenen Verbrecherinnen als Heldinnen feiert.

Haben wir bis jetzt den Gegensatz des billigen Rechtes zum strengen darin gesucht, daß jenes mehr unterscheidet, als dieses, so darf er doch durchaus nicht darin allein gefunden werden. Es wäre eine Uebereilung, zu wähnen, daß eine Rechtsordnung schlechthin in dem nämlichen Maße vollkommener werde, je weiter sie der Unterscheidung Raum giebt. Oder möchten wir es für einen Fortschritt der Billigkeit erachten, wenn auch für die Strafe des Mordes, die, wie wir gesehen, jetzt unterschiedslos der Tod bildet, ein Strafrahmen aufgestellt würde? Ist es unbillig, oder ist es nicht vielmehr, ich möchte sagen: bis zur unerläßlichen Nothwendigkeit angemessen, wenn nach dem Militär-Strafgesetzbuche[46] die Strafbarkeit einer Handlung oder Unterlassung dadurch nicht ausgeschlossen wird, daß der Thäter nach seinem Gewissen oder den Vorschriften seiner Religion sein Verhalten für geboten erachtet hat? daß die Verletzung einer Dienstpflicht aus Furcht vor persönlicher Gefahr ebenso zu bestrafen ist, wie die Verletzung der Dienstpflicht aus Vorsatz? daß bei strafbaren Handlungen gegen die Pflichten der militärischen Unterordnung, sowie bei allen in Ausübung des Dienstes begangenen strafbaren Handlungen die selbstverschuldete Trunkenheit des Thäters einen Strafmilderungsgrund nicht bildet? Sicherlich ist es kein Zufall, daß im ausgebildeten römischen Rechte neben jenen ganz

und gar von der ins Einzelne gehenden Billigkeit beherrschten Schuldverträgen andere standen, bei denen für die Frage nach Dasein und Inhalt der Verbindlichkeit Unterscheidungen, wie wir sie geschildert haben, grundsätzlich keinen Platz fanden. Die Schuldverträge der letzteren Art, namentlich die vorhin erwähnte Stipulation, waren eben solche, in denen der eigentlich geschäftsmäßige Verkehr sich vollzog, gewissermaßen das Gegenstück zu den heutigen Wechselverträgen und verwandten Geschäften des Handelsrechtes. Nimmt aber auch hinsichtlich dieser heutigen Verträge die Billigkeit die gleiche Stellung ein, wie sie es hinsichtlich der Stipulation that, so dürfen wir in jener ihrer Zweckbestimmung die Erklärung eines solchen Verhaltens erblicken. In der That würde eine weitgehende Unterscheidung in den Voraussetzungen und Wirkungen solcher Verträge deren glatte Abwickelung leicht hemmen, somit das Vertrauen des Gläubigers auf widerspruchslose Befriedigung beeinträchtigen, mit anderen Worten für einen Verkehr, welcher vor allem sicheren und raschen Umsatz verlangt, wenig geeignet sein. Andererseits begreift sich, wie unerläßlich gerade für derartige Schuldverträge eine festbestimmte Form ist, welche ihrerseits Abschluß und Inhalt über allen Zweifel erhebt. Völlig dementsprechend finden wir für Forderungen gewisser Art und Bekundung zwecks der Sicherung des geschäftlichen Vertrauens im sog. Urkundenprozesse eine Form der gerichtlichen Geltendmachung, welche die Vertheidigung auf sofort beweisbare Einwendungen beschränkt.[47] Die nämliche Rücksicht auf die Zuverlässigkeit des Verkehrs hat nach einer anderen Seite hin in der Gegenwart zu der Einrichtung geführt, daß sämmtliche äußerlich formgerechte, auf den dinglichen Rechtszustand eines Grundstücks bezügliche Einschreibungen im Grundbuche formelle Wahrheit zu Gunsten Dritter bilden, selbst wenn diese Einschreibungen sachlich unrichtig sein sollten.[48] Es versteht sich für alle diese vermögensrechtlichen

Verhältnisse freilich von selbst, daß es demjenigen, welcher sich infolge der Nichtberücksichtigung ihm vortheilhafter Umstände verletzt glaubt, unbenommen bleibt, hinterher seine Ansprüche so gut als thunlich durchzuführen. Trotzdem oder vielmehr: um so deutlicher leuchtet es ein, wie sehr es den Dingen angemessen ist, wenigstens in erster Reihe ein strenges Recht anzuwenden: gerade dieses ist hier das billige Recht.

Noch dringender verlangt das Gefühl für Billigkeit die Beseitigung solcher Unterscheidungen, welche rechtliche Berücksichtigung überhaupt nicht verdienen. Allerdings wird das sich kaum ereignen, daß ein Gesetzgeber die Berücksichtigung von Unterscheidungen vorschreibt, welche nicht mindestens er selbst für berücksichtigenswerth hält. Nicht selten aber verlieren anfangs berechtigte Unterscheidungen im Laufe der Zeit ihre Begründung, werden also überflüssig oder gar unbillig. Unter den Schutzmitteln der Minderjährigen lernten wir vorhin eine Strafe für deren betrügerische Uebervortheilung kennen. Diese konnte als zwecklos verschwinden, nachdem der Betrug allgemein mit einer vom richterlichen Ermessen abhängigen Strafe bedroht war, welche auch die Ehrenminderung der alten Sonderstrafe nach sich zog.[49] Nach der Gesetzgebung des alten deutschen Reiches[50] ist für jeden nicht in väterlicher Gewalt befindlichen Minderjährigen eine allgemeine Vormundschaft erforderlich; damit ist den Minderjährigen als solchen die Vermögensverfügung unter Lebenden entzogen; wirksame Veräußerungs- oder Verpflichtungsgeschäfte können für sie nur kraft verantwortlicher Mitwirkung oder Vertretung ihrer Vormünder oder Gewalthaber eingegangen werden. Es ist demnach zum Schutze der Minderjährigen nicht mehr nöthig, die ihnen nachtheiligen Geschäfte derart durch Richterspruch aufzuheben; sie mögen Vormund oder Gewalthaber um Schadloshaltung belangen. Andererseits dagegen ist diese Aufhebung formell gültiger Geschäfte oft hart wider

die betheiligten Dritten. Und so ist es wohl nur billig zu heißen, daß in Preußen auch sie beseitigt worden ist.[51] — Das ältere deusche Recht legt großen Nachdruck auf die Standesverhältnisse, — mit gutem Fug, weil die Gliederung des Gemeinwesens eine ständische war. Es ist einigermaßen begreiflich, daß diese Unterschiede noch eine Zeit lang fortwirkten, nachdem ihre Grundlage bereits hinfällig geworden. So mag es vielleicht bei Erlaß des preußischen Landrechts im Jahre 1794 noch erträglich gewesen sein, zwischen niederem Adel und geringerem Bürgerstande mit der Wirkung zu unterscheiden, daß ein Edelmann mit einem Frauenzimmer des anderen Standes keine Ehe zur rechten Hand schließen konnte.[52] Anders aber sah sich diese Vorschrift in unseren Tagen an. Vor etwa zwanzig Jahren wurde der Nachkommenschaft aus der Ehe zwischen einem Adligen und einer Dame vom Ballet der Königlichen Oper zu Berlin die Erbfolge in den väterlichen Lehensbesitz bestritten, weil jene Verbindung als Ehe zur linken Hand gelten müsse. In diesem Falle gelang es nun zwar, aus den Verzeichnissen der Königlichen Oper den Nachweis zu erbringen, daß die Mutter nicht blos im corps de ballet gewirkt, sondern gelegentlich auch Solotänze ausgeführt habe. Nach dem Gesetze gehörte sie somit als Künstlerin zum höhern Bürgerstande; ihre Ehe war voll wirksam, die Nachkommenschaft auch zur Lehnsfolge berufen. Wer aber hätte angesichts solcher Verhandlungen verkennen mögen, wie unbillig es sei, von derartigen Zufälligkeiten das Geschick angesehener Familien abhängig zu machen, daß die Aufhebung jener Vorschrift[53] im Jahre 1869 eine, allerdings einigermaßen verspätete, Handlung der Billigkeit war?

Aber selbst die Angemessenheit der gemachten Unterscheidungen als solcher erschöpft das Wesen der Billigkeit noch nicht. An die angemessene Unterscheidung eines Thatbestandes muß die angemessene Rechtsfolge sich anschließen. Ein Strafrecht

z. B. würde ungeachtet durchaus sachlicher Unterscheidung der einzelnen strafbaren Handlungen dem Vorwurfe der Unbilligkeit nicht entgehen, wenn die von ihm angeordneten Strafen für die einzelnen Handlungen zu hoch oder umgekehrt zu niedrig sind. Auch das hierin liegende Mißverhältniß wird begreiflicherweise am häufigsten durch den Wechsel der Anschauungen im Laufe der Zeit herbeigeführt. In größtem Umfange ist es bekanntlich mit den Strafbestimmungen der Halsgerichtsordnung Karls V. so ergangen; als viel zu hart sind sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts außer Uebung gekommen. Aus dem umgekehrten Grunde ist das Mindestmaß des Strafrahmens für einzelne Handlungen, wie es unser Strafgesetzbuch ursprünglich festgesetzt hatte, im Jahre 1876 erhöht worden.[54]

So haben wir als Ergebniß unserer Erörterung die auch von Anderen[55] bereits anerkannte Begriffsbestimmung gewonnen:

> Billigkeit ist die angemessene rechtliche Berücksichtigung derjenigen Verschiedenheiten der Dinge, welche eine rechtliche Berücksichtigung verdienen; — ein Recht also ist dann und soweit billig, wenn und soweit es diese Berücksichtigung eintreten läßt.

Anmerkungen.

[1] Max Piccolomini in Schiller's „Die beiden Piccolomini", Akt I, Auftritt 4.

[2] Schiller's „Der Genius".

[3] Ebendaselbst.

[4] Vgl. Thöl, Einleitung in das deutsche Privatrecht, § 37.

[5] D. i. der Termin der litis contestatio, welche innerhalb der periodischen Gerichtsversammlung, dem rerum actus, stattfand. S. O. E. Hartmann, Der ordo iudiciorum und die iudicia extraordinaria der Römer, Theil 1, S. 447.

[6] O. E. Hartmann a. a. O. S. 432 ff.

[7] D. i. das deducere rem in iudicium; es bewirkt die sog. prozessualische Konsumption.

[8] Durch die lex Plaetoria, zuerst erwähnt bei Plautus, Pseudol. I, 3, 69 ff. (zuerst aufgeführt i. J. 562 d. St.).

[9] Die sog. restitutio in integrum propter minorem aetatem.

[10] Der lex Aquilia, einem plebiscitum aus der Zeit bald nach der dritten secessio plebis und der lex Hortensia v. J. 468 d. St.

[11] Deutsches Strafgesetzbuch § 290.

[12] D. St.-G.-B. § 242—245.

[13] D. St.-G.-B. § 246.

[14] D. St.-G.-B. §§ 249 ff.

[15] D. St.-G.-B. § 289.

[16] D. St.-G.-B. § 246.

[17] D. St.-G.-B. § 242.

[18] D. St.-G.-B. § 243, § 252.

[19] D. St.-G.-B. §§ 245 f.

[20] D. St.-G.-B. § 370, Ziffer 5.

[21] Einführungsges. zum St.-G.-B. § 2.

[22] D. St.-G.-B. § 247.

[23] Der Einspruch — deutsche Civilprozeßordn. §§ 303 ff. — und die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, das. §§ 211 ff.

[24] C.-P.-O. §§ 541 ff.

[25] Reichsmilitärges. v. 2. Mai 1874, § 20.

[26] Ges. v. 1. Mai 1851 in der Abänderung durch Ges. v. 25. Mai 1873 § 7 u. § 20.

[27] Reichsges. v. 15. Juli 1879 § 5.

[28] Vgl. Thöl, Einleitung in das deutsche Privatrecht § 38. Windscheid, Lehrbuch des Pandektenrechts, Thl. 1, § 28.

[29] Sie erfolgt in Preußen durch das Vormundschaftsgericht nach der Vormundschaftsordnung v. 5. Juli 1875 § 61.

[30] Vgl. v. Liszt, Lehrb. des Deutschen Strafrechts, § 80, 2. Aufl., S. 279.

[31] Si membrum rup[s]it, ni cum eo pacit, talio esto. Manu fustive si os fregit libero, CCC, [si] servo, CL poenam subito. Si injuriam faxsit, viginti quinque aeris poenae sunto. S. Bruns Fontes juris Romani, ed. 4. Leges XII. tabularum tab. VIII. Nr. 2—4.

[32] Vgl. l. 7 § 8, l. 8, l. 9 pr. §§ 1—3. D. de injur. 47, 10.

[33] § 7 J. de injur. 4, 4.

[34] O. E. Hartmann, Ordo iudiciorum, Thl. 1, S. 486 f.

[35] Das. S. 490 f.

[36] v. Liszt, Strafrecht, § 73, 2. Aufl., S. 263.

[37] Das. unter II, 1—3, S. 263 f.

[38] Das. § 74.

[39] Das. § 75.

[40] Das. S. 264 unter III.

[41] Bei den sog. actiones arbitrariae. § 31. J. de actt. 4, 6.

[42] Bei den sog. actiones bonae fidei. §§ 28 ff. J. de actt. 4, 6.

[43] Der jüngere P. Juventius Celsus (zum zweiten Mal Konsul unter Hadrian i. J. 129 n. Chr.) nach Ulpians Mittheilung in l. 1 pr. D. de just. et jure. 1, 1: ut eleganter Celsus definit, jus est ars boni et aequi.

[44] Nach Mittheilung des Paulus in l. 91 § 3. D. de V. O. 45, 1: in quo genere (bono et aequo sc.) plerumque sub auctoritate juris scientiae perniciose, inquit, erratur.

[45] Ulpian (gest. 228 n. Chr.) in l. 1 § 1. D. de just. et jure 1, 1: Cujus (artis sc. boni et aequi) merito quis nos sacerdotes appellet: justiam namque colimus et boni et aequi notitiam profitemur, aequum ab iniquo separantes, licitum ab illicito discernentes, bonos non solum metu poenarum, verum etiam praemiorum quoque exhortatione efficere cupientes, veram, nisi fallor, philosophiam, non simulatam affectantes.

[46] Militär-Strafgesetzbuch v. 20. Juni 1872, §§ 48 f.

[47] Civilprozeßordn. Buch 5.

[48] Vgl. Dernburg, Lehrbuch des Preußischen Privatrechts. Bd. I, § 202, 3. Aufl., S. 479.

[49] Seit Aufstellung des crimen extraordinarium stellionatus.

[50] Reichspolizeiordnung v. 1548, Tit. 31, § 1 und v. 1577, Tit. 32, § 1.

[51] Ges. v. 12. Juli 1875 § 9.

[52] Allgem. Preuß. Landrecht, Thl. II, Tit. 1, § 30—33 und hinsichtlich der Lehnsfolge Thl. I Tit. 18, § 360.

[53] Ges. v. 22. Febr. 1869.

[54] Nämlich für St.-G.-B. §§ 113, 114 und 117.

[55] Windscheid a. a. O. (s. Anm. 28).

(606) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Hannibal's Zug über die Alpen.

Vortrag

von

Dr. J. Buchheister
in Hamburg.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Es war im Jahre 241 v. Chr. Der 25jährige Krieg zwischen Rom und Karthago um die Oberhoheit auf Sizilien war zu Ende. Der Konsul Gajus Lutatius Catulus hatte mit einer Flotte von 200 Linienschiffen und einer Besatzung von 60000 Mann die Karthager vor Sizilien vollständig auf's Haupt geschlagen. Die Karthager, welche bis jetzt Herren auf Sizilien gewesen waren und die wichtigsten Plätze in starke Festungen verwandelt hatten, mußten, nachdem ihre Ftotte durch diesen Seesieg vollständig vernichtet worden war, zusehen, wie ein fester Platz nach dem anderen dem römischen Sieger nach längerer Belagerung in die Hände fiel. Als das Mutterland sich aufraffte, um den bedrängten Truppen auf Sizilien Entsatz zu schaffen, wurde die 120 Linienschiffe starke, ausgesandte Flotte vor dem Hafen von Lilybaeon von Catulus überfallen, 50 Schiffe versenkt und die übrigen 70 als Kriegsbeute abgeführt. Dieser letzte große Sieg der Römer brachte die Entscheidung und den Frieden. Die Karthager mußten ganz Sizilien räumen und eine namhafte Kriegsentschädigung zahlen. Während das karthagische Heer die ganze Insel verlassen mußte, hielt sich noch ein Mann in seinen unbezwinglichen Burgfestungen verschanzt, wehrte jeden Angriff der Römer auf das Entschiedenste ab und war durch keinen Ansturm zu bezwingen. Dies war der karthagische Feldherr Hamilkar, genannt Barkas, der Blitz. Er hatte es verstanden, in einem jahrelangen Freibeuter-

kriege seine geworbenen Söldner zu Soldaten auszubilden, welche dem gefürchteten römischen Legionär an Tapferkeit gleichkamen. Auf dem Berge Eirkte, dem jetzigen Monte Pellegrino bei Palermo, der wie eine Festung das umliegende Land beherrscht, setzte er sich mit seinen Leuten fest und ließ sie sich hier mit ihren Frauen und Kindern häuslich einrichten, das platte Land nach allen Richtungen nach Beute durchstreifen, während zugleich seine Kaperschiffe Italien bis nach Kymae brandschatzten. So ernährte er seine Soldaten, ohne je von Karthago Geld zu begehren. Die Römer vermochten ihn nicht nur nicht von seiner Stellung zu vertreiben, sondern, nachdem an der Eirkte der Kampf eine Zeitlang getobt hatte, schuf sich Hamilkar eine zweite ähnliche Stellung am Eryx. Als nun nach der Vernichtung der karthagischen Flotte zwischen Rom und Karthago der Frieden schon lange abgeschlossen war, saß Hamilkar noch immer unbezwungen auf seinen Bergen. Nach längeren Unterhandlungen mußte der römische Sieger sich entschließen ihm freien Abzug mit den Waffen zu gewähren. „Der unbesiegte Feldherr einer überwundenen Nation,“ sagt Mommsen, „stieg herab von seinen lange vertheidigten Bergen und übergab den neuen Herren die Inselfestungen, die die Phönizier seit wenigstens 400 Jahren ununterbrochen im Besitze gehabt hatten. Karthago mußte die ganze Insel räumen und 5½ Millionen Thaler Kriegskosten zahlen.“

Der lange Krieg war auf beiden Seiten in den letzten Jahren mit einer solchen Lässigkeit und so sehr bis zur gegenseitigen vollständigen Erschöpfung aller Hülfsmittel geführt worden, daß der endliche Friedensschluß sowohl Karthago als Rom vollständig unfähig fand, sich zu einer energischen Aktion aufzuraffen. Der Vertrag mit Rom gab den Karthagern den ersehnten Frieden, allerdings um theuren Preis. Nicht allein, daß ja nun die Einkünfte aus der reichen Insel dem Todfeinde zuflossen,

sondern hauptsächlich empfindlich war der Schlag, daß die bisherige Oberhoheit über das Mittelmeer ihnen aus den Händen gerissen war. Als drohendes Gespenst stand außerdem auch noch immer die Befürchtung in Aussicht, daß die Römer sich jetzt nicht mit der Eroberung Siziliens allein begnügen würden, sondern daß sie es versuchen könnten, wie die Kriegspartei in Rom es laut genug forderte, den gefährlichen Feind in seinem eigenen Lande, in Afrika, zu vernichten. Karthago mußte daher den Frieden von 241 nur als einen Waffenstillstand auffassen und die Zeit benutzen, um sich für die unvermeidliche Erneuerung des Krieges zu rüsten. Dieser energischen Absicht, sich zu rüsten, stand aber eine außerordentlich einflußreiche Friedenspartei gegenüber, hauptsächlich zusammengesetzt aus den Regierungsbehörden und den reichen Kaufleuten, während die Kriegsparthei durch den angesehenen Hasdrubal und die Offiziere des sizilischen Heeres, welche unter Hamilkar gedient hatten, repräsentirt wurde und ihr Möglichstes that, um die Patrioten aufzufordern energisch sich für einen neuen Krieg zu rüsten. Als nun im folgenden Jahre sich die unterjochten Numidier empörten, ersuchte die Regierung den Helden von der Eirkte, Hamilkar Barkas, den Oberbefehl über das nothdürftig zusammengebrachte Heer zu übernehmen und die Empörer zu züchtigen. Es gelang ihm, trotz aller Anfeindungen, welche ihm von der Friedenspartei fortwährend in den Weg gelegt wurden, in kurzer Zeit den Aufstand zu unterdrücken und als Sieger heimzukehren. Auf das Andrängen der Kriegspartei wurde er nach diesen Erfolgen zum Oberfeldherrn ernannt. Die Regierungspartei jedoch, eifersüchtig auf seine Erfolge und besorgt über den stets wachsenden Einfluß, welchen er sich errang, ließ ihn, der in dem nächsten Jahre wieder gegen die Numidier in's Feld ziehen mußte, ohne jede Unterstützung, so daß er, gleich wie vor Jahren in Sizilien, ganz allein auf sich angewiesen war, daß er, ein Vorbild

Wallenstein's, sich seine Armee aus Zwangsrekruten und Söldnern schaffen mußte und den Krieg selbst die Soldaten ernähren ließ.

Als es ihm nach fünf Jahren gelungen war ein schlagfertiges Heer zu bilden, brach er plötzlich im Frühjahre 236 auf, um längs der Küste nach Westen zu ziehen, um, wie er sagte, die freien Libyer, welche sich verdächtig benähmen, zu züchtigen. Zweifellos war jedoch der Hauptplan, der ihn beschäftigte, der, sein Heer allmählich so zu stärken, daß er es wagen konnte die den Karthagern von den Römern angethane Schmach zu rächen und ihnen Sizilien wieder zu entreißen. Hierfür spricht die Erzählung, daß er bei dem Verlassen Karthagos seinen neunjährigen Sohn Hannibal am Altar des höchsten Gottes dem römischen Namen ewigen Haß schwören ließ und ihn auf allen seinen Kriegszügen mit sich nahm, um ihn, wie Mommsen so treffend sagt, als den Erben seiner Entwürfe, seines Genies und seines Hasses einzusetzen.

Sein Heer, welches nach Westen marschirte und besonders reich an Elephanten war, zog an der Küste hin, neben ihm segelte die Flotte, geführt von seinem treuen Bundesgenossen Hasdrubal. Unendliches Erstaunen erregte die anfangs kaum glaublich erscheinende Nachricht, welche nach Karthago gelangte, daß Hamilkar durchaus nicht nach Libyen gezogen, sondern bei den Säulen des Herkules über die Enge des Mittelmeeres gefahren sei und in Spanien erobernd vorwärts dringe, überall mit den Eingeborenen Krieg führend, wo sie sich ihm widersetzten. Ueber die genaueren Thaten, welche er in Spanien verrichtet, ist uns leider nichts überliefert worden. Jedenfalls muß er es verstanden haben ebenso weise wie kräftig die eroberten Provinzen zu leiten, da in den nächsten Jahren schon für Karthago eine reiche Einnahmequelle von hierher erwuchs, und als er nach neun Jahren in einer Feldschlacht den Helden-

tod fand, verstand es sein Tochtermann Hasdrubal, an dem begonnenen Werke weiter zu schaffen. Die schönsten Landschaften Spaniens, die Süd- und Ostküste wurden phönizische Provinzen, Städte wurden gegründet und der einzige brauchbare Hafen an der Südküste Spaniens, Karthagena, angelegt. Noch jetzt findet man in Catalonien und Andalusien Reste gewaltiger Bauwerke, besonders Brücken, deren Ursprung insgesammt den Karthagern zugeschrieben wird. Die meisten Gemeinden bis zum Ebro wurden von Karthago abhängig und zahlten Zins.

Diesen Erfolgen gegenüber verstummten allmählich die anklagenden Stimmen der Friedenspartei, daß die Feldherren ihre Macht dazu mißbrauchten, um friedliche Leute, welche ihnen kein Leids zugefügt hätten, mit Krieg zu überziehen. Da für das Heer vom Mutterlande nicht nur nichts gefordert wurde, sondern der allmählich sich bildende einträgliche Handel und die regelmäßigen Tribute der unterjochten Provinzen die erschöpfte Staatskasse mächtig wieder zu füllen begannen, so wurde das spanische Heer und der spanische Krieg mit seinen glänzenden Siegen und seinen wichtigen Erfolgen bald so volksthümlich, daß es sogar möglich wurde, Nachsendungen afrikanischer Trupen nach Spanien durchzusetzen.

Auf den ersten Anblick erscheint es wunderbar und befremdend, daß von Rom aus nichts geschah, um in die spanischen Angelegenheiten einzugreifen. Ein Hauptgrund mag wohl der gewesen sein, daß den Römern die Vorgänge auf der entlegenen Halbinsel gar zu unbekannt waren, eiu anderer der, daß man sich in Rom mit den Versicherungen des karthagischen Heerführers beruhigte, daß man für den Handel Karthagos neue Absatzquellen eröffnen müsse, hauptsächlich, um die Kriegskontributionen für Rom regelmäßig aufbringen zu können. Als jedoch in den nächsten Jahren die karthagische Macht sich so gewaltig und rasch weiter ausbreitete, schloß Rom, um dem

weiteren östlichen Vordringen der Karthager ein Ziel zu setzen, mit dem östlich vom Ebro gelegenen Saguntum (dem jetzigen Murwiedro) und Emporiae (dem jetzigen Ampurias) ein Bündniß und setzte den karthagischen Oberbefehlshaber Hasdrubal hiervon in Kenntniß, indem er ihn anwies, den Ebro östlich erobernd nicht weiter zu überschreiben. Hasdrubal sagte dies zu. Rom nahm nun die freien Gemeinden zwischen dem Ebro und den Pyrenäen unter seinen Schutz, um einen sichern Anhaltspunkt zu haben, wenn es doch nun einmal zu einem Kriege zwischen Rom und Karthago in Spanien kommen sollte. Daß die römische Regierung dem fortwährenden Andrängen einer kleinen Partei im Senate, schon jetzt den Krieg gegen Karthago in Spanien und Afrika zu eröffnen, nicht nachgab, zeigt deutlich, daß sie sich der außerordentlichen Wichtigkeit und Bedeutung der Hamilkarischen Eroberungen in Spanien durchaus nicht bewußt war. Durch die langen Jahre glücklichsten Erfolges war es Hamilkar und nach ihm Hasdrubal gelungen, ein wohlorganisirtes, schlagfertiges und wohlausgerüstetes Heer zu schaffen, welches gewohnt war mit Begeisterung seinen großen Feldherren zu folgen.

Im Jahre 220 fiel Hasdrubal durch Mörderhand, und nun beriefen die karthagischen Offiziere des spanischen Heeres an seine Stelle den ältesten Sohn Hamilkar's, Hannibal. Geboren im Jahre 249, war er jetzt 29 Jahre alt, seit seinem neunten Jahre gewohnt, die großen Kriegsthaten seines Vaters im Lager mit anzusehen. Von Jugend auf durch körperliche Anstrengungen und Erduldung jeglicher Strapazen gestählt, an den Kriegslärm, an blutige Schlachten von seiner Kindheit gewöhnt, verstand er es, trotz des wüsten Lagerlebens, sich die Sitten und die Bildung der vornehmen Phöniker anzueignen. Unter seinem Onkel Hasdrubal zeichnete er sich als kühner und verwegener Befehlshaber der Reiterei aus. Die Urtheile

seiner Zeitgenossen über seinen Charakter gehen weit auseinander. Die Römer schildern ihn als verrätherisch, unzuverlässig und grausam, die Friedenspartei in Karthago warf ihm Habsucht vor, — die mehr unparteiischen Schriftsteller stimmen aber alle darin überein, daß er wie kaum ein Anderer Besonnenheit und Begeisterung, Vorsicht und Thatkraft mit einander zu vereinigen verstanden hat. Von Allen bewundert ist seine eigenthümliche Schlauheit und Verschmitztheit, welche er überall bewies. Er war Meister in der Anwendung der Spionage, er soll sogar stehende Kundschafter in Rom selbst gehabt haben, — häufig verkleidete er sich und wagte sich selbst in das feindliche Lager hinein, wenn er glaubte, seinen Spähern nicht recht trauen zu dürfen. Gleich Wallenstein muß er eine unglaubliche Macht über die Menschen besessen haben, da sein buntgemischtes und aus aller Herren Länder zusammengewürfeltes Heer selbst in den schlimmsten Zeiten niemals gegen ihn gemeutert hat.

Sofort nach seiner Ernennung beschloß Hannibal den Krieg gegen Rom. Es war ihm unmöglich in Karthago die Regierung zu einer Kriegserklärung gegen Rom zu bewegen. Er versuchte nun, die Saguntiner, die Verbündeten Roms, zum Friedensbruch zu reizen, aber vergebens. Er behandelte eine römische Kommission, welche infolge dessen vom Senate zur Untersuchung hingeschickt wurde, so beleidigend, daß er hoffte, sie zur Kriegserklärung zu treiben, und erreichte nichts weiter, als daß sie sich Beschwerde führend nach Karthago wandten. Da Hannibal erfuhr, daß Rom entschieden rüste und seine Grenzfestungen befestigte, schien ihn jeder Tag kostbar, und unter dem Vorwande, daß die Saguntiner den karthagischen Verbündeten, den Torboleten, Unrecht thäten und er sie deshalb züchtigen müsse, griff er im Jahre 219, ohne die Antwort von Karthago abzuwarten, das mit Rom verbündete Sagunt an und begann dadurch den Krieg gegen Rom. In Karthago machte dieser

Schritt den ungünstigsten Eindruck. Alle angesehenen Männer, so schreibt Mommsen, mißbilligten den ohne Auftrag geschehenen Angriff und man verlangte sogar die Absetzung und Auslieferung des kühnen Generals. Da man aber in Karthago wohl wußte, daß eine solche Forderung wohl aufzustellen, bei der Beliebtheit Hannibals beim Heer aber nicht durchzusetzeu war, so that man zuletzt nichts und ließ den Krieg gehen, der doch nicht zu verhindern war. Als nun endlich nach langer und anstrengender Belagerung das tapfer sich vertheidigende Sagunt erstürmt und die reiche Kriegsbeute zum Theil nach Karthago gewandert war, ward der Patriotismus und die Kriegslust unter der Volkspartei bald so sehr gesteigert, daß nun von einem Frieden mit Rom nicht mehr die Rede war. Ja, als infolge des Falles von Sagunt eine Gesandtschaft von Rom in Karthago erschien und die Auslieferung des Feldherrn verlangte oder Krieg androhte, da nahm die Regierung den letzteren an, im Jahre 218.

Hannibal hatte durch die Belagerung Sagunts fast ein volles Jahr verloren. Seine Armee bestand aus ungefähr 120000 Mann zu Fuß, 16000 Reitern und 58 Elephanten. Mit dieser Armee beschloß er nun so bald als möglich über die Pyrenäen und Alpen in Oberitalien einzurücken. Auf einen Angriff zur See konnte Hannibal sich nicht stützen, da Rom jetzt auf dem Meere herrschte. Es war für ihn nur möglich, von Oberitalien aus seinen Angriff zu beginnen, da bis dahin das zwischen ihm und Oberitalien liegende Land nicht in Händen der Römer war, sondern die dort wohnenden Stämme der größten Mehrzahl nach Rom feindlich und mit ihm im Kampfe begriffen waren. Besonders waren es hier die Bojer und Insubrer, welche ihm die ernstlichsten Zusicherungen ihrer Unterstützung und der Verpflegung seines Heeres gaben. Er brach mit 90000 Mann zu Fuß und 12000 Reitern auf, der Rest

verblieb in Spanien als Besatzung. Im Jahre 218 marschirte er von Karthagena aus gegen den Ebro.

Wäre nicht in Rom die Herrschaft der Aristokratie fortwährend gezwungen gewesen, gegenüber der Volkspartei nur mit Mühe ihren Willen durchzusetzen, wäre die Kriegspartei energischer und entschlossener gewesen, als sie es war, so hätte man längst Herr der Alpenthore sein können, um die man jetzt noch mit den Kelten kämpfte. Als nun Hannibal durch die Einnahme Sagunt's thatsächlich den Krieg gegen Rom eröffnet hatte, war eine gewisse Rathlosigkeit vorhanden, in welcher Weise man dem Angriffe begegnen solle. Daher kam es auch, als Rom sich endlich aufraffte, Sagunt zu Hülfe zu kommen, dieses schon gefallen war, und nun blieb nichts anderes übrig, als ein Heer in das Land zwischen Ebro und Pyrenäen zu werfen, welches von Hannibal noch nicht besetzt war und dessen Bewohner die natürlichen Bundesgenossen Roms waren. Rom verfügte zur Zeit, als Hannibal den Krieg eröffnete, fast über eine halbe Million Soldaten, und besaß 220 Linienschiffe, Fünfdecker, — mithin wäre es eine Leichtigkeit gewesen, eine solche Armee nach Spanien zu schaffen, daß das Heer Hannibal's bald erdrückt werden mußte. Dem zweiten Konsul, Publius Cornelius Scipio, wurde das Heer für den Ebro übergeben. Anstatt nun aberungesäumt dorthin zu eilen, verwandte er einen Theil seines Heeres, um einen Aufstand, welcher am Po ausgebrochen war, niederzuschlagen, und mußte infolge dessen dann erst neue Legionen für Catalonien sammeln.

So fand Hannibal am Ebro zwar den heftigsten Widerstand, aber nur von den Eingeborenen. In unaufhörlichen kleinen und größeren Schlachten, in denen er rücksichtslos für seine eigene Armee vorging, schlug er die Eingeborenen überall, allerdings nicht ohne große Verluste, so daß er von seinem eigenen Heere selbst mehr als 20000 Mann einbüßte. Nach fortwährenden und blutigen

Kämpfen erreichte er endlich die Pyrenäen. Hier entließ er einen Theil seines Heeres, welches aus den jüngeren spanischen Soldaten bestand, um sie zur wirksamen Vertheidigung ihrer Heimath zurückzusenden. Nach sicheren Mittheilungen bestand sein Heer, mit welchem er die Pyrenäen überschritt, nur aus 50 000 Mann zu Fuß und 9000 Reitern, allerdings lauter alten Soldaten, von denen jeder bereit war, seinen letzten Blutstropfen für seinen geliebten Feldherrn zu opfern. Das Gebirge wurde ohne Schwierigkeiten überschritten und nun der Küstenweg über Narbonne und Nimes durch das Land der Kelten bis an die Rhône eingeschlagen. Hier schien Hannibal ein ernstlicher Widerstand bei Avignon werden zu sollen. Der Konsul Scipio war auf seiner Reise nach Spanien in Massalia angekommen. Hier erfuhr er, daß Hannibal bereits die Pyrenäen überschritten habe. Als Hannibal in Avignon angekommen war, stand Scipio noch in Massalia vier Tagemärsche zurück. In Avignon wollte Hannibal die Rhône überschreiten und warf hier den größten Theil seines Heeres über den Fluß, an dessen anderem Ufer die den Römern verbündeten unterjochten Stämme der östlichen Kelten kampfbereit standen. Einen Tag vor seinem Uebergange hatte er eine starke Abtheilung seines Heeres unter dem General Hanno stromaufwärts geschickt, um sie zwei Tagemärsche oberhalb Avingnons die Rhône überschreiten zu lassen und den Kelten in den Rücken zu fallen. Der Uebergang gelang vollkommen, in Gewaltmärschen eilte Hanno am andern Ufer zurück und konnte Hannibal zur verabredeten Zeit sein Kommen durch Rauchsignale anzeigen. Als nun die Kelten sich dem übersetzenden Heere Hannibal's entgegen werfen wollten, wurden sie zu ihrem Schrecken von den heranstürzenden Schaaren Hanno's überrascht und zertheilt und zerstreuten sich in eiliger Flucht. Als Scipio diese Nachricht erhielt, brach er eiligst nach Avignon auf, woselbst er aber nur erfuhr, daß der letzte

karthagische Soldat schon vor drei Tagen abmarschirt sei. Es blieb ihm nichts anders übrig, als nach Massalia zurückzukehren.

Hannibal war nun an seinem weiteren Vormarsche nach den Alpen nicht mehr zu hindern.

Es trat nun an den karthagischen Feldherrn die wichtige Entscheidung heran, welchen von den der damaligen Welt bekannten Alpenpässen er wählen müsse. Er mußte ja vor allem darauf sehen, sein Heer unterwegs ernähren zu können, eine Frage, welche noch um so wichtiger wurde der großen Anzahl von Elephanten wegen, welche er mit sich führte.

Nach Strabo's Berichten gab es zur Zeit Hannibal's überhaupt nur vier Wege über die Alpen: der erste durch das Gebiet der Ligurier über die Seealpen von Genua nach Monako, Nizza nach Arles; dieser war schon eine fertige Straße, die sogenannte Via Aurelia; der zweite durch das Land der Tauriner, über den Saltus Taurinus, (den jetzigen Mont Genèvre) nach Gallien, der dritte durch das Salasser-Gebiet über die Graische Alpe, dem jetzigen kleinen St. Bernhard nach Vienne an der Rhône, der vierte durch Mailand von Como über den Splügen.

Es blieben Hannibal nur zwei Wege offen, der Weg über den kleinen St. Bernhard und über den Mont Genèvre, da die beiden anderen von den Römern besetzt waren.

Das karthagische Heer marschirte zunächst an der Rhône hinauf gegen das Thal der Isère, nicht, wie man vermuthen konnte, auf dem nächsten Wege am linken Ufer der unteren Isère hinauf, von Vabuce nach Grenoble, sondern durch die sogenannte Insel der Allobroger, einen fruchtbaren Landstrich, welchen Zander als ein dicht bevölkertes, getreidereiches Land schildert, das den Namen einer Insel deshalb erhalten hat, weil es auf der einen Seite von der Rhône, auf der andern von einem Flusse, welchen Polybius Skoras nennt, der aber höchst

wahrscheinlich Isaras, die jetzige Isère sein soll, begrenzt wird und die an ihrem Zusammenflusse einen Winkel bildet. Der beste Vergleich ist wohl der mit einem Delta.

Um nun den auf den ersten Blick wirklich etwas räthselhaften Marsch Hannibal's die Rhône aufwärts zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Hannibal es nicht wagen durfte, sofort bei seinem Uebergange über die Rhône bei Avignon in dem unteren Thale der Durance aufwärts gegen das Gebirge zu marschiren, da er ja ganz bestimmt wußte, daß Scipio mit großer Heeresmacht in Massalia stand und ihn leicht einholen konnte. Sagt doch auch in Beziehung auf diesen Weg Polybius: daß er deshalb stromaufwärts marschirte, nicht weil dies der geradeste Weg zu den Alpen war, sondern weil er glaubte, je weiter er sich von dem Meere entfernte, desto weniger den Römern zu begegnen.

Hannibal marschirte also, wie die für diese Zeit wichtigsten Schriftsteller des Alterthums Polybius und Livius übereinstimmend angeben, sofort nach seinem Uebergange über die Rhône stromaufwärts bis Valence. Bis hierher liegt der Weg klar vorgezeichnet. Nun aber mehren sich die Schwierigkeiten, besonders bei der Frage über den wirklichen Alpenübergang Hannibal's. Hier lassen uns die beiden ältesten Gewährsmänner Polybius und Livius insofern im Stich, als sie sich in den wichtigsten Punkten gerade widersprechen. Die Mehrzahl der Alterthumsforscher entscheidet sich für die Glaubwürdigkeit des Polybius, besonders die Engländer Wickham, Cramer und Law. Er sei durchaus zuverlässig, sagen sie, stehe der Zeit des punischen Krieges näher und verdanke seine Nachrichten größtentheils Männern, welche noch Zeugen des Krieges gewesen seien. Polybius schrieb bekanntlich 45 Jahre nach dem punischen Kriege.

Forscht man den Zeitangaben und den geographischen

Berichten des Polybius aber genauer nach, so verliert er außerordentlich viel von seiner Glaubwürdigkeit. Es kommt ihm gar nicht darauf an, irgend einen besonderen Namen zu erfinden, oder einen richtigen Namen zu verdrehen, ferner an den wichtigsten Uebergängen und Thälern die Namen derselben gar nicht zu nennen und sie einfach zu verschweigen. Wie nun aber Alles seine Entschuldigung findet, so nimmt der gelehrte Zander, weiland Rektor in Ratzeburg, seinen Lieblingsschriftsteller für diese geographischen Ungenauigkeiten mit den Worten in Schutz: „weil Polybius ja doch wußte, daß er für Hellenen schrieb, die doch den weiten Westen nicht kannten, und denen Namen gleichgültig sein konnten, verschwieg er absichtlich, um sie nicht zu langweilen, die Namen der Thäler, der Flüsse und der Gegenden!"

Aber auch in anderer Beziehung verschwindet nach den neuesten Untersuchungen die Bedeutung seiner Glaubwürdigkeit bedeutend, besonders was seine Maße für Entfernungen betrifft. Er nimmt z. B. gar nichts dafür, einmal zu erzählen, daß der Weg des Hannibal von den Säulen des Herkules bis zum Ebro 8000 Stadien betragen habe, während er Einem ein ander Mal vorrechnet, daß es 7200 gewesen seien. Ebenso ungenau ist er nun mit der Beschreibung des Passes, auf welchem Hannibal die Alpen wirklich überschritten hat. Wie wenig bestimmt er es mit der Geographie nimmt, geht auch schon aus dem Beispiele hervor, daß er den Lauf der Rhône von Avignon aus als direct von Westen nach Osten gehend schildert, während sie doch bekanntlich genau von Norden nach Süden fließt, mithin niemals nach dem kleinen St. Bernhard gelangen kann.

Glücklicherweise ist nun aber in vielen Beziehungen Livius außerordentlich viel zuverlässiger. In manchen Fällen stimmen beide vollkommen überein, z. B. in der Erzählung über die Kämpfe mit den Alpenvölkern, in vielen Nebenumständen, der Kämpfe, Scheuwerden der Pferde u. s. w. Deshalb ist auch

von verschiedenen Gelehrten behauptet worden, Livius habe den älteren Polybius als Quelle benutzt. Dies kann aber deshalb nicht der Fall sein, weil Livius an vielen Stellen viel genauere Angaben hat, als Polybius, Angaben, die sich bei Letzterem gar nicht finden. Beide scheinen vielmehr einer und derselben, uns allerdings unbekannten Quelle gefolgt zu sein. Polybius hat aber unzweifelhaft das, was ihm in dieser Quelle nicht paßte oder recht schien, nach seinen eigenen, meistens aber außerordentlich mangelhaften Kenntnissen umgeändert.

Livius, welcher allerdings 100 Jahre später schrieb, steht in einer sehr wichtigen Frage dem Polybius direkt gegenüber, wahrscheinlich aber mit vollem Rechte. Es handelt sich um den nun so räthselhaft erscheinenden Aufbruch und Weitermarsch Hannibal's von Valence aus. Er sagt nämlich: Hannibal ging hier nicht rechts, sondern bog links ab. Vergegenwärtigt man sich die Stellung der punischen Armee, so wird der Sinn dieser Worte klar und verständlich. Hannibal stand bei Valence im Begriffe, den Vormarsch nach den Alpen anzutreten. Zwei Wege konnte er einschlagen: 1. in gerader Richtung mitten durch das Gebiet der Vocontier über Dea (heute Die), Lucus (heute Luc) bis nach Vapicum (heute Gap) und von hier über Caturiges (heute Chorges) in das Thal der Durance, um von dort die Paßhöhe des Mont Genèvre zu erreichen. Diesen Weg konnte er aber höchst wahrscheinlich deshalb nicht wählen, weil die Vocontier feindlich waren, und ihm, wenn er noch zur rechten Zeit über die Alpen wollte, keine Zeit für Kämpfe übrig blieb. Deshalb blieb ihm 2. der Weg, daß er sein Heer links schwenken ließ, um durch die Insel der Allobroger marschirend, dann im Thale der oberen Isère vorwärts dringend, über das heutige Sassenage bei Grenoble in das Drac-Thal gelangend, diesem bis Vizille folgte.

Den Umweg in die Insel der Allobroger hat er zweifellos

deshalb gemacht, theils um sein Heer mit der nöthigen Winterkleidung zu versehen, theils aber auch, um sich für seinen Marsch zu verproviantiren.

Bei Vizille nun mündet das kleine Thal der Romagne, und in diesem östlich aufwärts marschirend, gelangte Hannibal über Bourg d'Oisans nach Briançon und von hier auf die Paßhöhe des Mont Genèvre. Daß dieses Thal für eine Armee wohl passirbar war, geht daraus deutlich hervor, daß heut zu Tage eine breite, wohl angelegte Chaussee durch dasselbe führt.

Polybius erwähnt keinen genaueren Weg, welchen die punische Armee von Valence aus eingeschlagen hat, wahrscheinlich, weil ihm die Gegend unbekannt gewesen ist. Anstatt hier auf eine genaue Wegbeschreibung einzugehen, unterhält er seine Leser mit der Eintheilung des Himmels und der Beschreibung der damals bekannten Erdoberfläche. Livius giebt dagegen von dem Laufe und dem Charakter der oberen Durance eine so genaue Schilderung, daß sie noch jetzt Wort für Wort auf diesen reißenden Alpenfluß sich anwenden läßt. So liest man z. B. in Whymper, Berg- und Gletscherfahrten, Seite 36 folgendes: „Die Durance bringt, wenn sie im Frühjahre vom geschmolzenen Schnee geschwollen ist, zuweilen so viele Felsblöcke herunter, daß man an der Stelle, wo sie durch die enge Schlucht von La Bessée strömt, gar kein Wasser, sondern nur Steine sieht, welche einer über den anderen rollen, gegenseitig sich zu Staub zerreiben und so viele Funken schlagen, daß der Strom in Feuer zu stehen scheint."

J. G. Fisch sagt: „Livius macht eine Beschreibung der Durance, die noch immer Zug für Zug paßt. Sobald die Durance aus dem Gebirge hervortritt, verwüstet sie von Malmore bis an die Rhône große Strecken des schönsten und fruchtbarsten Landes und umfaßt mit ihren zwanzig Armen ein weites Bette, mit Inseln von Kieselgeschieben angefüllt. Bei jedem Anwachsen

ihrer wilden Fluthen wühlt sie in der Ebene herum, schleppt dort eine Kieselbank fort und setzt dort eine neue an."

Klingt es nicht, als ob diese beiden Schilderungen aus dem Livius abgeschrieben sind, wenn man bei ihm liest: „Dieser Alpenfluß ist von allen Galliens der reißendste und fast unmöglich, zu überschreiten, denn obgleich er sehr viel Wasser führt, duldet er doch auf sich keinen Nachen, weil er, nicht in ein Flußbett eingeengt, in vielen und nicht immer denselben Rinnsalen fließend, stets neue Untiefen und neue Strudel bildet. Aus diesem Grunde hat auch nicht einmal der Fußgänger einen sicheren Pfad. Die von dem Flusse herabgewälzten Felsstücke und fortwährend bewegten Kiesel machen es außerdem für Denjenigen, welcher den Fluß überschreiten will, unmöglich und unsicher, irgendwo festen Fuß zu fassen. Unmöglich wird das Passiren desselben, wenn durch starke Regengüsse unter donnerähnlichem Geräusche die größten Felsblöcke thalabwärts befördert werden."

Seine Schilderung über den ersten Anblick des Schneefeldes, welchen die Soldaten von Bourg d'Oisans aus hatten: „bei der Nähe der Berge schien die Höhe derselben und die dieselben krönenden Schneefelder bis in den Himmel hineinzureichen," unterstützt in ihrer Wahrheit die Schilderung Whymper's Seite 42, welche folgendermaßen lautet: „Daß die Schneefelder der Dauphinée groß seien, wußten wir, und dennoch erstaunten wir über ihre ungeheure Ausdehnung, die man mit der glühendsten Phantasie nicht ausmalen kann." Man sieht aus diesen angezogenen Einzelheiten, daß die genaue Schilderung des Livius des Thales, welches das Hannibal'sche Heer durchziehen mußte, ganz auffallend auf das Thal der Durance paßt. Bei der weiteren Betrachtung des Vormarsches erkennt man deutlich, daß auch die einzelnen Schilderungen, welche Polybius von dem Marsche giebt, sich sehr wohl mit dieser Gegend vereinigen lassen. Wenn nun aber eine große Anzahl von Gelehrten, ge-

stützt auf die weiteren Ausführungen des Polybius, nicht, wie es nach den Angaben des Livius nöthig erscheint, den Uebergang über den Mont Genèvre zu verlegen, diesem folgt, sondern annimmt, daß Hannibal im Thale der Isère weiter aufwärts gehend, die Paßhöhe des kleinen St. Bernhard überschritten habe, so läßt sich diese Annahme nur eben dadurch erklären, daß sie sagen: weshalb macht Hannibal mit seinem Heere noch von Valence aus den großen Umweg, um endlich in dem schmalen Seitenthale des Drac auf Seitenwegen in das Thal der Durance zu gelangen. Polybius erscheint auf den ersten Blick als der gewichtigere Gewährsmann, weil er kaum 50 Jahre nach Hannibal lebte, also fast ein Zeitgenosse zu nennen ist, dann aber auch, weil er sagt, daß er Studien an Ort und Stelle gemacht habe. Wie ich aber bereits vorhin erwähnte, ist auf diese sogenannten Studien nicht viel zu geben, und B. Schwarz hat wohl recht, wenn er sagt, seine Zuverlässigkeit erscheint aus verschiedenen Gründen zweifelhaft und seine lokalen Untersuchungen müssen als eine leere Aufschneiderei bezeichnet werden, da gerade seine topographischen Angaben das Flüchtigste und Unbestimmteste in seiner ganzen Darstellung sind. Vielleicht ist er nur nach Oberitalien gekommen und hat von dort aus seine Nachforschungen angestellt.

Da nun Livius auf der andern Seite so außerordentlich genau den Weg Hannibal's beschrieben hat, daß man deutlich ihn verfolgen kann, so fragt es sich, weshalb, wo die Sache so einfach zu liegen scheint und ein so glaubwürdiges und an Wahrscheinlichkeit reiches Zeugniß zur Hand liegt, der alte Streit noch immer anhält und eine große Anzahl von Gelehrten für den kleinen St. Bernhard sich entschieden hat. Der Grund ist allein in dem Umstande zu finden, daß man sich bei Beurtheilung der Angelegenheit mehr an Polybius als an Livius hält. Man möge hierbei aber nicht vergessen, daß Beide eigentlich

fast gar nicht von einander abweichen, nur mit dem großen Unterschiede, daß der Bericht des Polybius sehr allgemein und topographisch ungenau gehalten ist und fast mehr oder weniger auf jeden Alpenpaß paßt, während Livius' Beschreibung, wie ich schon oben anführte, mit unverkennbarer Sicherheit auf das Thal der Durance hinweist.

Zweifellos wäre es ja für die Armee Hannibal's ein großer Vortheil gewesen, wenn sie im Thale der Isère weiter aufwärts hätte marschiren und auf diese Weise bequem die Paßhöhe des kleinen St. Bernhard hätte erreichen können. Diese mehr gerade Richtung hat nun auch eine Anzahl von Forschern bestimmt, den Uebergang Hannibal's als zweifellos hierher zu verlegen, eine Annahme, welche noch durch eine Erzählung des Polybius unterstützt wird, daß am Eingange des Thales sich ein charakteristischer nakter, weißer Felsen, ein λευκόπετρον, befinde, welcher für diese ganze Gegend bestimmend sei. Nun läßt sich allerdings nicht leugnen, daß am Fuße des kleinen St. Bernhard ein auffallender weißer Felsen vorhanden ist, der noch jetzt dort roche blanche genannt wird. Diese Entdeckung hat Männer wie Niebuhr, Mommsen, Peter u. s. w. bestimmt, den Alpenübergang Hannibal's hierher zu verlegen.

Aber man möge nicht vergessen, wie Linke sehr richtig sagt, daß überall in den Alpen sich ähnliche weiße Felsen finden, so daß sogar diejenigen Forscher, welche den Mont Cenis für die Uebergangsstelle halten, so glücklich gewesen sind, an ihnen passender Stelle ein λευκόπετρον aufzufinden. Aber auch am Mont Genèvre fehlt es nicht an weißen Gipsfelsen, die durch den Kontrast mit den dunkeln Bergwänden des Durance Thales unterhalb Briançon Jedem sofort in die Augen fallen. Das Thal der Durance besteht auf beiden Seiten aus grauem, bisweilen röthlichem Sandstein, der zuweilen durch Kohlentheilchen schwarz gefärbt wird. Beim Eintritt in das Briançonnées aber ändert

sich der Anblick der Landschaft. Statt der dunklen Bergwände sieht man plötzlich weiße oder bunte Quarzite, Kalke, namentlich trifft man an einer großen Anzahl von Punkten Massen von gewöhnlich weißem, bisweilen grauem Gips. Das bedeutendste von diesen Gipslagern befindet sich nun gerade beim Ansteigen nach der Paßhöhe des Mont Genèvre Hier fehlt es also auch nicht an einem weißen Felsen!

Ein anderer wichtiger Punkt, welcher entschieden für den Mont Genèvre spricht, ist der Umstand, daß zu Hannibal als er nach Frankreich einmarschirt war, Gesandte der keltischen Bojer aus Oberitalien kamen. Dieselben werden selbstverständlich zur Reise dorthin den nächsten Weg gewählt haben, und das war eben der Uebergang mittelst des Genèvre-Joches in das direkt an die untere Rhône führende Durance-Thal. Eine solche Wegrichtung mußte aber, wie Schwarz sagt, für den Zug Hannibal's um deswillen maßgebend sein, als er nach Livius' und Polybius' Zeugniß sich ihrer als Führer bediente. Daß er das untere Thal der Durance nicht benutzte, lag ja, wie ich oben ausführlicher anführte, darin, daß er fürchtete, von den Römern angegriffen zu werden. Jedenfalls waren auch bei dem Marsche durch das Thal der Romagne die erfahrenen Bojer die Rathgeber, da sie wußten, daß man vermittelst seiner das untere Thal der Durance vermeiden konnte, wenn man, von Oberitalien kommend, nach dem mittleren Gallien gelangen wollte.

Auch die bekannte Erzählung, welche sich bei beiden Schriftstellern findet, daß die Gebirgsvölker des oberen Alpenthals, in Furcht gesetzt durch das Vorrücken Hannibal's, demselben mit Friedensanträgen entgegen kamen, um dann in der Annahme, daß sie ihn sorglos gemacht hätten, ihn in einen Engpaß zu locken und ihn dort anzugreifen, — welchem Angriffe er aber dadurch auswich, daß er, den Friedensversicherungen nicht trauend, sein Heer in zwei Kolonnen theilte, und während die erste den

Engpaß passirte, den Feind mit der zweiten angriff und schlug, paßt ganz genau auf den Engpaß, der sich gleich hinter Briançon auf dem Wege nach dem Mont Genèvre findet, bis zu dessen Paßhöhe man von Briançon aus drei Stunden zu gehen hat. Nach Mylius' Beschreibung steigt man eine Stunde lang durch eine enge Felsenschlucht. Dies ist das unwegsame Hochthal, in welchem Hannibal's Armee eine Nacht zubrachte.

Ein außerordentlich wichtiger Grund, oder richtiger gesagt, zwei außerordentlich wichtige Gründe, welche ferner dafür sprechen, daß Hannibal über den Mont Genèvre gegangen ist, ist 1. die Jahreszeit, zu welcher er den Uebergang bewerkstelligt hat, und 2. die topographische Beschaffenheit der Paßhöhe selbst.

Livius sowohl als Polybius sagen Beide, daß zur Zeit des Ueberganges schon Schnee auf der Paßhöhe gelegen habe. Livius bestimmt die Zeit genauer. Er sagt: occidente jam sidere Vergiliarum, d. h. beim frühen Untergange der Plejaden, gegen Ende September. Wenn nun also zu dieser Zeit, wie es ja auch selbstverständlich ist, schon Schnee auf dem Mont Genèvre lag, wie viel mehr mußte sich auf der Paßhöhe des kleinen St. Bernhard befinden, da dieselbe 1066 Fuß höher ist. Der Paß des Mont Genèvre ist 5726 Fuß hoch, der des kleinen St. Bernhard 6792 Fuß. Alles dieses wußte der so kluge und vorsichtige Hannibal selbstverständlich ja ganz genau. Nun kommt noch ein anderer Punkt, über den beide Schriftsteller ebenfalls übereinstimmend berichten, und das ist die Erzählung, daß das Heer Hannibal's, erschöpft durch die Kämpfe mit den Gebirgsvölkern, überangestrengt durch die unaufhörlichen Wegeverbeßerungen, durch das rauhe Klima und die starken Steigerungen das Weges, auf der Paßhöhe zwei Tage kampirt habe, theils um den fast unwegsamen Absturz zu ebnen, theils aber auch, um sich zu erholen. Der Marsch vom Beginne der oberen Durance Thales bis auf die Paßhöhe hatte volle neun Tage gedauert.

Man vergesse nun nicht, daß dieses Hannibal'sche Heer zusammengesetzt war größtentheils aus Afrikanern und Spaniern, welche viel eher Hitze als Kälte ertragen konnten, man vergesse nicht, daß Hannibal bei seinem Aufmarsche noch 47 Elephanten mit sich führte. Um es nun einem solchen Heere nur einigermaßen möglich zu machen, zwei Tage im September auf einer Paßhöhe zu kampiren, auf welcher schon Schnee lag, war Holz, viel Holz erforderlich, um einigermaßen den schlimmsten Feind eines erschöpften und ermüdeten, durch den ungewohnten Anblick der Schneefelder in Schrecken gesetzten Heeres, die Kälte, zu überwinden.

Noch jetzt ist der Mont Genèvre reich bewachsen mit Lerchenbäumen und Gestrüpp, seine niedere Paßhöhe macht es ja möglich, während die Paßhöhe des kleinen St. Bernhard ganz kahl und baumlos ist und auch in früheren Zeiten kahl und baumlos gewesen sein muß, da eine Paßhöhe von 6792 Fuß fast an die Schneegrenze hinaureicht, bei der selbstverständlich von einem wirklichen Baumwuchs die Rede nicht mehr sein kann.

Auf der Höhe des Mont Genévre dehnt sich nach Mylius' Berichten eine weite Hochebene aus, auf welcher jetzt noch Roggen und Hafer gebaut wird. Adolphe Joanne sagt in seinem Itineraire general de la France: Der Gipfel des Mont Genèvre ist der leichteste aller Alpenpässe. Hannibal, Marius, Cäsar, Augustus, Claudius, Galba, Domitian, Karl der Große haben der Reihe nach ihre Heere dort hinübergeführt.

Mit der endlichen Gewinnung der Paßhöhe war nun aber für das erschöpfte, durch beispiellose Strapazen und fortwährende Kämpfe dezimirte Heer noch lange nicht die ersehnte Ruhe gewonnen, vielmehr stand ihm nun noch der unbekannte und schwierige Abstieg bevor. Von Feinden wurde das Heer hier wenig beunruhigt, der schlimmste Feind aber, die vorgerückte

Jahreszeit — es war, wie gesagt, gegen Ende September —, ließ mit seinen Schrecknissen nicht auf sich warten. Auf den steilen und schlüpfrigen Abhängen, die des Neuschnees wegen doppelt gefährlich zu betreten waren, verirrten und glitten Menschen und Thiere aus und stürzten in die Gründe, ja auf einer 200 Schritte langen Strecke mußten sie über glattes Eis, auf dem weder Elephanten noch Pferde festen Fuß fassen konnten. Hier mußten sie noch einmal Rast machen, bis durch die unsäglichen Mühen des Fußvolks der Weg einigermaßen gangbar gemacht worden war. Vorspringende Felsen, mürbe gemacht durch große unter ihnen angezündete Feuer, wurden langsam weggemeißelt und mußten Stück für Stück mühsam entfernt werden. Endlich gelang nach viertägigen Mühen der Abstieg, und endlich war es den erschöpften Truppen vergönnt, sich in der Ebene von Ivrea in Oberitalien von den beispiellosen Strapazen zu erholen. Mit wie schweren Opfern dieser Alpenübergang erkauft worden war, geht daraus hervor, daß nach Mommsen's Angaben Hannibal mit 50,000 Mann zu Fuß und 9000 zu Pferde die Pyrenäen überschritten hatte, und daß er, in Italien angekommen, seiner eigenen Angabe nach, nicht mehr als 20,000 Mann zu Fuß, davon drei Fünftel Libyer, zwei Fünftel Spanier, und 6000 zum Theil pferdelose Reiter zählte!

Wenn man die unglaubliche Leistung, welche Hannibal mit diesem Alpenübergange geschaffen, die Ausführung des Planes Hamilkar's, die Römer in ihrem eigenen Lande, in Oberitalien, anzugreifen, sich klar vor Augen stellt, so kann man nicht umhin, einzugestehen, daß wir in Hannibal den größten Feldherrn aller Zeiten erkennen müssen. Ganz allein auf sich selbst angewiesen, von seinem Vaterlande nicht allein verlassen, sondern auch angeklagt und mit Absetzung bedroht, ohne je die geringste Hülfe an Mannschaften oder Geld von Karthago zu erhalten, zwingt er das eroberte Spanien unter seine Macht,

greift das mit den Römern verbündete Sagunt an und führt dann in unzähligen Kämpfen siegreich sein fast zur Hälfte aus einer unterjochten Nation bestehendes Heer über zwei Gebirge, um endlich den Erbfeind in seinem eigenen Lande anzugreifen und während fast zweier Jahre in den blutigsten Schlachten unaufhörlich zu besiegen. Wenn man bedenkt, wie unendlich schwierig allein die Verproviantirung in einem öden Gebirgslande für sein Heer, seine Pferde und die viel verlangenden Elephanten gewesen sein muß, wenn man bedenkt, daß von einem wirklichen, gebahnten Wege im Gebirge nirgends die Rede gewesen sein kann, wenn man bedenkt, welche unendliche Strapazen den Soldaten zugemuthet wurden, die stets kämpfend und kletternd jeden Fuß vorwärts mühsam erobern mußten, dann kann man sich annähernd einen Begriff von der riesengroßen Persönlichkeit des Puniers machen, der es verstanden, sein zusammengewürfeltes Heer nur allein durch seinen fascinirenden persönlichen Einfluß, durch sein anfeuerndes Beispiel und seine nie rastende Sorgfalt so für sich einzunehmen, daß auch nicht ein einziges Mal seine Soldaten, trotz aller ihnen auferlegten Mühen gegen ihn gemurrt haben!

Die bekannten Alpenübergänge zweier der größten Feldherren der Welt, Cäsar's und Napoleon's, verlieren unendlich viel von ihrer Bedeutung gegenüber dieser Leistung des größten Feldherrn aller Zeiten. Cäsar kommandirte eine Elite-Armee römischer Legionaire, welche gewohnt waren nur den Rücken der Feinde zu sehen, ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln, welche ihnen das reiche Rom mit auf den Weg geben konnte; Napoleon führte eine Armee, welche damals mit Recht die erste der Welt genannt werden konnte und an deren Fersen, wohin sie ging, sich der Sieg haftete, eine Armee, der bei den damaligen Verkehrsmitteln leicht aller und jeglicher Proviant nachgesandt werden konnte — während Hannibal zum ersten Male es wagte

auf schmalen Saumpfaden durch ein feindliches, unangebautes, von barbarischen Völkerschaften bewohntes Land, mit einem Heere die riesigen Höhen zu erklimmen, deren Schrecken auf die in den warmen Gestaden Spaniens und Afrikas groß gewordenen Soldaten in unverändertem Maße einwirken mußten. Hannibal's Armee war ganz allein auf sich angewiesen, auf Zufuhr von Proviant und Zusendung von Mannschaften konnte sie nie rechnen — nur der einzige leuchtende Stern, der ihren mühsamen Weg erhellte und sie mit stets neuer Hoffnung erfüllte, war ihr nie verzagender, großer Feldherr Hannibal!

Anmerkungen.

In dem Oktober-Hefte des Jahres 1886 der „Proceedings of the Royal Geographical Society“ in London veröffentlicht Hr. Douglas W. Freshfield seine Untersuchungen über den von Hannibal überschrittenen Alpenpaß, welche ich mir erlaube im Auszuge hier anzuführen, da sie die von mir in meinem im Juli 1886 gehaltenen Vortrage aufgestellten Ansichten unterstützen. Herr Freshfield sagte nach einer kurzen Einleitung Folgendes. Wenn wir dem Polybius allein Glauben schenken, so bleibt die Untersuchung offen, ob Hannibal über dem Mont Cenis, dem Mont Genèvre oder dem Col de l'Argentière gezogen ist, wenn wir jedoch Livius in Betracht ziehen, so sind wir auf den Weg Drap aufwärts nach Gap und auf die Pässe, welche aus der Durance führen, beschränkt.

Es scheint mir, daß es vielen Lesern der „Proceedings“ von Interesse sein kann, von dem großen Wechsel in Kenntniß gesetzt zu werden, welcher kürzlich in dem langdauernden Streite eingetreten ist, welchen Alpenpaß Hannibal bei seinem Alpenübergang benutzt hat.

Zwei Umstände veranlaßten mich, an dem Streite theilzunehmen. Der erste war die Ueberzeugung, daß der Charakter des Polybius als Ortsbeschreiber meistens mißverstanden wurde und ihm in Beziehung auf Genauigkeit seiner Detail-Beschreibungen zu viel Ehre angethan wurde. Der zweite war die Entdeckung, daß die Frage nach dem kl. St. Bernhard an einer englischen Universität durch Berichte von Einzelheiten unterstützt werden sollte, die mit den physikalischen Thatsachen nicht in Uebereinstimmung stehen, daß nämlich auf den wichtigen Einwand der Entfernung

vom Gipfel bis zur italienischen Ebene und den schwer zu überwindenden tieferen Schluchten des Thales von Aosta keine befriedigende Antwort ertheilt ist.

Ich kann mit Befriedigung mittheilen, daß in Frankreich, Deutschland, der Schweiz und England eine gleichzeitige Gegenwirkung gegen die Geringschätzung des Berichtes des Livius und gegen die übertriebene Werthhaltung der Mittheilungen des Polybius stattgefunden hat und daß folglich die vorherrschende Meinung nun zu Gunsten eines Weges stimmt, welcher durch das Strombecken der Durance führt. Der kl. St. Bernhard hat, sowohl in der Fremde, als auch in England die Stellung eines ersten Günstlings eingebüßt, die er hauptsächlich Mommsen's Einfluß verdankt und die er vor wenigen Jahren erlangte.

Als Ersten, der diesen Gegenstand eingehend beleuchtete, erwähne ich Herrn T. W. Arnold, welcher sich die Aufgabe stellte, die Glaubwürdigkeit des Livius und Polybius zu prüfen. Er citirt Aeußerungen seines Großvaters, des Herrn Dr. Arnold, bei der Herausgabe seines Werkes über den zweiten punischen Krieg und welche folgendermaßen lauten: „Ich habe mich eingehend mit Hannibal's Alpenübergang beschäftigt. Welch' ein schlechter Geograph ist Polybius und wie seltsam ist es, daß er so häufig für zuverlässig gehalten wird. Er ist ein durchaus unzuverlässiger Schriftsteller."

Mit dieser ungünstigen Ansicht über Polybius stand Herr Dr. Arnold zu seiner Zeit ganz allein. Jetzt aber ist die abweisende Meinung über Polybius als Topograph nicht mehr die Ansicht eines einzelnen Geschichtsschreibers, oder die Kühnheit eines Alpenreisenden, sondern Männer wie Bunburg, Dreysen, Ihne und Neumann stimmen Herrn Arnold bei: der letzterwähnte Schriftsteller, der Verfasser der neuesten, wichtigsten und passendsten Erörterung des ganzen Zeitraumes, die in Deutschland erschienen ist, erhebt seine Ueberzeugung der Unfähigkeit und der Unglaubwürdigkeit des Polybius als Geograph beinahe bis zur Höhe eines Axioms.

Die allgemeine Richtung der neueren Kritik ist unzweifelhaft der Ansicht des Herrn Arnold zugeneigt, eine Ansicht, die zur Zeit, als sie zuerst aufgestellt wurde, als eine aufrührerische Ketzerei bezeichnet war und jetzt auf dem besten Wege ist, ein Gemeinplatz zu werden.

Herr Arnold befestigt auch, auf das Ansehen Nissen's sich stützend, die Meinung, welche ich aufstellte, daß die über „Hannibal in Italien" handelnde Schrift des Livius nicht sorglos und liederlich auf die Aussage vorangegangener Zusammenstoppler aufgebaut und zusammengedichtet sei, sondern nach einem gewissenhaften und eingehenden Studium der Chronisten, welche zur Zeit der Ereignisse lebten.

Kein einziger der neueren Schriftsteller entscheidet sich mehr für den

kl. St. Bernhard. Prof. Neumann und Hennebert sind Beide für den Mont Genèvre. Ersterer trägt viele der bereits bekannten Beweise zu Gunsten eines Durchzuges durch das Thal der Durance vor. Hennebert beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Abstiege, den Hannibal vom Mont Genèvre in die Ebene unternahm. Er läßt Hannibal über den Col de Sestrières, den Cluson abwärts nach Pignerol absteigen. Die Gründe dieses eigenthümlichen Weges sollen einerseits auf dem Einflusse des Häuptlings Magilus (dem Haupte eines Stammes der Magali im Cluson-Thale) und anderentheils auf dem Bestreben beruhen, nicht direkt auf die Hauptstadt des Feindes, auf Turin, zu stoßen.

Professor Schiller hält ebenfalls dafür, daß die Pässe der Durance an Wahrscheinlichkeit gewinnen, und daß der kl. St. Bernhard ganz außer Betracht gelassen werden muß.

Herr Freshfield schließt seine Betrachtungen mit den Worten: Während ich mit der größten Ueberzeugung gegen alle nördlichen Pässe, kl. St. Bernhard u. s. w. protestire, kann es sich nur um Col Argentière und Mont Genèvre handeln und bin ich nicht imstande, dem ersteren einen Vorrang über den zweiten zuzugestehen. Der Mont Genèvre scheint höchst wahrscheinlich der Tauriner Paß zu sein.

(634) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten und über Acclimatisation.

Vortrag
gehalten in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft
am 29. Oktober 1886

von

Hans Buchner.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Acclimatisationsfrage ist schon eine alte Frage, die uns jedoch in der Gegenwart in neuem Gewande vor Augen tritt, seitdem das naturwissenschaftliche Zeitalter die hierher gehörigen Erscheinungen schärfer zu sondern, und das Wesentliche darin deutlicher zu fassen gestattet. Seitdem Deutschland mit seinen Bestrebungen in fremden Welttheilen begonnen hat, ist dieses wichtige Thema schon wiederholt und namentlich in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie auf Virchow's Anregung im Laufe des letzten Jahres von berufener Seite mehrfach behandelt worden. Mehr und mehr stellt es sich da heraus, wie bei der Acclimatisation die Infektionsgefahr und die Widerstandsfähigkeit gegen diese Gefahr die größte Rolle spielt, der gegenüber die anderen Dinge, die Einflüsse des Klimas an und für sich entschieden zurücktreten. Behauptet man doch, daß die Sahara für Europäer einen der gesündesten Aufenthaltsorte darbiete, was offenbar — da es an Hitze nicht fehlt — nur durch den vollständigen Mangel aller infektiösen Einflüsse, infolge des gänzlich sterilen, nicht einmal für Bakterien und dergl. mehr bewohnbaren Bodens, zu erklären wäre.

Jedenfalls erscheint also der Ausgangspunkt von den Infektionskrankheiten her im Augenblick als der am meisten Erfolg verheißende — umsomehr, als man über die Frage der Angewöhnung an ein fremdes, speziell ein heißes Klima als solches irgend welche physiologische Anhaltspunkte, die einen weiteren

Schluß erlauben würden, gar nicht besitzt. Solange solche nicht vorliegen, wird man sich somit in dieser Hinsicht gedulden müssen. Aber die umfangreichen Erfahrungen über die Krankheiten, denen der Europäer namentlich in tropischen Gebieten ausgesetzt ist, erlauben schon jetzt einen gewissen Einblick. Die geographisch-medizinische Forschung hat in dieser Beziehung seit längerem ein ziemlich reichhaltiges Material angehäuft, und ich brauche mich nur auf das umfangreiche und allgemein als vortrefflich anerkannte Handbuch der historisch-geographischen Pathologie von August Hirsch zu berufen, um darzuthun, daß von Seite der medizinischen Wissenschaft bereits von lange her auf diesem Gebiete gründlich vorgearbeitet ist.

Nur wurde es bisher, wenigstens meines Wissens, von niemand unternommen, auf Grund dieses Materials die Disposition der verschiedenen Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten einer gleichzeitigen und gemeinsamen Betrachtung zu unterziehen. Und doch ergeben sich gerade hieraus bedeutsame Gesichtspunkte.

Wenn dieselben schließlich zu Konsequenzen führen, die in mancher Beziehung recht ungünstig lauten für kolonisatorische Hoffnungen, so möchte ich gleich im vorhinein bemerken, daß dies nach meiner Auffassung kein Schreckruf sein soll, der uns bestimmen könnte, allen Plänen zu entsagen. Kühnheit und Unternehmungsgeist sind große Tugenden, und besonders von jeher Tugenden der deutschen Nation; aber sie werden zum wahren Heldenthume nur, wenn Besonnenheit und Bewußtsein der Gefahr, der man entgegengeht und der man zu begegnen hat, sich gleichzeitig damit verbinden. Nie genug können unserem Volke und denen, die es angeht, die Gefahren vor Augen gestellt werden. Wer den Beruf fühlt, wird sich darüber hinwegsetzen. Aber der unheilvolle Rückschlag, der dem Scheitern der ersten Unternehmungen folgen müßte, wird am ehesten vermieden, wenn

man sich von vornherein keinen Täuschungen hingegeben hat. Dadurch am ehesten wird die bei so schwierigen neuen Dingen nöthige unentwegte Ausdauer gewährleistet.

Wenn wir nun die Frage erheben über die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten, so ist es — wenn man da überhaupt zu einer gewissen Sichtung des Materials und zu einem allgemeineren Resultat gelangen will, nöthig, eine Scheidung der Infektionskrankheiten vorzunehmen, und zwar nach dem Ort der Entwickelung und des Herkommens der infizirenden Keime — denn daß belebte Keime die Ursache der Infektionskrankheiten sind, das setze ich als bekannt voraus, das ist in den meisten Fällen bereits nachgewiesen, in allen anderen aber wenigstens nach allgemeiner Ueberzeugung als höchst wahrscheinlich anzunehmen.

Der Ort der Entwickelung der Keime ist nun entweder die Lokalität, auf welcher der Mensch lebt, der Boden oder auch das Wasser, das sind dann nach Pettenkofer's Bezeichnungsweise die ektogenen Keime und die ektogenen Infektionskrankheiten. Oder die Keime entwickeln sich nur im Innern des menschlichen Organismus, niemals außerhalb desselben, und werden daher nur vom Kranken auf den Gesunden übertragen — das sind die endogenen und die endogenen Infektionen.

Dies aber ist keine künstliche Scheidung, sondern eine höchst natürliche; es existirt wirklich ein gewisser Gegensatz, indem die endogenen Keime auf ganz andere Lebensbedingungen angewiesen sind als die ektogenen und deshalb im ganzen eine etwas andere Natur besitzen müssen. Die endogenen Keime sind gewissermaßen innerhalb des lebenden Körpers acclimatisirt; es giebt manche darunter, die man außerhalb desselben überhaupt noch gar nicht zum Wachsthum gebracht hat, wie z. B. den Parasiten des Rückfallstyphus; andere sind außerhalb des Organismus wenigstens sehr schwer zu kultiviren, wie z. B. der Tuberkelbacillus.

Die ektogenen Keime dagegen sind wesentlich außerhalb des Menschen daheim, sie vermehren sich im Boden oder im Wasser und die Exkursion auf den menschlichen Organismus ist für sie eigentlich nur etwas ganz Zufälliges. Also das ist ein wichtiger Unterschied, und es kann daher von vornherein nicht ganz unerklärlich erscheinen, wenn wir im Folgenden in dem Verhalten der ektogenen und endogenen Infektionen auch gegenüber den Rassen einen Unterschied antreffen.

Unter den ektogenen Infektionen sind vor allem die Fieberkrankheiten zu erwähnen in allen ihren mannigfaltigen Formen als: Wechselfieber, remittirende und Gallenfieber, perniciöse Fieber u. s. w., die wir unter den Gesammtbegriff der Malaria zusammenfassen können. Diese über die ganze Erde verbreiteten Malariakrankheiten zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, daß jeweils die einheimischen Bevölkerungen und namentlich gewisse Rassen, besonders die afrikanische, in geringerem Grade als die Europäer zu denselben disponirt sind. Allerdings wäre es weit gefehlt, sich diese geringere Disposition etwa als eine absolute Immunität vorzustellen. Wie sehr das gegen die Thatsachen verstieße, zeigen uns, abgesehen von früheren, auch neue und neueste Mittheilungen, so jene von Bolle für Brasilien, von Heinemann für Mexiko und von Stoll für Guatemala, wo die eingeborenen Indianer und Mischlinge sogar weniger resistent gegen die Malaria sein sollen als die Europäer. Auch Paster findet in Sumatra die dort seßhaften Einwohner, Malayen und Battaken, durchaus nicht frei von Fieber, und in Indien leidet die muhamedanische und Hindubevölkerung in den Malariadistrikten in demselben Grade wie Fremde. Ja selbst die Schwarzen in Afrika, die man doch sonst für ziemlich resistent gegen Malaria hält, sollen nach Max Buchner durchschnittlich ebenso stark und häufig wie die Weißen am Fieber erkranken. Allerdings wird hinzugefügt, daß Unterschiede nach Oertlichkeiten und Stämmen existiren.

Also die Immunität mancher Bevölkerungen und Rassen gegen Malaria ist gewiß keine so vollständige und allgemeine, als man vielfach geglaubt hat, aber sie ist trotzdem, wenn man sie nur als eine relative gelten läßt, eine im großen und ganzen nicht wegzuleugnende Thatsache. Vor allem erscheint die Sterblichkeit an Malaria unter den in tropischen Gegenden einheimischen Bevölkerungen als eine geringere, der Krankheitsverlauf ist ein milderer, mehr chronischer, während die Sterblichkeit unter den Europäern oft eine furchtbare ist. Ich verweise hierbei nur auf die im Oktoberheft der Deutschen Kolonialzeitung von Herrn Mähly gegebene höchst interessante Zusammenstellung über die Schicksale der Baseler Missionsgesellschaft an der Goldküste in Westafrika. Es ist eine erschütternde Tragödie, die sich in der hohen Mortalität dieser opfermuthigen Männer und Frauen ausspricht, von denen beinahe ein Drittel ihrem selbstgewählten Berufe erlegen ist. Aber niemand wird in Zweifel sein können, daß die Existenz der einheimischen Negerbevölkerung ganz und gar unmöglich wäre, wenn sich bei ihnen die Fiebereinflüsse mit einer nur annähernd so großen Heftigkeit geltend machten.

Und in der That ist es ja ein zweifelloses, durch die Erfahrung von jeher bekräftigtes Faktum, daß im allgemeinen namentlich die Negerrasse weniger zu Malaria disponirt ist als die weiße. Es giebt hierfür zahllose Belege, aber ich würde nur Bekanntes wiederholen, wenn ich auf diese Beweise, die sich namentlich bei Hirsch in großer Zahl angeführt finden, näher eingehen wollte. Es genüge, an die berüchtigte Nigerexpedition der Engländer zu erinnern, wobei von 145 Engländern und 133 Negern, die den gleichen Fiebereinflüssen ausgesetzt waren, die ersteren eine Menge Erkrankungen und 40 Todesfälle hatten, während die Neger sämmtlich verschont blieben.

Ganz ähnlich scheinen die Verhältnisse auch beim Gelb-

fieber zu liegen, einer für Central- und Südamerika sehr wichtigen, in ihrer Verbreitungsweise der Malaria ähnlichen, also ebenfalls ektogenen Infektionskrankheit. Auch hier giebt es schlagende Beispiele für die relative Immunität der schwarzen Rasse; so die schwere Gelbfieberepidemie in Britisch-Guyana vom Jahre 1852, wo unter 7890 aus Afrika eingewanderten Negern nicht ein einziger Erkrankungsfall sich ereignete; ferner die Gelbfieberepidemien zur Zeit der französischen Occupation in Mexiko, wo die französischen Truppen furchtbar zu leiden hatten, während unter 500 Negern, welche die Armee begleiteten, nicht ein Einziger von der Krankheit ergriffen wurde. Diese Fälle, denen sich zahlreiche ähnliche anreihen ließen, sind um so bemerkenswerther, als es sich dabei nicht um eine individuell erworbene Immunität handeln kann, wie sie auch der Europäer schließlich durch längeren Aufenthalt an Gelbfieberorten oder durch einmaliges Ueberstehen der Krankheit gewinnen kann. Das ist hier völlig ausgeschlossen, denn jene Neger waren ja nicht in Amerika, nicht in den Gelbfieberorten geboren, sondern sie waren von Afrika eingewandert, wo das Gelbfieber zwar an der Westküste vorkommt, aber immer nur in vereinzelten Strichen und nur in einzelnen Jahren. Dieses ist dort keineswegs stationär, sondern wie es scheint nur eingeschleppt. Also in diesem Falle kann man unmöglich an eine erworbene Immunität denken. Vielmehr haben wir hier ein vorzügliches Beispiel dafür, daß eine Rasse gegen eine Infektionskrankheit relativ immun sein kann — auch hier handelt es sich ja blos um relative Immunität — während die anderen Rassen von dieser Krankheit sehr gefährdet erscheinen.

Zu ganz anderen Resultaten gelangen wir nun aber, sobald wir zu den endogenen Infektionskrankheiten übergehen, deren Keime, wie erwähnt, sich nicht in der Lokalität, im Boden oder Wasser entwickeln, sondern lediglich im kranken Or-

ganismus, von wo sie dann, auf gesunde übergehend, auch diese infiziren.

Eine der allgemeinsten und wichtigsten hierher gehörigen Infektionen bilden die Blattern. Uebereinstimmend melden hier die Berichte aus Aegypten, von der Westküste Afrikas, aus Cayenne, aus Peru, ferner aus Nordamerika, aus Boston und Baltimore von einer Zeit, wo die Weißen noch nicht durch Vaccination geschützt waren, nicht nur ein häufigeres, sondern auch ein intensiveres Befallenwerden gerade der Neger. Auch Pruner, der so lange im Oriente weilte, bezeichnet die Neger als die für das Blatterngift empfänglichste Menschenrasse.

Nun wird man freilich sogleich einwenden, das sei natürlich, daß die Neger, wenn sie mit Europäern in Berührung kommen, durch deren Krankheiten dezimirt werden müssen. Dafür, daß die Blattern unter einer bisher niemals durchseuchten Bevölkerung furchtbar hausen, giebt es ja in der That Beispiele genug. Namentlich die Entdeckungs- und Kolonisirungsgeschichte Amerikas hat deren zahlreiche zu verzeichnen. So war gleich der erste Ausbruch der Blattern, der 15 Jahre nach der Entdeckung Amerikas in Westindien erfolgte, so furchtbar, daß ganze Stämme zu Grunde gingen, und in Mexiko, wo die Krankheit ebenfalls bald darauf durch spanische Truppen eingeschleppt wurde, sollen Millionen von Menschen erlegen sein. Aber auch später haben die Europäer immer wieder den Indianern die Krankheit überbracht, und jedes weitere Vordringen der Kultur nach Westen mußte von diesen mit furchtbaren Epidemien gebüßt werden.

Sehr verheerend entwickelten sich die Blattern ferner auf vielen Inselgruppen des Stillen Ozeans. Die Sandwich-Inseln verloren schon beim ersten Auftreten der Seuche im Jahre 1853 acht Prozent ihrer Bevölkerung, und die Markesas-Inseln wurden so schwer betroffen, daß einzelne Bezirke ganz ausstarben und der Gesammtverlust der Bevölkerung auf ein Viertel derselben veranschlagt wurde.

Alle diese Beispiele von besonders starkem Vorherrschen der Blattern unter einer bis dahin niemals durchseuchten Bevölkerung finden jedoch keine Anwendung auf die Neger, weil gerade Afrika von jeher als ein Hauptheimathsort und als einer der historischen Ausgangspunkte der Blatternkrankheit betrachtet werden muß. Demgemäß erscheinen die Neger in den meisten Berichten auch thatsächlich weniger als die von anderen Nationalitäten her infizirten, als vielmehr als die Ueberbringer der Krankheit, wofür die zahllosen Einschleppungen der Blatternkrankheit durch Schiffe mit Negersklaven namentlich nach Südamerika als genügendes Zeugniß dienen.

Man wird also schließlich nicht umhin können, der Negerrasse wirklich eine vermehrte Disposition zu Blattern zuzuschreiben, was mit ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Malaria und Gelbfieber denn allerdings in einem auffälligen Gegensatze steht.

Eine andere endogene Infektionskrankheit von schlimmster Bedeutung ist die Lungentuberkulose; sie verbreitet sich allerdings nicht ansteckend in dem Sinne wie die Blattern, was damit zusammenhängt, daß bei ihr die Disposition die allergrößte, die entscheidende Rolle spielt. Obwohl wir alle der Ansteckung ausgesetzt sind, obwohl sich niemand, der überhaupt mit Menschen verkehrt, davor hüten kann, so erkrankt schließlich doch nur ein gewisser Prozentsatz, diejenigen nämlich, die dazu disponirt sind, da deren Lungengewebe die normale Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Tuberkelbacillus nicht besitzt.

Die Lungentuberkulose nun gilt wie kaum eine andere für eine Krankheit aller Rassen und Nationalitäten, und doch zeigt sich auch hier wieder ein gewisser Unterschied, indem wiederum nach den übereinstimmenden Berichten aller Beobachter die Negerrasse in besonderem Grade disponirt erscheint. Und dies ist keineswegs blos in Nordamerika der Fall, wo das gemäßigte, dem Neger an und für sich fremde Klima, allenfalls

als Erklärung dienen könnte, sondern auch in Brasilien, in Peru, ferner auf den ostafrikanischen Inseln, auf Ceylon und im indischen Archipel.

Nun könnte man allerdings einwenden, die Entfernung von der Heimath und von den natürlichen Bedingungen der Existenz, ferner die Mangelhaftigkeit der Nahrung, der Aufenthalt in überfüllten schlecht ventilirten Räumen seien es, welche die erhöhte Disposition des Negers in diesen Fällen bewirken; in ihrer Heimath dagegen zeige diese Rasse eine wesentlich bessere Widerstandsfähigkeit. Ohne die Wichtigkeit derartiger Einflüsse irgendwie bestreiten zu wollen, möchte ich doch erinnern, daß genau die gleichen prädisponirenden Momente sich wohl auch für Gelbfieber und wenigstens mehrere davon auch für Malaria geltend machen müßten, und daß gleichwohl diesen gegenüber, wie wir sahen, sogar eine erhöhte Widerstandsfähigkeit bei der schwarzen Rasse gefunden wird.

Uebrigens herrscht die Schwindsucht auch in Afrika selbst, z. B. im Kamerun- und Gabunlande nach den Mittheilungen Daniell's, in Senegambien nach den Berichten Carbonnel's, unter den Negern sehr verbreitet und sehr bösartig. Also mit diesen Auskunftsmitteln ist es kaum möglich, die erhöhte Disposition der Neger für Lungentuberkulose genügend zu erklären.

Auch für andere farbige Rassen scheint, der europäischen gegenüber, eine erhöhte Disposition für diese Art der Infektion zu existiren. Ich erinnere in dieser Beziehung an die furchtbaren Verheerungen, welche die Phthisis unter den Maoris auf Neuseeland angerichtet hat, an die große Sterblichkeit an Lungenschwindsucht auf den Fidschi- und Tonga-Inseln, auf Taiti, den Markesas- und Sandwich-Inseln.

Nun ist die Lungentuberkulose allerdings unter den Tropen überhaupt eine etwas andere Krankheit als bei uns, d. h. sie entwickelt sich rascher, die Erscheinungen sind drohender, der

letale Ausgang erfolgt in der Regel viel schneller als in gemäßigten Breiten; aber das erklärt doch keineswegs, warum dieser gefährlicheren Infektion gegenüber nicht auch gerade die Europäer in höherem Grade gefährdet sind, so wie sie es z. B. dem Gelbfieber, der Malaria gegenüber unter den Tropen thatsächlich sind. Ich möchte daher bei der Ansicht stehen bleiben, daß wir auch bei der Lungentuberkulose wie bei den Blattern einen gewissen Unterschied in der Disposition zu Gunsten der weißen Rasse anzunehmen haben, der sich wie dort namentlich den Schwarzen gegenüber geltend macht.

Leider sind nun bei einer Reihe anderer Infektionskrankheiten die Nachrichten in Bezug auf unsere Frage sehr spärlich und ungewiß. Selbst bei der Cholera bleibt man im Zweifel, ob das, was man in manchen Fällen als erhöhte Disposition einer Rasse gedeutet hat, nicht anderen Einflüssen zugeschrieben werden muß. Das bekannte lokalisirte Verhalten dieser Epidemie, die sehr oft nur bestimmte Stadttheile, bestimmte Landstriche befällt, kann bei ungleicher lokaler Ansiedelung der verschiedenen Rassen sehr leicht den Anschein einer vorzugsweisen Disposition der einen oder anderen herbeiführen.

Höchstens bei den Masern giebt es gewisse hierhergehörige Erscheinungen, indem diese bei uns meist milde verlaufende Infektionskrankheit sehr oft unter den Bevölkerungen farbiger Rassen in furchtbar verheerender Weise aufgetreten ist. Besonders bekannt wurde in neuerer Zeit die große Masern-Epidemie auf den Fidschi-Inseln, welche, durch die Begleiter des Königs Kakobau von Sidney dorthin eingeschleppt, 20000 Eingeborene, mindestens ein Viertel der ganzen Bevölkerung, dahinraffte. Die Geschichte der Epidemien zeigt sich an derartigen Ereignissen keineswegs arm, weshalb mit gutem Grund gerade den Masern ein großer Theil der Schuld an dem Aussterben der Naturvölker zugemessen werden muß. Zu weit ginge man indes, wollte

man dieses verheerende Auftreten einzig und allein einer verminderten Widerstandsfähigkeit der farbigen Rassen in die Schuhe schieben; zweifellos haben das Elend, daß sich im Gefolge solcher Epidemien bei uncivilisirten Zuständen zu entwickeln pflegt, die mangelhaften Bedingungen der Ernährung und Pflege u. s. w. die Tödtlichkeit der Seuchen zu einem großen Theile mit herbeigeführt. Doch wird man immerhin behaupten dürfen, daß wenigstens eine höhere Widerstandsfähigkeit gegen die Masern auf Seite der farbigen Rassen ebensowenig anzunehmen sei, wie bei den anderen bisher besprochenen endogenen Infektionen.

Und das nämliche läßt sich, bei aller gehörigen Reserve, wohl auch über die Influenza oder Grippe sagen, die bei manchen Naturvölkern ebenfalls viel gefährlicher auftritt, als dies bei uns gewöhnlich der Fall ist. Ich mache in dieser Beziehung auf die neuesten Angaben Kubary's in seiner interessanten Schilderung über die sozialen Verhältnisse der Palau- (Pelau-) Insulaner aufmerksam. Diesen zufolge leidet die dortige Bevölkerung an bösartiger, mit Keuchhusten und Lungenentzündung verbundener Influenza gegenwärtig in einem so hohen Grade — einzelne Bezirke hatten während Kubary's Anwesenheit im Laufe eines einzigen Jahres zehn, ja sogar sechszehn Prozent Todesfälle — daß das Aussterben dieses an Geburten ohnehin, infolge der sozialen Mißstände, sehr armen Stammes in Bälde zu erwarten steht.

Auch die Influenza, deren mikroskopischen Erreger man bis jetzt nicht kennt, kann zweifellos nach Art einer endogenen Infektion vom Kranken dem Gesunden mitgetheilt werden. Zeugniß dafür geben die zahlreichen wohlverbürgten Beispiele, wonach an den verschiedensten Insel- und Küstengegenden immer das Eintreffen der Handelsschiffe den Anlaß zum Ausbruche der Krankheit gegeben hat; so besonders auf den Färöern

und auf Island, ferner auf den Gesellschafts-Inseln, den Nikobaren und Schiffer-Inseln. Ja, angesichts dieser Dinge erscheint auch die merkwürdige Angabe Eduard Andree's nicht mehr unglaubwürdig, der in seinen „Reisen durch die Anden Südamerikas" erzählt, daß dort in gewissen Dörfern die Eingeborenen jede Berührung mit Europäern fürchten, da sie gewiß sind, den Schnupfen der letzteren bei ihnen zur gefährlichen Grippe sich entwickeln zu sehen. Man vermag dabei übrigens kaum den Gedanken zu unterdrücken, ob nicht auch die Pelau-Insulaner die Epidemie, welche sie dezimirt und vernichtet, schließlich einem unglückseligen Geschenk der Europäer zu verdanken haben.

Also auch die Influenza läßt das, was wir bei den bisher besprochenen endogenen Infektionskrankheiten sahen, mit einiger Deutlichkeit erkennen, sie zeigt eine kaum gleiche, eher eine verminderte Widerstandsfähigkeit der farbigen Rasse. Es scheint also, daß wir da ein ganz regelmäßiges Verhältniß vor uns haben. Ich glaube in der That, bei allem Skeptizismus gegenüber den Berichten, die ja natürlich keine statistisch genauen Zahlenangaben zu bieten vermögen, wird man doch die Existenz einer gewissen Verschiedenheit zwischen den Rassen in dieser Beziehung im großen und ganzen anerkennen müssen. Und das ist auch offenbar von vornherein viel wahrscheinlicher als eine ganz gleichmäßige Disposition. Sehen wir doch, daß schon bei ein und der nämlichen Rasse blose Altersunterschiede — ganz zu schweigen von verschiedenem Ernährungszustand, Alkoholismus u. s. w. — eine wesentliche Differenz bedingen, wie dies z. B. bezüglich der Lungentuberkulose die neuere Statistik für Preußen, für Kopenhagen, die Städte Schwedens und für einige deutsche Städte erwiesen hat, indem keineswegs, wie man bis dahin annahm, gerade das Blüthenalter des Menschen von dieser Krankheit am meisten dezimirt wird, sondern im

Gegentheil das höhere, mit verminderter Widerstandsfähigkeit ausgestattete Alter, zunehmend bis zum 70. Lebensjahre. Da wäre es gewiß höchst merkwürdig, wenn die somatisch doch sicherlich differenten verschiedenen Rassen sich gegenüber den Infektionen ganz gleich verhielten.

Aber nicht nur einen Unterschied haben wir nachgewiesen, sondern sogar einen gewissen Gegensatz, nämlich in Bezug auf das Verhalten der endogenen und ektogenen Infektionen. Es fällt mir nun keineswegs ein, dabei von einem strikten Gesetz zu sprechen, dem eine jede Infektionskrankheit, je nachdem sie endogen oder ektogen zu entstehen pflegt, sich unterwerfen müßte. Ich bin völlig darauf gefaßt, daß jemand eine Infektionskrankheit auffindet, bei der sich die Sache anders verhält, und bei der trotz ektogenen Charakters die Farbigen eine geringere Widerstandsfähigkeit zeigen. Ja ich erwähne selbst eine derartige Infektionskrankheit und das ist die Beri-Beri, diese merkwürdige, in Japan und Ostindien, neuestens namentlich unter dem holländisch-indischen Militär immer mehr Ausbreitung gewinnende, meist chronisch verlaufende Infektionskrankheit, die ganz entschieden die farbigen Rassen, d. h. also die Einheimischen, in höherem Maße bedroht als die Europäer, und von der gleichwohl jemand behaupten könnte, daß sie unter die ektogenen Infektionen gerechnet werden müsse.

Trotzdem kann ich das nicht als eine Widerlegung auffassen. Bei einem so komplizirten Vorgang, wie ihn die Infektionskrankheit darstellt, wirken so vielerlei Bedingungen mit, daß man eine allgemeine strenge Regelmäßigkeit des Verhaltens eigentlich gar nicht erwarten kann. Gerade bei der Beri-Beri spielt, wie mir ein Japanese, Dr. H., der selbst die Krankheit überstanden hat, neuerdings versicherte, die Ernährungsweise eine große Rolle, in dem Sinne, daß die europäische Ernährung mit Fleischkost die Krankheit zum Verschwinden bringt und

fernerhin Immunität schafft. Also in diesem Falle wäre dann freilich die größere Disposition der hauptsächlich von Reis lebenden Japanen und Malayen wohl zu begreifen.

Aber auch wenn sich eine derartige Erklärung in einem anderen Falle nicht sollte finden lassen, würde ich eine solche Ausnahme doch nicht als eine Widerlegung der allgemeinen Erscheinung betrachten, daß die Europäer sich widerstandsfähiger gegen die wichtigsten endogenen Infektionen verhalten, widerstandsloser dagegen für Malaria und Gelbfieber, im Vergleich mit den farbigen Rassen und insbesondere mit den Negern. Nach meiner Ueberzeugung ist es kein Zufall, wenn der Bericht des Sub-Protector of the Aborigines in Südaustralien für 1875 hervorhebt, daß von 140 Todesfällen unter den Eingeborenen in diesem Jahre die Hälfte auf Schwindsucht fällt und dazu bemerkt: „gefährlich sind ihnen außerdem hauptsächlich Masern und Blattern, während Fieberkrankheiten selten sind“.

Da nun die endogenen Infektionskrankheiten die zahlreicheren und, wenigstens im Verkehr der Rassen untereinander, die wichtigeren sind, so könnte man von diesem Gesichtspunkte aus die Farbigen und besonders die Schwarzen im ganzen als die weniger widerstandsfähigen den Infektionskrankheiten gegenüber bezeichnen. Relativ widerstandsfähig sind sie nur für die in ihrem Lande einheimischen ektogenen Infektionen.

Wollen wir nun von diesem Resultat aus zu irgend welcher praktischen Anwendung gelangen, so fragt es sich vor allem, ob wir in dieser relativen Immunität oder Widerstandsfähigkeit eine jeweils individuell erworbene oder vielmehr eine angeborene Eigenschaft von uns haben. Beides erscheint von vornherein möglich, wenngleich die individuelle Erwerbung gerade bei Malaria als unwahrscheinlich bezeichnet werden muß. Man kann allerdings individuelle Immunität erwerben, z. B. gegen die Blattern durch Vaccination, oder gegen Abdominaltyphus

oder Gelbfieber durch einmaliges Ueberstehen; aber gerade bei Malaria gehen alle Erfahrungen dahin, daß die Disposition sogar wächst, je länger die Schädlichkeit einwirkt und je mehr Anfällen der Organismus bereits ausgesetzt war.

Soviel ich sehe, neigen daher die meisten Autoren der Annahme einer angeborenen Immunität zu; doch giebt es auch gegentheilige Stimmen. So schließt z. B. Hirsch aus der hohen Malaria-Sterblichkeit der Negerkinder in Senegambien auf eine nicht angeborene, sondern individuell erworbene Immunität der Erwachsenen. Solange indes die näheren Verhältnisse in derartigen Fällen nicht bekannt sind, dürfte es gewagt sein, solche Folgerungen zu ziehen. Wir haben ja genug Erfahrungen darüber, zum Theil aus nächster Nähe, welchen besonderen prädisponirenden Einflüssen, z. B. bezüglich der Ernährung, gerade das Kindesalter unterliegen kann, die dann auf die Mortalität einen Einfluß äußern.

Gerade das allgemeine Verhalten der Neger gegenüber den Infektionskrankheiten scheint mir nun aber einen schwerwiegenden Beweis dafür zu liefern, daß diese relative Immunität gegen die ektogenen Infektionen keine individuell erworbene, daß sie vielmehr nur eine angeborene sein kann, die als eine Theilerscheinung der allgemeinen Anpassung tropischer Bevölkerungen an ihr Klima aufgefaßt werden muß. Denn diese Erscheinung steht in einem bemerkbaren Gegensatz zu der sonstigen geringeren allgemeinen Widerstandsfähigkeit der Negernatur, und je mehr dies hervortritt, um so weniger können wir einer solchen im allgemeinen widerstandsloseren Rasse die Fähigkeit zutrauen, eine Immunität gegen so intensiv wirkende Infektionen, wie es Malaria und Gelbfieber sind, sich individuell zu erwerben.

Die Verhältnisse werden noch deutlicher, wenn wir die lokalisirte Entstehungsweise der Infektionskrankheit im Körper,

auf welche die neueren Forschungen immer eindringlicher hinweisen, uns vor Augen halten. Denn die Infektion, welche ihrem Wesen nach in einem Kampf der eingedrungenen parasitischen Mikroorganismen mit den Körperzellen besteht, ist keineswegs, wie man sich dies früher dachte, ein allgemeiner Zustand des Körpers. Vielmehr sind es immer und bei jeder Infektionskrankheit bestimmte Organe des Körpers, in denen die erste Ansiedelung und der erste entscheidende Kampf erfolgt, z. B. bei Tuberkulose in den Lungen, bei Blattern in der Haut, beim Unterleibstyphus in gewissen Darmdrüsen. Man braucht sich also demgemäß nur vorzustellen, daß im Organismus des Negers diejenigen Organe, welche die Hauptansiedelungsstätte der Malaria- und Gelbfieberkeime bilden, sagen wir beispielsweise — man weiß das bei diesen Krankheiten noch nicht genau — die Milz, eine etwas andere, für diese Keime ungünstigere Beschaffenheit besitzen, als beim Europäer, während alle übrigen Organe den endogenen Krankheitskeimen sogar vortheilhaftere Verhältnisse darbieten. Eine derartige einseitige Abänderung in der Organisation des Negers hat an und für sich nichts Unmögliches, im Gegentheil, sie ist sogar viel wahrscheinlicher, als eine ganz gleichmäßige Variation.

Worin eine derartige Abänderung bestehen könnte, darüber lassen sich bis jetzt allerdings blos Vermuthungen äußern. Aber vielleicht wäre es gar nicht so sehr schwierig, den Grund aufzudecken, wenn man einmal mit Ernst darnach suchen wollte; hat doch neuestens ein französischer Forscher, Maurel, nachgewiesen, daß im Blute, in der Zahl der Blutkörperchen, woran bisher kaum jemand gedacht hat, Unterschiede zwischen den Rassen bestehen, indem die schwarze Rasse am meisten rothe Blutzellen, die gelbe am wenigsten, die indo-europäische dagegen eine mittlere Menge davon besitzen soll, während der Gehalt an weißen Blutkörperchen sich umgekehrt verhält. Also es giebt feinere

somatische Unterschiede unter den Rassen, die mit unseren heutigen Hilfsmitteln recht gut nachweisbar sind.

Dürfen wir nun aber die relative Widerstandsfähigkeit der Neger gegen die ektogenen Infektionen als eine angeborene Eigenschaft bezeichnen, dann, muß ich gestehen, halte ich es für eine nothwendige Konsequenz, daß der Europäer diese nämliche relative Widerstandsfähigkeit niemals, d. h. wenigstens nicht im Laufe einiger weniger Generationen gewinnen wird.

Der einzige Grund, der uns hätte bestimmen können, trotz der schlimmsten Erfahrungen von allen Gegenden der Tropen auf eine mögliche bessere Zukunft, auf einen Triumph der europäischen Rasse auch unter diesen für sie abnormalen Existenzbedingungen zu rechnen, das war eben das Beispiel des schwarzen Mannes. Aber was nützt uns dieses Vorbild, wenn es sich dabei nicht um eine in gegebenen Zeiten erworbene, sondern um eine von den Urahnen her, vielleicht gleichzeitig mit der schwarzen Hautfarbe und den übrigen Rassemerkmalen herausgebildete besondere Beschaffenheit handelt!

Vielleicht wird dies noch deutlicher an einem Beispiel. Nehmen wir anstatt Malaria die Lungenschwindsucht, so giebt es ja hier bekanntlich eine angeborene, eine hereditäre Disposition, wenn jemand aus einer phthisisch belasteten Familie abstammt, und es giebt außerdem auch eine individuell erworbene Disposition, durch Ueberanstrengung, schlechte Ernährung u. s. w. Jeder Arzt aber ist froh, wenn er seinen Patienten damit trösten kann, daß bei ihm eine hereditäre Disposition nicht bestehe, denn die erworbene hofft man wieder beseitigen zu können, während die angeborene bleibt. Nun, bei der Malaria besitzt der Europäer auch so eine Art von hereditärer Disposition, und deshalb fürchte ich, wird es ihm kaum gelingen, die hereditäre Immunität des Negers jemals zu erreichen.

Es ist leider nicht an dem, daß die Erfahrung über die Schicksale der Europäer in den Tropen diese bisherigen Folgerungen widerlegen würde. Wenn Sie die neueren und neuesten Mittheilungen über diesen Gegenstand durchgehen, wie sie sich namentlich in den bereits erwähnten Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie angehäuft finden, so werden Sie gleich mir zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Einstimmigkeit aller dieser Berichte kaum irgend eine Hoffnung auf die Kolonisationsfähigkeit des Europäers in tropischen Gebieten noch übrig läßt.

Sehr wichtig ist hierbei der von Virchow hervorgehobene Gesichtspunkt, wonach strenge unterschieden werden muß zwischen der Acclimatisation des Einzelnen und zwischen der Acclimatisation der Rasse, wie sie zu einer Kolonisation erforderlich ist. Zwar finden sich immer Einzelne, die jahrelang ungestraft das Tropenklima ertragen, die dort sich wohl fühlen und ein höheres Alter erreichen können. Aber das beweist nicht das mindeste für eine Acclimatisation der Rasse, und gerade darüber liegen die schwerwiegendsten Erfahrungen vor und nicht nur aus den eigentlichen Tropen, sondern sogar aus viel gemäßigteren Breiten z. B. aus Aegypten.

Nun könnte man freilich fragen, ob denn das Alles nur durch Krankheiten erklärt werden kann, ob nicht das Klima an und für sich mitwirkt, so daß diese Dinge eigentlich etwas anderes beweisen, als das, was in der bisher entwickelten These enthalten war. Dieser Einwand hat entschieden viel Berechtigung, ich gebe das völlig zu. Allein, sobald man auf das Gebiet der praktischen Erfahrungen übergeht, läßt sich eben das eine vom andern, das Klima von der Krankheit nicht mehr sicher trennen, und jedenfalls kann man doch das eine dann mit Gewißheit sagen, daß diese ungünstigen Erfahrungen wenigstens nicht geeignet sind, die bisherigen Folgerungen zu widerlegen.

Wir sind hiermit auf dem Gebiete der eigentlichen Acclimatisations-, richtiger Kolonisationsfrage angelangt, für deren kurze Erörterung ich mir noch Ihre Aufmerksamkeit erbitten möchte.

Wenn allenfalls über die Erfolglosigkeit der bisherigen Kolonisirungsversuche der Europäer in tropischen Gebieten in diesem Kreise noch Zweifel bestehen sollten, so möchte ich nur nochmals konstatiren, daß in Englisch- wie in Holländisch-Indien die Ueberzeugung sich immer mehr Bahn bricht, daß die Europäer sich dort nicht acclimatisiren können, und daß namentlich die Beschäftigung mit dem Bodenanbau ein Ding der Unmöglichkeit ist. Je länger der Aufenthalt dauert, um so größer wird die Erschlaffung, um so mehr wächst die Disposition zu endemischen Krankheiten, namentlich Dysenterie, um so mehr droht das Hauptübel, die Anämie der Tropen. Die Gesammtsterblichkeit für Europäer von reinem Blut berechnet sich denn auch nach neueren Angaben für Niederländisch-Indien in den letzten Jahren auf 80 pro Mille, während sie bei der einheimischen Bevölkerung 1882 nur 28, 1883 gar nur 22 pro Mille betrug. Die einheimische Bevölkerung ist denn auch in rascher Zunahme begriffen, sie hat seit 1850 ihre Kopfzahl verdoppelt, eine Erscheinung, die an vielen Punkten in ähnlicher Weise wiederkehrt, wo durch die Europäer geordnete Zustände und ein Aufhören der früheren ewigen Kriege herbeigeführt ist.

Nun existirt allerdings in Englisch-Indien eine nicht unbeträchtliche Zahl von Familien, die seit mehreren Generationen dort gelebt und sich bei rein europäischem Blute fortgepflanzt haben. Es ist aber bekannt, daß diese anglo-indischen Offiziere und Beamte eine Art von Wanderleben führen und regelmäßig einen großen Theil des Jahres im höheren Gebirge zubringen, sowie auch, daß diese Familien ausnahmslos ihre Kinder vom 6.—18. Lebensjahre zur Erziehung nach England zu senden

pflegen, einfach deshalb, weil dieselben in Indien verkümmern würden. Also das kann man nicht als eine vollgültige Acclimatisation bezeichnen, obwohl ich keineswegs leugnen will, daß ein derartiger Zustand immerhin erträglich ist und vielleicht auch anderswo Anwendung finden könnte.

Abgesehen von Indien könnte man aber auf Amerika hinweisen, in dessen tropischen Gebieten die Europäer seit so langer Zeit festen Fuß gefaßt haben. Aber selbst die westindischen Inseln, auf denen man die Existenz der Europäer für so fest begründet hielt, scheinen nach den zuverlässigsten Berichten, die wir haben, denselben schließlich verderblich werden zu wollen, da selbst in Cuba, wenn es so wie bisher fortgeht, das Aussterben der Europäer reiner Rasse zu erwarten steht.

Man wird schließlich nur einwenden, daß alle diese Erfahrungen sich vorzugsweise nur auf Küstengebiete beziehen, daß aber die binnenländischen Hochdistrikte der Tropenländer wohl wesentlich bessere Aussichten böten. Da muß man aber sagen, daß wir hierüber, wenigstens bezüglich Afrikas, noch keine genügenden Anhaltspunkte besitzen, daß aber ein wesentlich besseres Verhalten wenig wahrscheinlich ist. Hat doch Dr. Fischer im Osten von Afrika selbst bei einer Höhe von 1900 Meter noch bösartige Fieber herrschend gefunden.

Allerdings giebt es nun gerade über Ostafrika auch viel günstigere Berichte. Allein der Reisende, selbst wenn er sich an einem Orte längere Zeit aufhält, vermag doch nie zu beurtheilen, wie sich ein Landstrich bei Aufnahme der Kultivirung in größerem Mßastab bezüglich der Malaria verhalten wird; denn leider ist es Thatsache, wie dies neuerdings von einer Autorität wie Fritsch wieder hervorgehoben wurde, daß gerade die tropischen Kulturen, die sogenannte Plantagenwirthschaft schon vielfach vordem gesunde Landstriche zu Fiebergegenden gemacht hat, wofür er auf das Beispiel von Mauritius verweist, wo

erst mit Einführung des Zuckerbaues in ausgedehntem Maße die perniziösen Fieber erschienen, und auf Unterägypten, wo die mit Beginn des amerikanischen Sezessionskrieges eingeführte Baumwollenkultur das sogenannte „Denkafieber" herbeibrachte. Gerade auf afrikanischem Boden, in Algier, und ferner in vielen Territorien Amerikas hat man aber von jeher die Erfahrung gemacht, daß Umgraben des Erdreichs behufs Bebauung die schlummernde Malaria erweckt, und das ist ja auch in Italien in sehr vielen Malariagebieten die alljährliche Erfahrung. Darin liegt eben hauptsächlich der Grund, weshalb die Europäer zum Bodenanbau in tropischen Gebieten ganz unfähig sind, wie dies namentlich die Berichte aus Holländisch-Indien übereinstimmend konstatiren. Besonders der Anfang, wenn mit der Bodenkultivirung begonnen werden soll, bietet die allerschlimmste Zeit. Ob es später besser wird, ist nach den Erfahrungen auf Mauritius und Réunion jedenfalls sehr fraglich. Ja im Gegentheil, es giebt sogar Fälle, wo mit zunehmender Bodenkultur die Malaria noch gewachsen ist; z. B. in Oberindien, wo die amtlichen Berichte über eine mit der wachsenden Bodendrainage und Kultivirung eingetretene geradezu erschreckende Zunahme der Häufigkeit und Bösartigkeit der Malariafieber klagen, so daß in einem einzigen Dorfe des Burdwandistriktes im Jahre 1871 von den 600 Einwohnern 100 Individuen der Krankheit erlagen.

Wenn man also zur Empfehlung tropischer Gebiete die Aeußerung hört, daß der sterilste Boden, wenn ihm nur genügend Wasser zugeführt wird, geeignet sei, alles mögliche, d. h. die üppigste Vegetation hervorzuzaubern, so mag das gewiß richtig sein; nur darf man nie vergessen, daß bei diesem üppigen Wachsthum sich dann stets auch diejenigen Miasmen entwickeln, welche die ektogenen malarischen Infektionen bedingen. Gesund sind, wie dies Herr Büttner bei Gelegenheit der letzten (Berliner)

Naturforscherversammlung sehr richtig hervorgehoben hat, immer nur die völlig trockenen, wasserlosen, auch von Grundwasser freien Oertlichkeiten, gleichviel ob dieselben hoch oder tief gelegen sind. Aber selbst in der hygienisch zuträglichen Wüste ist die oasenbildende Wasseransammlung stets auch gefolgt von den „Oasenfiebern".

Erfahrung und Theorie stimmen somit dahin überein, die Kolonisirung der Europäer unter den Tropen, wenigstens für die Gegenwart, solange man nicht wirksame Schutzmittel insbesondere gegen die Malaria erfindet, in einem sehr ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen.[1] Es frägt sich nun aber doch, ob auch für die fernere Zukunft die Möglichkeit eines solchen Gelingens in Abrede gestellt werden soll, ob die ausgedehnten Tropengürtel der Erde für alle Zukunft ein „Noli me tangere" für die weiße Rasse bleiben sollen. Eine solche Untersuchung schiene mir nicht unwichtig, selbst wenn sie zunächst nur ganz theoretisch bleiben sollte. Ja sogar praktisch wäre es vielleicht von Werth, wenn diese Frage auch jetzt schon von der Wissen-

[1] In einem Aufsatze in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage Nr. 127 vom 8. Mai 1885) habe ich auf die sehr ermuthigenden Resultate hingewiesen, welche in Italien auf Veranlassung Tommasi-Crudeli's mit prophylaktischer Arsendarreichung bei den Eisenbahnarbeitern in Malariadistrikten erlangt worden sind. Auch in Deutschland sind neuestens durch Löwenthal (Sitzungsberichte des Vereins für wissenschaftliche Heilkunde in Königsberg i. Pr. vom 1. Febr. 1886) ganz analoge, sehr günstige Erfahrungen aus den Malariadistrikten in der Umgebung von Königsberg mitgetheilt worden. Es wäre sehr zu bedauern, wenn bei den deutschen Kolonialunternehmungen nicht ebenfalls derartige systematische Versuche angestellt würden. Versuche, von Einzelnen und ohne Konsequenz unternommen, haben in einer derartigen Frage wenig Werth. Man darf überhaupt nicht erwarten, durch ein solches Mittel gleich vollkommene Immunität zu erlangen. Aber nach allem, was man über die Wirkungsweise des Arseniks bei Malaria weiß, scheint dieses Mittel weit mehr als das Chinin geeignet, bei langdauernder Anwendung, ohne irgend welche schädliche Nebenwirkungen, einen wesentlichen Schutz vor Fieberkrankheiten zu gewährleisten.

schaft in näheren Betracht gezogen würde, da in Zukunft vielleicht noch viel dringender als gegenwärtig die Nothwendigkeit, tropische Gebiete zu besiedeln, sich herausstellen könnte.

Soviel mir nun scheint, läßt sich diese Frage durchaus nicht verneinen, die Möglichkeit einer Acclimatisation der Europäer für die Tropen in künftigen Zeiten durchaus nicht in Abrede stellen.

Acclimatisationen müssen von jeher stattgefunden haben, ganz abgesehen von der Rassenbildung im großen, weil die Menschen von jeher viel gewandert sind. Daß allerdings auch unzählige Mißerfolge dabei zu verzeichnen gewesen, daß ungezählte Völker zu Grunde gegangen sind, weil sie sich nicht acclimatisirt hatten, das ist gewiß zweifellos. Man könnte vielleicht auch bezüglich der Schicksale germanischer Völker bei ihren Wanderungen die Ansicht vertreten, daß die ektogenen Krankheiten, namentlich die damals gewiß häufigere Malaria, darauf einen großen Einfluß geübt haben, man könnte vielleicht nicht ohne alle Berechtigung das Verschwinden der Ostgothen und Longobarden in Italien, der Westgothen in Spanien, der Vandalen in Nordafrika damit in Zusammenhang bringen.

Ganz das Gleiche muß auch in den anderen Welttheilen zu Zeiten stattgefunden haben. Auch dort sind Wanderungen erfolgt, die eine allmähliche Acclimatisation in dem neuen Wohnsitz erforderten, wenn die Rasse nicht benachtheiligt sein sollte. Es ließen sich aber gewiß viele Punkte und viele Bevölkerungen finden, bei denen die Acclimatisation auch jetzt noch nicht vollendet ist, und die deshalb möglicherweise gegenwärtig noch unter den Folgen dieses Zustandes leiden; denn die Wanderungen haben sich theilweise noch bis in die neuere Zeit herein erstreckt, wie denn beispielsweise die jetzigen Neuseeländer sicher als eingewandert betrachtet werden müssen, abgesehen von den sonstigen zahlreichen Wanderungen kleinerer Stämme im Bereich von

Polynesien und Mikronesien, über die Ratzel in seiner Anthropogeographie jüngst eine Reihe von Belegen gesammelt hat. Aber auch aus Afrika liegen Berichte von größeren Wanderungen vor. So erwähnt Nachtigal in seinem Werke „Sahara und Sudan" einen Araberstamm, der in der Neuzeit bis an den Tsadsee gewandert ist, und die Makololo, die ursprünglich nördlich der Kapkolonie etwa unter dem 30. Grad angesiedelt waren, haben ihre Wohnstätten in neuerer Zeit bis an den Zambesi, also etwa um 15 Breitengrade gegen den Aequator zu hinaufverlegt.

In allen derartigen Fällen muß also Acclimatisation stattfinden, wenn der Stamm nicht gefährdet sein soll, und gewiß hat sie thatsächlich in zahllosen Fällen stattgefunden. Da möchte man denn doch fragen, ob nicht auch der Europäer, speziell der Germane, im Stande sein soll, sich in anderen Breiten, und wären es schließlich die Tropen, zu acclimatisiren.

Mir scheinen in dieser Beziehung hauptsächlich drei Möglichkeiten vorzuliegen, die ich kurz noch besprechen möchte.

Der Freiburger Zoologe, Herr Weismann, hat in einem auf der Straßburger Naturforscherversammlung gehaltenen Vortrage — der viel Beifall fand, so daß man annehmen darf, daß seine Ausführungen im wesentlichen von einem großen Kreise gebilligt wurden — auch die Frage der Erblichkeit erworbener Eigenschaften berührt und diese Möglichkeit direkt in Abrede gestellt. Wir hätten uns also nicht vorzustellen, wie man sich das bisher eigentlich immer dachte, daß die verschiedenen Menschenrassen mit der Anpassung, die sie uns zeigen an die klimatischen Bedingungen, die sie umgeben, an die Eigenart ihres Landes, das sie mit seinen Produkten ernährt, und namentlich an die ektogenen Krankheiten ihrer Gebiete, daß diese Menschenrassen durch Vererbung und Summation individuell erworbener zweckmäßiger Veränderungen im Laufe zahlreicher

Generationen sich allmählich herausgebildet haben, sondern wir hätten uns vorzustellen, wie das Herr Weismann in seiner Diskussion mit Virchow durch ein Beispiel illustrirt hat, daß zufällig in irgend einem Individuum einer bereits bestehenden Rasse sich solche Eigenschaften finden, welche den neuen Bedingungen entsprechen, weshalb denn dieses Individuum die Aussicht besitzt, unter diesen geänderten Verhältnissen sich fortzupflanzen, während alle übrigen hinwegsterben. Auf diese Art denkt sich Herr Weismann, in rein darwinistischem Sinne also, die Entstehung einer neuen den klimatischen Verhältnissen angepaßten Rasse.

Es liegt mir ferne, auf diese Dinge, die ja gewiß der Anthropologie im höchsten Sinne angehören, hier näher einzugehen. Ich wollte dieselben nur erwähnen, weil jemand behaupten könnte, daß da der Weg bereits gewiesen sei, auf dem die Neubildung einer acclimatisirten Rasse auch in Zukunft erhofft werden dürfe.

Wenn schon die Aussicht auf eine derartige Acclimatisation, die ein Resultat der Auslese, des Kampfes ums Dasein wäre, wenig Tröstliches hätte, so scheinen mir auch die Voraussetzungen, von denen hier ausgegangen wurde, nicht die richtigen zu sein.

Sprungweise Veränderungen von dem Grade, wie sie hier angenommen werden müßten, um aus einer nicht acclimatisirten Rasse eine gegen das Klima und gegen die Malaria widerstandsfähige zu machen, sind in der Natur nicht möglich. Wenn es auch Europäer giebt, die sich in den Tropen wohl befinden, die dort gedeihen, so vermag niemand anzugeben, ob dies nicht gerade auf individuell erworbenen Eigenthümlichkeiten beruht, die sich dann allerdings nicht vollständig auf die Nachkommen vererben können. Ich bin also überzeugt, daß in den Kindern, den Enkeln die Merkmale der bisherigen Rasse, die gerade in der Nichteignung für das fremde Klima bestehen, wieder deutlicher hervortreten werden, weshalb dann eine solche Familie nach

einigen Generationen immer wieder aussterben muß. Und die Erfahrung bestätigt leider diese Auffassung, da wir ja gerade sehen, daß fast nirgends die Nachkommenschaft europäischer Väter, die ursprünglich und für ihre Person das Klima ganz gut ertragen konnten, über die vierte, höchstens fünfte Generation sich hinaus erhält.

Also auf diesem Wege, glaube ich, wird es nicht gehen. Da ist nun eine zweite Möglichkeit, auf die auch bereits von einigen Seiten in empfehlender Weise hingewiesen wurde, diejenige der Erzeugung einer Mischrasse zwischen Europäern und farbigen Eingeborenen, z. B. Afrikanern, die sich ja von selbst überall, wo Europäer hinkommen, in gewissem Maße vollzieht.

Man weiß nun allerdings, daß derartige Mischrassen sich widerstandsfähiger gegen die einheimischen ektogenen Infektionen verhalten, aber es ist doch im ganzen recht fraglich, ob bei einem derartigen Prozeß schließlich ein Vortheil herauskommt; denn voraussichtlich wird dabei andererseits ein relativer Verlust derjenigen Widerstandsfähigkeit, welche der Europäer gegen die endogenen Infektionen in höherem Maße besitzt, sich ergeben müssen, ganz zu schweigen von dem Defizit an geistiger und moralischer Energie, das die Mischrasse gegenüber den Europäern immer und überall zeigen muß. Die unschätzbare Erbschaft unserer höheren Kultur, die uns und unseren Nachkommen, nicht nur bildlich gesprochen, sondern thatsächlich in Fleisch und Blut übergegangen ist, würden wir hierbei wieder aufs Spiel setzen.

Wenn wir also auch hiervon absehen, so ist der letzte Weg, der endlich noch übrig bleibt, derjenige der allmählichen Anpassung. Es fällt mir nämlich keineswegs ein, die Möglichkeit eines allmähligen derartigen Prozesses in Abrede zu stellen, obwohl ich die Annahme einer sofortigen Acclimatisation und Kolonisation von Europäern in den Tropen in Uebereinstimmung mit den vorhandenen Erfahrungen bestreiten muß.

Ich wüßte wenigstens, da ich mit der Darwin-Weismann'schen Theorie der Rassenentwickelung durch Selektion mich nicht einverstanden erklären kann, keinen anderen Weg, auf dem ich mir die Entwickelung dieser zweckmäßigen Anpassungen an das Klima, wie wir sie bei den farbigen Rassen sehen, genügend erklären könnte, als eben den der allmählichen, durch zahlreiche Generationen hindurch wirkenden Angewöhnung und erblichen Fixirung individuell erworbener Eigenschaften.

Herr Weismann protestirt allerdings hiergegen und erklärt, es gebe kein Beispiel von Vererbung solcher durch äußere Einwirkung erzeugter individueller Eigenschaften. Er beruft sich darauf, daß die Resulte der Uebung, des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs einzelner Theile nicht auf die nächste Generation übertragen werden, daß die Kinder des Klaviervirtuosen die Kunst des Klavierspiels nicht erben, sondern dieselbe ebenso mühsam erlernen müssen wie der Vater; von ihrem Vater erbten sie nichts, als was dieser auch als Kind schon besessen hat, eine geschickte Hand und ein musikalisches Gehirn.

Es wäre gewiß sehr wünschenswerth, wenn die Wissenschaft mit diesen sogar praktisch bedeutsamen Dingen sich einmal eingehend beschäftigen würde, und ich bin überzeugt, daß dabei etwas ganz anderes herauskäme, als diese von Herrn Weismann vertretene Anschauung. Gerade die Kulturvölker mit den vielerlei körperlichen und geistigen Eigenschaften, die sich bei ihnen entwickelt haben, von denen viele für den Kampf ums Dasein zunächst ganz ohne wesentlichen Belang sind, würden gewiß zahlreiche Beweise liefern.

Um aber bei dem von Herrn Weismann gebrauchten Beispiele zu bleiben, so hieße es die Natur auf den Kopf stellen, wenn man verlangen wollte, daß das Kind, mit allen Fertigkeiten des Vaters ausgerüstet, bereits zur Welt komme. Die Fertigkeiten können überhaupt niemals vererbt werden,

denn diese beruhen immer auf individueller Uebung, sondern stets nur die Fähigkeiten, die Anlagen. Dahin gehört also die geschickte Hand und das musikalische Gehirn. Um aber von letzterem zu schweigen, so muß man sich doch billig fragen, woher denn die Hand des Vaters ihre Geschicklichkeit hatte. Herr Weismann würde antworten: vom Großvater, oder vielleicht von Großvater und Großmutter gleichzeitig. Aber wenn wir die Genese zurück verfolgen, so muß die Geschicklichkeit doch einmal ihren Anfang genommen haben, und da ist es mir denn nicht besonders wahrscheinlich, daß diese Entstehung durch Selektion zu erklären sei, indem die Menschen mit zufällig geschickterer Hand bezüglich ihrer Fortpflanzung im Kampfe ums Dasein bevorzugt gewesen seien, so daß durch allmähliche Summation der anfänglich nur geringen Vorzüge im Laufe der Zeit Sippen mit besonders geschickter Hand sich herausbilden konnten.

Vielmehr glaube ich, wenn man Menschenklassen, die gewerbsmäßig, z. B. in großen Industriebezirken, seit Generationen die Geschicklichkeit ihrer Hände übten, wenn man diese genau untersuchen würde, so würde sich eine allmähliche erbliche Verbesserung der Anlagen herausstellen, ohne daß dabei die Selektion, der Kampf ums Dasein eine Rolle gespielt hat. Man darf nur niemals sich vorstellen, daß die Fertigkeiten vererbt werden sollen, sonst geräth man auf Undinge; sondern das Resultat einer ganzen individuellen Lebensarbeit wäre nach meinem Dafürhalten nur eine geringe Verbesserung der erblichen Anlage, oder, um mich nach den Vorstellungen Naegeli's, die von Weismann in dieser Beziehung adoptirt worden sind, auszudrücken, eine geringe Verbesserung an den Eigenschaften des erblichen Keimplasma.

Jedenfalls aber ist es ein Mißverständniß, wenn Weismann sagt: auch die Sprache erben unsere Kinder nicht von uns,

obwohl nicht nur wir, sondern eine beinahe endlos scheinende Reihe von Vorfahren dieselbe ausgeübt hat, und wenn er daraus, daß Kinder hochcivilisirter Nationen, isolirt von Menschen in der Wildniß aufwachsend, keine Sprache aufweisen, einen Schluß gegen die Vererbung erworbener Eigenschaften ziehen will. Die Sprache ist allerdings eine Fertigkeit, die theils durch das Zuhören, theils durch eigene Uebung der Stimmwerkzeuge gewonnen werden muß, und die ohne Uebung sich wie jede andere Fertigkeit überhaupt nicht entwickeln kann. Also, daß sich diese Fertigkeit im isolirten Zustande, bei aller mangelnden Anregung nicht entwickelt und daß die Anlage dann schließlich verkümmert, das beweist nicht das mindeste im Sinne Weismann's.

Etwas anderes aber ist es mit der Sprachanlage, und da muß, wer je ein normales Kind in seiner frühesten Entwickelung genau beobachtet hat, bestätigen, wie die Sprachanlage, d. h. das Verständniß für Sinn und Inhalt des Gesprochenen, schon in sehr früher Zeit in einem ganz überraschenden Maße sich entfaltet, so daß man gar nicht begreifen könnte, wie das Kind schon durch Erfahrung zu einer Vorstellung von allen den Dingen und Beziehungen gelangt sein sollte. Vielmehr macht es ganz den Eindruck, als ob, sowie das eben ausgeschlüpfte Hühnchen zufolge eines ererbten Vorstellungsganges nach den Körnchen zu picken beginnt, ebenso in dem kindlichen Gehirn eine Menge von vererbten psychischen Anlagen vorhanden sei, welche dem Gedanken- und Gefühlsleben des civilisirten Menschen ihren Ursprung verdanken.

Ganz besonders aber spricht, um auch das noch zu erwähnen, gegen die Weismann'sche Theorie jene Unzahl erblicher nachtheiliger Anlagen, die wir, ohne daß es sich dabei geradezu um „Krankheiten" handelt, namentlich bei den civilisirten Nationen antreffen. Ich erwähne beispielsweise die

Anlage zur Nervosität, die erbliche Neigung zur Korpulenz, die bei den Frauen oft erbliche Anlage zum raschen Verblühen u. s. w., lauter Dinge, von denen kaum jemand behaupten wird, daß sie ihren Besitzer im Kampf ums Dasein unterstützen und daß sie deshalb ein Anrecht auf erbliche Fixirung durch den Selektionsprozeß gewonnen hätten.

Wie gesagt, ein sicheres Urtheil läßt sich über diese Frage zur Zeit nicht gewinnen, solange nicht die Materialien gerade beim Menschen in einer gewissen Vollständigkeit und wissenschaftlich gesichtet vorliegen. Ich muß aber gestehen, daß ich hierin auf dem Standpunkt Virchow's stehe, der gerade in diesem Punkte Herrn Weismann gegenübertrat und die Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften vertheidigte.

Jedenfalls ist sicher, daß wir bei gewissen sehr niedrig stehenden Organismen eine Vererbung erworbener Eigenschaften thatsächlich beweisen können, nämlich gerade bei den Infektionserregern, den Bakterien, wo niemand mehr zweifelt, daß man z. B. Milzbrandbakterien so züchten kann, daß sie ihre krankheitserregende Eigenschaft dauernd und erblich verlieren. Herr Weismann giebt dies zu, aber er behauptet, etwas derartiges sei nur auf der niedersten Stufe, bei den einzelligen Wesen, bei den höheren Organismen aber nicht mehr möglich. Nun sind die Bakterien allerdings einzellige Wesen, aber sie stehen darum noch keineswegs auf der niedersten Stufe der Organisation. Was aber die Hauptsache für uns bildet, so ist Herr Weismann den Beweis für den behaupteten fundamentalen Unterschied zwischen einzelligen und mehrzelligen Organismen in dieser Beziehung schuldig geblieben.

Die nähere Erwägung spricht also meines Erachtens bis jetzt dafür, eine allmähliche Anpassung von Menschenrassen an andere Klimate, also schließlich auch von Europäern an die Tropen, als möglich erscheinen zu lassen, wohlgemerkt indes nur

eine allmähliche, die aber durch zweckmäßige Vorkehrungen allerdings befördert werden könnte.

Es kommt immer nur darauf an, daß man sich die Sache nicht als ein rasch eintretendes und überhaupt leicht herbeizuführendes Ereigniß vorstellt. Die direkte Acclimatisation und Kolonisation von im gemäßigten Klima geborenen Europäern halte ich in den Tropen nach wie vor für unmöglich. Virchow hat zwar darauf aufmerksam gemacht, und gewiß mit vollstem Recht, daß eine Gradation in der Acclimatisationsfähigkeit unter den Europäern existire, indem die südlichsten Bevölkerungen, namentlich die Spanier, Maltesen, Sizilianer, wahrscheinlich entsprechend der Beimengung von semitischem (arabischem) Blut, sich viel befähigter dazu erweisen. Allein das würde ja für uns Germanen keinen direkten Nutzen bringen.

Aber auch die Acclimatisation der germanischen Nation erschiene nicht undenkbar, wenn man sich einen indirekten Weg hierzu vorstellt. Man müßte vielleicht an eine Art von „Acclimatisation par étappes" denken, aber nicht im Sinne der Franzosen, die bei ihren Truppen etwas derartiges versuchten, indem sie dieselben vor ihrer Ankunft in den Tropen zuerst ein halbes Jahr in subtropischen Regionen zubringen ließen. Diese Maßregel hat sich durchaus nicht bewährt. Da in einem halben Jahre keine eigentliche Angewöhnung stattfinden kann, so war die Wirkung nur die, daß die Truppen nach dieser Zeit geschwächt, weil ihrer von Hause aus mitgebrachten Widerstandsfähigkeit beraubt, im tropischen Gebiet anlangten.

Einen Sinn aber hätte ein derartiges Vorgehen, wenn sich der Aufenthalt im subtropischen Gebiet nicht auf die Zeit eines halben Jahres, sondern auf die Dauer mehrerer Generationen belaufen würde, weil nur unter dieser Bedingung eine wirkliche Acclimatisation der Rasse und eine Umänderung der Natur zu erwarten steht. Ein derartiger Prozeß setzt ohne Zweifel ein

gewisses fröhliches Gedeihen voraus; wer von vornherein kränkelt und sich herumschleppt, wird weder sich noch seine Nachkommen zu acclimatisiren imstande sein. Ein solches Gedeihen aber ist im subtropischen Afrika und namentlich im subtropischen Südamerika, wie uns die Berichte von dort übereinstimmend versichern, für die germanische Rasse entschieden möglich Vielleicht erleben wir von den holländischen Transvaal-Booren, die sich ja ganz allmählich dem tropischen Gebiete nähern, mit der Zeit noch ein derartiges Experiment.

Unter diesem erweiterten Gesichtspunkte betrachtet, erscheint also die Acclimatisations- und Kolonisationsfrage für die Zukunft als eine durchaus nicht aussichtslose. Vielleicht werden es kommende Generationen der gegenwärtigen Reichsregierung, die ja mit so großer Vorsicht an diese Dinge herangetreten ist, zu Dank wissen, daß ausgedehnte tropische Gebiete unserer Nation gesichert wurden, die für den Augenblick allerdings beinahe nur durch die Handelsstationen, die sich in ihnen finden, von Werth erscheinen. Für diejenigen aber, die schon früher ernten wollen, gäbe es nur einen Weg, und das wäre die wissenschaftliche Erforschung der ektogenen Infektionen, die ja hauptsächlich dem Europäer die Existenz unter den Tropen unmöglich machen, insbesondere der Malaria, und ferner die Auffindung eines geeigneten Mittels, um derselben zu begegnen. Vielleicht wird auch bei uns in Deutschland einmal die bakteriologische Erforschung der Malaria auf das Programm gesetzt. Bis dahin aber und für eine direkte Kolonisation in der Gegenwart stehen die Aussichten so ungünstig, daß man wenigstens auf Grund der bisherigen Erfahrungen und Thatsachen vor derartigen Unternehmungen nur warnen kann.

(668) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Bauthätigkeit der Menschheit.

Vortrag
gehalten im Verein für Erdkunde zu Sondershausen

von

Paul Stade.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Es ist wohl kaum in Zweifel zu ziehen, daß die klimatischen Verhältnisse eines Landes, seine geographische Lage und Formation von wesentlicher Bestimmung auf die allgemeinen Lebensformen, Sitten und Gebräuche seiner Bevölkerung sein müssen, daß sie hauptsächlich es sein werden, welche derselben ihren — nur ihr eigenthümlichen — Charakter verleihen werden und daß man also durch genauere Betrachtung dieser Verhältnisse bis zu einer gewissen Grenze imstande sein muß, die Sonderheiten der einzelnen Völkerschaften auf ihre Ursachen zurückzuführen.

Da sich nun aber alle Handlungen, jede Thätigkeit eines Volkes aus seinem allgemeinen Charakter entwickeln, so muß es wohl auch eine lösbare Aufgabe sein, den Einfluß festzustellen, welchen das Klima und die geographischen Verhältnisse speziell auf die Bauthätigkeit der Menschheit ausgeübt haben; eine Aufgabe allerdings, deren erschöpfende Bewältigung einen sehr breiten Raum und eine bessere Kraft als die meine in Anspruch nehmen würde und mich daher von vornherein zwingen muß, andeutungsweise zu verfahren, nur Einiges — und vielleicht gar nicht einmal das Wichtigste — anzuführen.

Liegt es nicht klar auf der Hand, daß schon die Temperatur allein, die größere oder geringere Wärme, sowie die Art des Wechsels derselben bei der Errichtung aller Art von Gebäuden, Gotteshäusern, Wohn- und Versammlungsräumen und sonstigen

der Oeffentlichkeit geweihten Stätten, ein gewichtiges Wort mitzureden hat, da ja nach ihrer Beschaffenheit sich mehr oder weniger dringend ein Schutz gegen Hitze oder Kälte nothwendig machen wird. Es muß also auch dieser Einfluß des Klimas sich deutlich ausprägen, entweder an den ganzen Formen, der ganzen Anlage eines Bauwerkes, oder doch an einzelnen außergewöhnlichen Erscheinungen an demselben.

Darf man auch sehr viele auffällige Bildungen — namentlich an öffentlichen Bauten — nicht einfach auf Rechnung des Klimas setzen — weil gerade in diesem Falle so mancherlei Rücksichten bestimmend einwirken können, Gewohnheit oder Nachahmungssucht oft den Ausschlag geben — so bleiben doch immerhin noch genug auffällige Unterschiede zwischen den Bauweisen ganzer Landstrecken bestehen, so daß man an ihnen die Einflüsse der Witterung immerhin mit ziemlicher Bestimmtheit verfolgen kann.

So deckten beispielsweise die alten Aegypter ihre Gebäude ganz flach zu, weil das außerordentlich trockene — fast völlig regenlose — Klima sie nicht zwang, auf einen Abfluß für die sich sammelnde Feuchtigkeit Bedacht zu nehmen, während wir sonst bei den alten Völkern — eben des Regens wegen — fast überall auf ein leicht gehobenes Dach stoßen. Meder, Perser, Babylonier, Griechen und Römer bedienten sich übereinstimmend des Giebeldaches, dessen Winkel aber doch noch ein geringer ist, weil in jenen Gegenden verhältnißmäßig wenig Niederschläge stattfinden. Dagegen finden wir im nördlicheren Europa, in Deutschland, Frankreich und England, von Anbeginn der Geschichte jener Länder zumeist den spitzen Giebel, welcher dem häufiger auftretenden Regen entspricht, sein Eindringen in das Gebäude vereitelt und ihm einen raschen Abfluß bereitet.

Ganz besonders in Deutschland machte der lange Winter mit seinen anhaltenden Schneefällen und seinem nicht minder ausgiebigen Regen diese steilen Dächer fast unumgänglich, und

ein deutlicher Beweis für die zwingende Nothwendigkeit beregter Form ist es wohl, daß die Dächer — oft recht unschön — in den drei genannten Ländern bei allen im Laufe der Zeiten auftretenden Baustilen fast unverändert dieselben blieben, so schwer es auch oft gewesen sein mag, sie mit dem Geist des herrschenden Stiles zu verschmelzen.

Dem trockenen und über Gebühr heißen Klima ist es wohl auch zum weitaus größten Theile — wenn nicht ganz und gar — zuzuschreiben, daß die alten Völker und unter diesen wieder vornehmlich die Aegypter ihre Gebäude aus Mauern zusammensetzten, welche nach unseren Begriffen ganz unglaubliche Stärken aufweisen, daß sie ferner die Räumlichkeiten in denselben so hoch als möglich gestalteten, auf die Anwendung von Fenstern fast gänzlich Verzicht leisteten und die nothwendige Beleuchtung durch die Thüröffnung oder durch Luken an der Decke bewirkten. Denn gewiß erreichte diese seltsame Bauart ihren Zweck vollkommen, indem die großen Steinmassen der Einwirkung der Sonne entgegenarbeiteten, die Gluth der Luft vom Innern des Gebäudes abhielten, demselben eine erfrischende, belebende Kühle verschafften.

So schützten sich ja auch die Völker, welche längs des arabischen Meerbusens wohnten, gegen die unbequeme Hitze, indem sie ihre Wohnstätten in die Felsen hieben, oder wohl auch gleich in natürlichen Felshöhlen aufschlugen.

Gleicherweise haben die Inder ihre Tempel und Klöster zum großen Theil ganz in den felsigen Berg hineingehauen, wobei sich Grotten und Hallen von fast unglaublicher Ausdehnung befinden, deren Herstellung ganz unendlich viel Zeit und Mühe verursacht haben muß. Bei einzelnen dieser Gotteshäuser ist sogar nach Vollendung des Inneren der Berg auch von außen abgesprengt worden, so daß nun ein monolither, aus einem einzigen mächtigen Steine bestehender Tempel von groß-

artiger Ausdehnung vor uns steht. Staunend fragen wir uns vor diesen Wundern der Form und Technik, ob denn bei diesem unbegreiflichen Aufwand an Zeit und Arbeit nur Forderungen des Kultus bestimmend gewesen seien, oder ob nicht vielmehr das Bestreben vorgewaltet habe, die geheiligten Stätten der glühenden, brennenden Einwirkung der Sonne zu entziehen, und wir werden schwerlich fehlgehen, wenn wir letzteren Grund als den älteren, ursprünglicheren annehmen, wodurch allerdings nicht geleugnet sein soll, daß an seine Stelle später der erstere getreten sein kann.

Auch in den Trümmerresten der babylonischen und assyrischen Herrscherpaläste, welche neuerdings in der Nähe der Dörfer Nimrud, Chorsabad und Kudjundschik aufgedeckt worden sind, läßt sich — betreffend die Stärke der Mauern — dieselbe Wahrnehmung machen, wie bei den eben besprochenen Völkerschaften, ja selbst griechische und römische Paläste und Tempel machen keine Ausnahme, überall sehen wir das Bestreben, die Wärme, welche die Sonne in überreichem Maße spendet, durch starke Mauern unschädlich zu machen, aus den Baulichkeiten fern zu halten.

Mauern in der Stärke von 1½—3 Meter sind bei Griechen und Römern häufig anzutreffen, während die Aegypter, Assyrer und verwandten Völkerschaften 5, ja sogar 6 Meter tiefe Umfassungsmauern der Gebäude aufzuweisen haben. Diese Beispiele für die erstaunliche Dicke der Wände ließen sich noch bedeutend ergänzen und durch Zahlenangaben weiter ausführen, doch dürfte das Angeführte wohl hinreichend genügen, um uns zu überzeugen, daß hierbei das Klima, die trockene Sonnenhitze, wenn nicht ganz allein bestimmend für die so auffällige Form, so doch ausschlaggebend gewesen sein muß.

Baut man in neuerer Zeit in jenen heißen Gegenden nicht mehr in der nämlichen Weise, ist die auffällige Stärke der

Wände nicht mehr anzutreffen, so liegt die Begründung für diesen Systemwechsel — abgesehen davon, daß die Alten augenscheinlich weit über das Bedürfniß hinausgingen und Zeit, Arbeitskraft und Material verschwendeten — wohl hauptsächlich darin, daß die Einwohnerschaft durch Krieg und Noth aller Art materiell und geistig bedeutend zurückgegangen ist und sich infolgedessen mit der nothwendigsten Einrichtung behelfen muß; theilweis allerdings haben auch im Laufe der Jahrhunderte andere Ansichten Platz gegriffen, sucht man den nöthigen Schutz auf andere Weise zu erhalten.

Aber es ist auch nicht nur die Stärke der Wände, in welcher sich der Einfluß des heißen Klimas auf die Bauweise bekundet, sondern noch viel deutlicher zeigt sich derselbe in der ganzen Anlage der Gebäude und auch in dieser Beziehung treffen wir bei den verschiedenen Völkern eine merkwürdige Uebereinstimmung. Sehen wir uns den Plan des Wohnhauses z. B. etwas näher an.

Durch die von einem säulengetragenen Portikus oder durch ein Vordach beschattete Pforte des altägyptischen Wohnhauses gelangte man in einen Hof, der von Säulengängen umgeben, und vermuthlich zum Empfange der Gäste bestimmt war, hinter demselben aber lag — selbst bei kleinen Häusern — ein zweiter schattiger Hof, an welchen sich rechts und links die Wohnräume anlegten. Eine Terrasse mit auf Säulen ruhendem Dache schloß das meist nur einstöckige Gebäude nach oben ab.

In einer ganz ähnlichen Weise ist auch die griechische Wohnung schon in den Zeiten des Homer angelegt, wie die vor einigen Jahren auf der Insel Theaki (Ithaka) aufgefundenen Reste eines Königshauses zeigen, in welchen man die Wohnung des Odysseus sehen zu dürfen glaubt. Auch hier sind die Wohnräume um einen in der Mitte liegenden Hof gruppirt, dessen Lage ihn sichtlich als einen hauptsächlichen Bestandtheil

des ganzen Baues kennzeichnet, ihm eine ganz andere Bedeutung beimißt, als er bei uns genießt.

Ist die Erbauung dieses Königshauses in eine sehr frühe Zeit zu verlegen, so hat doch die Form der späteren griechischen — und nicht minder der römischen — Häuser noch ganz dasselbe Gepräge bewahrt, worüber uns unter anderem die ausgegrabenen Städte Herkulanum und Pompeji deutlichen Aufschluß geben. Auch hier sehen wir dieselbe eigenthümliche Anordnung! Nach außen, nach der Straße zu, höchst selten ein Fenster, fast gar keine Oeffnung, überall nur kahle, fast schmucklose Wände, alles Leben der Architektur, aller oft sehr verschwenderisch angewendete Schmuck ist für das Innere des Bauwerkes aufgehoben, wo ein oder mehrere reich ausgestattete Höfe den eigentlichen Aufenthaltsort der Familie, die Empfangsräume für die Gäste des Hauses bilden.

Um diese Höfe herum liegen in ein- oder zweistöckigem Bau die Wohn- und Schlafräume, welche aber auch nach dieser Seite hin selten ein Fenster aufzuweisen haben, sondern gemeinhin nur durch eine Thüröffnung Luft und Licht erhalten.

Diese ganze, für uns recht befremdlich erscheinende Einrichtung ist sichtlich nur durch das Bestreben entstanden, den Aufenthalt im Hause recht erfrischend zu gestalten, die übergroße Hitze — welche der bekannte ewig blaue Himmel mit sich führt — von den Wohnräumen fern zu halten, wenngleich sie auch lebhaft unterstützt wurde durch die eigenthümliche Stellung der Frauen und ihr gänzliches Ausschließen vom öffentlichen Leben.

In den arabischen Ländern am Mittelmeere, in Tunis und Marokko, sind die Gebäude heutigen Tags noch in derselben Weise angelegt, in gleicher Weise den Hof als Mittelpunkt des Ganzen betonend, welcher — wie im Alterthum — von Säulenhallen umgeben und durch ein Wasserbecken geschmückt wird. Auch hier ist die Außenwand des Hauses fensterlos und ohne

Unterbrechung der monotonen Form, auch hier sind die Wohngemächer mit dem Hofe unmittelbar in Verbindung gebracht, und die gesammte Anlage weist deutlich darauf hin, daß das heiße Klima die Erbauer veranlaßte, auf solche Weise für Schatten und Kühle zu sorgen.

Allerdings nehmen die Frauen bei den Muhamedanern eine ganz ähnliche Stellung ein, wie im Alterthum, da sie mit noch größerer Strenge vom öffentlichen Leben ausgeschlossen werden als jene, und es läge deshalb bei der ganz unverkennbaren Aehnlichkeit der Hauseinrichtung der Gedanke recht nahe, daß die Familienverhältnisse viel mehr als das Klima ihren Einfluß auf die Gestaltung des Hauses ausgeübt haben, wenn wir nicht durch einen Blick auf die europäische Türkei belehrt würden, daß dies keineswegs der Fall ist; denn trotzdem die Stellung der beiden Geschlechter zu einander ganz eben so ist, huldigen die Türken doch einem ganz anderen Baustil und können dies auch, weil das mildere Klima am goldenen Horn ihnen eine zeitgemäßere, mit der europäischen Bauweise im Einklang stehende Einrichtung des Hauses gestattet, welche dabei immerhin die Absonderung der Frauen ermöglicht.

Endlich sei noch bemerkt, daß in Spanien auch heute noch in vielen Häusern der Hof eine Hauptrolle spielt, besonders schön ausgestattet wird, in seiner Mitte eine Fontäne erhält und durch seine Lage als schattigster, vor der Wärme am meisten geschützter Raum des Hauses vielfach als Empfangssalon benutzt wird, der die Familie und ihre Freunde vereinigt. Schwerlich aber haben wir es hier noch mit einem baulichen Ueberrest aus der Zeit der römischen Herrschaft in Spanien zu thun, welches sich Jahrhunderte lang durch alle Baustile in seiner charakteristischen Form erhalten hat, sondern diese Einrichtung zeigt — bei dem trocknen, heißen Klima Spaniens unverkennbar — auf Einflüsse der Witterung hin.

In der Neuzeit haben die Formen der Bauwerke in Griechenland sowohl, als auch in Italien eine gegen früher gänzlich veränderte Gestalt angenommen. Der sonst so wichtige Hof (das Atrium) ist verschwunden, der ganze Bau hat sich der Weise des nördlichen Europa sehr genähert und dennoch wird er auch in dieser Gestalt den Anforderungen des Klimas gerecht. Ausgegangen ist diese Umgestaltung wohl von dem im zehnten Jahrhundert auftauchenden byzantinischen Hause, dessen oberes Geschoß eine Halle zeigt, welche gewöhnlich durch die ganze Tiefe geht und — von Wohnzimmern umgeben — das gemeinschaftliche Familienzimmer bildet.

Die vollzogene Aenderung ist wohl diesmal nicht ohne Beziehung zu der veränderten Stellung der Frauen, denn in dem Maße, in welchem sie aus der verborgenen Stille des Hauses hervortreten, um immer entschiedener am öffentlichen Leben theilzunehmen, scheint sich auch die bauliche Einrichtung des Hauses verändert zu haben. Neugier und Eitelkeit drängen eben nach außen und wollen befriedigt sein. Und wenn wir ihn auch gleich nicht als den alleinigen anzusehen haben, so ist doch jedenfalls dieser Grund mitbestimmend gewesen dafür, daß an Stelle des Hofes nun der Balkon getreten ist.

Derselbe ist eine weite, geräumige Halle im Innern des Hauses, dessen Wand in der ganzen Länge des Balkons geöffnet ist, gewöhnlich schließt er auch mit der Umfassungsmauer ab und nur selten baut er sich noch über dieselbe hinaus der Front des Hauses vor. In Folge seiner großen Tiefe und günstigen Lage bleibt er — gleich dem antiken Atrium — den Tag über verhältnißmäßig kühl und gewährt so einen erquickenden Aufenthalt. Es hat sich also im Laufe der Zeiten die äußere Form gänzlich geändert, das durch das Klima bedingte Prinzip aber stetig erhalten.

Dieser Balkon, der keine blose Zier der Außenseite des

Hauses, sondern als ein wichtiger, organischer Theil desselben aufzufassen ist, hat sich im ganzen südlichen Europa einen festen Platz gesichert, er fehlt dem Hause selten und giebt ihm ein eigenes Gepräge. Seine nördliche Grenze wäre ungefähr in Venedig zu suchen, dessen Architekturen durch ihn ihren schönsten Schmuck, ein außerordentlich leichtes, luftiges Aussehen erhalten. Von Norditalien ab tritt er nur vereinzelt und in sehr verkümmerter Gestalt auf, seine Bedeutung erlischt in unserem gemäßigten Klima gänzlich, er ist kein festes Glied des Hauses mehr, sondern klebt ihm nur noch äußerlich an.

Dagegen erscheint im Norden der Erker recht häufig, ein Ausbau des Wohnzimmers, der die Annehmlichkeit des Balkons mit der des geschlossenen Zimmers verbindet und so den Forderungen unseres Klimas eher gerecht wird als der letztere.

Die größere, nördliche Hälfte Europas hat die antike (griechisch-römische) Bauweise niemals angenommen, weil einmal unsere Vorfahren an einen so soliden Bau in jener Zeit überhaupt nicht dachten und das Holz, welches in der Hauptsache das Material für ihre Bauwerke gab, dem römischen Stile widerstrebte, sodann aber wohl auch, weil sie die unklare Empfindung haben mochten, daß diese Formen für ihre rauheren klimatischen Verhältnisse, für ihre Bedürfnisse nicht zweckentsprechend seien.

Wohl sind die Römer bei ihren Ansiedelungen in Gallien und Germanien ihren heimischen Einrichtungen trotz des strengeren Klimas treu geblieben, aber kein einziges Zeichen spricht dafür, daß die unterjochten Völkerschaften — auf deren Lebensart und Bildung sie sonst nicht ohne Einfluß gewesen sind — in dieser Hinsicht von ihnen etwas angenommen hätten. Selbst die eigenthümliche Bevorzugung, welche der Hausbau des Mittelalters und der Renaissance dem Hofe angedeihen ließ — eine Bevorzugung, welcher sehr wohl das antike Atrium als Vorbild

gedient haben kann — hat im nördlichen Europa höchst selten Nachahmung gefunden, wenngleich sich hier ein gewisser Einfluß nicht ableugnen läßt.

Das nordische Haus ist in seiner ganzen Einrichtung auf den Widerstand gegen die Unbilden der Witterung zugeschnitten, es muß vor allen Dingen Schutz gegen die überwiegende kalte Jahreszeit bieten und ist demgemäß in viel festeren zusammenhängenden Massen gebaut, kurzum, es folgt dem entgegengesetzten Prinzip.

Im Norden ist von jeher die Halle mit ihrem anheimelnden Kaminfeuer der Versammlungsort, das Hauptgemach des Hauses gewesen, an das sich die Wohnzimmer flankirend anschließen. Wie der Süden immer nur auf Schutz vor Sonne und Sonnengluth Bedacht nahm und es selbst heute noch nicht zu brauchbaren Feuerungsanlagen gebracht hat, weil er Herbst- und Winterkälte nicht sonderlich zu fürchten Ursache hat, so bildete der Norden die Angelegenheiten der Heizung besonders stetig aus, that sich in der Erfindung neuer Oefen und Rauchfänge nie genug und wußte — durch das Klima unaufhaltsam gedrängt — immer bessere Einrichtungen zu treffen, die endlich in dem wunderthätigen russischen Schlot und der Centralheizung ihren vorläufigen Abschluß gefunden haben. Dort ein fast ängstliches Vermeiden der Fenster im Alterthum, ein möglichst spärliches Anbringen in der Neuzeit, um der Sonne thunlichst die Einwirkung auf die Wohnstätte zu entziehen, hier dagegen so viele Fenster als irgend möglich, um auch an trüben Tagen die Wohlthat des Tageslichtes nicht zu entbehren, um der Sonne zu gestatten, die Räume mit ihrer belebenden Wärme zu durchfluthen. Dort das Haus weitläufig, auf möglichst großer Grundfläche angelegt, hier die Zimmer dicht aneinander gereiht, um Wind und Wetter auf eine nur kleine Fläche einwirken zu lassen. Kurz, dort wie hier die Bauart den Eigenheiten des Klimas entsprechend eingerichtet.

Im allgemeinen lassen sich die Einflüsse des Klimas auf die Bauweise der Völker besser im Alterthum, überhaupt in der Vergangenheit verfolgen, als in der Neuzeit, welche — wie in mancher anderen Hinsicht auch — die Unterschiede immer mehr abschleift, verfeinert, die Bauwerke in eine Art Uniform steckt, so daß sie in den verschiedenen Ländern einander zu gleichen anfangen, wie ein Ei dem anderen. Der Geist der Neuzeit, die allbeherrschende Mode setzt sich auch vielfach über die durch das Klima gebotenen Rücksichten — allerdings nicht gerade zum Vortheil der Menschheit — kühn hinweg.

Doch werden wir trotz alledem stets wieder finden, daß, je rauher und unfreundlicher sich in einem Lande das Klima gebärdet, desto anheimelnder und schützender die Wohnstätten in ihrer ganzen Anlage und Einrichtung werden. Und umgekehrt — je sonniger und freundlicher das Klima, desto weniger denkt man daran, das Haus zu einem angenehmen Aufenthaltsorte zu gestalten, denn in solchen Gegenden wickelt sich der gesammte Verkehr, das ganze Leben mehr auf der Straße, im Freien ab, und das Haus sinkt fast zur Bedeutung einer Nachtherberge herab, bis es in den heißesten Klimaten als schützend vor der unerträglichen Hitze in sein Recht wieder voll eingesetzt wird.

In den Tropen zwingen die fiebererzeugenden, feuchten Ausdünstungen des Bodens vielfach dazu, die Hütten auf Pfahlroste zu setzen, so daß sie von der Erde gänzlich isolirt werden, sich 5—15 Fuß über dem Erdboden befinden. Zur Verwendung gelangt hierbei nur das Material, welches sich am leichtesten beschaffen und mit dem primitiven Handwerkszeug der Einwohner ohne Schwierigkeiten bearbeiten läßt, Holz, Bast und Blätter. Die Seitenwände solcher Wohnungen bestehen gewöhnlich aus Flechtwerk, welches, je nachdem es die Witterung erlaubt, entfernt werden kann; die Dächer sind oft in sehr kunstvoller Weise mit Blättern gedeckt.

Solche Hütten findet man fast ausschließlich auf den Luisiaden, auf Tahiti, den Freundschafts-, Gesellschafts- und Mendozas-Inseln, und ihr Vorhandensein erinnert überall daran, daß die wunderbare, mit einer Fülle von sehenswürdigen Formen und Farben, einem landschaftlichen Reize sondergleichen ausgestattete Natur der Tropen mit Gefahren droht, denen man nur durch die größte Vorsicht zu entgehen vermag.

Auch die Bauten im Innern Nordafrikas zeigen durch ihre ganze Anlage den Einfluß des Klimas auf das Deutlichste. Die fast unerträgliche Sonnengluth veranlaßt hier zu einer ganz eigenthümlichen Anlage der Städte, in denen man eigentliche Straßen gar nicht kennt. Die Häuser sind vielmehr so dicht aneinander gerückt, daß zwischen ihnen nur schmale Gänge übrig bleiben, in welchen zur Noth zwei Menschen einander auszuweichen vermögen. Dabei sind diese Gänge auch noch vollständig überdeckt durch die hervorragenden oberen Stockwerke der Häuser, so daß sie auch am Tage gänzlich dunkel sein müßten, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine Art kleinen Lichthofes, ein freigelassenes Stück, für nothdürftige Beleuchtung sorgte. Nur die einzige Hauptstraße des Ortes, welche vom Thore nach dem Marktplatze führt, ist etwas breiter angelegt, immerhin aber auch so, daß sie stets im Schatten liegt. Dieses Aneinanderrücken der Häuser verbannt — so weit als das möglich ist — die Hitze aus der Stadt und erlaubt auch in der besonders warmen Tageszeit einen Verkehr außerhalb des Hauses, ohne daß man sich deshalb einer besonderen Belästigung auszusetzen Ursache hätte.

Die Bauart des — selbstverständlich ganz schmucklosen, außen und innen gleich reizlosen — Hauses ist eine äußerst einfache und folgt im allgemeinen den Normen, welche wir im Alterthume bei Aegyptern und Griechen kennen gelernt haben. So tritt man z. B. in Rhat durch eine Vorhalle, Skifa genannt,

in einen viereckigen Hofraum, von welchem aus nach allen Seiten kleine Thüren in die Zimmer oder Magazine führen. Ein zweites Stockwerk zeigt keines der Gebäude in Rhat und ebenso sind Fenster oder fensterartige Oeffnungen gänzlich unbekannt. Genügt das durch die Thüröffnung fallende Licht nicht zur Erleuchtung des Raumes, so werden, um dem Uebelstande abzuhelfen, Löcher von beliebiger Zahl und Form in die Lehmwand gestoßen und — sobald sie nicht mehr nöthig sind — wieder zugestopft.

Etwas anders sehen die Häuser in dem nördlicher gelegenen Rhadames aus. Hier fällt der Hof ganz fort, dafür aber besitzt jedes Haus zwei Stockwerke, welche oben durch ein von hohen Mauern umgebenes flaches Dach abgeschlossen werden. Letzteres dient während des Tages der Frau zum Aufenthaltsort für die Verrichtung aller wirthschaftlichen Arbeiten, ist nachts — wenigstens in den Sommermonaten — die Schlafkammer des Hausherrn und besitzt in seiner Mitte ein großes viereckiges Loch, durch welches das Licht in den darunter liegenden einzigen Wohnraum der Familie füllt. In der Mitte der Wände desselben sind nischenartige Vertiefungen angebracht, die als Schlafstellen für die Familienmitglieder dienen, während die Räumlichkeiten des Erdgeschosses nur als Magazin benutzt werden und vollständig dunkel sind. Unverkennbarer als hier ist wohl nirgends der Zweck des südlichen Hauses, Schutz gegen die Sonnenhitze zu gewähren, ausgesprochen und jedenfalls dürfte unter den gegebenen klimatischen Verhältnissen diese Bauart die zweckentsprechendste sein.

Eine der seltsamsten und unerklärlichsten Erscheinungen in der Kulturgeschichte sind die Pfahlbauten, über deren Veranlassung man wohl stets nur in Vermuthungen reden kann, da sich eine nach jeder Seite befriedigende Erklärung für dieselben nicht finden läßt. Pfahlbauten trifft man an den verschiedensten Stellen

unseres Planeten, fast bei allen Völkern, die an größeren Wassern wohnen oder gewohnt haben, so beispielsweise in Irland, in den Marschen des Euphrat, am Tschadsee in Central-Afrika, bei den Papuas in Neuguinea und außerordentlich häufig an den Schweizer Seen und in Deutschland. Am allgemeinsten ist wohl die Annahme, daß die Furcht vor den Belästigungen durch Raubthiere die Veranlassung zur Errichtung dieser eigenthümlichen Behausungen gegeben habe, doch fällt es uns schwer, an das Vorhandensein solcher Angst zu glauben, wenn wir bedenken, daß der Mensch den Kampf mit den Raubthieren in jenen Zeiten täglich führte, die Scheu vor denselben also wohl nicht groß genug gewesen sein kann, um ihn zu so außerordentlichen Anstrengungen zu treiben, und daß er wohl auch andere, einfachere Mittel gefunden haben würde, um sich dieser Wiedersacher zu erwehren. Die Gefahr ist zudem auch eine geringe gewesen, da Raubthiere nur selten in großen Niederlassungen einzubrechen pflegen, die Menschen aber schon damals in Ortschaften zusammenlebten. Denn man hat in den Schweizer Pfahlbauten Roste gefunden, die aus mehr als 40000 Pfählen bestehen und demgemäß einer sehr bedeutenden Ansiedelung als Grundlage gedient haben müssen.

Viel eher möglich scheint es daher, daß die Furcht vor Menschen, vor dem Ueberfalle eines feindlichen Stammes entscheidend gewesen sei, doch will auch dieser Versuch, die Frage zu lösen, nicht ganz einleuchten, weil er wohl für die Anlage vereinzelter Phalbauten als stichhaltiger Grund zu gelten vermöchte, nicht aber für die Bauweise eines ganzen Volkes oder gar ganzer Völkerschaften zumal, wenn dieselben wie hier räumlich weit geschieden sind.

Nun weist man neuerdings für das Vorkommen dieser Bauten in Deutschland und der Schweiz darauf hin, daß diese Länder in jenen Zeiten noch durchgehend Bruch gewesen, d. h.

noch sehr stark mit Seen und Sümpfen durchsetzt waren und daß den Bewohnern eigentlich nichts anderes übrig geblieben sei, als ihre Wohnstätten ins Wasser zu bauen, wenn anders sie das wenige kultivirbare Land für ihren Ackerbau (daß sie solchen getrieben, ist fast unzweifelhaft) erhalten wollten.

Glaubhafter als die anderen Hypothesen erscheint diese auch nicht gerade, da bei der sehr dünn gesäten Bevölkerung, trotz des vielen — angenommenen — Wassers, sich wohl noch Land genug zur Erbauung der Wohnstätten gefunden haben müßte, und es bleibt also auch jetzt noch eine offene Frage, ob die geographische Beschaffenheit des Landes oder sonstige Ursachen die eigenthümliche Bauweise bestimmt haben.

Das Klima wirkt auch unbestreitbar auf die ideale Entwickelung der Baukunst mittelbar mächtig ein, da günstige klimatische Verhältnisse ein Volk viel rascher zur Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten bringen müssen und wir ja auch — bis die Zeit und der lebhaftere Verkehr vermittelnd dazwischentreten — die entwickelte Kultur, die größten Fortschritte auf dem Gebiete des idealen Lebens sowohl, als des realen in den klimatisch günstig gelegenen Ländern finden.

Wie deutlich spricht für die Wahrheit dieser Behauptung eine Betrachtung der Zustände in Amerika, allwo die eindringenden europäischen Eroberer im allgemeinen ein auf niederer Kulturstufe stehendes Volk antrafen, bei welchem sich bestimmt nach Norden ein Abnehmen der Kultur nachweisen läßt. Nur in der herrlichsten Gegend des neuen Erdtheiles, dem heutigen Mexiko, welche eine Lage und ein Klima aufweist, die lebhaft an Griechenland erinnern, fanden sie ein Volk ansässig, das in festgegliedertem Staatsverbande lebte, bei dem Kunst und Wissenschaft mit Liebe gepflegt und hoch geehrt wurden, ein Volk das in vieler Beziehung an die Griechen erinnert.

Leider haben die spanischen Horden bei ihrer Besitznahme

des Landes so schrecklich gehaust, daß von den herrlichen Werken dieses begabten Volkes — der Azteken — wenig übrig geblieben ist, dieses Wenige zeigt aber zur Genüge, daß hier durch rohe Zerstörungswuth eine reiche Kultur zu Grabe getragen worden ist. Wohl nie hat ein Volk — abgeschlossen von aller Verbindung mit Kulturvölkern — einzig auf sich selbst angewiesen, so viel geleistet, so prächtige Bauwerke geschaffen wie die Indianer Mexikos. Schwerlich aber dürfte man annehmen, daß die Azteken und ihre Vorgänger, die von ihnen unterjochten Almeken und Tolteken — deren Kultur sie weiter ausgebaut haben — eine höhere Begabung besessen hätten, als ihre übrigen von ihnen so weit überflügelten Stammesbrüder, wohl aber werden wir nicht irre gehen, wenn wir als die Hauptursache dieser erstaunlichen Entwickelung die günstige Lage, die vortheilhaften klimatischen Verhältnisse Anahuaks (Mexiko) ansehen und so in der Ansicht befestigt werden, daß als ein Hauptfaktor für die Entwickelung eines Volkes Klima und Lage des von ihm bewohnten Landes zu gelten haben.

Auf diesem Wege lassen sich sogar die Unterschiede in der Bauweise einzelner Stämme eines und desselben Volkes erklären, beispielsweise diejenigen zwischen dem dorischen und jonischen Stile der Griechen. (Der korinthische kommt hier, als eine Spielart des jonischen, nicht in Betracht.) Nimmt man von vornherein einen lebhaften Gegensatz im Charakter der beiden Stämme als vorhanden an, die Dorier ernst und etwas schwerfällig, die Jonier leichtlebiger, Lust und Freude zugänglicher, so ließe sich aus dieser Annahme gleich die Vertheilung des Landes unter beide Stämme nach ihren Eigenthümlichkeiten erklären. Die ersteren suchen die Höhen, das Innere des Landes, das rauhere Klima auf, während die letzteren die Meeresküste und die Inseln bevölkern. Ist dieser Unterschied aber ursprünglich nicht vorhanden gewesen oder wenigstens kaum bemerkbar her-

vorgetreten, dann hat ihn das Klima erzeugt und im Verein mit der durch die Verhältnisse gebotenen Lebensweise im Laufe der Zeit immer mehr verschärft.

Die Jonier wenden sich dem Handel, dem leichten Verkehr, der Kunst zu, während die Dorier die Jagd, den Ackerbau, den Krieg bevorzugen, und wie bei solcher Beschäftigung die Unterschiede zwischen beiden Stämmen immer größer und bemerkbarer werden müssen, so spiegelt sich ihr ganzes Wesen, ihr ganzer Charakter deutlich in ihrer Bauweise wieder, hier leicht, anmuthig, lebendig, dort ernst, schwerfällig, gediegen.

Eine eingehende Untersuchung, wie weit sich auf diesem Wege der Einfluß des Klimas bei den verschiedenen Kulturvölkern auf das Wesen ihrer Baukunst, auf die feineren Unterschiede in der Bauweise ihrer einzelnen Stämme nachweisen ließe, kurzum wie weit der Charakter eines Volkes — und damit seine durch denselben bedingte Bauweise — ein Produkt der klimatischen Verhältnisse ist, würde mich hier zu weit führen, weshalb ich es bei dieser Andeutung bewenden lasse und mich nun zu dem zweiten wichtigen Faktor, dem nassen Elemente, wende, um auch seinen Einfluß auf die Bauthätigkeit einer näheren Betrachtung zu unterwerfen.

Das Wasser, dessen Bezwingung und Nutzbarmachung das Menschengeschlecht mächtig angeregt und zu kühner Kraftentfaltung veranlaßt hat, spielt in der Geschichte der Baukunst eine nicht unwichtige Rolle. Viel, sehr viel wäre hier zu berichten! Denken wir nur an die großartigen Anlagen, welche das Alterthum in dieser Beziehung schon aufzuweisen hat, denken wir an die mächtigen Wasserbauten der Aegypter, die lehrreich und fesselnd sind, daß wir uns wohl etwas länger dabei aufhalten dürfen.

Dieses wunderbare Land ist bekanntlich eine kahle, von Haus aus ganz unfruchtbare Felsenplatte, in welche das Nilthal gleich einer tiefen Rinne eingeschnitten ist. Ein nur mäßig

Seiten in entsprechenden Zwischenräumen gewaltige Steindämme in den Strom hineingelegt, deren Herstellung um so erstaunlicher ist, als das Material zu denselben — bei der großen Steinarmuth des Landes — weit hergeschafft werden mußte. Diese Dämme brachen und stauten das Wasser, verhinderten erfolgreich den zu raschen Abfluß und das Austrocknen des Stromes.

Nur selten aber ist eine Ueberschwemmung als ein Segen anzusehen, gemeinhin verursacht sie vielmehr einen nicht unbedeutenden Schaden, vernichtet, was der Mensch mit Mühe und Fleiß geschaffen hat, und untergräbt oft auf Jahre hinaus den Wohlstand der von ihr heimgesuchten Gegenden. Es ist also viel öfter ein Schutz gegen Ueberschwemmungen von nöthen, als eine Unterstützung derselben.

Ich erinnere hier nur an den gefährlichsten der Flüsse, welche deutsches Gebiet durchströmen, an die Weichsel, deren wilde, reißende Wasser immer und immer wieder die schützenden Dämme durchbrechen und die fruchtbare Niederung verwüsten. Unablässig wird an der Sicherung der bedrohten Landschaft gearbeitet, immer fester die Dämme gefügt und wenn auch der Strom bis heute allen Bemühungen getrotzt hat, so dürfen wir doch überzeugt sein, daß es endlich auf diese oder jene Weise gelingen wird, den Störrigen ins Joch zu schmieden; sind doch dem Willen des Menschen schon ganz andere Aufgaben gelungen.

Eine der merkwürdigsten Proben von dieser alles bezwingenden Macht des menschlichen Willens sehen wir in den Ländern der Rhein- und Maasniederung — in den heutigen Niederlanden — vor uns, die dem Meere förmlich abgerungen und durch unermüdlichen Fleiß aus einem sumpfigen, unwirthlichen Lande zu einem der fruchtbarsten Gebiete Europas geworden sind. Als unter den römischen Kaisern die Feldherren der Eroberer auch in diesen Gegenden sich festsetzten, da waren die Landgrenzen so

verschwommen, so unbestimmt, daß die Frage der Krieger: „Wo hört denn das Land endlich auf, wo nimmt das Meer seinen Anfang?“ eine sehr berechtigte war. Denn Sand- und Schlammbänke wechselten mit freundlichen grünen Inseln in bunter Reihe ab und zwischen ihnen zog sich in fast unzähligen Armen nnd Buchten das Wasser hin. Es war ein Durcheinander von Eilanden, Sumpf und Wasser, daß die Römer wohl vergeblich versuchten, System in das Gewimmel zu bringen.

Da — zum Beispiel — wo jetzt die sieben Inseln Seelands sich ausbreiten, gab es zu jener Zeit noch eine große Zahl der verschiedensten — oft ganz winzigen — Eilande, deren Grenzen, ja deren Anzahl und Lage sich unter dem Einflusse des anstürmenden Wassers fast täglich änderten. Jetzt allerdings gewähren diese Inseln einen ganz anderen Anblick, denn nun sind die Landgrenzen dem Andringen des Meeres fest und sicher entgegengestellt, so daß kein Rütteln und Wüthen mehr sie zu ändern vermag, aber welchen heißen Kampf, welche Anstrengung hat dieser Sieg auch gekostet.

Denn so oft im Laufe der Zeiten die Meeresfluth auch die Ansiedelungen auf den Inseln zerstörte, immer wieder drängte die Noth zum Aufbau des Vernichteten. Liebten doch die Bewohner trotz alles Ungemachs die Scholle, auf der sie geboren worden, und da ihnen zudem auch kein anderes Land zur Verfügung stand, das imstande gewesen wäre sie zu ernähren, so nahmen sie den Kampf immer von neuem auf. Und wenn auch auf jedes Jahrhundert wenigstens eine große Landesüberschwemmung zu rechnen war, welche in einer einzigen Nacht das Werk von Menschenaltern zertrümmerte, mit unermüdlichem, nie versagendem Fleiße wurde das Zerstörte wieder aufgebaut.

Und je mehr das wüthende Element stürmte, desto fester und sicherer lernte der Mensch seine Dämme und Schutzwehren bauen, bis ihm endlich der Sieg verblieb, die Macht des Sturmes

vergeblich an seinen Wällen rüttelte. Solchem zähen, vor keinem Hinderniß zurückschreckenden Trotze verdanken nicht nur die seeländischen Inseln, sondern die gesammten Niederlande ihr Dasein, denn dieses ganze Land ist in unausgesetztem Kampfe mit den Natur-Sumpfgewalten der Kultur errungen, aus einer öden, ungesunden gegend in ein üppiges, fruchtbares Erdreich verwandelt. Fast unzählige Dämme und Kanäle durchfurchen das Land, mit deren Hülfe die Gewässer eingeschränkt, die Sümpfe trocken gelegt wurden.

Das sind nur wenige Beispiele über den Einfluß, den das Wasser durch scheinbar oder wirklich ungünstige Verhältnisse auf den Menschen ausübt zur Entfaltung seiner Kraft, zur Bethätigung seiner Erfindungsgabe, und ich muß mich hier auf dieselben beschränken, um meine Betrachtungen nicht zu ermüdender Länge auszudehnen, kann aber nicht umhin, mit wenigen Worten auf einen Punkt hinzuweisen, in welchem wiederum das Wasser die treibende Kraft ist, welche eine hervorragende bauliche Thätigkeit des Menschen veranlaßt.

Ich meine die Wasserleitungen, welche — schon den Phöniziern bekannt — von den Römern auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht wurden. Dieselben versorgten ihre Städte mit frischem Quellwasser, welches sie oft 6—7 Stunden weit in überbauten Kanälen leiteten; dabei scheuten sie keine Schwierigkeiten, Berge wurden durchbohrt, Thäler in kühnem Bau überbrückt, um das Wasser in gleichmäßigem Falle und auf dem kürzesten Wege an den Ort seiner Bestimmung zu leiten. Während des Kaiserreiches — namentlich in der Zeit des Friedens unter den ersten Kaisern — wurden solche Leitungen auch für die bedeutenderen Städte in den Provinzen in großer Anzahl geschaffen und so ausgezeichnet gebaut, daß einzelne derselben — wie der Aquädukt von Segovia — noch heute ihrer Bestimmung gerecht werden.

Eine der bekanntesten derartigen Anlagen ist diejenige,

welche den Bewohnern von Nemausos das Wasser zweier reichhaltiger Quellen aus zehnstündiger Entfernung zuführte. Hier bereitete ein tiefes Thal, zwischen dessen steilen Abhängen das Flüßchen Gard seinen Lauf nimmt, dem Unternehmen scheinbar ein unbesiegbares Hinderniß, aber der Erfindungsgeist der römischen Baumeister wußte auch dieses zu überwinden. Auf der Sohle des Thales erheben sich zwei Stockwerke leicht und kühn geschwungener Bögen über einander und dienen einer dritten Reihe kleinerer Arkaden als Unterlage für den Kanal selbst. In dieser schönen Anordnung durchschritt die Leitung das Thal und gerade dieser stattlichste Theil des großartigen Werkes ist noch vollständig erhalten, ein Zeugniß für die Tüchtigkeit römischer Bauweise.

Eine bedeutende Verbesserung erfuhr die Technik der Wasserleitungen durch die Araber, denn sie waren es, welche anstatt der gemauerten Kanäle weite Röhren von gebranntem Thon in Anwendung brachten. Mit dieser Einrichtung hörte die peinliche Sorge um den stetigen, gleichmäßigen Fall der Leitung auf, denn da bekanntlich das Wasser in geschlossenen Röhren fast wieder so hoch hinaufläuft, als es herabgeleitet worden, so konnten diese Röhren jetzt allen Bodenerhebungen folgen, bergauf und bergab gelegt werden, ohne eine Stockung zu verursachen. Auf solche Weise wurden die Anlagen ganz bedeutend billiger und einfacher, wenngleich sie ihre gefällige Form, ihren schönen Charakter auch dabei einbüßten.

Unsere Vorfahren im Mittelalter ließen sich im allgemeinen auf so lange Leitungen überhaupt nicht ein, sondern entnahmen das Wasser für ihren Bedarf einem nahe gelegenen Flusse — oft selbst innerhalb der Stadt — durch ein Pumpwerk, die sogenannte Wasserkunst, unterwarfen es einer Reinigung in Kiesbetten und leiteten es dann durch Röhren weiter, ein System, dem wir ja auch im allgemeinen bis heute treu geblieben sind.

Noch eines ganz eigenthümlichen Einflusses, welchen das Wasser auf die Bauweise der Alten geübt hat, haben wir an dieser Stelle zu gedenken, des Unterbaues für Tempel und Paläste. Derselbe ist ganz allgemein verbreitet in Aegypten, Persien, Babylonien, in Griechenland und Italien, überall haben wir Gelegenheit, dieselbe Erscheinung zu beobachten, stets stehen die genannten Gebäude auf einer mehr oder weniger hohen Plattform, welche von einer oder mehreren Seiten durch Stufen oder Treppenanlagen zugänglich gemacht ist.

Man nimmt gewöhnlich an, daß mit diesem Unterbau eine Trennung des geheiligten Gebäudes, ein Loslösen von der profanen Erde beabsichtigt gewesen sei, befindet sich aber mit solcher Erklärung wohl nicht ganz auf richtigem Wege. Immerhin kann oder muß man zugeben, daß dieser Zweck in späteren Zeiten als der einzige erschienen sein mag — bei Griechen und Römern ist ein anderer bewußtermaßen überhaupt nicht anzunehmen —; die eigentliche Ursache für diese auffällige Bauweise dürfte aber ursprünglich doch eine andere gewesen sein. Das wird uns klar, wenn wir uns die Lage des ältesten — des ägyptischen Tempels ansehen, dessen Formen die antike Bauweise mächtig beeinflußt haben. Derselbe steht fast ausnahmslos in der Nähe des Nils, möglichst dicht an den Ufern des Stromes, und es ist deshalb mit Sicherheit anzunehmen, daß er seinen Unterbau zunächst einzig und allein nur zum Schutze gegen die alljährlich widerkehrenden Ueberschwemmungen erhalten habe, der ihn über das Niveau des höchsten Wasserstandes emporheben sollte. Diese durch die Natur bedingte Anordnung ist dann im Laufe der Zeit typisch geworden und selbst da zur Anwendung gekommen, wo gar keine Ueberschwemmungsgefahr zu besorgen gewesen, und so übertrug sich denn später diese Form als eine selbstverständliche Beigabe zum Tempel durch die Vermittelung der Phönizier auf Griechen und Römer, welche dieselbe an-

nahmen und in ihrem Sinne weiter ausbildeten, ohne auch nur im geringsten durch dieselbe Gefahr, durch eine regelmäßig auftretende Ueberschwemmung, dazu veranlaßt zu sein.

Zwischen Aegypten einerseits und Babylonien, Assyrien und Persien andererseits sind der Berührungspunkte, der Verbindungen so viele gewesen, daß die Form des Unterbaues, welche wir in diesen Ländern wiederum in der nämlichen Art finden, recht wohl aus ersterem entlehnt sein könnte, doch müssen wir bekennen, daß derselbe hier wieder ein nothwendiges Glied des Gebäudes ist, weil in diesen Gegenden die Ueberschwemmungsgefahr in demselben Maße droht, wie in Aegypten. Die vorgenommenen Ausgrabungen an den Königspalästen von Babylon, Ninive, Persepolis u. s. w. haben für jedes dieser Gebäude eine ungeheure Plattform als Unterlage ergeben, die bei einer ganz erstaunlichen Ausdehnung eine durchschnittliche Höhe von 30 Fuß aufweist. Da aber auch diese Gebäude dicht am Ufer des Stromes liegen, so läßt sich aus ihrer Lage wohl klar erweisen, daß auch hier der Unterbau ursprünglich als ein Schutzwall gegen die von demselben drohende Gefahr errichtet worden ist.

Wo das Wasser als Fluß oder Strom eine Stadt durchschneidet, eine Land- oder Heerstraße kreuzt, da legt man ihm ein Joch auf, spannt eine Brücke von einem Ufer zum andern und weiß so die verursachte Trennung wieder aufzuheben. Auch der Brückenbau hat eine lange Geschichte, denn das Alterthum bereits hat auf diesem Felde vortreffliche Leistungen vollbracht. So berichtet Herodot in seiner Beschreibung der Stadt Babylon von der überaus prächtigen, aus Quadersteinen erbauten Brücke über den Euphrat, welche die Verbindung zwischen den beiden zur Seite des Stromes hingestreckten Theilen der Stadt herstellte.

Die Meister auf diesem Gebiete waren im Alterthume die Etrusker und ihre Schüler, die Römer, welche überall auf

ihren Heerzügen, überall da, wo es galt Vorkehrungen für die Sicherheit der gemachten Eroberungen zu treffen, von dieser Kunst den besten Gebrauch zu machen verstanden. Noch heute entdeckt man an den verschiedensten Stellen Ueberreste von Römerbrücken. Im vorigen Jahre (1885) hat man beispielsweise die Reste einer Brücke über den Main gefunden, welche die Römer zum Zwecke der raschen Verbindung mit dem sogenannten Dekumatenlande geschlagen haben. Die Baggermaschine stieß bei dem Versuche, die Fahrstraße des Flusses zu vertiefen, in der Nähe des Ortes Klein-Krotzenburg, bei Seligenstadt, auf den Torso eines zwölf Meter langen Brückenpfeilers aus Basaltstücken, dessen Pfahlrost aus noch recht wohl erhaltenen Eichenstämmen besteht. Einmal auf der Spur, setzte man die Untersuchung fort und fand auch bald zwei weitere Pfeiler, so daß Richtung und Anlage der Brücke festgestellt werden konnten.

Doch nicht nur Trümmer, sondern auch noch wohl erhaltene Bauwerke sind uns aus der Römerzeit überkommen, und welche Meisterwerke sie auf diesem Gebiete geschaffen, das zeigen uns noch heute die Brücken, welche sie in Italien, Frankreich, Spanien und Afrika gebaut haben, denn eine beträchtliche Zahl derselben ist noch heute in Benutzung. Ebenso erfahren waren die Araber im Brückenbau, und aus der Zeit, in welcher die Normannen daselbst herrschten, zeigt Sizilien manchen kühnen und wohlerhaltenen Bau.

Auch Deutschland hat zahlreiche Brücken aus der Zeit des Mittelalters aufzuweisen, stolze, imposante Bauten, welche sich in den meisten Fällen durch eine ungeheure Materialverschwendung auszeichnen, durch eine ganz unverhältnißmäßige Ausdehnung das Wasser bedenklich einengen und dadurch nicht wenig zum gelegentlichen Uebertreten des Flusses beitragen. Als Beispiele für diese Bauweise seien die Elbbrücke in Dresden und die nicht minder schöne Nepomukbrücke in Prag genannt.

Die staunenswerthesten Fortschritte sind seit Erfindung der Eisenbahnen gemacht, seit man angefangen hat, sich für den Brückenbau des Eisens in ausgiebiger Weise zu bedienen, und was die Neuzeit auf diesem Gebiete geleistet hat, das steht wohl jedermann so frisch und lebendig vor dem Gedächtniß, daß ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche.

Es bleibt mir nun noch übrig, auf den Einfluß hinzuweisen, welchen die natürlichen Hülfsquellen eines Landes, sein Reichthum an guten Bausteinen oder an Holz, wie andererseits der Mangel an einem oder beiden angeführten Faktoren auf die Bauthätigkeit seiner Bewohner ausüben müssen.

Es liegt doch wohl auf der Hand, daß zur Anlage von Bauten zunächst nur das Material in Verwendung kommen wird, welches die Natur dem Menschen in nächster Nähe und in ausgiebigster Weise zur Verfügung stellt, und nur aus ganz besonderer Veranlassung, oder da, wo die Arbeitskraft gar nicht in Berechnung gezogen zu werden braucht, wird man sich entschließen können, die Baumaterialien weit her zu beziehen. Das zum Bau verwendete Natur- oder Kunstprodukt verleiht demselben aber im wesentlichen seinen bestimmten Charakter, ist also in vieler Hinsicht ausschlaggebend für den Stil der Baukunst.

So erhalten wir eine ausreichende Erklärung für die über alle Beschreibung massiven Steinbauten der alten Aegypter, wenn wir uns ihre Hülfsquellen vergegenwärtigen, denn es giebt wohl nicht bald ein Land, das einen so unerschöpflichen Reichthum an vortrefflichen Bausteinen besäße, wie Aegypten. Die Urgebirgsschichten, welche den Katarakt von Assuan bilden, führen unter anderem schöne Granite und Syenite, welche daselbst in kolossalen Mengen seit den ältesten Zeiten gebrochen, durch das ganze Land verschifft und sowohl zu Skulpturen, als auch namentlich zum massiven Bau vielfältig verwendet wurden. Andere vortreffliche Arten von hartem Gestein wurden im

arabischen Gebirge gebrochen, so namentlich eine schöne grüne Bräcina, die sich an der großen Karawanenstraße von Kenneh nach Kossêr lagert, ferner ein weiß und schwarzer Granit am heutigen Dschebl-Fatireh, und ebenda ein dunkelrother Porphyr von ganz ausgezeichneter Güte. Unterhalb Assuan tritt der Nil in ein weites Gebiet von Sandstein ein, welches einen festen, fein- und gleichkörnigen Stein bietet, der vorzugsweise das Material zu den großartigen Tempelbauten der Ramessiden gebildet hat.

Dieser großartige Reichthum an ganz vorzüglichen Steinen und die außerordentlichen Arbeitskräfte, welche den Pharaonen zur Verfügung standen, machen die mächtigen Tempelbauten, die Kolosse der Pyramiden erklärlich und weisen deutlich darauf hin, daß die Natur selbst die Aegypter zum ausschließlichen Steinbau zwang, um so mehr zwang, als ein fühlbarer Mangel an geeignetem Holz auch dieses vom Bau fast ganz ausschloß.

Selbstverständlich ist es nun auch, daß die Aegypter solchergestalt frühzeitig zu meisterhafter, noch heute unerreichter Behandlung des schwierigen Materials gelangen mußten, wie andererseits die Babylonier und Assyrer den Erd- oder Backsteinbau auf eine hohe Stufe der Vollendung brachten, weil ihnen ihr Land fast gar keine natürlichen Bausteine lieferte und sie sich deshalb gezwungen sahen, bei Errichtung ihrer Gebäude zum Lehm ihre Zuflucht zu nehmen; denn Mesopotamien ist ein alluvialer Schlammboden, der außerordentlich arm an Steinen sowohl, als an Holz ist, und so bauten sie denn mit Ziegeln, die entweder nur an der Sonne getrocknet oder auch im Feuer gebrannt wurden, während sie bei kleineren Bauten die Wände zwischen kastenförmigen Rahmen aus Lehm und kleinen Steinchen stampften und so als die Erfinder des noch heute — namentlich in Frankreich — vielfach angewendeten „Pisé-Baues" gelten können. Die Steine für Brücken- und Dammbauten, sowie für die sehr beliebten Skulpturen, mit

denen die Wände der Paläste innen und außen reichlich geschmückt wurden, mußten mit vielen Kosten aus den angrenzenden Gebirgen (Persien und Aegypten) herbeigeschafft werden.

Auch die vielgerühmten griechischen Marmorbauten sind erst in zweiter Reihe ein Ausfluß luxuriösen Strebens und der Sucht, das feinste edelste Material in Anwendung zu bringen, verdanken vielmehr zunächst ihr Dasein dem Umstande, daß Griechenland einen unerschöpflichen Reichthum an prächtigen Marmorbrüchen besitzt. So liefern unter anderen den besten weißen Stein der attische Blylessos und die Insel Paros, bläulichen der Hymettos, der Ocha auf Euböa bläulich geäderten und die Insel Tenos grün und schwarz gefleckten Marmor. Fügen wir hinzu, daß die angeführten Fundstellen nur einige der wichtigsten Brüche nennen, keineswegs aber ein erschöpfendes Bild von dem Reichthum des Landes an gutem Marmor geben, so liegt es bei dieser weitreichenden Verbreitung des edlen Steines wohl nahe, daß die Griechen sich seiner zur Herstellung ihrer Tempel und Paläste mit Vorliebe bedienen mußten.

Auch die im Eingange meines Vortrages erwähnten Dächer mit hohem Giebel, wie sie in Frankreich, England und Deutschland von jeher zu Hause gewesen, finden ihre Erklärung keineswegs nur in den klimatischen Verhältnissen, den vielen Niederschlägen, dem Schnee, sondern zum großen Theile auch in dem verwendeten Materiale. Während die alten Völker — mit alleiniger Ausnahme der Perser — zum Decken des Daches nur Steine, oft sogar von großem Umfang und Gewicht, verwendeten, kam in diesen Ländern fast nur der künstliche Stein, der Ziegel, in Anwendung und dieser ist es, der eine starke Steigung des Daches unbedingt nöthig macht, ohne welche das Wasser überall zwischen den Fugen durchsickern könnte. Erst in unserer Zeit ist man dahin gelangt, auf diesem Gebiete eine Aenderung anzubahnen, indem man die Mittel fand, auf andere Weise als

durch das steile Ansteigen des Daches für Schutz des Hauses zu sorgen. Abgeholfen wurde dem Uebelstande dadurch, daß man in der Deckung mit Metall — Kupfer und Zinkblech — sowie in dem sogenannten Holzcement die Möglichkeit fand, das flache Dach auch in den nördlichen Landen einzuführen, da diese Materiale sich sehr widerstandsfähig gegen die Unbilden der Witterung zeigen und die Nässe — selbst wenn sie sehr reichlich herabfällt — nicht durchlassen.

So werden wir bei einer Umschau überall wieder finden, daß die in einem Lande selbst vorhandenen Hülfsquellen zunächst allein von Einfluß auf die Bauthätigkeit und den Baustil in demselben sind, und das letzterer sein eigenes Gepräge fast nur durch dieselben erhält.

Stets werden wir — wenn es sich nicht um die Erreichung eines ganz besonderen Zweckes handelt — das Material für den Bau im Lande selbst zu suchen haben, und einzig dürfte wohl das Beispiel Roms dastehen, welches — obwohl Italien an brauchbaren Bausteinen durchaus keinen Mangel litt — dennoch alljährlich viele Schiffsladungen von guten Bausteinen kommen ließ, welche in Afrika und Griechenland gebrochen und in solcher Masse nach Italien geschafft wurden, daß es den dortigen Baumeistern schlechterdings unmöglich war, dieselben zu verarbeiten.

Das in größerer Menge vorhandene Naturprodukt wird auch bei der Verwendung zu Bauwerken lebhaft bevorzugt, das minder vorhandene wenig beachtet. Weil der Steinreichthum bedeutend überwog, sind die griechischen Bauten fast ohne alle Anwendung von Holz zustande gekommen, selbst die Decke, sowie auch die sie tragenden Balken, ja selbst das gesammte Dach bestehen ausschließlich aus Steinen, und es erklärt sich aus diesem Umstande zum großen Theil der schwere, gediegene Charakter der griechischen Baukunst, welche ganz andere Formen anzunehmen gezwungen worden wäre, ganz anderen Gesetzen

hätte folgen müssen, wenn sie sich entschlossen hätte, das Holz als konstruktiven Faktor aufzunehmen. Hier liegt ja auch zum Theil der Gegensatz zwischen römischer und griechischer Baukunst. Italien besaß große Waldbestände und wußte sich den Vortheil des Holzbaues wohl zu nutze zu machen; mit Hülfe der Verwendung des Holzes schlugen seine Baumeister bald ganz andere Richtungen ein, als ihre griechischen Lehrmeister, konnten sie mit dem Material freier und willkürlicher umgehen als jene.

In den Gegenden, welche über große Holzbestände zu verfügen haben, entstehen die Gebäude auch nur aus Holz oder doch nur mit äußerst geringfügiger Zuhülfenahme des Steines. Es bildet sich dann in diesen Ländern — dem Materiale entsprechend — eine ganz eigenartige Architektur aus, welche ihre Formen fast unabhängig von dem jeweilig herrschenden Baustile gestaltet, wie der Blockhausbau in Rußland, Amerika, Schweden und Norwegen, oder das Fachwerkgebäude in Niedersachsen, Bauten von außerordentlich fesselndem Interesse.

Wo aber weder Stein noch Holz im Ueberfluß vorhanden sind, da benutzt man — wie wir bereits gesehen haben — von Anbeginn her mit Vorliebe den lehmigen Boden zur künstlichen Erzeugung von Steinen. Dieser Ziegelstein hat sich im raschen Siegeslaufe die Welt zu erobern gewußt, er verdrängt, begünstigt durch seinen niedrigen Preis, den immer billiger werdenden Transport und seine praktische Verwendbarkeit selbst in Ländern, welche an trefflichen Bausteinen durchaus keinen Mangel leiden, das von der Natur gebotene Material immer mehr und schränkt dessen Verwendung auf größere öffentliche Bauten ein. Sein Einfluß auf den Baustil ist aber auch unverkennbar, denn er begünstigt die monotone Bildung der Fassade und die im allgemeinen verwerfliche Anwendung des Putzes — der gelogenen Mauerverkleidungen —, die gewöhnlich weit mehr vorstellen wollen, als sie sind.

Aber nicht genug, daß man es vermeidet, sich mit meilenweiter Heranschaffung der schweren und nicht leicht zu bearbeitenden Bruchsteine herumzuplagen, gelangt man allmählich auch dahin, die mühselige Zusammensetzung der Mauern aus kleinen Ziegelsteinen zu umgehen. So läßt man zum Beispiel den sogenannten Beton — eine Masse, welche aus Steinbrocken, Ziegelmehl und Kalk zusammengemischt ist — in eine durch Dampfkraft in Bewegung gesetzte Trommel fließen, und kann ihn so zum Gusse von ganzen Mauern oder Mauertheilen benützen. Die komplizirtesten Gewölbe sogar vermag man auf die Weise — wie das auch beim Kölner Dombau mehrfach geschehen — mit all ihren Rippen und sonstigen Verzierungen über Blech- oder Holzgerüste aus einem einzigen Stücke zu gießen.

Was wird überhaupt in diesen Tagen nicht nutzbringend verwerthet? Hat man doch bei dem Bau des Braunschweiger Schlosses selbst Chausseestaub mit einem geeigneten Bindemittel versehen und in Formen gepreßt! Welche wichtige Rolle endlich spielt heutzutage das Eisen in der Geschichte der Baukunst, als Ersatz für das dem Wurmfraß und Schwamm ausgesetzte Holz.

Doch kommen wir zum Ende, obwohl mein Thema mit dem, was ich gesagt, noch lange nicht erschöpft ist; obwohl ich deutlich fühle, daß sich noch gar manches sagen und weiter ausführen ließe, so glaube ich doch endlich schließen zu müssen, wenn anders ich die Geduld meiner geehrten Zuhörer nicht erschöpfen will, und so tröste ich mich denn mit dem Gedanken, daß ich — hier abbrechend — der Diskussion noch ein weites Tummelfeld frei gelassen habe.

(702) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Der Kampf des niederdeutschen Dialektes gegen die hochdeutsche Schriftsprache.

Vortrag,

gehalten in der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel am 9. Dezember 1886

von

Dr. phil. Adolf Socin.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München

Wenn unter den indogermanischen Grundsprachen das Griechische durch die Alterthümlichkeit und Fülle der Formen für den Sprachvergleicher, das Lateinische durch seinen gleichsam nach den Regeln der Logik konstruirten Satzbau für den Sprachphilosophen obenan steht, so bieten die germanischen Sprachen unzweifelhaft dem Historiker das dankbarste Feld der Forschung. Durch ein Jahrtausend hindurch können wir ihre Entwickelung in ununterbrochener Weise beobachten, und wie mannigfaltig stellt sie sich dar! Während der skandinavische Zweig ohne jede Einwirkung von außen ein Sonderleben führt und sich organisch fortbildet, erleidet das Englische durch politische Ereignisse eine gewaltsame Durchdringung mit fremdem Sprachstoff, so sehr, daß es heute dem Auge des Laien kaum mehr als Verwandter des Deutschen erkennbar ist; und auf dem Kontinente selbst, im Bereiche des spezifischen Deutsch, sehen wir Sprachen untergehen, sich abschließen, andere sich mischen, sich emporschwingen. — Eine Episode aus diesem buntbewegten, vielgestaltigen Sprachleben soll im Folgenden geschildert werden: der Kampf der zwei mächtigsten Dialekte, des Hochdeutschen und des Niederdeutschen. Es ist ein typisches Bild, das sich unserm Auge hier bietet: nicht nur zeigen alle Kultursprachen mehr oder weniger ein ähnliches Ringen verschiedener Mundarten um die Herrschaft, sondern innerhalb des Deutschen selbst spielen sich die gleichen Kämpfe der Schriftsprache mit andern Dialekten ab.

Dieser Umstand mag es entschuldigen, wenn ein Schweizer ein fremdes Dialektgebiet zu betreten wagt; aus diesem Grunde sollen uns aber auch grammatische Auseinandersetzungen nur zur Klarstellung der Grundbegriffe dienen; im Uebrigen wird unsere Schilderung durchaus im Rahmen der äußeren Geschichte der Sprache sich bewegen, wird sie sich vorwiegend auf die einschlägigen Zeugnisse aus den verschiedenen Jahrhunderten stützen.

Die Entstehung des sprachlichen Gegensatzes von Hoch- und Niederdeutschen fällt in historisch nachweisbare Zeit. Zwar die römischen Schriftsteller, so ausführlich sie uns von dem Leben und den Thaten der Germanen berichten, erwähnen deren Sprache nur obenhin: ihre Härte und Rauhheit, kurz gesagt ihre Geltung als barbarisch läßt sie ihnen näherer Betrachtung nicht würdig erscheinen. Blos Isidor von Sevilla, der Enzyklopädist des Frühmittelalters, spricht sich ganz allgemein dahin aus, daß die germanischen Stämme nach der Sprache von einander abweichen; er unterscheidet zwei Germanien, „das obere längs der Nordsee, das untere um den Rhein".[1] Daß ihm die Begriffe „Ober"- und „Niederdeutschland" in umgekehrtem Sinne gelten wie heutzutage, thut nichts zur Sache.

Also um die Wende des sechsten und siebenten Jahrhunderts werden wir die sprachliche Trennung anzusetzen haben, und die grammatischen Rückschlüsse aus den in lateinischen Texten dieser Zeit überlieferten germanischen Eigennamen bestätigen diese Annahme. — Das unterscheidende Merkmal liegt in der Lautgestaltung. Wo das Nieder- oder Plattdeutsche sagt dat — wir legen den Beispielen die heutige Form zu Grunde; die Laute, auf welche es ankommt, sind jedoch schon für die älteste Zeit die gleichen —, hat der Ober- oder Hochdeutsche daß, tîd — Zeit; slâpen — schlafen; breken — brechen. Die ursprüngliche Lautstufe ist die des Niederdeutschen. — Daß die am meisten ins Ohr fallende Verschiebung die von

t zu ß oder z ist, bemerkt schon Aegidius Tschudi, 1538, indem er die Sprache der Aacher, Lütticher, Kölner und anderer umwohnender Völker „watlendisch“ nennt, „von wegen das sy mehrteyls kein s uß sprechen; was: wat, das: dat“. Die neuere Sprachforschung ergänzt diese Beobachtung dahin, daß dieser Lautwechsel auch der früheste und durchgreifendste ist; wo er Halt macht, da beginnt das niederdeutsche Sprachgebiet.

Wie wir aber heute keinen Dialekt unvermittelt abbrechen sehen, sondern ein allmählicher Uebergang stattfindet, so hat auch die Lautverschiebung ihre Abstufungen. Der Alemanne und Bayer spricht Khind, Chind, wo der gleichfalls hochdeutsche Franke mit dem Niederdeutschen Kind behält; in den ältesten oberdeutschen Handschriften findet sich das gemeindeutsche gib geschrieben kip, und thatsächlich kann man noch jetzt je nach der tönenden oder nach der härteren Aussprache von g und b den Norddeutschen vom Süddeutschen unterscheiden.[2] Wo wir ferner Tochter aussprechen, da sagt der rheinische Franke mit dem Niederdeutschen Dochter, und zwischen die hochdeutsche Pfeife und die plattdeutsche Pîpe setzt er seine Paif als Mittelform. Endlich ist dem Niederdeutschen eigen eine gewisse Abneigung gegen Diphthonge: dêl — Theil, rôk — Rauch.

Den Sitz und den Ursprung der Lautverschiebung werden wir da anzunehmen haben, wo sie am strengsten durchgeführt ist, nämlich bei den südlichsten Stämmen: den Langobarden, Bayern, Alemannen. — Ueber das Motiv dieses merkwürdigen Vorganges sagt Jakob Grimm: „In gewissem Betracht erscheint mir das Lautverschieben als eine Barbarei und Verwilderung, der sich andere ruhigere Völker enthielten, die aber mit dem gewaltigen das Mittelalter eröffnenden Vorschritte und Freiheitsdrang der Deutschen zusammenhängt, von welchem Europas Umgestaltung ausgehen sollte. Bis in die innersten Laute ihrer Sprache strebten sie vorwärts, und ich wage sogar

die Gunst der dem hochdeutschen Stamme vorzugsweise beschiedenen Herrschaft in Anschlag zu bringen, um daraus den Eintritt der Lautverschiebung abzuleiten. Bei der Geschichte der Bildung aller Sprachen darf die der Völker selbst niemals außer Acht gelassen werden, und es ist leicht wahrzunehmen, daß der Rede geistiger Fortschritt überhaupt abzuweichen scheint von der älteren Sprache leiblicher Vollendung; nicht umsonst sehen wir siegenden und herrschenden Völkern eben den Dialekt einer Sprache eigen, der sich von ihrem früheren Standpunkte am weitesten entfernt hat. Welcher Schaden ihnen daraus hervorgehen mag, sie wissen dafür Ersatz zu bereiten."[3]

Wilhelm Scherer, nachdem er den ganzen Prozeß nach seinen einzelnen Phasen dargelegt hat, findet als dessen Charakteristikum Unaufmerksamkeit für die konsonantischen Bestandtheile der Worte und bloses Ergötzen am Vokalklang, also musikalischen Sinn. Er legt dem Althochdeutschen ein gewisses seifenglattes Sprechen bei und fährt dann fort: „Dem Charakter der Zeit, in der die hochdeutsche Lautverschiebung sich vollzog, ist eigen die innige Berührung mit fremden Kulturen; der mangelhafte Formsinn der Deutschen reinigt und steigert sich durch auswärtige Hilfe. Den süddeutschen Stämmen aber, bei welchen die Lautverschiebung begann, lag keine fremde Bildung näher als die italienische. Wohnten doch die Langobarden mitten unter den Enkeln der Römer. Italien war die natürliche Schule des Formsinns für einen damaligen Deutschen."[4]

Es sei uns gestattet, an diese Bemerkung eine kleine Hypothese zu knüpfen. Wenn die Verschiebung des t zu z der erste Vorgang der Lautverschiebung ist, und wenn sie bei den Langobarden anhebt, sollte sie nicht zusammenhängen mit dem Wandel in der Aussprache des damaligen Latein, der aus natio ein nazio, aus cella (spr. kella) ein zella machte; also einem äußerlichen Anstoß ihr Dasein verdanken? Das wäre das

Vermächtniß des bald untergehenden langobardischen Sprachzweiges an das überlebende Deutsche. Die anderen Uebergänge lassen sich freilich auf den Einfluß einer fremden Sprache kaum zurückführen. Vielleicht können wir zu ihrer Erklärung ein Grundgesetz der Physiologie heranziehen, wonach aller organische Lautwandel die Bequemlichkeit, die Trägheit der Sprachwerkzeuge zur Ursache hat. Wenigstens liefert uns das Niederdeutsche selbst ein Beispiel hierfür. Jenes dat lautet in den ältesten Quellen **that** (th wie im Englischen), dieser Laut th wird aber bald als unbequem aufgegeben, wie denn auch das Neuenglische die Tendenz zeigt, sich seiner allmählich zu entledigen. — Scherer deutet noch an, daß „vornehme Lässigkeit", ein Streben der oberen sozialen Schicht, durch die Aussprache von der unteren sich abzuheben, ein psychologisches Moment also, Verschiebungen veranlaßt haben könnte; der heutige näselnde Modeton der Offiziere würde ein Analogon dazu abgeben.

Als Grenzen der Germanen giebt Isidor für das siebente Jahrhundert an: im Norden und Westen der Ozean, im Osten die Donau, im Süden der Rhein. In der That beweisen uns verschiedene Zeugnisse, daß bis ins neunte Jahrhundert hinein im westfränkischen Reiche, d. h. im heutigen Nordfrankreich, die Mundart des herrschenden Stammes die deutsche war. Die östlichen Länder dagegen: das heutige Oesterreich, Meißen, Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern waren damals slavisch. — Den Sitz der einzelnen Stämme können wir dahin bestimmen, daß am Oberrhein die Alemannen oder, wie ihr volksthümlicher Name lautet, die Schwaben wohnen; an der Donau die Bayern; im Stromgebiete des Mittelrheins, des Mains und der Mosel die Franken; dann im Tieflande die Niederdeutschen: Sachsen an der Weser und Elbe bis zur Eider, Niederfranken am Niederrhein, Maas und Schelde, von den Sachsen getrennt durch die Ems, also ungefähr die

heutige politische Grenze zwischen Holland und Deutschland; endlich die Friesen, die Bewohner der Meeresgestade.

Das Friesische gehört streng genommen nicht zum Niederdeutschen, es bildet mit dem Angelsächsischen wieder einen besonderen Sprachzweig. Der große Züricher Gelehrte Konrad Gesner berichtet darüber in seinem Mithridates, 1555: „Die Friesen bedienten sich einst eines durchaus originellen, harten und von den benachbarten gar sehr abweichenden Dialektes, in welchem sie alle Verträge und Urkunden zu verhandeln und abzufassen pflegten. Heute aber bequemen sich die Westfriesen meist an das brabantische und holländische Idiom als Staatssprache an, sei es wegen des Verkehrs mit den holländischen Kaufleuten, sei es, weil der Kaiser, resp. die österreichischen Erzherzöge, die dort die Herrschaft führen, in ihren obersten Gerichtshof vorzugsweise Brabanter einsetzen, die in ihrer Sprache Recht sprechen und alle Rechtsfragen und Verträge für die Oeffentlichkeit redigiren. Die Ostfriesen aber schließen sich nahe an die sächsische Sprache an."

Auch das Niederfränkische stellen wir außerhalb des Kreises unserer Betrachtung, da es sich im dreizehnten und den folgenden Jahrhunderten zu einer besonderen, der holländisch-vlämischen Schriftsprache ausbildet. Hierüber sagt der gleiche Konrad Gesner: „Die brabantische Sprache gilt heute unter den belgischen oder niederländischen Mundarten am Rhein und an der Nordsee für die feinste, wegen ihrer Mittelpunkte, der Universitätstadt Löwen und Brüssels, des Hofes des Kaisers oder jetzt der österreichischen Erzherzöge." Ein niederländischer Zeitgenosse, der kaiserliche Rath Busbeck, bestätigt diesen Ausspruch durch die gelegentliche Bemerkung: „Wir Flamänder sprechen das lateinische septem als sevene, ihr Brabanter aber, die ihr euch nach der niederländischen Schriftsprache zu reden bemüht, pflegt euch da gewaltig zu überheben und euch über

uns lustig zu machen, als sprächen wir dieses Wörtlein gröber aus denn ihr euer seven."

Somit haben wir unser Gebiet beschränkt auf den Umfang der heutigen deutschen Schriftsprache, niederdeutsch ist uns identisch mit sächsisch, d. h. niedersächsisch, denn das Land an der oberen Elbe, welches wir heute im politischen Verstande Sachsen nennen, trägt diesen Namen erst seit 1423. Die Altsachsen im sprachlichen Sinne haben als Südgrenze die Linie von Düsseldorf bis Merseburg, als Ostgrenze Saale und Elbe.[5]

Gleichsam als Ersatz für die Einbuße an Sprachgebiet an das Romanische beginnt von Karl dem Großen an bis spät ins Mittelalter die Kolonisation des slavischen Ostens. Der bayrische Stamm gründet die Ostmark, die Franken dehnen sich aus über Meißen, Schlesien und einen Theil von Böhmen, die Niederdeutschen besetzen Brandenburg, Mecklenburg und Pommern. Niederdeutsch wird auch die Volkssprache im Deutschordenslande Preußen, die Herren aber sind Franken, Schwaben und Bayern, also Hochdeutsche. — Wie sehr gegenüber der merowingischen Zeit die Sprachgrenze sich verschoben hatte, sehen wir aus Heinrich von Veldecke, dem höfischen Dichter des zwölften Jahrhunderts, der Deutschland mit Rücksicht auf die westliche und östliche Abgrenzung bezeichnet als das Land „zwischen Rhone und Save". Das Niederdeutsche umfaßt von diesem Gesammtgebiete zwar nur einen guten Drittel, doch hat es den Vortheil weit größerer Einheitlichkeit gegenüber den vielfach zerklüfteten und zerrissenen Mundarten des Hochlandes.

Nach dieser Charakteristik können wir übergehen zur Geschichte der beiden Sprachstämme, soweit sie mit einander in Berührung gerathen.

Das Aufkommen einer Literatur in deutscher Sprache knüpft an an die Bemühungen Karls des Großen um die Befestigung des Christenthums. Er bekämpft das Vorurtheil, als dürfe

nur die hebräische, griechische und lateinische Sprache im Gottesdienste Stelle finden, und schärft den Bischöfen Predigt in der Landessprache ein. Dem entsprechend trägt die älteste deutsche Literatur einen durchaus praktischen Charakter, sie ist im wesentlichen eine geistliche Uebersetzungsliteratur. Und aus ihrem Zusammenhange mit der Person Karls fließt die weitere Eigenschaft, daß sie in der Hauptsache eine Literatur des Frankenstammes ist. — In Karls Zeit fallen ferner die ersten schüchternen, nur zu bald wieder aufgegebenen Versuche einer Verwendung der deutschen Sprache in Urkunden und Gesetzen. — Direkt auf die Förderung des heimischen Idioms bezieht sich die Nachricht des Geschichtsschreibers Einhart, daß Karl den Winden und Monaten genauere Namen gab „nach der eigenen Mundart, während vor dieser Zeit die Franken die lateinischen und die deutschen Benennungen untermischt gebrauchten". Diese deutschen Bezeichnungen der Winde und Monate, die uns an der gleichen Stelle überliefert werden, sind freilich nicht in der von Karl gewünschten Ausdehnung in die Sprache übergegangen, z. B. witumanoth d. h. Holzmonat für September, wintarmanoth für den Januar, während der November herbistmanoth (Herbstmonat, jetzt deutscher Name des Septembers) heißt. „Auch die uralten deutschen Lieder, in denen der alten Könige Thaten und Kriege besungen wurden, ließ er für die Ueberlieferung aufschreiben." Sein Sohn, Ludwig der Fromme, theilte freilich diese Verehrung der altheimischen Dichtkunst nicht, und so hat sich jede Spur der unschätzbaren Sammlung verloren.

Wichtig ist noch die Tradition, daß Karl unter der Anleitung eines Grammatikers Nanno eine deutsche Grammatik zu schreiben begonnen, aber durch anderweitige Geschäfte und schließlich den Tod an der Weiterführung gehindert worden sei. Wäre sie zustande gekommen, so wäre sie wohl zu einer Art orthographischen Gesetzbuches erhoben und auf diese Weise wenigstens

für den Schriftgebrauch eine Spracheinheit erzielt worden. Ansätze zu einer solchen sind freilich auch so vorhanden, wenn wir die ansprechenden Thesen, die Müllenhoff in der Einleitung zu der von ihm und Scherer herausgegebenen Sammlung althochdeutscher Sprachdenkmäler über das Vorhandensein einer fränkischen Hofsprache aufgestellt hat, zu den unserigen machen wollen. Aus dem Umstand nämlich, daß die Monats- und Windnamen bei Einhart, ferner die Straßburger Königseide von 842 den gleichen Dialekt zeigen wie das von einem Mönche der flandrischen Abtei St. Amand auf den Sieg des westfränkischen Königs Ludwig über die Normannen 881 gedichtete Lied und wie die aus dem Kloster des heiligen Anianus in Orleans stammende Handschrift der wahrscheinlich zwischen den Jahren 770 und 790 am kaiserlichen Hofe zu Worms entstandenen Isidorübersetzung, zieht Müllenhoff folgende Schlüsse: „Sobald die verschiedenen deutschen Stämme im Reiche Karls des Großen zu einer politischen und religiösen Einheit verbunden waren, konnte auch für die Sprache die Entwickelung zu größerer Einheitlichkeit nicht ausbleiben. Darauf führte schon das Bedürfniß des Reiches. Zunächst die fränkischen Mundarten am Main und Mittelrhein, in der Mitte des damaligen Deutschlands, erlangten damit eine hervorragende Bedeutung, und durch ihre geographische Stellung sowohl als ihre ganz damit übereinstimmende sprachliche Beschaffenheit waren sie berufen, ein Bindeglied zwischen dem Norden und Süden abzugeben. In ihrem ganzen Habitus überwiegend hochdeutsch, hielten sie doch die Mitte zwischen den rauheren oberdeutschen und den noch ganz auf der alten Lautstufe verharrenden niederdeutschen Mundarten, so auch in ihrem Wortvorrath und Wortgebrauch, und Einwirkung und Abneigung, Entlehnung und Austausch waren für sie nach beiden Seiten hin leicht. Aus ihnen ging die karolingische Hofsprache hervor, die Sprache des höheren Lebens,

dessen Mittelpunkt der kaiserliche Hof war, das ihm von allen Seiten zustrebte und wiederum von ihm ausstrahlte. Gegen die Volksmundarten war die neue Sprache noch weniger abgeschlossen, als später das Mittelhochdeutsche, geschweige denn das Neuhochdeutsche, und ihr Abstand nach unten hin war wohl nur gering. Eine neue Literatur und Poesie, die ihr Festigkeit, Abgeschlossenheit und gleichmäßige Ausdehnung gegeben hätte, blühte nicht mit ihr auf. Daher kommt es, daß kaum ein Denkmal in allen sprachlichen Merkmalen mit einem anderen völlig übereinstimmt, und fast jedes die Sprache in einer anderen Gestalt zeigt. Eine Gleichmäßigkeit in den grammatischen Formen ward nicht erreicht, und alte und neue erscheinen im Gebrauche neben einander. Nicht einmal die Orthographie und Lautbezeichnung stellte sich fest; sie artete nach Ort und Zeit verschieden, wie die Sprache selbst. Sich selbst überlassen, behielt die Sprache ihre Wandelbarkeit und Vielgestaltigkeit."

Sicher ist, daß der fränkische Dialekt eines gewissen Vorrechtes vor den übrigen genoß. Otfrid von Weißenburg, der erste deutsche Dichter, dessen Name zugleich mit seinem Werke auf uns gekommen ist, gebraucht ums Jahr 868 den Ausdruck „fränkische Sprache" im Sinne von deutscher Sprache, und das ist auch, wie aus anderen Zeugnissen hervorgeht, die allgemeine Anschauung jener Zeit. Uns selbst gilt ja noch der Ausdruck „altfränkisch" für gleichbedeutend mit „altdeutsch", die Formel „frank und frei" weist den Franken eine bevorzugte Stellung an, in Byzanz wurde den Türken der Name „Franken" für alle Deutschen überliefert. Erst im zehnten Jahrhundert, mit dem Aufkommen der sächsischen Ottonen, geht der Frankenname als Gesammtbezeichnung der Deutschen verloren und auf den romanischen Westen über.

Ihre Hauptwirkung scheint die Hofsprache nach Norden hin, also gegen das Niederdeutsche, ausgeübt zu haben.

„Wenn," sagt Wilhelm Grimm, „z. B. in Kassel die plattdeutschen Bestandtheile in der Sprache des Volkes erst im Ausgange des vorigen Jahrhunderts zu weichen begannen, und wenn andererseits vom gleichen Orte stammende Schriftstücke schon im vierzehnten Jahrhundert nur geringe und im sechszehnten gar keine Einmischung plattdeutscher Wörter und Formen mehr zeigen, so ist der Schluß nicht abzuweisen, daß diese Sprachbewegung insgemein schon in frühester Zeit begonnen habe und auf den Einfluß des herrschenden Stammes zurückzuführen sei, der eben darum auch im Besitze der reichsten Literatur war, und dessen Sprache infolge dieser beiden Umstände eine Art Gemeingiltigkeit erlangt hatte." — Die Literatur des Altsächsischen beschränkt sich beinahe ausschließlich auf die zur Zeit und vielleicht auf Befehl Ludwigs des Frommen entstandene, unter dem Namen „Heliand" (d. h. Heiland) bekannte epische Darstellung des Lebens Jesu; von da an bricht bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts, also beinahe für ein halbes Jahrtausend, alle Verbindung ab. Diese merkwürdige Thatsache läßt sich nicht etwa so erklären, als habe das Niederdeutsche für die schriftliche Fixirung sich ungeeignet erwiesen; der hoch entwickelte dichterische Stil des Heliand, die Blüthe der angelsächsischen Literatur, mit der sich die althochdeutsche schwerlich messen kann, die Bildung der niederländischen Schriftsprache aus dem nahe verwandten niederfränkischen Dialekte widerlegen diese Ansicht zur Genüge. Auch auf geistige Trägheit der Sachsen können wir nicht unbedingt schließen, da im Gegentheil ihre Verständigkeit, Klugheit und Redefertigkeit gerühmt werden, und es bleibt uns in der That nichts Anderes übrig, als dieses Verhältniß auf das drückende Uebergewicht der fränkischen oder hochdeutschen Sprache zurückzuführen. — Die Vorherrschaft des sächsischen Stammes unter den Ottonen im zehnten Jahrhundert hat hieran nichts geändert. Nicht mit Unrecht hat man von

einer Frührenaissancezeit der Ottonen gesprochen; an ihrem Hofe überwog das Latein, wo sogar die Frauen es verstanden, und durch die Verbindung mit Byzanz lernten sie griechische Kultur kennen und schätzen. Zwar das Zitat des geistvollen, aber etwas raschen Verfassers der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, Heinrich Rückerts, Ottos I. Sprache sei gewesen leniter saxonizans, von sächsischem Anflug, und der daraus gezogene Schluß, daß am Hofe hochdeutsch mit leiser plattdeutscher Färbung gesprochen worden sei, beruht auf einer Gedächtnißtäuschung; die Stellen lauten vielmehr gerade dahin, daß Otto I. wie Otto II. sächsisch geredet haben; wohl aber dürfen wir aus der Schreibung der Namen in den Urkunden der sächsischen Kaiser, aus der hochdeutschen Lautgebung niederdeutscher Münzinschriften und aus sächsischen Geschichtsschreibern, welche die Namen der Kaiser hochdeutsch neben niederdeutschen sonstigen Eigennamen aufführen, auf eine Kanzleisprache nach fränkischem Typus folgern. „Das Verhältniß, wie man es auch definiren mag, hat jedenfalls eine gewisse Analogie zu dem Verhältniß von Dialekt und Schriftsprache.“ (Scherer.)

Wir treten in die mittelhochdeutsche Zeit, die klassische Epoche des Minnesangs und der epischen Dichtung. Mit den Hohenstaufen gedeiht eine lange vorbereitete Literaturbewegung zu reicher Entfaltung, die auch für das Sprachleben von Bedeutung ist. Es tritt ein Stand in den Vordergrund, der, begünstigt durch die kühnen und edeln Thaten zugeneigte gehobene Stimmung der Zeit, durch seinen Glanz und Geist der Literatur alsbald seinen Charakter aufprägt und, nicht gehindert durch äußere Rücksichten, nun auch die heimische Sprache in ihr volles Recht einsetzt, sie in ihrer Lebendigkeit, ihrer Anmuth und Feinheit ans helle Licht treten läßt. Der Kirche gebührt das Verdienst, die deutsche Sprache in die Literatur eingeführt zu haben, die ritterlichen Höfe aber haben sie erhoben zur

Kunstsprache, sie haben ihre Werthschätzung als eines nationalen Bindemittels dem allgemeinen Latein gegenüber im Volksbewußtsein zum Durchbruch gebracht und damit ihre Eigenschaft, ihre Herrschaft als Kultur- und Literatursprache für alle Zeiten gesichert. Um 1200 reicht die Herrschaft deutscher Rede und Dichtung sogar bis über die Sprachgrenze hinaus, Zeugniß dessen der Italiener Thomasin von Cerchiari, der ein langes Lehrgedicht, den Welschen Gast, in deutscher Sprache abfaßt. Hatte sich bisher die fast ausschließlich geistliche Literatur nur unter dem Zwange der Umstände und mit Widerwillen zum Deutschen bequemt, so wird jetzt deutschen Büchern, d. h. romantischen Gedichten, eine überwiegende Theilnahme entgegengebracht, so sehr, daß deutsch lesen für gleichbedeutend gilt mit lesen überhaupt. Nach Inhalt und Gedanken ist diese ritterliche Dichtung freilich nicht national, sie entlehnt ihre Stoffe aus Frankreich, durch das Mittel von Brabant und Flandern; ihre erste Blüthe hat sie am Rhein, manche Dichter aus diesem Kreise können wir in Verhältnissen zum hohenstaufischen Hofe nachweisen. Die rheinische und schwäbische Ritterschaft, d. h. diejenige des Mittel- und Oberrheins, wird von den Zeitgenossen als Muster hingestellt für höfisches Benehmen; ihre Freigebigkeit, Weisheit und gewandte Rede wird von den Dichtern laut gepriesen. Wie ehedem die Franken, so wird jetzt der Name der Schwaben zur Bezeichnung aller Deutschen gebraucht.[6] Im Gegensatze zu ihnen gelten die Bayern, Oesterreicher und Franken für ungeschickt und plump, die Sachsen für wild und barbarisch. Bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein und darüber hinaus besitzen wir Zeugnisse, daß das Schwäbische im Osten, Norden und Westen als besonders feine Sprache geschätzt und nachgeahmt wurde. Nicht mehr Franken und Sachsen, sondern Schwaben und Sachsen werden jetzt als die Hauptstämme einander gegenübergestellt.

Erwägungen dieser Art haben zur Annahme einer über den

Mundarten und im Gegensatz zu ihnen stehenden mittelhochdeutschen Kunst- oder Dichtersprache geführt. „Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert," sagt Jakob Grimm, „waltet am Rhein und an der Donau, von Tyrol bis nach Hessen schon eine allgemeine Sprache, deren sich alle Dichter bedienen; in ihr sind die älteren Mundarten verschwommen und aufgelöst, nur noch einzelnen Wörtern und Formen klebt Landschaftliches an." „Dazu tritt, daß die meisten Dichter jener Zeit wanderten und mit den Sprachabweichungen anderer Gegenden bekannt wurden, wenn sich schon die Eigenthümlichkeit ihrer Mundart nie ganz verwischte." „Diese vielen, unter der Bezeichnung mittelhochdeutsch zusammenbegriffenen Denkmäler heben von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an und reichen bis zum Ausgange des dreizehnten, in dessen erstes Drittel sich doch ihre eigentliche Kraft und Blüthe drängt, sie haben zwar nicht alle eine und dieselbe Mundart, verrathen aber lange keine so abstechende Verschiedenheit untereinander als die althochdeutschen Quellen. Die meisten mittelhochdeutschen Dichtungen sind in Schwaben, in der Schweiz, in Bayern und Oesterreich entstanden, verschiedene in den Gegenden des Oberrheins und in Franken bis nach Thüringen hinein." — Weil die örtlichen Einflüsse der Dialekte auf die mittelhochdeutschen Denkmäler lange nicht so ins Auge fallend seien, als bei den althochdeutschen Quellen, habe man bisher alles unter dem Namen „schwäbische Sprache" zusammengeworfen. Den Schwaben klinge entweder gar nichts von ihrem heimathlichen Dialekte an, oder es zeige sich doch weit weniger als bei Bayern und Oesterreichern. — Gelehrte wie Koberstein, Wilhelm Wackernagel, Heinrich Rückert haben den Ansichten Grimms beigepflichtet. Müllenhoff läßt diese Sprache hervorgehen aus einer Ausgleichung des ostfränkischen und des alemannischen Dialektes, welche zuerst an den Höfen der Salier und der Hohenstaufen sich müsse geltend gemacht haben. — In

neuerer Zeit ist das Bestehen einer solchen Schriftsprache überhaupt geleugnet worden (Franz Pfeiffer, Hermann Paul); ihre Einheitlichkeit beruhe einzig auf der kunstreichen textkritischen Behandlungsmethode der modernen Gelehrsamkeit, in der handschriftlichen Ueberlieferung selbst sei nichts davon zu verspüren. Die Ansicht, die dem staufischen Kaiserhause einen bedeutenden unmittelbaren Einfluß auf die Entwickelung der höfischen Sprache und Poesie zuschreibe, sei ein schöner Wahn. In steten aufreibenden Kämpfen mit der Hierarchie und unbotmäßigen Vasallen, erfüllt von politischen Plänen und Gedanken, mehr in Italien als in Deutschland zu Hause und, wenn je in der Heimath, stets mit dem Fuß im Stegreif, hatten die Staufer zur Pflege und Förderung der Poesie weder Stimmung noch Zeit, wenn auch in ihnen innere Neigung und Lust dazu vorhanden war. Gegenüber dem, was die Babenberger und die thüringischen Landgrafen für die mittelhochdeutsche Dichtung gethan, könne von einer Förderung der Poesie, also auch der Hofsprache, durch die Staufer keine Rede sein. — Es wird ferner darauf hingewiesen, daß die mit den Hohenstaufen gleichzeitige französische Literatur durchaus dialektisch ist, trotzdem die Zentralisation und der Einfluß der Könige in Frankreich schon am Ende des zwölften Jahrhunderts größer war als in Deutschland. — Die neueste Schrift, welche diese Frage in der That um einen bedeutenden Schritt ihrer Lösung entgegenführt, ist die Abhandlung von Behaghel in der Baseler Festschrift für Heidelberg. Die Vergleichung der Sprache in unbezweifelt alemannischen Dichterwerken mit derjenigen der Urkunden, in denen wir den heimischen Dialekt als bewahrt annehmen müssen, ergiebt eine Verschiedenheit, die wir nicht anders als aus dem Vorhandensein einer gemeinsamen Dichtersprache erklären können. — Eines ist freilich heute unbestritten: in Mitteldeutschland (Hessen, Thüringen, Meißen) setzt sich der fränkische Schriftdialekt, der noch vom

elften auf das zwölfte Jahrhundert eine Zeit der Blüthe erreicht hatte, fort neben der allgemeinen mittelhochdeutschen Literatursprache, an welche er jedoch durch Vermeidung des auffällig Mundartlichen sich wenigstens anzunähern bestrebt ist.

War das Uebergewicht des Hochdeutschen über das Niederdeutsche jemals zweifelhaft, so ist es während dieser klassischen Periode oberdeutscher Kunstdichtung und Kunstsprache entschieden. Die niederdeutsche Sprache, von dem stärkeren Stamme überwachsen, blieb zurück, und wer lebendigen Trieb zur Kunst empfand, mußte in der hochdeutschen sein Vorbild suchen. Albrecht von Halberstadt, ein Niederdeutscher also, der 1210 Ovids Metamorphosen poetisch bearbeitete, entschuldigt die Unbeholfenheit seiner (hochdeutschen) Uebersetzung mit folgenden Worten: „Der seinen Scharfsinn an dieses Buch mit redlichem Fleiß gewendet hat, der ist weder ein Schwabe noch ein Bayer, weder ein Thüringer noch ein Franke. Daran möget ihr denken, wenn ihr in den Reimen Falsches oder Ungenaues findet, denn ein Sachse, Albrecht von Halberstadt, hat euch dieses Buch gedichtet von Latein zu Deutsch.“ Herzog Heinrich von Anhalt in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dichtete seine Minnelieder in hochdeutscher Sprache, so auch Witzlav von Rügen, dem zwar unbeabsichtigt manches Niederdeutsche unter die ungewohnte Modesprache geräth. — Das erste deutsche Rechtsbuch, der Sachsenspiegel, ist um 1230 in der obersächsisch-fränkischen Sprache ausgearbeitet worden, und es scheint dieser Dialekt vorbildlich geworden zu sein für die juristische Literatur, welche sich in Norddeutschland an den Sachsenspiegel knüpfte; wenigstens theilt das niederdeutsche Magdeburg sein Stadtrecht an Breslau in obersächsischer Sprache mit. — Bei den literarischer Kultur zugänglichen Ständen Niedersachsens mag das Hochdeutsche im dreizehnten Jahrhundert auch als Umgangssprache nicht ungebräuchlich gewesen sein. Reinbot von Dürn,

ein Bayer in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wünscht, daß seine Dichtung vom heiligen Georg bekannt werde in allen deutschen Landen, von Tyrol bis nach Bremen und von Preßburg bis nach Metz, er dehnt also das Gebiet der hochdeutschen Sprache unbedenklich auch über Niederdeutschland aus.

Den Zeugnissen über die sprachlichen Verhältnisse jener Zeit können wir noch anreihen den großen Prediger aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, Berthold von Regensburg. Da er wandernd durch ganz Deutschland zog, entäußert sich seine Sprache mit Beflissenheit der angebornen mundartlichen Schranken; in diesem Sinne übersetzt er das lateinische Wort spes gleichzeitig mit drei je nach den Landschaften wechselnden deutschen Ausdrücken: gedinge, hoffenunge, zuversiht. „Wir haben viele Wörter im Lateinischen," bemerkt er, „die wir deutsch nicht anders als mit vielen Umschreibungen wiedergeben können; wir sind in lateinischer Sprache gar reich und können ganze Sätze in kurze Worte fassen, wo man in deutscher Sprache viel Redens machen muß." Der Gegensatz von Ober- und Niederdeutschen wird veranschaulicht durch Nennung Derer von Zürich und dem Bodensee und Derer von Sachsen: „Ihr wißt wohl, daß die Niederländer und die Oberländer gar ungleich sind an der Sprache und an den Sitten. Die vom Oberlande, dort von Zürich her, die reden ganz anders als die aus dem Niederlande, von Sachsen. Die sind ungleich an der Sprache, man kennt sie ganz wohl von einander, die vom Sachsenlande und die am Bodensee im Oberlande, und sind auch an den Sitten ungleich und an den Kleidern." „Also steht es um die Niederländer und um die Oberländer, daß manch Niederländer ist, der der Oberländer Sprache annimmt. Geschieht es aber so, daß du mich täuschest an dem Gewande und an der Sprache, so kannst du mich an den Sitten nimmermehr täuschen. Das könnte nimmer geschehen; und wollte

ein Niederländer nur vier Wochen bei mir wohnen, ich würde wohl inne; ob er ein Niederländer wäre oder ein Oberländer."

Stimmt die Sprache Bertholds mit derjenigen der höfischen Dichter den Lauten und Formen nach überein, so tritt er doch wieder anderseits in bewußten Gegensatz zu ihr. In einer seiner Predigten nennt er die Tugend das beste unter allen Dingen, die Gott schuf, das edelste, reinste und wonnesamste, die Freude der Engel, den Schlüssel zum Himmelreiche; da Gott die Tugend selber sei, wollte er auch, daß Engel und Menschen tugendhaft würden. „Er meint aber nicht die Tugend, was etliche Leute „Tugend" heißen. Wenn Einer eine Botschaft in höfischer Art ausrichten kann, oder eine Schüssel tragen kann und die Hände wohlgezogen halten oder vor sich legen kann, so sprechen etliche Leute: Ei welch ein wohlerzogener Jüngling oder Mann oder Frau ist das! Das ist ein gar tugendsamer Mensch, ei, wie tugendsam kann er sich gebaren! — Siehe, diese Tugend ist vor Gott ein Gespötte. . . ." Die Predigt verlangt nach einem deutschen Worte für ihre kirchliche virtus, sie findet kein anderes als „Tugend" und bekämpft daher mit zorniger Absicht die alte höfische Bedeutung. Damit werden wir auf eine Reihe von Begriffswandelungen hingewiesen, welche zu einer neuen Sprachperiode hinüberleiten.

Die Einheit der mittelhochdeutschen Sprache war wesentlich bedingt durch die Formvollendung der Dichtung und die konventionelle Gleichförmigkeit ihres Inhalts, diese Eigenschaften aber waren innig verknüpft mit der Pflege der Poesie durch die höfischen Kreise. Sobald sie sich von der Literatur abwandten, mußte mit dieser selbst auch das äußere Gewand, die Sprache, einen veränderten Charakter annehmen. Diese Abwendung von der Literatur aber, das materielle und geistige Sinken des Ritterthums, vollzieht sich mit dem Aufblühen der Städte und mit der wachsenden Auflösung des Reiches nach dem Falle der

Hohenstaufen. Konrad von Würzburg, der letzte hochgesinnte Vertreter höfischer Dichtung, klagt um 1280, daß man Erzählung und Lied nicht mehr in Ehren halte, und doch seien ihrer Wenige geworden, die mit der Dichtkunst den Leuten Freude bereiten können. Reiche und Arme schätzen die Meister gering, die zierlicher Rede pflegen, während man erwarten sollte, daß ein gutes Gedicht eben um seiner Seltenheit willen an den Höfen freundliche Aufnahme finde. Die Dichtkunst wolle in deutschen Landen fast ganz verschwinden, so daß man in weitem Umkreise kaum Einen zu finden vermöge, der ein Meister guter Rede und guter Töne heißen könne. Die ungestümen jungen Ritter aber sind so unverständig, daß gute Rede und edler Sang ihnen gleichgiltig ist. Ihr Sinn ist der Dichtung gram; wer sich mit dem Dichten Mühe giebt, der wird enttäuscht, man hört nicht mehr gern wohl sprechen und singen. Rohheit verdrängt die maßvolle Haltung und den Anstand. — Nicht nur inhaltlich, auch sprachlich geht die Literatur jetzt nach verschiedenen Richtungen auseinander. „Die Schriftsteller des vierzehnten und der folgenden Jahrhunderte vergröbern stufenweise die frühere Sprachregel und überlassen sich sorglos den Einmischungen landschaftlich gemeiner Mundart; oft weiß man nicht, ob ihre Besonderheit von der alten reinen Sprache her übrig geblieben oder aus dem Gebiete des Volksdialektes eingedrungen ist.“ (Grimm.)

Es ist bezeichnend, daß diese Periode des Auflebens der Schriftdialekte durch das erste ausführliche Zeugniß über die deutschen Mundarten eröffnet wird. Hugo von Trimberg, Rektor der Schule zu Bamberg, um 1300, lobt es zwar, wenn der Schriftsteller das Gute aus den verschiedenen Mundarten zu seinem Gebrauche vereinige, sagt aber gleich darauf: „Ein jegliches Menschenkind spricht gerne die Sprache, in der es erzogen ist. Wenn darum meine Worte etwas nach Franken anklingen, so zürne Niemand, denn ich bin aus Franken gebürtig.“

In seiner Charakteristik der deutschen Mundarten heißt es: „Wer wähnt, daß die von Aachen reden wie die von Franken, dem sollen die Mäuse danken. Eine jegliche Landschaft hat da ihre Art, die ihren Bewohnern anhaftet. Die Schwaben spalten ihre Wörter, die Franken falten sie ein wenig, die Bayern zerren sie auseinander, Thüringer singen, Sachsen lispeln, Rheinländer pressen, Wetterauer würgen, Meißner sie hübsch schürgen" u. s. w.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ist dann die Reminiszenz an die ehemalige gemeinsame Literatursprache völlig erloschen. Der Franke Konrad von Megenberg, Domherr im bayerischen Regensburg, der sein „Buch der Natur" im bayerischen Dialekte verfaßt, sieht sich genöthigt, eine Anzahl seiner Ausdrücke durch Synonyma anderer Mundarten zu erläutern, z. B.: „den siechtum, der melancolia haißet, das haißent die Dürgen (Thüringer) rasen". „Der kranwitpaum haißt in meiner müeterleichen däutsch ain wechalter (Wachholder)". — Der Vocabularius optimus, ein in der Schweiz entstandenes lateinisch-deutsches Wörterbüchlein, enthält in der Zueignung an einen erdichteten Herzog von Oesterreich folgende Stelle: „Nachdem Ihr und Euer Haus die Verdeutschung der unzweideutigen lateinischen Wörter an dem einen Ende Eurer Herrschaft, nämlich in Oesterreich, gelernt habt und dieselbe wiederum an der entgegengesetzten Grenze, nämlich in Schwaben, für den Gebrauch in öffentlichen und Privaturkunden verwendet, schadet die je nach der Entfernung der Landschaften verschiedene Aussprache und Sprachgebrauch dem klaren Verständniß und führt häufig zu Irrthümern in der Vollstreckung der Befehle." — Der Mystiker Nicolaus von Basel schreibt 1369 den Insassen des Klösterleins zum Grünen Wörd in Straßburg: „Ich hätte euch gerne das alte Büchlein gesandt, aber es ist wohl zur Hälfte in einer so ungewohnten Sprache, die ihr nicht lesen könntet, und ich übte mich selber vier Tage und Nächte daran,

damit ich es euch schriebe in eurer Elsässer Sprache." — Eine in Halle 1343 entstandene deutsche Uebersetzung der vier Evangelien bezeichnet sich selbst als „Uebertragung in das mittelste Deutsch".

Das ist nun auch die Zeit des Wiederaufkommens einer niederdeutschen Schriftsprache. Schon Hugo von Trimberg bestimmt sein Buch nur noch für Schwaben, Thüringer, Bayern, Franken, nicht mehr für die Sachsen. Das Lübecker Stadtrecht von 1298, die gleichzeitige älteste lübeckische Chronik, die Bremer Statuten aus dem Jahre 1302: diese Daten geben uns die Zeit des Entstehens einer niederdeutschen Literatur an, die bald, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, ihre Blüthe und ihren Höhepunkt erreicht. Ferner weisen uns diese Nachrichten zugleich auf das Gebiet, auf dem das Niederdeutsche etwas Hervorragendes geleistet hat, nämlich das der Prosa. Nicht, daß das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert keine niederdeutsche Poesien lieferte, aber sie leiden an der Gleichgiltigkeit gegen formale Vollendung, ein Charakterzug, welcher der niederdeutschen Poesie bis auf heute anhaftet. Einzig der „Reineke Vos", im günstigsten Augenblick aus dem Niederländischen übersetzt, hat eine so durchschlagende Wirkung gehabt, daß er das weitverbreitetste niederdeutsche Buch geworden, mehrfach, ein höchst seltener Fall in der Geschichte dieser Literatur, in fremde Sprachen übersetzt ist, Jahrhunderte lang für ein Originalwerk gegolten und der niederdeutschen Sprache den größten Glanz verliehen hat. In den Prosadenkmälern wird die Sprache ohne Unbehilflichkeit gehandhabt, „sie ist gewissermaßen gleich fertig hervorgetreten". Die Glanzperiode des Niederdeutschen umfaßt hauptsächlich die Jahre 1350—1500, also besonders die Zeit, wo der Bund der hanseschen Städte in größter Blüthe stand, mit denselben wuchs und sank es. Als die Hansa über die ganze niederdeutsche Tiefebene bis nach Riga hinauf gebot und

fremde Staaten und Könige sich unterthänig und dienstbar machte, da gebot auch das Niederdeutsche, die diplomatische Sprache des Bundes, über dasselbe Gebiet, ja über dasselbe hinaus, denn auswärtige Mächte sandten wohl ihre Schreiben an den Rath zu Lübeck in niederdeutscher Sprache, und der Rath antwortete ihnen in derselben Sprache.[7]

Aber diese zentrifugale Sprachbewegung trägt selbst wieder den Keim der Einigung in sich. Die neuhochdeutsche Sprache ist keine künstliche Sprache, auch sie ist aus einem Dialekte erwachsen, aber nicht am Rhein, nicht als zartes Gebilde in den Händen der Dichter tritt sie auf, sie ist weder zeitlich noch stofflich die unmittelbare Fortsetzung des Mittelhochdeutschen, sondern ihre Heimath ist das ursprünglich slavische Land an der oberen Elbe, ihre Umgebung die Kanzleistube der Fürsten und ihr Feld die Prosa. In den Urkunden der Prager Kanzlei Kaiser Karls IV., um 1350, begegnet uns zuerst eine Sprache, die von allen mittelalterlichen Dialekten dem heutigen Schriftdeutsch am nächsten kommt. Eine dieser Urkunden beginnt z. B.:

„Wir Karl von Gotes Genaden romischer Keyser, zu allen Zeiten Merer des Reichs und Kunig zu Beheim, bekennen und tun kunt offenlich mit disem Brieve allen Den, die yn sehen oder horen lesen: daß wir mit wolbedachtem Mute und mit rechter Witze, zu Eren, zu Nutze und zu Wirdikeit des heiligen romischen Reichs uns mit den ersamen den Burgermeistern, dem Rate und den Burgern gemeynlich der Stat zu Nuremberg, unsern lieben Getrewen, ihren Erben und Nachkomen vorbunden haben und vorbinden (= sich verbindlich machen) unser Lebetage in sulcher Schicht und Meynungen, als hernach geschrieben steet . ." rc. (Weizsäcker, Deutsche Reichstagsakten I, 56.)

Gegenüber den mittelhochdeutsch-alemannischen Formen zît, rîch, triuwe haben wir hier die heutigen: Zeit, Reich, Treue.

Diese Erweiterungen zusammt mit der des û zu au (hûs — Haus) sind eine Eigenthümlichkeit des österreichischen Dialektes, sie treten schon im elften und zwölften Jahrhundert in Kärnthen und Steiermark auf; ihre Entstehung ist vielleicht auf den Einfluß des benachbarten Slavischen zurückzuführen, welches von vorneherein zu einer breiten und singenden Aussprache der Vokale geneigt ist. Andererseits ist die Zusammenziehung Mut anstatt des früheren muot ein Merkmal des Mitteldeutschen. Infolge dieses Charakters als Mischsprache war der nordböhmische Dialekt zur schriftlichen Vermittelung zwischen dem österreichischen Hofe und den Kurfürsten Mitteldeutschlands besonders geeignet. Im fünfzehnten Jahrhundert, während der langen Regierung Friedrichs III., fällt freilich die kaiserliche Kanzlei in den österreichischen Dialekt zurück und gilt in dieser Form als „gemeines Deutsch", d. h. als offizielle Reichssprache, die dann auch durch die Druckerstätten Nürnberg und Augsburg zur Literatursprache erhoben wird. — Wohl aber sehen wir bald nach 1400 die neue Sprache nach Norden hin, in den ehemaligen Kolonisationsländern östlich der Elbe, aufkommen. Die Literatur Böhmens, Schlesiens, Meißens weist am frühesten Formen auf, wie: ich nehme, ich spreche (südliche Dialekte: ich nim, ich sprich), Konig, Sohn, fromm, gesponnen, konnte (südliche Dialekte: kunig, sun, frum, gespunnen, kunnt), gehen, stehen (gên, stên oder gân, stân), sie geben (sie gebent), du hingest (du hienge), geschrieben, (geschriben) — lauter Formen, ohne die wir uns das heutige Schriftdeutsch gar nicht denken können. Und diese Sprache, meißnisch genannt, wird schon im fünfzehnten Jahrhundert als besonders vorzüglich gelobt. Sie breitet sich aus als Kanzleisprache nach Kurbrandenburg und Thüringen, 1490 wird in Leipzig ein Buch „auf die meißnische Sprache" gedruckt. Schon greift sie nach Altsachsen über, das wir bereits ihrer Vorgängerin, der obersächsischen Rechtssprache, sich theilweise beugen sahen. Das

niederdeutsche Halle, hart an der Sprachgrenze gelegen und darum der Einwirkung des angeseheneren Hochdeutsch von jeher stärker ausgesetzt, nimmt dieses im fünfzehnten Jahrhundert als Urkunden- und Gesetzessprache an. Als im Jahre 1477 der Rath Abgeordnete aus der Bürgerschaft vor sich beschied, mußte der Rathsmeister, der das Wort hätte führen sollen, schweigen und einen Anderen reden lassen, der niedersächsisch verstand und sprechen konnte. Die Volkssprache war also noch niederdeutsch, aber die Geschäftssprache des Rathes und die Umgangssprache der höheren Stände war die obersächsische.

Die neuhochdeutsche Sprache besteht also schon vor der Reformation, auch in der Literatur; um 1500 hat sie ihren Siegeslauf bereits angetreten. Dem sprachlichen Verdienste Luthers geschieht dadurch kein Abbruch. Seine eigene Aeußerung über diesen Punkt, die ins Jahr 1545 gesetzt wird, lautet: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich Beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei. Drumb ist's auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprach gezogen." — Unter Maximilian hatten also Festsetzungen stattgefunden zum Ausgleich der österreichischen und obersächsischen Kanzleisprache. Unser philologisch geschärftes Auge nimmt freilich trotz alledem noch genug Verschiedenheiten zwischen beiden wahr. Daß aber nach langem Ringen nicht nur die österreichisch-süddeutsche Reichssprache, sondern auch der reichere und poetischere alemannische Schriftdialekt vom Schauplatze verschwunden sind, ist die Folge des weit über den Tod des Reformators hinaus reichenden,

nicht nur in Dingen des Glaubens allein als kanonisch geltenden Ansehens und der den Einfluß einer ganzen Literatur aufwägenden Verbreitung seiner Schriften, vorab der Bibelübersetzung; das zweite Moment von Luthers Wirksamkeit liegt darin, daß er mit schöpferischer Begabung die dürre und ärmliche Kanzleisprache verjüngte und bereicherte durch den Wortschatz seiner angeborenen thüringischen Mundart, deren nahe Berührung zum Niederdeutschen dem Norden diese Sprache mit der Glaubenseinheit um so annehmbarer zu machen geeignet war. Luther ist der Begründer der deutschen Spracheinheit, und in diesem Sinne können wir der landläufigen, von den Grammatikern des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts hergebrachten Anschauung, wonach die neuere Sprache mit ihm beginnt, ihr Recht lassen.

In den Aeußerungen Luthers über sprachliche Dinge werden die niederdeutschen Mundarten ehrenvoll genannt. „Die märkische Sprache", sagt er in jenem Tischgespräche über die gemeine deutsche Sprache, „ist leichte, man merkt kaum, daß ein Märker die Lippen reget, wenn er redet; sie übertrifft die sächsische." „Die dänische und englische Sprache ist sächsisch, welche recht deutsch ist. Die oberländische Sprache ist nicht die rechte deutsche Sprache, nimmt den Mund voll und weit und lautet hart. Aber die sächsische Sprache gehet fein, leise und leicht ab." „Deutschland hat mancherlei Dialectos, Art zu reden, also daß die Leute in dreißig Meilen Weges einander nicht wohl können verstehen; die Oesterreicher und Bayern verstehen die Thüringer und Sachsen nicht, sonderlich die Niederländer." „Ja die Bayern verstehen bisweilen Einer den Andern nicht recht, was grobe Bayern sind. Alle Nationen gegen Sachsen sind einfältig." „Dr. Martin Luther gedachte auch der deutschen Sprache, daß sie mancherlei Unterscheid hätte, zog aber die hessische Sprache den andern allzumal für, als welche

die Worte pronuncirte und redete mit einem Accentu, gleich als sängen sie dieselbigen. Oesterreicher und Bayern hielten keine Diphthongos, sagen uwer, Fuhr, Brout für euer, Feuer, Brod. Also redeten auch die Franken grob mit ungehofelter Zunge: ko, jo 2c."

Daß der Uebergang zur Schriftsprache des Reformators nicht von einem Tag auf den andern sich vollzog, ist begreiflich, immerhin ist er rascher und gründlicher erfolgt, als bei der großen Ausdehnung des niederdeutschen Sprachgebietes und der nachwirkenden Tradition der niederdeutschen Literatur anzunehmen wäre. „Seit 1500", sagt Lübben in seiner Charakteristik der niederdeutschen Literatur, „ist ein merklicher Rückgang wahrnehmbar, die Formen werden unreiner, die Orthographie verwildert, die Darstellung wird unzarter, die syntaktischen Fügungen, die früher leicht, gefällig und durchsichtig waren, werden unbequemer ... man hört den Wurm bohren, der in das Mark der niederdeutschen Sprache sich hineinzunagen beginnt." — Niederdeutsche Bibelübersetzungen sind schon vor Luther verschiedentlich gedruckt worden, die eine vermuthlich zu Köln um's Jahr 1480, die andere zu Lübeck 1494. Eine dritte niedersächsische Bibel ist zu Halberstadt 1522 gedruckt. Von der Lutherschen Bibelübersetzung erschien das Neue Testament schon 1522 niedersächsisch zu Wittenberg und in den folgenden Jahren bis 1532 an fünfzehn Orten nachgedruckt. Von den vollständigen niedersächsischen Lutherbibeln, deren Göze in seiner Geschichte der niedersächsischen Bibeln vierundzwanzig angiebt, ist die Lübeckische Ausgabe von 1534 die älteste. In der kleinen Erinnerung, die dieser Bibel mit Luthers Vorrede vorgesetzt ist, sagt Johannes Bugenhagen: De Uthlegynge Doctoris Martini Luthers, mynes leven Heren unde Vaders in Christo, ys in dysh sassesche Düdesch uth dem Höchdüdeschen vlitich uthgesettet, uth synem Bevele." — Eine

neue niedersächsische Bibelübersetzung veranstaltete 1596 David Wolder, Pastor zu Hamburg. Als Ursache giebt er an, daß er in den neunzehn Jahren, die er zu Hamburg seinen Landsleuten das göttliche Wort in ihrer und seiner Muttersprache gepredigt, an der sächsischen Bibel nicht ohne Seufzen und Schmerzen wahrgenommen habe, daß dieselbe an sehr vielen Orten zum Theil mit Dr. Luthers Bibel nicht übereinstimme, zum Theil auch gegen der sächsischen Sprache feine Natur und Art gezwungen und seltsam in aller vernünftigen Niedersachsen Ohren klinge. Seine Leser nennt Wolder „mine leven Sassen“ und verspricht, seine Uebersetzung in der „purreinen sassischen Sprake“ zu liefern. — Die letzte niedersächsische Bibel ist zu Goslar 1621 gedruckt, das Neue Testament besonders zu Stettin 1604, zu Lübeck 1615, zu Hamburg 1605, 1619 und 1620, und der Psalter vermuthlich ebendaselbst 1621. Kinderling in seiner Geschichte der niedersächsischen Sprache findet in diesem plötzlichen Aufhören der niederdeutschen Schriftsprache eine Bestätigung seiner Muthmaßung, daß die niederdeutsche Mundart vornehmlich durch den dreißigjährigen Krieg aus den Schriften verdrängt worden ist.

Daß hochdeutsche Predigt an manchen Orten Niederdeutschlands wohl verstanden wurde, bezeugt Luther selbst in einem Schreiben an den Rath von Göttingen. Die niederdeutschen Kirchen- und Polizeiordnungen, wie sie in Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Braunschweig, Stettin, Rostock, Magdeburg 2c. noch bestanden, machten nach und nach ebenfalls der hochdeutschen Amtssprache Platz.[8]

In der Geschichte der Diözesen Magdeburg und Halberstadt von Georg Torquatus, verfaßt 1567—1574, wird angegeben, daß in den genannten Landstrichen die sächsische Sprache gebraucht werde, aber eine viel weniger barbarische als die im Westen und Norden übliche, wie sie früher allerdings auch in

Magdeburg geherrscht habe und bei den unteren Ständen und Bauern noch gesprochen werde. Er ermahnt die Hüter und Diener der Kirche, die Verbesserung der sächsischen Sprache im Auge zu behalten und sich von Jugend auf die Anmuth der meißnischen Sprechart anzugewöhnen. Im Saalkreise sei diese bereits durchgedrungen, während noch nicht so lange vorher das Sächsische dort geherrscht habe. Etliche alte und glaubwürdige Bürger von Halle, die selber noch sächsisch redeten, hätten ihm oft versichert, die meißnische Sprache sei erst zu ihren Zeiten eingeführt worden. Torquatus führt ferner den Einfluß der hochdeutschen Universitäten Wittenberg und Leipzig auf die sie besuchenden Studenten an. Gelehrte und durch Reisen Gebildete könnten nur mit größter Schwierigkeit das Sächsische anwenden und nur mit größtem Widerwillen es angewendet sehen. — Junge Niederdeutsche reisten nach Meißen, um ein gutes Hochdeutsch zu lernen.

Der Würzburger Laurentius Albertus, Verfasser der ersten vollständigen deutschen Grammatik, 1573, sagt: „Leichtlich wird, was die Sachsen ganz ehrlich meinen, von den Hochdeutschen zur Herabsetzung und zweideutigen Auslegung verdreht." Das Niederdeutsche theilt er ein in die „obere, uns näher stehende Sprache, deren sich bedienen Hessen, Westfalen, Kölner, Belgier, Obersachsen(??), Märker, Preußen, Pommern, und die niedere bei allen Stämmen, die dem Meere zu wohnen; deren Mundarten und Dialekte sind heute noch ungepflegt und im Naturzustande. Diejenige Sprache aber, die in diesem Buche gelehrt wird, ist allen oberdeutschen Völkerstämmen gemeinverständlich, in ihr sind auch die aus den bedeutendsten Druckereien ausgehenden Werke verfaßt, nämlich zu Mainz, Ingolstadt, Nürnberg, Augsburg, Basel, Frankfurt, Wittenberg. Wenn ein Fremder diese Sprache gelernt hat, so wird er überall und zur Noth auch von den Niederdeutschen verstanden."

Ungefähr um 1580 ist der Sieg der meißnischen, d. h. der Luthersprache, in Süd und Nord entschieden, und nun beginnt auch der Name „hochdeutsch“, der bisher soviel als „oberdeutsch“ und nur der geographische Gegensatz zum Niederdeutschen gewesen, die Bedeutung von „gutdeutsch“ anzunehmen, die erhabene, die Schriftsprache zu bezeichnen gegenüber der gemeinen und wandelbaren Volksmundart.

Ein Grund für das Aufgeben der niedersächsischen Schriftsprache ist sicherlich auch das Fehlen einer gelehrten Literatur gewesen. Die Stralsunder Schulordnung von 1591 beklagt es als eine Hemmung der Studien, daß es keine Interpretation der Klassiker auf Niederdeutsch gebe, sondern nur auf meißnisch, schwäbisch oder elsässisch. — Zwar schrieb 1582 der Rostocker Professor Nathan Chyträus ein lateinisch-sächsisches Wörterbuch für die Schule, wobei er nach seinen eigenen Worten es nicht verschmähte, von Bauern, Schiffern, Metzgern, Handwerkern, ja von geringen Weiblein Ausdrücke zu lernen. Im Jahre 1625 erschien dieses Buch zum viertenmal, dann nicht wieder. — Fast nur noch zu Gelegenheitsgedichten oder Humoresken und Satiren wählte man jetzt die heimische Mundart. In den Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) redet der Schalk stets niederdeutsch und öfters auch sonst die geringeren Personen in der oder jener anderen Mundart: meißnisch, thüringisch, schwäbisch u. a. Nur in dem Akte, wo der Schalk auch Hauptperson ist, spricht er ebenfalls hochdeutsch. Dieser Sprachenwechsel scheint damals sehr beliebt gewesen zu sein. Unter den vielen Schauspielen, die Niederdeutsches einmischen, ist als besonders bezeichnend hervorzuheben das zuerst 1609 zu Magdeburg erschienene Spiel von der blinden Liebe durch Gabriel Rollenhagen den Jüngeren: „Alles nach Art und Weise der jetzigen getroffenen Venussoldaten auf gut sächsisch gereimet“. Von den Personen des Stücks reden der Knecht und

die Magd plattdeutsch, die anderen von vornehmerem Stande hochdeutsch.[9] — Der Magdeburger Gabriel Rollenhagen der Aeltere aber, der 1603 altgriechische Anekdoten „in unser gewöhnliches Teutsch" übersetzte, meint damit nicht das Niedersächsische seiner Heimath, sondern die meißnische Schriftsprache.

Nicht genug also, daß aus dem Schriftgebrauche das Niederdeutsche verdrängt ward, auch in der Sprache des Verkehrs begann es bereits gegenüber dem vornehmeren Hochdeutsch für ein Zeichen der Unbildung gehalten zu werden. Johannes Micraelius in seiner Beschreibung des alten Pommerlandes, 1639, klagt darüber: „Wir Sachsenleute haben nun auch eine Zeitlang an unserer Muttersprache einen solchen Ekel gehabt, daß unsere Kinder nicht ein Vaterunser, wo nicht in hochdeutscher Sprache, beten, und wir keine pommersche Predigt fast mehr in ganz Pommern hören mögen, weil es Alles muß hochdeutsch gebetet, geprediget, gesungen, geschrieben, geredet und verabschiedet werden...... Das Alte muß dem Neuen weichen, und wer kann wider eines ganzen Leibes Gewohnheit?"

Ein warmer Vertheidiger des Niederdeutschen ist der mecklenburgische Dichter Johann Lauremberg. In seinen niederdeutschen Scherzgedichten, 1652, geißelt er das Verlassen der alten Sitte und Sprache. Wie sehr er aber tauben Ohren predigte, lehrt die Thatsache, daß ein einziger von seinen Zeitgenossen diese Gedichte erwähnt oder rühmt. Lauremberg hält das Niedersächsische für die unverfälschte deutsche Sprache, das Hochdeutsche nennt er läppisch und irreführend; aber einen Vertreter desselben muß er doch zum Niederdeutschen sagen lassen:

Ja selbst in eurem Land, bei euren Landesleuten,
In allen Kanzelei'n ist unsre Sprach gemein;
Was deutsch geschrieben wird, muß Alles hochdeutsch sein.

In Kirchen wird Gotts Wort in unsrer Sprach gelehret,
In Schulen, im Gericht wird nur Hochdeutsch gehöret.
Eur eigne Muttersprach ist bei euch selbst unwerth;
Wer öffentlich drin redt, den hält man nicht gelehrt.

So lange in niederdeutscher Sprache Bücher gedruckt wurden, hieß sie die „sassische", Lauremberg nennt sie auch „nedderdüdisch" und „neddersassisch"; nunmehr kam, gleichsam um ihre Erniedrigung zur blosen Volksmundart mitzubezeichnen, um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Benennung „plattdeutsch" auf. Der Ausdruck muß bald verbreitet und gefestigt gewesen sein, denn schon 1704 nimmt ein Vertheidiger des Niederdeutschen, der Theologe Raupach zu Rostock, keinen Anstand, eine Schrift zu betiteln „Von unbilliger Verachtung der plattdeutschen Sprache". Er erhebt bittere Klagen darüber, daß die plattdeutsche Sprache trotz ihrer Zierlichkeit, Anmuth und Fülle aus öffentlichen Reden, Predigten, Hochzeits- und Leichengedichten verbannt sei und ihren Aufenthalt in elenden Bauernhütten suchen müsse. Die Schriften, sagt er, die darin verfertigt werden, lasse man von den Mäusen fressen oder mache Pfefferdüten daraus, ja man müsse nicht ohne Grund in Angst stehen, daß sie mit der Zeit in gleichem Werthe mit der Hottentottensprache würde gehalten werden. Hingegen habe man überall ich weiß nicht was an der meißnischen Sprache gefressen; selbige werde so gemein, daß wenn ein Pflugknecht höflich thun wolle und ein Bauer sich den Schnabel begossen habe, so müsse er meißnisch reden.

Im Laufe von nicht viel mehr als anderthalb Jahrhunderten ist mithin eine Bewegung zum Abschluß gelangt, durch welche die niederdeutsche Sprache nicht blos aus dem schriftlichen Gebrauche, sondern sogar aus der Mundart Derjenigen verdrängt wurde, die berufen gewesen wären, sie vor der Verrohung und Verarmung in den niedersten Schichten des Volkes zu bewahren.

Ein Hauptgrund dieser auffallenden Erscheinung liegt wohl darin, daß Niederdeutschland während des siebenzehnten Jahrhunderts und später noch durch eine Reihe von Schriftstellern an der Ausbildung der deutschen Literatur selbst hervorragenden Antheil nimmt. Der bedeutendste Grammatiker des siebenzehnten Jahrhunderts, Schottel, ist ein geborener Niederdeutscher. Ihm sind die Mundarten ein „Pöbelgebrauch", mit dem die Grammatik nichts dürfe zu schaffen haben. — Die Sprachgesellschaften dieser Zeit, vorab die 1617 vom Fürsten Ludwig von Anhalt gestiftete Fruchtbringende, welche neben der Bekämpfung der Fremdwörter zum Ziele haben, im Reden und Schreiben der besten Aussprache, des Hochdeutschen natürlich, sich zu befleißigen, setzen sich vorwiegend aus Norddeutschen zusammen. Um 1700 schon wird von Grammatikern die Beobachtung gemacht, am reinsten, besser als der Oberländer, spreche ein geborener Niedersachse, Märker, Pommer, Westfale, Braunschweiger das Hochdeutsche aus, weil er diese Sprache meistentheils aus den Büchern erlernen müsse. Gottsched, der obersächsische Sprachdiktator, der die Schriftsprache nach feststehenden, auf den Gebrauch des Hofes zu Dresden gegründeten Regeln von allen Gebildeten nicht nur gleichmäßig geschrieben, sondern auch gesprochen wissen will, umschreibt das Gebiet des reinen Hochdeutsch mit: Meißen, Voigtland, Thüringen, Mansfeld, Anhalt, Lausitz und Niedersachsen. „In allen diesen Landschaften wird in den Städten unter vornehmen, gelehrten und gesitteten Leuten ein recht gutes Hochdeutsch gesprochen." — Von Anderen werden die Schriftsteller Brandenburgs wegen ihrer von Provinzialismen besonders freien Sprache gelobt. — So findet die Schriftsprache gerade da Pflege und Ausbildung, wo sie ursprünglich als Feind eingedrungen.

Eine Abhandlung in den „Nachrichten und Anmerkungen" der unter der Leitung Gottscheds stehenden Deutschen Gesell-

schaft zu Leipzig geht von dem Satze aus, „daß es nützlich und möglich sei, die niedersächsische Sprache allmählich abzuschaffen." Wie bescheiden lautet die Gegenäußerung:

Wo ist des Sprachrechts Sitz? Wes Beispiel soll man wählen?
Der Sachse kann so oft als selbst der Schweizer fehlen.
Wenn Niemand klagen kann: so ist die Mundart frei,
Ein ungewohnter Ton ist keine Barbarei.
(Bremer Beiträge, Jahrgang 1746.)

Erst in den siebenziger Jahren wird durch Herder, der in den epochemachenden „Blättern von deutscher Art und Kunst" auf die sinnliche, unverfälschte Sprache des Naturmenschen hinweist und diese Ansicht durch seine Sammlung von Volksliedern erhärtet, der Bann gebrochen, der über der Volkssprache lag. Herders Auftreten bezeichnet den eigentlichen Ausgangspunkt für die mundartliche Literatur. In diesem Sinne dichtete zuerst Voß niederdeutsche Idyllen. Er wollte dadurch „die reiche und wohllautende Sassensprache nach den Regeln, wie sie bis zu seinen Elternvätern vor Gericht, auf der Kanzel und in gebildetem Umgang gehört, in geistlichen und weltlichen Liedern gelesen wurde, mit Auswahl behandeln." Das Ziel der Schaffung eines gemeinsamen niederdeutschen Literaturdialektes war freilich zu weit gesteckt, nachdem diejenigen Klassen der norddeutschen Bevölkerung, die für diese Idee Verständniß gehabt hätten, sogar im mündlichen Umgang das Niederdeutsche verlernt hatten. Die sprachlichen Zustände Hamburgs z. B. werden in einem Reiseberichte von 1774—75 dahin geschildert: „Die Sprache der Hamburger sollte eigentlich plattdeutsch sein, und die Sprache, wenn man sie in der Gewalt hat, ist nervös, (d. h. nervig), angenehm und zum Singen geschickt, hat ihre eigenen Redensarten und ihre eigenen Schönheiten. Man hat Hochzeitsgedichte, die zum Scherz in dieser Sprache verfertigt sind und wahre Meisterstücke heißen können, aber Viele ver-

stehen sie gar nicht und lernen sie nicht. Man redet hochdeutsch, aber in einem erbärmlichen Dialekt." — Immerhin haben wir auch Zeugnisse gegentheiliger Art. Jung-Stilling erzählt von einem Prediger der niederrheinischen Stadt Duisburg im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts: „Er predigte in einem schönen und sehr verständlichen Stil in hochdeutscher Sprache, aber nun stand er auf und sagte: Es sind wohl noch viele alte Mütter und gute fromme Seelen zugegen, die mich wohl nicht ganz verstanden haben: mit denen muß ich plattdeutsch sprechen. Dies geschah nun mit einer solchen Würde, Herzlichkeit und Einfalt, daß die ganze Gemeinde tief gerührt weinte." — Eine Schilderung des Lebens und Treibens in der preußischen Stadt Marienburg zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bemerkt, wie durch das Zuströmen vieler fremder Beamten die Sprache gehoben wurde und sich, wenigstens in den höheren Schichten der Gesellschaft, dem früheren Patois entraffte. „Indessen hatte auch der Dialekt seine Liebhaber. Es ward ein Bund von jungen Damen feierlichst beschworen, die affektirte neumodische Art zu sprechen auf keine Weise anzunehmen, sondern fest und treu bei der edlen Sprechart der Vorfahren zu verharren, und sie haben ihren Eid treu bis an ihr Ende gehalten."

Schütze, Verfasser eines holsteinischen Idiotikons (1800 bis 1806), bemerkt in der Vorrede: „Ich bin der Meinung, daß unsere Prediger auf dem Lande, vorzüglich in weit von den Städten entfernt liegenden Dörfern, nicht übel thun, ihren Gemeinden verständlicher werden und mehr Nutzen stiften würden, wenn sie plattdeutsch predigten, als wenn sie sich, wie manche unter ihnen, von Lehrstühlen für das Volk herab in philosophischen, ästhetischen, allzu hochdeutschen oder hohen Redensarten ergießen, die an tauben Ohren verhallen. Beim Katechisiren wenden einige unserer holsteinischen Land- und Dorfprediger

sich oft an das Plattdeutsche, wenn sie mit dem Hochdeutschen bei der Dorfjugend nicht ausreichen, und es gelingt ihnen, dem Fassungsvermögen näher zu kommen, woran sie sehr wohl thun."

Welchen Aufschwung in unserem Jahrhundert die niederdeutsche Dialektschriftstellerei durch Fritz Reuter und Klaus Groth genommen, ist bekannt. Aber diese literarische Erhebung ist zu spät gekommen, um der Mundart die entfremdeten Kreise wiederzugewinnen, und der Beifall, den die Werke Fritz Reuters über die Grenzen ihres Dialektgebietes hinaus gefunden, scheint mehr dem schriftstellerischen Talente als der Sprache des Autors zu gelten. Die Dialektliteratur spricht zwar die Sprache des Volkes oder sucht sie zu sprechen, aber sie stammt nicht aus dem Volk und hat keinen Einfluß auf dasselbe. Sie ist ein Erzeugniß einer raffinirten und reflektirten Bildung, die sich theils aus bloser Kuriosität, theils aus einem gewissen Drange nach einem frischeren und naturwüchsigeren Material, als es die leblose Büchersprache gewährt, damit beschäftigt. Und wie beschränkt ist ihr wirklicher Erfolg, wenn man nur die Zahl der Lesenden und Theilnehmenden veranschlagt! Es sind nicht viele Gebildete imstande, einen anderen Dialekt als den ihrigen zu verstehen. Die Mode beschränkt sich gewöhnlich darauf, für den mundartlichen Schriftsteller zu schwärmen und seine Bücher ungelesen zu lassen. — Das ist auch die Meinung des Literarhistorikers Karl Gödeke. Seitdem das Plattdeutsche die Sprache der niederen und ungebildeten Stände geworden, bestehe in Norddeutschland eine Kluft zwischen zwei Sprachen, von denen die eine durch innere Bildung weit vorgeschritten, die andere in Dürftigkeit und Rohheit zurückgeblieben sei. Der Norddeutsche denke nur hochdeutsch und der Uebergang ins örtliche Platt habe bei ihm einen vorwiegend komischen Charakter. Die mundartliche Dichtung

Norddeutschlands könne deshalb nur komisch sein. Die ganze Richtung auf mundartliche Dichtung sei überhaupt nicht als ein Fortschritt zu betrachten, da sie die Empfindungen und Gedanken des Hochdeutschen der Mundart unterschiebe oder im Platten und Rohen der Mundart versinke. Einzig als Material für den Sprachforscher habe sie einen Werth.

Die Frage, ob das Plattdeutsche als Umgangssprache durch das Hochdeutsche zu ersetzen sei, steht beständig auf der Tagesordnung. Ein Vortrag, gehalten 1824 in der philomathischen Gesellschaft zu Rostock, führt den charakteristischen Titel: „Ueber die Unvollkommenheit der plattdeutschen Sprache und die zu wünschende gänzliche Verbannung dieser Mundart, wenigstens aus den Zirkeln gebildet sein wollender Leute.“ — Vom demokratischen Standpunkte aus verfocht sodann der Schriftsteller Ludolf Wienbarg die Ausrottung der plattdeutschen Sprache (1834 und 1860). Daß die plattdeutsche Sprache aussterben müsse, gilt ihm als zweifellos; jede Sprache, die nicht Schriftsprache, Sprache der Bildung, des geschichtlichen Fortschrittes, der politischen, religiösen, wissenschaftlichen, artistischen Bildung ist, müsse beim Stand und Gange unserer Kultur einer Schrift- und Bildungssprache Platz machen. Weil die plattdeutsche Sprache seit dem sechszehnten Jahrhundert dieses nicht mehr sei, verurtheile sie den weit größten Theil der Volksmasse in Norddeutschland zu einer Unmündigkeit, Rohheit und Ideenlosigkeit, die vom Zustande der Gebildeten auf die grellste und empörendste Weise absteche. Eine unerträgliche Mundfaulheit und Wortverstümmelungssucht kennzeichne das heutige Plattdeutsch. Dieses sei wahrscheinlich die Fortsetzung einer von den mehr ungebildeten Klassen in Niedersachsen schon im Mittelalter gesprochenen Sprache, die neben der allgemeinen niederdeutschen Schrift- und Landessprache bestanden haben kann.

Die Beseitigung dieses Hindernisses erwartet Wienbarg in allererster Linie von der Aufklärung und von der Schule. Auch die Einführung von periodischen Blättern, Zeitungen könne Vieles wirken. Bestrebungen in dieser Richtung wären weit gemeinnütziger und volksfreundlicher als die plattdeutsche Propaganda, die darauf ausgehe, die Kenntniß des Hochdeutschen zurückzudrängen und die Bevölkerung zu Gunsten des Plattdeutschen von der hochdeutschen Sprache möglichst ferne zu halten.

Würden diesen Angriffen gegenüber die Vertheidiger der Mundart sich beschränken, darauf hinzuweisen, daß weder der Geistliche noch der Richter oder der Beamte ihrer Autorität vergeben, wenn sie mit dem Volke in seiner Sprache verkehren; daß nur der gedankenlos nach der Seminarschablone arbeitende Lehrer in der Mundart ein Hemmniß erblickt, während er im Gegentheil durch die beständige Hervorhebung ihres Unterschiedes zur Schriftsprache ein wirksames Mittel der Befruchtung und Belebung des Unterrichtes in der Hand hat und dadurch zugleich einer charakterlosen Verquickung beider Sprachelemente vorbeugt; daß eine Pädagogik, welche den mundartlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler sogar außer der Schulstunde verbietet, zur Unnatur und Entfremdung führt; daß das Verschwinden der Mundart für die große Masse der Bevölkerung durchaus nicht ein reines Hochdeutsch, sondern den greulichen Großstadtjargon und eine geistige Verarmung zur Folge hat; würde der 1875 gegründete Verein für niederdeutsche Sprachforschung neben seiner wissenschaftlichen Aufgabe die praktische Seite mehr ins Auge fassen — so wäre noch Aussicht auf ein harmonisches Nebeneinanderleben vorhanden. — Statt dessen träumt Klaus Groth (Ueber Mundarten und mundartige Dichtung, 1873) von der Schöpfung einer allgemeinen niederdeutschen Schriftsprache, der sich auch Holländer und Vlämen

anschließen sollen, und vergißt ob dieser utopischen Forderung die naheliegende, daß auch unter den Gebildeten die Sprache des täglichen Lebens die plattdeutsche sein sollte, und daß man sie nicht zum Aschenbrödel für kleine Kinder und Dienstboten herabwürdige.

In Berichten aus den fünfziger Jahren wird bemerkt, daß das Plattdeutsche da, wo es zum Theil noch in den höheren Ständen die gewöhnliche Umgangssprache sei, also in den Küstenstrichen Mecklenburg, Ostfriesland, Holstein, am reinsten gesprochen werde, während es im Innern Hannovers, in Braunschweig und in den angrenzenden preußischen Ländern aus den gebildeten Schichten der Gesellschaft verdrängt und im Munde des niederen Volkes durch die Vermischung mit hochdeutschen Elementen ausgeartet sei. — 1869 sagt der Herausgeber des Schlußtheils des bremisch-niedersächsischen Wörterbuches: „In meiner Vaterstadt nähert sich die Muttersprache rasch ihrem völligen Untergang, dank den oberländischen Schullehrern, welche das Sprechen derselben sogar im Elternhause verbieten, und der Eitelkeit der niederen Stände, die, wenigstens zunächst, dafür ein gar armseliges Hochdeutsch eintauschen. Aber daß die jüngeren Generationen der höheren Stände das Niedersächsische ganz aufgeben, ist auch nicht ohne Bedenken. Bisher konnten wir aus unserer treuherzig-derben, kraftvollen Muttersprache, die sich hoffentlich auf dem Lande noch lange halten wird, in unsere vornehme Schulsprache nichts aufnehmen. Das wird anders werden, wenn sich erst ein hochdeutscher bremischer Dialekt herausgebildet hat. Die Niedersachsen redeten deshalb ein reineres Deutsch als andere Stämme, weil sie zweisprachig waren, weil das Niedersächsische, das dem Hochdeutschen nicht als Dialekt, sondern als Sprache der Sprache gegenübersteht, das letztere gerade vor Verfälschung schützte. Die Forderung aber, daß wir Norddeutsche, die wir doch ein leidlich reines Hochdeutsch sprechen,

um der politischen Einheit willen unsere Muttersprache aufgeben sollen, klingt doch zu seltsam aus einem sächsischen, pfälzischen, schwäbischen, bayerischen Munde. Wir sollten vielmehr alles aufbieten, sie zu erhalten."

Es würde dem Laufe der geschichtlichen Entwickelung, deren Zeugen wir sind, widersprechen, wäre es in jüngster Zeit anders geworden. Zu der zerstörenden Wirkung der Schule tritt der Einfluß der in die abgelegensten Winkel dringenden Tagespresse, das Streben nach dem Firniß der Bildung, bedingt durch den unserer Zeit angeborenen Gleichheitstrieb. Wer gebildet sein will, sucht sich so vollständig als möglich der Norm der höheren Sprache anzubequemen. Sein Ideal ist, zu sprechen wie ein Buch, ein Ausdruck, der charakteristisch genug oft in lobendem Sinne gebraucht wird. — Die immense Steigerung des Verkehrs, der Militärdienst und berechnete administrative Maßregeln würfeln die Angehörigen der verschiedensten Gegenden und Stände durcheinander. Die Eisenbahnpfeife hat lokaler Mundart, lokalen Sitten, Sagen und Gebräuchen das Grablied geklungen. Und wo noch ein Vertheidiger der angestammten Sondersprache auftritt, da wird ihm das Motiv entgegengehalten, die Spracheinheit sei eine Grundbedingung der politischen Einigung. — Es ist unnütz, über diese Thatsache in Klagen auszubrechen. . . . „Das Niederdeutsche gleicht jetzt einer umgehauenen Eiche, die zwar von der Wurzel aus noch kräftig Schößlinge treibt, aber ihre majestätische Krone verloren hat." (Lübben.)[10]

Anmerkungen.

[1] „Superior juxta septentrionalem Oceanum, inferior circa Rhenum".

[2] Beiläufig sei hier bemerkt, daß die Mönche des achten und neunten Jahrhunderts ihre schwierige Aufgabe, die bisher blos gesprochene Sprache durch das traditionelle lateinische Alphabet zu fixiren, mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und Feinheit in einer auch für uns verständlichen Weise gelöst haben. Dieses Lob, mit den einfachsten Mitteln Bedeutendes geleistet zu haben, kommt ihnen viel mehr zu als den verwickelten phonetischen Transskriptionssystemen der Gegenwart, die lateinische, griechische und Sanskritbuchstaben unschön mischen und sich schließlich insofern in einem circulus vitiosus bewegen, als sie zur Erklärung des Lautwerthes ihrer Zeichen doch wieder auf die heutige Orthographie und Aussprache zurückgreifen müssen.

[3] Geschichte der deutschen Sprache, S. 417.

[4] Zur Geschichte der deutschen Sprache, zweite Aufl., S. 171.

[5] Vgl. Piper: Die Verbreitung der deutschen Dialekte bis um das Jahr 1300. Mit einer Karte. Lahr 1880.

[6] Es scheint sonach die in österreichischen Landen, in der Schweiz und im Elsaß heute noch übliche vulgäre Bezeichnung der Deutschen als „Schwaben" auf ein hohes Alter Anspruch zu haben, wenn schon die beiden letztgenannten Landschaften zu der in Rede stehenden Zeit seltsamer Weise gerade einen Theil von Schwaben ausmachten.

[7] Vgl. Lübben im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 1875, S. 5 ff.

[8] Vgl. Pietsch: Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache, S. 75.

[9] Das niederdeutsche Volkstheater, insbesondere das Hamburger, hat überhaupt von Anbeginn bis auf die neueste Zeit niemals gänzlich auf die Mitwirkung des Niederdeutschen verzichtet. Vgl. hierüber das schöne Buch von Gäbertz: Das niederdeutsche Schauspiel, Berlin 1884.

[10] Ein ausführliches Werk des Verfassers vorliegender Abhandlung, an der Hand der Zeugnisse aus den verschiedenen Jahrhunderten die Entwickelung der deutschen Schriftsprache und ihr Verhältniß zu sämmtlichen Dialekten darstellend, ist unter dem Titel „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen" bei Gebr. Henninger in Heilbronn erschienen.

(744) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Aus der
Geschichte des französischen Dramas.

Akademischer Vortrag,
gehalten im Museum zu Bern, am 11. Februar 1886

von

Professor Dr. H. Morf.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wer zur Zeit der letzten Pariser Weltausstellung durch die sogenannte exposition rétrospective des Trocadero wanderte, dem mußte eine, exposition théâtrale überschriebene, Abtheilung auffallen, in welcher in verkleinertem Maßstabe eine Reihe französischer Bühnendekorationen des siebenzehnten Jahrhunderts nachgebildet waren: kleine zierliche Szenen mit kleinen zierlichen Kulissen, alles kunstvoll hergestellt nach den Zeugnissen einer Handschrift des siebenzehnten Jahrhunderts, welche die Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt. Es ist ein wasserfleckiges, schlecht geschriebenes, dünnes Folio-Manuskript, mit mehr oder weniger ausführlichen, theilweise mit Tintenzeichnungen begleiteten Angaben über die mise en scène, die Inszenirung, von Theaterstücken berühmter und unberühmter Dichter jener Zeit.

Neben ziemlich komplizirten Szenerien wunderlicher Tragikomödien und Schäferdramen aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts finden sich da höchst einfache, armselige Bühnenarrangements aus der zweiten Hälfte, der sogenannten klassischen Zeit. Diese haben das gemeinsam, daß sie als Ort der szenischen Handlungen einen Palast verlangen: le théâtre est un palais, gewöhnlich mit dem Beisatz: ein palais à volonté. Irgend ein Palast, ein imaginärer Palast bildet die übliche Szene der einfachen ernsten Bühnenhandlung der klassischen Zeit Frankreichs, ein Palast ohne Individualität, traditionell, monoton.

Das ist heute anders geworden. Heute spielt man in Paris Sardou's „Théodora“ mit einer Aengstlichkeit in der Wahrung der Lokalfarbe, die sogar der Satire gerufen hat. Da ist kein palais à volonté mehr, da ist der auf Grund archäologischer Studien rekonstruirte Palast des Kaisers Justinian, der byzantinische Kaiserpalast des sechsten Jahrhunderts. An Stelle der klassischen Einförmigkeit ist romantischer Schmuck getreten. Das wesentlich rhetorische Theater des Klassizismus, das dem Auge nichts bot, ist zum handlungsreichen Stück geworden, das zugleich eine Augenweide ist. Mit andern Worten: das Mittelalter hat über den Klassizismus, über die falsch verstandene Nachahmung des Alterthums gesiegt.

Mit Viktor Hugo's „Hernani“, mit Sardou's „Théodora“, um die zwei Stücke zu nennen, die, zeitlich gesprochen, die neueren französischen Bühnenleistungen begrenzen, hat Frankreichs Theater gleichsam längst verschollene Erinnerungen seiner mittelalterlichen Dichtung wieder zu Ehren gezogen. Der Geist, der aus den Dramen „Hernani“ und „Théodora“ spricht, ist der Geist jener vergessenen Stücke, jener Mysterien vergangener Jahrhunderte, welche in farbenreichen romantischen Szenen die Geschichte des Mädchens von Orléans oder den Brudermord Kains darstellten. Diese romantische Bühne des französischen Mittelalters, zu der das heutige Frankreich im Grunde zurückgekehrt ist, soll hier, freilich nur in einem ihrer Anfänge, vorgeführt werden, um dadurch den Zusammenhang der heutigen und der mittelalterlichen Bühne, des heutigen Dramas und des alten Mysteriums zu illustriren. —

Mit dem römischen Reiche war jede Erinnerung an die römisch-griechische Bühne untergegangen. Bei den christlichen Völkern des Abendlandes, in Frankreich speziell, war, nicht zum geringsten Theil infolge der feindseligen Haltung der christlichen Kirche, die antike Theatertradition vollständig verschwunden. Die

abendländischen Völker schufen eine eigene, nationale Bühne, welche durch eine unüberbrückbare Kluft vom Theater des Alterthums geschieden ist. Diese Schöpfung ist in langsamem, aber stetigem Fortschritt im elften und zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung vor sich gegangen und zwar von der Kirche aus. Das Theater der modernen Völker ist aus dem christlichen Gottesdienst hervorgegangen, ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kind der Kirche. Sie hat es freilich im Laufe der Zeit manchmal verleugnet, es als einen heidnischen Findling ausgegeben, und man kann nicht bestreiten, daß das Kind seiner Mutter oft wenig Ehre gemacht hat. Aber wie dem auch sei — in den Bibliotheken sind vom Staub der Jahrhunderte bedeckte, vergilbte Blätter gefunden worden, welche in unwiderleglicher Weise die Thatsache feststellen, daß das moderne Theater das Kind der christlichen, der katholischen, Kirche ist, hervorgegangen aus ihrer Liturgie, ihrer Gottesdienstordnung.

Unter den Werken des heiligen Augustinus, welche die Benediktiner herausgegeben haben, befindet sich im achten Bande ein Sermo, eine Predigt, gegen die Juden, Heiden und Arianer, welche die Herausgeber als unecht erklären. Ob sie Recht haben, mag uns hier gleichgültig sein; wesentlich ist, daß die mittelalterliche Kirche diesen Sermo für echt hielt und den gegen die Juden und Heiden gerichteten Theil desselben — ungefähr einen Viertheil — ausgezogen und als Lesestück (lectio) in die Meßordnung aufgenommen haben und zwar als Lesestück der Frühmesse des Weihnachtstages. So wurde also z. B. im elften Jahrhundert in den meisten Kirchen Frankreichs am Morgen bei der Weihnachtsmesse unter den neun obligaten lateinischen lectiones auch ein gegen die Juden und Heiden gerichtetes längeres Stück von den zelebrirenden Geistlichen der Menge vorgelesen.[1]

Der eigenthümliche Charakter dieses Stückes zwingt mich, einzelne Stellen in verkürzter Uebersetzung anzuführen.

Der Verfasser (also in den Augen des Mittelalters der Kirchenvater Augustin) resp. der Vorleser in der Kirche hebt also an:

„Vos, inquam, convenio, o Judei ... Euch Ihr Juden, rede ich an, die Ihr bis auf den heutigen Tag den Sohn Gottes leugnet. Ihr verlangt ein Zeugniß Christi? In Eurem Gesetzbuch stehet geschrieben, daß zweier Männer Zeugniß wahr sei. Und nun mögen aus eben diesem Eurem Gesetzbuch nicht nur zwei Männer, sondern zahlreiche Zeugen für Christum auftreten. Sag' an, Jesaias, sage Dein Zeugniß Christi (und nun folgt dieses Zeugniß in direkter Rede, indem Jesaias selbst sprechend eingeführt wird). „„Siehe — antwortet Jesaias — eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohu gebären und den wird sie heißen Immanuel."" Es mag noch ein anderer Zeuge kommen! Sag' auch Du, Jeremias, Dein Zeugniß Christi." Und auch von ihm wird ein Bibelvers citirt. „Zwei Zeugen sind das — fährt der Vorleser fort —, aber es mögen noch andere kommen, ut frontes durissimæ inimicorum conterantur. Dic sancte Daniel", und Daniel sagt sein Zengniß. Dic et Moyses und Moses sagt sein Zeugniß, David, Habakuk, Simeon, Elisabeth, der Täufer, sie alle. „Sufficiunt vobis ista, o Judei? oder soll ich auch noch Zeugnisse der Heiden anführen, damit auch frontes percutiantur Paganorum?" Z. B. den poeta facundissimus, den Vergil, der in einem seiner Verse sagt:

Jam nova progenies caelo demittitur alto;

den Nebukadnezar, den der Anblick der drei Jünglinge im Feuerofen bekehrte und endlich — last not least — die Sibylle, von welcher die berühmten Verse von den fünfzehn Zeichen des jüngsten Gerichts zitirt werden? „Durch diese Prophezeiungen, so schließt die Vorlesung, müßt Ihr Juden als widerlegt gelten."

Der Inhalt dieser lectio beruht, wie sie sehen, auf jener Anschauung, daß das alte Testament eine bildliche Vorbereitung des neuen sei, une figure, wie der Franzose sagt, voll mehr oder weniger deutlicher Prophezeiungen der Ankunft Christi. Neben diese biblischen Propheten hat das Mittelalter den Vergil gestellt, indem er seine Verse per figuram erklärte und aus dem Poeten einen Wahrsager und mächtigen Zauberer machte, der bekanntlich in der ganzen mittelalterlichen Dichtung eine große Rolle spielt. Die Verse der Sibylle sind eine pia fraus vor-augustinischer Zeit und finden sich im Lauf der Jahrhunderte in zahlreichen Uebersetzungen mittelalterlicher Poeten.

Inhaltlich hat also dieser Sermo nichts weiter Bemerkenswerthes.[2] Bemerkenswerth aber ist um so mehr die Form. Dieses patristische Bruchstück der Weihnachtsmesse ist von ganz dramatischer Haltung. Augustinus ruft angeblich die Propheten einen um den andern auf; diese antworten in direkter Rede mit ihren Bibelversen, so daß ein Dialog sich entspinnt, aus welchem heraus sich der Kirchenvater dann wieder in heftiger Rede an die hartköpfigen Widersacher wendet.

Das ganze Stück ist ursprünglich von einem einzelnen Geistlichen vorgelesen worden, offenbar in jener besondern rezitativen Weise, welche wir noch heute in der Hauptmesse hören. Indessen ist es höchst wahrscheinlich, daß dasselbe allmählich einen kunstvolleren Vortrag erhielt. Der Leser modifizirte seine Stimme nach den einzelnen Personen, deren direkte Rede er las, und fingirte damit einen wirklichen Dialog, und von hier aus geschah der weitere Schritt, daß an Stelle des einen Lesers mehrere Sprecher traten, welche sich in die verschiedenen Personen theilten, daß also die zelebrirenden Geistlichen geradezu verschiedene Rollen übernahmen. Damit ist thatsächlich das liturgische Prosaschauspiel in seiner primitivsten Form entstanden, und in dieser Form ist es uns, wenn auch in späterer Ueberlieferung, noch erhalten.

Am Ende des elften Jahrhunderts machte sich in der französischen Kirche von neuem die Neigung geltend, die ohnehin schon langen gottesdienstlichen Uebungen noch zu verlängern. Das elfte Jahrhundert, das die Kreuzzüge inaugurirt hat, ist ja auch das goldene Zeitalter der Klostergründungen, der Pilgerfahrten und der Reliquienverehrung. Die Verlängerung geschah vorzüglich durch gereimte lateinische Gesänge, die man in die Gottesdienstordnung einschob. Solche Gesänge, Tropen geheißen, wurden z. B. am Schluß der kanonischen Stunden, vor dem Benedicamus, gesungen. Einzelne dieser Tropen sind dialogisch eingerichtet.

Nun finden wir in einem solchen Tropenbuch, das aus einem Kloster von Limoges stammt, ein Lied, welches nichts anderes ist, als die besprochene Weihnachtslectio mit ihren Prophetenzeugnissen in gereimte lateinische Verse gebracht und zwar eben in Form eines vollständigen Dialogs, zu singen beim Benedicamus des Weihnachtstages. Man denke sich die Mönche im Chor der Kirche sitzend, in zwei Halbchöre getheilt, vor ihnen der Vorsinger, unter dessen Leitung sie anstimmen:

O Judei
Verbum Dei
Qui negatis hominem,
Vestræ legis
Testes regis
Audite per ordinem!

Der Vorsinger ruft hierauf den ersten der Propheten auf. Der Geistliche, der diese Rolle übernommen hat, tritt in die Mitte des Chors, singt seine Solostrophe; dann wird der Zweite aufgerufen, der Dritte 2c., jeder vielleicht schon damals mit irgend einem charakteristischen Abzeichen der Person versehen, die er vertrat, bis alle vorgetreten sind, auch Vergil und die Sibylle und der ganze Chor das Benedicamus intonirt.

So ist die Predigt des heiligen Augustin zum versifizirten Musikdrama des elften Jahrhunderts geworden, einem Drama freilich von außerordentlicher Einfachheit und primitivster Inszenirung. Aber immerhin ist das liturgische Weihnachtsschauspiel der Propheten Christi in Prosa und in Versen mit Wechsel- und Chorgesang erstanden.

Es erfreute sich großer Beliebtheit und die unmittelbare Folge derselben ist sein weiteres gedeihliches Wachsthum. An Entwickelungsfähigkeit fehlte es ihm nicht, und zwar nach zwei Seiten hin:

1. konnte die Reihe der Propheten leicht vermehrt werden, man konnte zu dem Dutzend ein Dutzend Neue hinzufügen, die figürliche Erklärung der Bibel gestattete das wohl;

2. konnten einzelne Prophetenzeugnisse erweitert, ja geradezu zu besondern kleinen Szenen innerhalb des großen Défilé ausgebildet werden.

So fügte man z. B. zu den Propheten den Bileam und dieser Bileam trat nicht zu Fuß auf, sondern kam, wie er in der Bibel eingeführt wird, auf einer Eselin in das Chor der Kirche geritten, um sein Zeugniß für Christum abzulegen. Die Andacht der Gläubigen des Jahres 1100 war eben robuster als die unsrige und weit davon entfernt in dem Aufzug des langohrigen Grauen eine Profanation zu sehen. Vielmehr erschien ihr die Prophezeiung des aller Augen auf sich ziehenden Berittenen viel gewichtiger als diejenige des übrigen Prophetenfußvolks. Es zeigt sich hier die Tendenz, auch das Auge der gläubigen Menge zu ergötzen, ihr neben dem Ohrenschmaus lateinischer Gesänge auch eine Augenweide zu gewähren: die Tendenz zu realistischer, romantischer Darstellung. Und auf solch fruchtbaren Boden fiel diese Neuerung, daß der Esel in den Vordergrund des Interesses trat und das ganze Weihnachtsdrama den Namen der Eselsprozession, des Eselsfestes erhielt.

Allein die Einführung des Esels hatte noch andere Folgen. Die Bibel erzählt von dem Grauen, daß er gesprochen habe. Sie erzählt, daß Bileam ein Engel mit dem Schwerte entgegengetreten sei. So kommt es, daß die Prophezeiung Bileams innerhalb des Prophetendéfilés zu einer eigentlichen kleinen Szene wird, und zwar so: Der Prophet Bileam wird aufgerufen; er erscheint, ein Greis in langem Gewande, sein Reitthier spornend und treibend. Dasselbe scheut vor einem ihm entgegentretenden Engel, erhebt seine Stimme und spricht zu seinem Peiniger: „Was habe ich Dir gethan, daß Du mich schlägst?" Auch der Engel ergreift das Wort, Bileam zu mahnen, und der endlich rezitirt seine Prophezeiung vom Sterne Jakobs. — Die Szene ist kurz, die Reden alles in allem kaum zehn Zeilen lang, aber sie ist dramatisch bewegt, ein szenisches Ganze im größern Ganzen. Der dramatische Keim, den jede der Prophezeiungen birgt, wächst.

Es zeigt sich dies noch deutlicher an der Rolle Nebukadnezars. In dem oben erwähnten Musikdrama erzählt der chaldäische König zum Zeugniß Christi in acht kurzen Versen die Geschichte der drei Jünglinge im Feuerofen. Nun wird das Wunder nicht mehr erzählt, sondern gespielt. Der König Nebukadnezar, als Prophet aufgerufen, erscheint in prächtigem Schmuck, von Bewaffneten begleitet, befiehlt drei Jünglingen die Anbetung eines Götzen; diese weigern sich; auf seine Aufforderung hin werden sie von den Trabanten ergriffen und in den bereitstehenden Ofen geworfen. Die Flammen schlagen auf, die drei Jünglinge bleiben unversehrt und Gott lobsingend treten sie aus dem Feuerofen wieder heraus.

Dabei werden uns die Inszenirungskniffe ausdrücklich angegeben. Als die Eselin vor dem erstaunten Publikum sprechen soll, da heißt es: quidam sub asina dicat, es soll einer unter der Eselin versteckt sein und für sie reden. Vom Feuerofen ist angegeben, daß er aus Linnen und Werg zu errichten sei.

Man stelle sich das wohl vor: ein sprechender Esel, ein spornender Reiter, der flammende Ofen, Engel, Soldaten, ein reich geschmückter König — ein wahres Effektstück. So spielte die Kirche im zwölften Jahrhundert im eigenen Hause Theater.

Diese schon entwickeltere Gestalt des Weihnachtsdrama liegt im Druck vor nach einem heute leider verlorenen Meßbuche der Diözese von Rouen.[3] An der Hand dieses Druckes läßt sich der Verlauf der Aufführung folgendermaßen rekonstruiren:

Das Ganze kleidet sich in die Form einer Prozession, die sich am Weihnachtstage im Kloster aufstellt und um 9 Uhr Morgens in die Kirche einzieht. Voran die zwei Geistlichen, welche als Aufrufer der einzelnen Propheten fungiren sollen. Dann die Propheten in der Reihenfolge ihres späteren Auftretens. Der Zug hält in der Mitte des Schiffes. Dort ist der Ofen aufgeschlagen, dort steht der Thron Nebukadnezars, dort sind zur einen Seite sechs Juden, zur andern sechs Heiden, welche die zu bekehrenden Völker darstellen. Der Rest der Geistlichen bildet den Chor. — Die Vorsingenden wenden sich an die Ungläubigen mit der Aufforderung Christi Zeugniß zu hören; diese antworten. Dann wird der erste Prophet gerufen. Er tritt aus der Reihe seiner Kollegen hervor, trägt seine Prophezeiung vor und wird hierauf von den Aufrufern unter ihrem und des Chores Gesang ultra fornacem, hinter den Ofen, geführt, der hier also zugleich als Kulisse dient. Hinter den Ofen wird schließlich auch Bileam mit seiner Eselin gebracht, Nebukadnezar mit seinen Trabanten und den drei Jünglingen, Vergil und die Sibylle. Dann bewegt sich der ganze Zug nach dem Chor und die Messe beginnt unter Mitwirkung der Propheten. Auch Vergil und die Sibylle singen Kyrie und Gloria.

Das alles ist außerordentlich lehrreich. Wir sehen die Geistlichen hier geradezu Schauspieler werden, ihre Amtstracht einen Kompromiß eingehen mit dem dramatischen Kostüm, ja

geradezu diesem weichen. Die Rollen der Soldaten und Boten sind vielleicht schon von Laien übernommen. Die Handlung geht nicht mehr im Chor der Kirche vor sich; sie ist zu umfangreich geworden für den engen Raum und deshalb in das weite Schiff der Kirche vorgerückt, dem großen Portal entgegen, durch welches sie in kurzer Zeit aus der Kirche hinaus auf den Marktplatz der Stadt dringen wird. Dabei ist die ganze Aufführung, obwohl sie noch einen Theil der Messe bildet, fakultativ. Sie kann unterdrückt werden, wenn es angemessen scheint, etwa, wenn zu fürchten steht, daß die Freude der andächtigen Menge lärmender sein würde, als sich für Ort und Zeit der Feier schickte.

Man sieht, dieses Schauspiel ist schon nicht mehr rein und streng liturgisch. Mit dem dramatischen Kirchengesang des elften Jahrhunderts verglichen, zeigt es in seiner ganzen Einrichtung deutlich einen Fortschritt in der Richtung der Verweltlichung, und selbst das Publikum scheint ein ebenso neugieriger Zuschauer geworden zu sein, als es früher ein andächtiger Hörer war.

Das unverhältnißmäßige Anschwellen einzelner Prophetenszenen störte natürlich die ursprüngliche Symmetrie des Ganzen. Die simple Weissagung eines Jeremias oder Moses trat vollständig zurück gegenüber der pomphaften Inszenirung derjenigen Nebukadnezars. Die Versuchung lag nahe, eine solche entwickelte Szene aus ihrem Zusammenhang im Prophetendéfilé zu lösen und als selbstständiges Drama zu behandeln. Es fiel die reife Frucht vom Baume, der sie gezeitigt.

Zu den defilirenden Propheten gehört auch Daniel. Die Danielszene scheint früh erweitert worden zu sein. Sie eignete sich auch unstreitig vortrefflich dazu durch die romantischen Abenteuer, die der Held nach der Bibel am Hofe der Könige Belsazar und Darius erlebt. So hat sich diese Danielszene

vom Ganzen losgelöst und ist als selbständiges Drama auf uns gekommen, sogar in zwei ziemlich gleichaltrigen Bearbeitungen, beide wohl aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, unabhängig von einander, wenn auch aus gemeinsamer Quelle, entstanden, aber in der ganzen Ausführung einander so ähnlich, wie dies eben eine Zeit mit sich brachte, die, wie das Mittelalter, eine gleichsam unpersönliche Poesie hervorgebracht hat.

Das eine dieser Danieldramen ist von Hilarius und anderen Schülern des berühmten Abälard verfaßt und geht unter dem Namen des „Daniel des Hilarius". Das andere hat die studirende Jugend, die Klosterschüler von Beauvais zu Verfassern. Beide sind also Kollektivarbeiten und beide lateinisch.[4]

Der Daniel des Hilarius umfaßt etwa 350 meist kurze Verse, an gesprochenen Worten also nur etwa den zwölften Theil eines Dramas wie Hernani. Der Inhalt ist folgender.

Der König Belsazar tritt inmitten seiner Soldaten auf, die ihn mit einem Gesang begrüßen, setzt sich auf seinen Thron und befiehlt, daß die aus dem Tempel zu Jerusalem geraubten goldenen Gefäße zur Mahlzeit gebracht werden. Die Soldaten tragen wie in einer Prozession die Geräthe herbei, einen Jubelchor singend. Darauf erscheint die Geisterhand, welche über dem Haupte des Königs die Worte Mene Mene Tekel Upharsin schreibt. Die Magier werden geholt; sie können das Räthsel nicht deuten. Die Königin kommt und räth den weisen Daniel zu befragen. Dieser, vom Chor der Soldaten zur Stelle begleitet, verkündet den Sinn der Worte, wird zum Lohn dafür mit prächtigen Gewändern geschmückt und an Belsazars Seite gesetzt, während die Soldaten die Gefäße wieder wegtragen und die Königin mit Gesang zurückbegleiten. Jetzt tritt der Perserkönig Darius mit einem Heere auf, erschlägt den Belsazar, setzt sich seine Krone auf und nimmt von seinem Throne Besitz. Ein neuer Chorgesang begrüßt ihn. Auch er läßt Daniel durch

seine Trabanten holen, die ihn mit Triumphgesang herführen, und läßt ihn neben sich sitzen. Indessen klagen die Neider den Daniel vor Darius an, weil er zum Gotte der Juden bete. Darius giebt Befehl, daß der Prophet, dem Gesetze gemäß, in die Löwengrube geworfen werde. Zugleich erscheint ein bewaffneter Engel, der den Löwen den Rachen schließt. Ein anderer Engel führt den Habakuk, der eben, ferne von Babylon, im Begriff ist, seinen Mähern den Imbiß zu bringen, an den Haaren zur Löwengrube, damit er Daniel speise. Darius findet bei seinem Besuche den Propheten unverletzt, verfügt seine Freilassung und läßt die Neider an die Stelle des Gerechten in die Grube werfen. Daniel aber sitzt wieder zu des Königs Rechten und die Soldaten erhalten vom Herrscher den Befehl, dem Volk zu verkünden, daß der Gott Daniels anzubeten sei. Hierauf prophezeit Daniel die Ankunft Christi, wie in dem ursprünglichen Prophetendéfilé, und ein Engel erscheint zum Schluß, die heute erfolgte Geburt des Heilandes in einem liturgischen Gesange zu melden.

Wir haben es also wieder mit einem Weihnachtsdrama zu thun, das sich aus der einfachen Prophezeihung Daniels herausentwickelt hat. Man erkennt deutlich, wie diese kurze Weissagung, die nur noch so am Ende angehängt erscheint, zum Vorwand geworden ist, um die ganze Geschichte Daniels in Szene zu setzen. Die übrigen Prophezeihungen sind darüber verschwunden. Dieses Bruchstück des ganzen Prophetendéfilé ist selbständig geworden.

Wie es indessen noch mit dem Gottesdienste zusammenhängt, geht aus einer Schlußbemerkung hervor, welche lautet: Wenn die Vorstellung am Vormittage stattfindet, so soll Darius am Schlusse das Tedeum anstimmen, wenn aber am Nachmittag, dann das Magnifikat. Der Anachronismus, daß der Perserkönig das Tedeum singt, soll uns im Munde eines Dichters

des zwölften Jahrhunderts nicht stoßen. Wir wollen uns darüber vielmehr freuen, denn die Bemerkung lehrt uns, daß die Aufführung des Daniel mit dem Gottesdienste verknüpft ist: Das Tedeum ist der Schlußgesang der Frühmesse, das Magnifikat derjenige der Vesper. Die Aufführung gilt also noch als ein Theil des Morgen- oder Abendoffiziums, da sie eingerahmt ist von demselben Gesang, der das Officium schließt.[5]

Im übrigen aber ist das liturgische Band schon recht locker geworden. Die Vorstellung kann Vormittags oder Nachmittags stattfinden, ist also nicht mehr an eine bestimmte Stunde gebunden durch die Liturgie. Sie braucht wohl auch nicht mehr in der Kirche selbst statt zu haben, sondern kann auch auf dem Vorplatze oder in der Vorhalle geschehen. Die Aufführenden sind nicht mehr zelebrirende Geistliche, sondern Kleriker überhaupt. Selbstverständlich sind Frauenrollen durch Männer gespielt, wie noch Jahrhunderte später.

Was die Art der Komposition anbelangt, so ist gewiß in den szenischen Bewegungen des Daniel, den Zügen und Chören, mit welchen das Auf- und Abtreten der Personen begleitet wird, noch die würdige Feierlichkeit und Schwerfälligkeit kirchlicher Handlungen zu erkennen. In dem kurzen Stücke kommen sechs solcher feierlicher Aufzüge vor, und ihre Verse füllen mehr als einen Drittel des Stückes. Etwa 200 Verse von 350 entfallen auf den Dialog, der aber selbst wieder zu einem Drittheil in feierlichen Chören gesungen wird. Sonst aber ist die Verweltlichung nicht zu verkennen. Sogar die profane Musik kommt neben der Orgel zu ihrem Recht, indem beim Aufzug des Königs Darius Saiteninstrumente und Pauken gespielt werden. Und diese Verweltlichung findet auch ihren Ausdruck in den Titeln der Stücke: die Studenten von Beauvais nennen ihren Daniel einen ludus und Hilarius den seinigen in anspruchslosem Latein: Historia de Daniel representanda.

Die Inszenirung ist nachgerade recht komplizirt geworden. Nöthig sind: ein Podium (mit Rück- und Seitenwand), den babylonischen Königspalast darstellend — in den deutschen Spielen Palastbrügi genannt — mit einem Thronsessel; ebenso auch andere ähnliche Einrichtungen, das Haus Daniels, dasjenige der Magier und die ferne Wohnung Habakuks bedeutend. Endlich die Löwengrube, deren furchtbare Bewohner dem Zuschauer sichtbar waren. Auf welche Weise die Löwen dargestellt wurden, ob durch Schauspieler, welche sich in Thierfelle hüllten, ist nicht angegeben, ebensowenig leider, auf welche Weise die geheimnißvolle Hand des Mene Mene Tekel in Funktion gesetzt wurde. Löwen und Geisterhand aber zeigen uns, daß schon vor dem Jahre 1170 die Inszenirung sich an recht schwierige Aufgaben gewagt hat.

Gespielt wird ohne Vorhang, ohne Kulisse. Alle Dekorationen, welche im Verlauf der Aufführung nöthig sein werden, stehen gleich von Anfang an da. Wir haben bei der Eselsprozession gesehen, wie der aus Linnen und Werg gefertigte Ofen schon im Schiff der Kirche aufgerichtet und aller Augen sichtbar ist beim Einzug der Prozession. Moses rezitirt seine Prophezeiung neben dem Feuerofen, in welchen — Jahrhunderte später — Nebukadnezar die Jünglinge werfen läßt. Im Daniel stehen der Königspalast und die Löwengrube von Anfang an neben einander und gleich neben an auch das in Wirklichkeit weit von Babylon entfernte Haus Habakuks. Diese Bühne kennt also nicht das zeitliche Nacheinander der Dekoration, sondern nur das Nebeneinander, die Juxtaposition. Dieselbe gestattet, die ganze Handlung von Anfang bis zu Ende vor den Augen der Zuschauer vor sich gehen zu lassen: alle nöthigen Orte sind ja von vornherein da. Im Wechsel des Handlungsschauplatzes von einem Hause zum andern, von da zur Löwengrube ist der Dichter völlig uneingeschränkt.

Das Nebeneinander der Dekoration ist eine Folge und

wieder eine Bedingung des realistischen Charakters dieses sich entwickelnden Theaters. Dieses Nebeneinander ist Jahrhunderte lang das herrschende System nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa geblieben.

Daß diese Realistik auch Derbheiten nicht scheut, zeigt uns schon Bileams beredte Eselin. Hier in Daniel müssen wir es mit ansehen, wie der Engel den Habakuk an den Haaren zur fernen Löwengrube führt. Solch' gewissenhafte Inszenirung der biblischen Berichte erweckte ohne Zweifel beim Publikum Heiterkeit, aber man fürchtete diese Heiterkeit nicht. Die Andacht dieser Menschen war, wie schon gesagt, robuster als die unserige und ertrug einen Wechsel der Stimmung ohne Gefährdung ihrer Würde. Das derb realistische Element ist also hervorgegangen aus naivster Frömmigkeit und kindlichstem Bibelglauben. Er hat schon im gottesdienstlichen Schauspiel zur, zunächst unbeabsichtigten, mimischen Komik geführt und ist auch durch die Jahrhunderte hindurch der treue und stets einflußreicher werdende Begleiter dieser in ihrem Wesen ernsten Bühne geblieben.

Immer ist die Sprache des Dramas noch lateinisch wie die der Liturgie. Gerade in dieser Zeit, um das Jahr 1100, zeigt sich nun das Bestreben, neben dem Latein auch die Vulgärsprache, das Französische, in die Liturgie einzuführen. Solche französische Einschiebsel in den lateinischen Text des Gottesdienstes finden sich am frühesten überliefert für den Tag des heiligen Stephan, den Tag nach Weihnachten. Der lateinische Text des Märtyrerthums des heiligen Stephan, wie er sich in der Apostelgeschichte findet, wurde der versammelten Menge bei der Messe als sogenannte Epistel vorgelesen und nach jedem Verse des biblischen Textes in französischen Reimen der Inhalt des Gelesenen umschrieben. Eine solche interpolirte Vorlesung erhielt den Namen épitre farcie, wörtlich: einer gespickten, gemästeten Epistel.

Man kann sich leicht denken, daß dieses Bestreben, auch dem Laien verständlich zu werden, nicht lange zögerte, sich auch im liturgischen Schauspiel bemerklich zu machen. Auch dieses wurde nach seiner Art farcirt, mit Französisch gespickt. Zwar hat der Daniel Studenten, Klosterschüler zu Verfassern, die bei der Abfassung und Aufführung des Schauspiels zunächst wohl ihr eigenes Amüsement und das der Kleriker überhaupt im Auge hatten. Dem Volke verständlich zu werden, mag ihre geringste Sorge gewesen sein. Indessen, wie diese Leutchen in den lateinischen Liedern, die wir von ihnen haben, gelegentlich einen französischen Refrain zulassen, so thun sie dies auch in ihren Dramen, gleichsam scherzweise, wie folgendes Beispiel aus dem Daniel von Beauvais zeigen mag.[6] Als die Soldaten Belsazars Daniel holen sollen, damit er die geheimnißvollen Worte deute, da singen sie:

vir propheta Dei, Daniel, vien al roi etc.

Ich will in der Uebersetzung dies so nachahmen, daß ich das Latein deutsch und das alte Französisch wörtlich neufranzösisch wiedergebe:

Mann Gottes, Prophet Daniel, viens au roi!
Komm, er wünscht parler à toi.
Blaß ist er und verwirrt, Daniel, viens au roi!
Er möchte, was verborgen ist, savoir par toi.
Dich wird er reich beschenken, Daniel, viens au roi!
Wenn er die Schrift kann savoir par toi. —

Einen ungleich ernsteren, definitiveren Charakter zeigt die Einführung der Vulgärsprache in einem Prophetendrama, das kaum viel jünger ist als der Daniel.

Es ist nämlich neben dem im Vorhergehenden besprochenen in lateinischen Versen abgefaßten Schauspiele die ursprüngliche Prosagestalt des Sermo des heiligen Augustin nicht verloren

gegangen. In vielen Kirchen fuhr man fort das Prophetendéfilé mit den Prophezeiungen in lateinischer Prosa zu Weihnachten aufzuführen.

Dieses Prosa-Prophetendrama ist nun ganz nach Art der épitres farcies französisirt worden, und zwar in dem uns überlieferten Exemplar im normannischen Dialekt. Ein Geistlicher rezitirt das Vos, inquam, convenio, o Judei und ruft, daran anschließend, die einzelnen Propheten mit Namen auf. Jeder tritt, entsprechend kostümirt, vor, setzt sich gravitätisch auf eine bereitstehende Bank, sagt erst in lateinischer Prosa seine Weissagung her und dann paraphrasirt er sie in französischen Versen. Bileam prophezeit und übersetzt von seiner Eselin herunter. Indessen ist sein Auftreten nicht zu einer kleinen Szene erweitert worden; auch der Ofen Nebukadnezars figurirt nicht, dafür finden wir einen kleinen dramatischen Ausbau des Auftretens des Jesaias, dem ein Jude entgegentritt, um in längerem, französisch geführten Dispute von ihm widerlegt zu werden.

Damit ist das französische Drama entstanden. Noch unselbständig freilich geht es an der Krücke einiger lateinischer Sätze, des Kirchenlateins. In Sprache und Inszenirung hat es sich von der Kirche noch nicht völlig gelöst. Bemerkenswerth ist, daß dieses sprachlich so fortgeschrittene Drama in der eigentlichen szenischen Entwickelung weit zurückgeblieben ist. So kombiniren sich in Wirklichkeit in mannigfacher Weise die verschiedenen Entwickelungsmomente.

Die kostbare Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts (sie befindet sich zu Tours), in welcher uns diese Form des Prophetendéfilés überliefert ist, birgt das älteste erhaltene französische Schauspiel. Sie zeigt dasselbe aber in merkwürdiger Umgebung. Dem Prophetendéfilé geht nämlich voran ein anderes französisches Stück, das den Titel trägt: representatio Adæ und das wir kurzweg Adam nennen können.

Die Erschaffung des Menschen ist weggelassen. Adam und Eva sind da, als das Stück beginnt und zwar Adam in rother Tunika, Eva weiß gekleidet. Der Herr in kostbarem Meßgewand erscheint ihnen und führt sie unter ernstem Gespräch ins irdische Paradies. Er verbietet ihnen den Genuß der Frucht des einen Baumes und geht ab. Hierauf thut sich die Hölle auf und die Teufel erscheinen, im Ganzen wohl ihrer zehn, mit ihrem Führer Satanas, häßliche Gesellen, wohl damals schon in Thierfelle gehüllt, mit Hörnern und Schweif geschmückt. Sie tummeln sich mit entsprechenden Geberden auf der Szene, drängen sich unter die Zuschauermenge, streifen ums Paradies herum — kurz, spielen die Rolle der grotesk-lustigen Person. Satan versucht umsonst in längerem Gespräch den Adam zu bethören. Er wendet sich an Eva, die ihm ein geneigteres Gehör schenkt. Nachdem auch er mit seiner Schaar wieder verschwunden, windet sich am Baume der Erkenntniß eine Schlange empor, zischelt der Eva ins Ohr, und das Unerlaubte wird gethan. Die Reue folgt; Adam und Eva legen beschämt ihre reichen Gewänder ab und hüllen sich in armselige Kleider, auf denen Blätter aufgenäht sind, um den Worten der Bibel gerecht zu werden: sie flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schürzen. Der Herr erscheint und verjagt sie aus dem Paradiese, an dessen Eingang er als Wächter einen Engel stellt. Auf Erden angelangt, beginnt das erste Menschenpaar den Boden zu harken und Weizen zu säen. Der Böse aber pflanzt, während sie ruhen, Disteln und Dornen in die mühsam gezogenen Furchen. Nachdem die Aermsten sich hierauf noch eine Weile in Vorwürfen und Klagen ergangen, erscheinen die Teufel wieder, diesmal mit eisernen Ringen und Ketten, fesseln sie und schleppen sie unter rohem Lärmen und Höhnen in die Hölle, aus welcher alsbald ein dichter Rauch hervordringt und Hohngelächter neben betäubendem Getöse zusammengeschlagener Kessel und Becken erschallt.

Die Darstellung des Sündenfalles und des bedauernswerthen Endes der ersten Menschen hängt noch in interessanter Weise mit den liturgischen Formen zusammen. Das Schauspiel hebt nämlich an mit einer lectio aus dem Anfang der Genesis: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde rc. Ist diese beendet, so singt der Chor der Geistlichen den von der römischen Liturgie für diese lectio noch heute vorgeschriebenen Antwortgesang mit dem Text: Es schuf also Gott den Menschen aus einem Erdenkloß. Nun treten Gott, Adam und Eva auf und während des Verlaufs des französischen Dialogs fällt der Chor mit entsprechenden liturgischen Antwortgesängen noch fünfmal ein. Lectio und Antwortgesang gehören der Frühmesse des Sonntags und des Montags Septuagesima an. Im Uebrigen hat sich das französische Adamschauspiel in seinem ganzen Habitus schon vielmehr von der liturgischen Form gelöst als z. B. der lateinische Daniel. All die schwerfälligen, an die Prozessionen gemahnenden Bewegungen fehlen; geblieben sind nur die Chorgesänge der Geistlichen. So ist das Schauspiel des Sündenfalls wie das der Propheten in seinem Wesen eine dramatische lectio, die eine der Weihnachtsfeier, die andere der Septuagesima.

Dieser Adam hat frühzeitig eine leicht erklärliche Fortsetzung gefunden. An die lectio vom Sündenfall schloß sich der Bibel gemäß die vom Brudermord Kains an. Und wie jene, so wurde auch diese dramatisirt und in dieser Form dann ohne weiteres an den Adam angehängt. Das Prozedere ist äußerst einfach. Kaum haben die Teufel Adam und Eva geholt, so heißt es: deinde venient Chaym et Abel (nun treten Kain und Abel auf). Dieser ist weiß, jener roth gekleidet. Sie bebauen das Feld. Nach einem Gespräch über Gottesfurcht und Bruderliebe, in welchem Kain seinen schlechten Charakter dokumentirt, bringen sie Gott ihre Opfer dar — ihren Zehnten, sagt das Mittelalter —, Abel ein Lamm mit Weihrauch, Kain

eine Hand voll Getreide. Gott erscheint und segnet Abels Opfer. Darauf kehren die Brüder jeder in sein Haus zurück, Kain voller Zorn. In dieser Stimmung geht er gleich nachher, Abel zu einem gemeinsamen Ausgang zu bereden, worauf er ihn an einem einsamen Ort erschlägt. Hier fällt wieder der Chor der Geistlichen ein, mit dem liturgischen Antwortgesang: Ubi est Abel, frater tuus? Gott erscheint, verflucht den Kain, und darauf kommen die Teufel, schleppen den Brudermörder unter Schlägen und Stößen zur Hölle; sie nehmen auch den Körper Abels mit, aber mitius, mit sanfterer Behandlung.

Man sieht, wie diese beiden Ereignisse, der Sündenfall und der Brudermord, jeder für sich so dramatisirt worden sind, daß sie zugleich eine verkürzte Biographie ihrer Helden enthalten. Adam und Eva sterben, Kain stirbt. Aus der Aneinanderreihung beider resultirt also eine Verletzung der biblischen Chronologie, denn zur Zeit der Ermordung Abels lebte nach der Bibel Adam und Eva noch. Es ist hier gleichsam der Anfang gemacht zu einer dramatischen Behandlung der Bibel in Biographien.

Das Drama des Sündenfalls ist mit cirka 600 Versen etwa viermal so lang als dasjenige des Brudermordes, so daß das letztere wirklich als eine Art Anhängsel zum Adam erscheinen kann. So wurde es denn mit Adam zusammen von der Septuagesima weg zum Weihnachtsdrama gefügt. Wie man dazu kam, lehrt uns die Liturgie. Unter den lectiones der Weihnachtsmesse befindet sich neben dem Sermo des heiligen Augustinus auch ein antithesenreiches Stück, in welchem der erste Mensch, Adam, der sündige Erdenmensch, dem zweiten Menschen, Christo, dem sündlosen Himmelsmenschen, in künstlicher Rede gegenüber gestellt wird. Der Sündenfall des primus homo de terra terrenus, durch welchen die Geburt Christi nöthig geworden war, spielt ja natürlich in der Weihnachtsandacht eine hervorragende Rolle, wie noch andere liturgische

Stücke beweisen. So kann es nicht wundern, wenn das fertige Adamdrama herübergezogen wurde zum Weihnachtsdrama. Die Verbindung machte sich nicht komplizirter als die schon oben erwähnte. Nachdem Kain und Abel in die Hölle gebracht sind, heißt es: tunc erunt parati prophetæ etc. (nun sollen die Propheten bereit gehalten sein an einem verborgenen Ort) und hierauf beginnt das Prophetendéfilé.

In dieser rein äußerlichen Aneinanderreihung büßen die drei einzelnen Dramen von ihrer ursprünglichen Konzeption nichts ein.[7] Nur in einem Punkt ist ein Einfluß des Adam auf das Prophetendrama zu erkennen: auch dieses wird zur Biographiensammlung, denn sobald ein Prophet seine Weissagung geendet, venient diaboli et ducent eum ad infernum, holen ihn die Teufel, mitius, natürlich. Hölle und Teufel waren eben einmal schon bei der Aufführung des Adam da und wurden im darauffolgenden Prophetendrama nutzbar gemacht, um den Gläubigen ad oculos zu demonstriren, wie auch die vortrefflichsten Menschen des alten Bundes der Verdammniß verfallen.

Jede Anspielung auf den Weihnachtstag als den Tag der Aufführung dieser Trilogie ist hier geschwunden. Das Drama ist offenbar nicht mehr an einen bestimmten Festtag gebunden. Es ist trotz des liturgischen Rahmens frei geworden.

Den Adam begleiten lateinisch geschriebene Angaben über die Inszenirung dieser in Paradies, Erde und Hölle vorgehenden Handlung, die uns folgendes lehren: Im parvis oder Vorhof der Kirche, neben dem porche, der Vorhalle, ist, vom Zuschauer aus gesprochen, links auf einer Art Podium das Paradies eingerichtet und rechts die Hölle. Der die Breite der Vorhalle einnehmende Raum zwischen beiden bedeutet die Erde. Diese primitive Scene hat also ganz ansehnliche Dimensionen. Die Kirche selbst, das Haus Gottes, stellt den Himmel dar. Gott zieht sich, wenn er abgeht, immer in die Kirche zurück, wo

offenbar auch der Chor der Geistlichen steht. Vor der Kirche auf dem freien Platze steht das Publikum.

Das Podium, welches das irdische Paradies vorstellt, ist umgeben von seidenen Vorhängen und Draperien und zwar in solcher Höhe, daß von den im Paradies befindlichen Personen nur Schulter und Kopf gesehen werden können. Um diese Draperien schlingen sich duftende Blumen und Blätter, über sie empor ragen aus dem Paradies Bäume mit Früchten beladen. Am Baume der Erkenntniß ist ein Truc angebracht, durch welchen eine künstliche Schlange am Stamme emporsteigt.

Die Hölle ist eine Art Thurm mit einem vergitterten Fenster. Das Eingangsthor hat die Form eines Drachenmaules, das sich öffnet und schließt und, wenn nöthig, Rauch und Qualm speit.

Die zwischen beiden liegende Erde stellt weniger große Anforderungen: ein Verschlag, welcher das Haus Adams und Evas darstellt, mehr im Vordergrund ein paar Quadratfuß Humus, das zu bearbeitende Feld bedeutend.

Als man die Darstellung des Brudermordes anfügte, bedurfte man außerdem zweier Steine, auf welchen die Brüder zu opfern hatten, und noch eines Verschlags, welcher ein weiteres Haus darstellt. Und als noch das Prophetendéfilé angereiht wurde, hatte man zwei Bänke hinzuzufügen, die eine für den vortretenden Propheten, die andere für die Juden, welche bekehrt werden sollen.

Man erkennt in diesem Adamdrama das früher erwähnte Nebeneinander der Inszenirung wieder. Dasselbe hat naturgemäß zu einer Szene von mächtigen Dimensionen geführt, die gleichzeitig die ganze christliche Welt umschließt: Himmel, Paradies, Erde und Hölle, und die damit auch fähig ist, der breitesten und wechselvollsten Handlung zu dienen. Es ist eine geradezu epische Szene. Sie hat keine örtlichen Schranken, keine zeitlichen Schranken. Die Erschaffung der Welt kann auf ihr gespielt

werden wie das jüngste Gericht und, sagen wir es gleich, sie sind auch auf ihr dargestellt worden. —

Man wird bei diesen Ausführungen den Eindruck bekommen haben, daß das liturgische Schauspiel bei seinem Uebergang von der Gebundenheit zur Freiheit, von der lateinischen zur französischen Sprache von seinen charakteristischen Zügen nichts verloren hat. Das Prinzip der szenischen Einrichtung ist geblieben und hat sich als sehr lebenskräftig erwiesen. Mit einem bemerkenswerthen Aufwand von Maschinerie wird der Illusion gedient. Das Auge soll ergötzt werden. Die Handlung entrollt sich vor den Augen der Zuschauer, mag sie im Himmel, auf Erden oder in der Hölle spielen. Es wird agirt und nicht über unsichtbare Aktionen blos berichtet. Wenn Abel erschlagen werden soll, so wird der Streich nicht blos fingirt, sondern mit solcher Wucht geführt, daß ausdrücklich vorgeschrieben wird, Kain habe den Abel an die Stelle seines Leibes zu schlagen, an welcher dieser, unter seinen Kleidern verborgen — einen Topf trage, und zur Vermeidung eines bedenklichen Mißverständnisses wird ausdrücklich befohlen, daß Kain seinen Bruder nur gleichsam zu tödten habe (quasi eum occideret), als ob man fürchtete, das Spiel könnte Ernst werden. Das Element der derben Realistik hat in einem Schwarm närrischer und furchtbarer Teufel sich neu verkörpert, deren Komik aber rein in Maske und Mimik liegt. Im Dialog figurirt nur ihr Führer Satan, und der spricht durchaus ernst. Von Anwendung der couleur locale kann natürlich in dieser Dramaturgie keine Rede sein. Nicht deswegen, weil das Streben nach Lokalfarbe zu diesem ganzen realistischen System nicht gepaßt hätte, sondern deswegen, weil das Mittelalter unfähig ist, sich andere Zeiten, fremde Verhältnisse objektiv zu vergegenwärtigen. Es überträgt bekanntlich in seiner ganzen Poesie in naivster Weise seine eigenen Lebensverhältnisse auf die fremden Stoffe. Die frommen Ge-

stalten der Bibel werden demgemäß im Drama zu mittelalterlichen Klerikern, den Herrgott kleidet ein Meßgewand, Aaron ist ein Bischof, Adam trägt ein rothes Chorhemd. Wo aber bestimmte Angaben in der biblischen Erzählung selbst sich finden, da ist die Autorität dieser Angaben mächtig genug, um auf Kosten des herrschenden kirchlichen Kostüms eine Kostümirung einzuführen, welche die Absicht zeigt, historisch treu zu sein. So tragen Adam und Eva nach dem Sündenfall armselige mit Blättern benähte Kleider. —

Im französischen Adam ist der Dialog viel ausführlicher als im lateinischen Daniel. Das Konventionelle, das im Pomphaften liegt, ist von ihm gewichen, die Rede fließt in naiver Behaglichkeit breit dahin, in acht- und zehnsilbigen Versen mit geparten Reimen. Bei aller Anspruchslosigkeit und Kindlichkeit ist der Schritt dieser Rede doch sicher; sich ihrer Führung zu überlassen, hat seinen eigenen Reiz. Man darf sie nicht schmucklos nennen, aber ihr Schmuck ist Natürlichkeit, Einfachheit. Ihre gläubige Innigkeit spricht zum Herzen. Sie leiht dem Dichter das Wort der Freude und des Schmerzes, der Schmeichelei und des Zorns. In Momenten der Spannung, z. B. in der verführerischen Unterhaltung des Teufels mit Adam und Eva, im Dialog, der zur Ermordung Abels führt, wird sie lebhaft, Rede und Gegenrede folgen Schlag auf Schlag. Diese Detaillirung des Dialogs führt schon zur Darstellung wechselnder Stimmungen, zur beginnenden Charakteristik. Wenn die langen Reden unseres Stückes an die damals geläufigen Reimpredigten erinnern, so erinnern die belebteren Stellen an die dialogischen Partien der epischen Kunstdichtung.

Welches Behagen der uns unbekannte Verfasser bei der Durchsicht seiner Verse empfand, geht daraus hervor, daß er Vortragsregeln giebt und dabei die Schauspieler zu zweien Malen bittet, das Versmaß genau zu beobachten und weder

Silben hinzuzufügen, noch wegzulassen, sondern fein so zu sprechen, wie er's niedergeschrieben. Mag er auch ein Geistlicher gewesen sein, es lag ihm offenbar bei seinem Drama ebensoviel an der Sicherung künstlerischen Genusses, wie an der Erbauung. Wir haben es, trotz Chor und lectio, mit einem eigentlichen Schauspiel zu thun.

So habe ich auf etwas mühseliger Wanderung die Entwickelung eines einzelnen liturgischen Dramas bis an die Schwelle der Kirche verfolgt, bis zu seiner Vulgarisirung in der Sprache und seiner Verweltlichung im Aufbau. Mit ihm sind selbstverständlich eine Reihe anderer Dramen denselben Weg gegangen, und ihre Betrachtung würde auf die im Vorangehenden besprochenen Thatsachen manches überraschende Licht werfen. Doch müßte ihre Behandlung hier zu weit führen. Ich begnüge mich mit einer kurzen Uebersicht. Wir besitzen aus dem elften und zwölften Jahrhundert mehr als ein halbes Hundert ganz oder theilweise liturgischer Dramen, theils rein lateinische, theils mit Französisch farcirte, zum Theil solche, deren Ausbildung weiter zurückreicht als die des Prophetendéfilé, z. B. das Weihnachtsdrama von den Hirten, welche das Jesuskindlein in der Krippe besuchen. Auch der 28. Dezember, der Tag der unschuldigen Kindlein, wurde durch Dramatisirung des Kindermordes gefeiert. Am 6. Januar folgte das Spiel der heiligen drei Könige. Am 15. März inszenirte man Maria Verkündigung. An die Darstellung der Leiden Christi wagte sich das liturgische Schauspiel nicht; am Charfreitag wurden etwa die Klagen Marias und ihrer Freunde dramatisirt. Zu Ostern aber wurde die Auferstehung in Szene gesetzt, von ihr allein besitzen wir wohl ein Dutzend Bearbeitungen. Am Ostermontag erfolgte die Erscheinung Jesus zu Emmaus, das Spiel der Peregrini geheißen. Von den Wundern Jesu findet sich nur die Auferweckung des Lazarus behandelt; aus der Apostelgeschichte wurde die Bekehrung des Paulus benutzt. Von den Heiligen

ist nur einem die Ehre liturgisch-dramatischer Verherrlichung zu theil geworden: dem heiligen Nikolaus. Wir haben gesehen, wie namentlich Studenten zu den Verfassern dieser lateinischen Schauspiele zählten. Nikolaus ist der Schutzpatron der studirenden Jugend, mit seinem Tage, dem 6. Dezember, beginnt die fröhliche Ferienzeit. Was Wunder, wenn uns fünf Dramen überliefert worden sind, in denen dankbare Klosterschüler ihn feiern, eines davon verfaßt von demselben Hilarius, dem wir einen Daniel zu verdanken haben.

Diese Dramen sind alle kurz. Einzelne zählen kaum 70 Verse, die wenigsten über 200. Sie zeigen die verschiedensten Entwickelungsstufen, die manigfachsten Kombinationen der Entwickelungsmomente. Einige, wie die Nikolausdramen, haben außer dem zum Theil farcirten Latein und der mit dem Mangel an Detaillirung des Ausbaues verbundenen Schwerfälligkeit nichts Liturgisches mehr. —

Das Adamdrama, das wir besprochen, geht noch an der Krücke des Latein. Das älteste uns erhaltene französische Schauspiel, das sich vom Latein völlig frei gemacht hat, ist eine Auferstehung, leider nur als Torso von 360 Versen vorhanden.[8] Das ganze Stück mag wohl deren in die Tausende gehabt haben. Auch diese Auferstehung gehört dem zwölften Jahrhundert an. Die ausführlich beschriebene Bühne zeigt uns die Disposition, die wir kennen: Himmel, Hölle, dazwischen die Erde. Auf dieser Golgatha mit dem Kreuze, die Grabstätte, ein Kerker, die Stadt Galiläa, das Dorf Emmaus, der Palast des Pilatus, die Wohnung des Kajephas, das Haus des Joseph von Arimathia, dasjenige des Nikodemus, der Jünger Christi, der drei Marien: die Erde umfaßt also nicht weniger als elf verschiedene Handlungsorte.

Während diese Auferstehung ihre ganze Inspiration aus der Bibel schöpft, finden wir so ums Jahr 1190 das erste französische Schauspiel, das neben der biblischen auch die weltliche

Inspiration zuläßt. Es ist von einem Meister altfranzösischer Dichtung verfaßt, von Jehan Bodel aus Arras, und hat zum Gegenstand ein Wunder des heiligen Nikolaus.[9] Dasselbe wird dargestellt im Zusammenhang der zeitgenössischen Kämpfe mit den Sarazenen und des Alltagslebens. Es ist ein originelles Stück, das in 1500 Versen uns neben der schwungvollen Darstellung einer Maurenschlacht eine im Argot geführte Unterhaltung zechender Spitzbuben vorführt. Bitterer Ernst und ausgelassener Scherz reichen sich die Hand. Alle Stände sind vertreten: ein Engel und ein Henker, ein Heiliger und drei Schelme, ein König und ein Kneipwirth, vier Emire und ein Schenkbursche ꝛc.; daneben ein christliches und ein maurisches Heer. Die zeitliche und örtliche Entwickelung der bunten Handlung ist ganz uneingeschränkt. Der Schauplatz wechselt auf der sich immer gleichbleibenden Bühne gegen vierzig Male. Mit einem Worte: Jehan Bodel hat das geliefert, was wir seither ein romantisches Schauspiel zu nennen gewöhnt worden sind, freilich ein romantisches Schauspiel ohne Einheit der Handlung.

Wir wissen nicht, wie weit die Idee dieses Dramas ihm angehört. Von der ohne Zweifel reichen dramatischen Literatur dieser Zeit ist uns nichts weiter erhalten, und so fehlen uns hier mehrere Glieder in der Kette der zu untersuchenden Entwickelung. Aber das können wir leicht erkennen, daß er mit dieser Mischung des Grotesken und Erhabenen, des Vornehmen und Armseligen, mit der Vorführung einer so wechselvollen Handlung den Intentionen des alten liturgischen Schauspiels treu geblieben ist. Die Figuren der Spitzbuben finden sich schon in dem vorher erwähnten Nikolausspiel des Hilarius, nur steifer und ohne Detailmalerei. Indem Jehan Bodel diese hinzufügt, thut er nur, was das französische Drama überhaupt gegenüber dem lateinischen gethan hat. Viel auffallender erscheint die Vorführung der Kriege gegen die Ungläubigen. Diese Her-

beiziehung der zeitgenössischen Geschichte läßt sich aber wohl verstehen von einem Dichter, der auch im nationalen Epos ein Meister war.

Jehan Bodel ist ein Laie. Er schreibt seinen jeu, so heißt er das Stück, für eine Laiengesellschaft, die confrérie des jongleurs et bourgeois d'Arras. So wird das ursprünglich kirchliche Schauspiel zu Ende des zwölften Jahrhunderts von Laien verfaßt und von Laien aufgeführt. Es wird zur nationalen Bühne.

In diesen Händen nahm es einen gewaltigen Aufschwung. Es verkörperte sich in jenen umfangreichen dramatischen Schöpfungen des fünfzehnten Jahrhunderts, denen dasselbe den Namen Mystères beigelegt hat. Hier entstand das mächtige Mystère du vieux testament aus der Zusammenschweißung einer Reihe einzelner alttestamentlicher Dramen, zu welcher der Keim schon im Prophetendéfilé mit vorgesetztem Adamspiel liegt. Diese Zusammenschweißung hat zu einem mächtigen Drama von 50 000 Versen geführt, zu dessen Darstellung 242 Personen nöthig sind. Keiner der Keime, die wir im liturgischen Drama vorhanden sahen, ist unentwickelt geblieben. Vieles ist hinzugekommen. Jetzt scheut man sich nicht mehr, auch die Passion Christi dramatisch zu behandeln, und das Mystère de la passion ist wohl das berühmteste und am meisten aufgeführt geworden. Schließlich schwillt es auf 65 000 Verse an. Wir kennen im Laufe von 150 Jahren gegen 100 aktenmäßig bezeugte Aufführungen desselben aus allen Theilen Frankreichs; die berühmteste derselben, vom Jahr 1547, zu Valenciennes, hat 25 Tage gedauert, den Tag zu acht Vorstellungsstunden gerechnet. Die Bühne dieses Passionsspieles mag auf 50 Meter Länge und etwa 25 Meter Tiefe geschätzt werden. Die Aufführung der 62 000 Verse der Apostelgeschichte zu Bourges von 1536 nahm vier Wochen in Anspruch.

Seit dem zwölften Jahrhundert, seit der Zeit, da die bisher

einheitliche Gesellschaft sich in die Klassen der Gebildeten und der Bildungslosen schied, gab es keine Literatur mehr, welche zugleich allen Theilen der Bevölkerung gedient hätte, außer diesem christlich-nationalen Drama. Es ist noch die einzige gemeinsame Quelle poetischen Genusses für Hoch und Nieder, und diese Universalität verdankt es seinem kirchlichen Ursprung, seinem religiösen Inhalt. Das Mysterium des fünfzehnten Jahrhunderts will die Idee eines vollständigen Bildes der Geschichte des christlichen Glaubens verwirklichen. Man reihe die erwähnten Darstellungen des alten Testamentes, des Lebens Christi und der Apostelgeschichte aneinander, so erhält man eine dramatische Encyklopädie des christlichen Glaubens von 180000 Versen, sechzig Mal den Umfang des Hernani.

Die Idee dieses Glaubensdramas ist grandios. Die Mittel sind es nicht weniger. Aber die Ausführung ist mißlungen. Die bescheidenen Anfänge des zwölften Jahrhunderts erscheinen uns viel sympathischer als diese gewaltigen Kraftleistungen. Es fehlt ihnen die *σωφροσύνη*, das Maßhalten; es fehlt jene Beschränkung, welche den Meister zeigt. Maßlosigkeit ist die Signatur dieses Schauspiels. Die Schönheiten des Details verschwinden in Myriaden von platten Versen. Maßlos ist namentlich auch die Rolle der lustigen Person. Das Element der derben Realistik, das die Kirche selbst dem Mysterium als Angebinde in die Wiege gelegt, ward zum Geschenk der bösen Fee. Das Grotesk-Komische, erst eine rein mimische Beigabe naiv frommen Ursprungs, wurde zur eigentlichen Rolle und schließlich so aufdringlich und übertrieben, daß das Schauspiel des christlichen Glaubens dem Gelächter verfiel.

So verbietet ein Beschluß des Parlaments von Paris (17. November 1548) die Aufführung biblischer Mysterien: la cour défend de jouer le mystère de la Passion ne autres mystères sacrez sur peine d'amende, permettant néantmoins

de pouvoir jouer autres mystères profanes, honnestes et licites. Denn mittlerweile waren auch Mysterien entstanden, deren Stoff rein weltlich war, z. B. le mystère du siège d'Orléans in 20000 Versen, von einem Zeitgenossen der Jeanne d'Arc; le mystère de la destruction de Troie in 30000 Versen; die fabelhafte Geschichte Huons von Bordeaux 2c.

Das Verbot der Aufführung des christlich-nationalen Dramas, welches das Pariser Parlament 1548 zunächst nur für die Hauptstadt aussprach, ist der Vorbote einer neuen Richtung der dramatischen Poesie.

1549 erschien das Manifest einer neuen Dichterschule in Frankreich: Deffense et Illustration de la langue françoise, in welchem die mittelalterlichen Dichtungsformen, auch der Bühne, verächtlich bei Seite geschoben werden und den französischen Poeten zugerufen wird: sus donc et pillons les anciens! 1552 wurde die erste nach antikem Muster geschriebene Tragödie in Frankreich aufgeführt: eine Kleopatra. Die Einheit des Ortes, die Einheit der Zeit ist im Sinne der antiken Bühne gewahrt. Der Chor ist da. Die Tragödie trägt durchaus den rhetorischen Charakter der römischen; sie ist nach dem Rezept Senecas verfaßt. Der achtsilbige Vers hat dem gravitätischen Alexandriner Platz gemacht.

Solche Stücke konnten zunächst nur ein gelehrtes Publikum ergötzen. Sie wurden auf den Schulen und bei Hofe aufgeführt. Hier fanden sie begeisterte Aufnahme, denn gegenüber der unruhigen Maßlosigkeit der Mysterien mußte die maßvolle Ruhe der griechisch-römischen Tragödie wie eine Offenbarung erscheinen.

Auf der Hof- und Kollegienbühne also machte die vornehme Tragödie dem volksthümlichen Drama zuerst den Platz streitig. Dann aber begann der Kampf auch auf breiterer Grundlage. Während im Ganzen reichlich 50 Jahren vor und nach dem Jahr 1600 ist die Geschichte des französischen Theaters die

Geschichte des Kampfes, den das alte nationale Drama mit der importirten Tragödie geführt hat. Der Ernst der Lage zwang jenes zu zahlreichen Konzessionen. Nachdem es auf den biblischen Stoff hatte verzichten müssen, an welchem es groß geworden war, nahm es den gelehrten Namen Tragikomödie an, welcher den Wechsel der Stimmungen und die Mischung der Stände, die das Mysterium zeigte, bezeichnen sollte. Während es an diesem Prinzip der Mischung festhielt, beschnitt es herzhaft die Uebertreibungen, mit welchen es dieses Prinzip bisher kompromittirt hatte. Während es sich die Freiheit der Behandlung von Ort und Zeit, die komplizirte Szenerie wahrte, strebte es nach Einheit der Handlung; es suchte faßlich zu werden, um mit Goethe zu reden, und reduzirte seinen Umfang auf das Niveau desjenigen der Tragödie.

So ist das mittelalterliche Drama im Kampf mit der Tragödie nicht verzagt zurückgetreten. Es schien vielmehr zu wiederholten Malen, daß es Sieger bleiben würde. Hatte es doch vor der Tragödie, die ihren archäologischen Ursprung nicht verleugnen konnte, das voraus, daß es ein Kind des Landes war. Es fand auch geschickte Vertheidiger. Als 1628 die schon zwanzig Jahre früher erschienene kecke Tragikomödie „Tyr und Sidon“ von Jean de Schelandre zum zweiten Mal aufgelegt wurde, schrieb der Pariser François Ogier eine geharnischte Vorrede dazu, in welcher er gegen die mißverstandene Nachahmung der Antike dieselben Gründe vorbrachte, welche noch zwei Jahrhunderte später nicht eindringlich genug wiederholt werden konnten und in welcher er das Prinzip des Dramas als ein Vorläufer der Romantiker deutlich genug ausspricht: car de dire qu'il est mal seant de faire paroistre en une mesme pièce les mesmes personnes, traitant tantost d'affaires sérieuses, importantes et tragiques et incontinent après de choses communes vaines et comiques, c'est ignorer la condition de la vie des hommes.[10]

Allmählich aber wandten sich die Dinge zu seinem Ungunsten. Corneille's Auftreten um das Jahr 1630 fällt in diese kritische Zeit. Seine ersten Werke sind ihr Bild. Nachdem seine, freilich wunderlichen Versuche in der Tragikomödie mißlungen, macht er sich daran, zwischen dieser und der Tragödie zu vermitteln.[11] Einen solchen Versuch stellt sein Cid vom Jahr 1636 dar, den er selbst noch eine Tragikomödie nennt, aber eine solche, die er ungeschickterweise in die tragische Einheit der vierundzwanzig Stunden gezwängt hat.

Unterdessen war 1635 in Frankreich jener oberste literarische Gerichtshof gegründet worden, die Académie française. Ihre literarische Kritik war ein Bastard, den der unkritische Enthusiasmus für Seneca mit der unkritischen Interpretation des Aristoteles erzeugt hatte. Und diese akademische Kritik verurtheilte den Versuch, den Corneille in seinem Cid gemacht hatte. Der Dichter, dessen künstlerische Selbständigkeit, dessen moralischer Muth, trotzdem er ein begeistetes Publikum hinter sich hatte, der akademischen Opposition nicht gewachsen war, gab nach.

Fürderhin wird Corneille akademische Tragödien schreiben. Der Bewegung, die stark genug war, den Verfasser des Cid mit sich zu reißen, werden auch die übrigen dramatischen Dichter nicht mit Erfolg widerstehen. Zwar geht die Tragikomödie nicht von heute auf morgen unter, aber nach 1650 kommt ihr Name nur noch sehr selten vor. Nicht als ob ihr Geist sich vollständig hätte ertödten lassen. Die klassische Tragödie, die nun allein das Feld behauptet, hat in manchen Punkten tragikomische Allüren. Die Bühne, auf welche diese Tragödie importirt wurde, war eben doch die alte Mysterienbühne, und das Nebeneinander der Dekoration hat auch für die Tragödie bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts fortbestanden. Corneille's erste Tragödien, wie Cinna, wurden auf dieser

mittelalterlichen Bühne gespielt und machen sich gelegentlich ihre Freiheit zu Nutze.

Diese Juxtaposition aber verschwand, als um's Jahr 1650 die Unsitte aufkam, auf der Bühne selbst Plätze für reiche Zuschauer einzurichten. Die vornehmen Herren des Hofes, die da in mehrfacher Reihe den Kulissen entlang saßen, von den Spielenden durch eine Balustrade geschieden, verdeckten die Seitendekorationen. Die wurden somit werthlos. Die kombinirte Szenerie fiel dahin. Die Szene wurde unveränderlich. Sie stellte meistens das Vorzimmer eines Palastes vor, jenes immaginäre Vestibul eines imaginären palais à volonté, in welchem die einzelnen Personen der Tragödie aus unerklärlichen Gründen sich einfinden, um ihre Reden zu halten, zu lieben, zu leiden und innerhalb spätestens vierundzwanzig Stunden zu sterben.

So siegt das Konventionelle, Steife, des falschen Anstands prunkende Geberde über die spontane Mannigfaltigkeit. Während es der Tragödie nicht gelungen ist, den Geist des mittelalterlichen Dramas vollständig von sich fern zu halten, sucht sie wenigstens durch den auf die Spitze getriebenen äußern Zwang seine Regungen zu bannen. Wir aber wissen heute, daß das alte, national-religiöse Theater Frankreichs, das Mysterium, das hier der angeblich antiken Tragödie geopfert wird, mit eben diesem griechischen Theater, das ja auch ein nationales, religiöses war, in seinem innersten Wesen viel mehr verwandt ist, als die anspruchsvolle Tragödie des siebenzehnten Jahrhunderts.

Es würde hier zu weit führen, der nie vollständig erlöschenden Opposition gegen diesen falschverstandenen Klassizismus während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nachzugehen. Ich lasse auch das weinerliche Lustspiel und das bürgerliche Trauerspiel bei Seite — sie haben die Herrschaft der traditionellen Tragödie nicht erschüttert. Das hat erst anno 30 die romantische Schule mit ihrem Drama gethan.

Die Theorie dieses Dramas hat Victor Hugo in dem berühmten Manifest verkündet, das er 1827 seinem Cromwell als Einleitung vorausschickte. Er schöpft sie aus Shakespeare; sie heißt: Le drama qui fond sous un même souffle le grotesque et le sublime, le terrible et le bouffon, la tragédie et la comédie, le drame est le caractère propre de la littérature actuelle, d. h. das Drama, die eigentliche Dichtungsform der neuern Zeit, sei weder Tragödie noch Komödie, es sei beides, ein Bild des wirklichen Lebens, mit dem Wechsel der Stimmungen und der Mischung der Stände dieses wirklichen Lebens, und dieses Drama ist frei von äußerem Regelzwang.

Nun, die romantische Schule, die dieses dramaturgische Prinzip verkündete und verwirklichte, sie glaubte für Frankreich etwas vollkommen Neues zu schaffen. Sie hat aber, ohne es zu wissen, nur das Prinzip der nationalen Bühne des Mittelalters wieder erneuert. Der Wechsel der Zeiten ist natürlich an der wiedererstandenen Bühne nicht spurlos vorübergegangen. Dieses Drama hat seinen spezifisch christlichen Charakter verloren; es ist menschlich geworden und sein ideeller Werth ist unserem vermehrten geistigen Können entsprechend höher. Seinem Streben nach Lokalfarbe, ist unsere gründlichere Kenntniß der Geschichte zu Hülfe genommen. Sein ästhetischer Werth ist unvergleichlich größer. Wenn auch gerade der Cromwell Victor Hugo's etwas Monströses hat, das an denselben Fehler des alten Mysteriums erinnert, so ist diesem Fehler das eigentliche romantische Bühnendrama fern geblieben. Das Nebeneinander der Dekoration ist definitiv geschwunden, und unsere Technik sorgt dafür, daß deswegen die szenischen Bewegungen nicht weniger frei sind. Bei all diesem Wechsel ist das Prinzip dasselbe geblieben, das Prinzip, möchte ich sagen, der pietätvollen Darstellung des Reellen. —

Wenn wir unsern Blick zurückwenden auf die in ungleichem

Tempo durchlaufene Bahn von acht Jahrhunderten, so erblicken wir am Anfang das seit dem elften Jahrhundert aus der Liturgie hervorgehende Schauspiel, als dessen höchste Leistung das national-religiöse Mysterium des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint. Dann folgt die Entthronung dieses Dramas und sein langdauernder Kampf mit der vom Renaissancehimmel gefallenen antikisirenden Tragödie. Trotz der Läuterung, die dieser Kampf dem Drama bringt, wird es verbannt, wenn auch nicht, ohne Spuren seines Geistes zu hinterlassen und nicht, ohne aus seiner Verbannung eine stetige Opposition zu leiten. Aber erst nach zwei Jahrhunderten gelingt ihm der Staatsstreich, die Tragödie zu stürzen, und in verjüngter Gestalt zieht es in sein altes Reich wieder ein.

Von dieser höheren geschichtlichen Warte aus erscheinen die zwei Jahrhunderte der Herrschaft der Tragödie in Frankreich als eine Zeit der Buße und Läuterung seiner nationalen Bühne. Und diese Auffassung mag uns mit dem sonst wenig sympathischen Wesen dieser Tragödie versöhnen. Dem neu erstandenen Drama aber möge die Katastrophe des sechszehnten Jahrhunderts in Erinnerung bleiben und es vor neuen Maßlosigkeiten bewahren.

Anmerkungen.

[1] Nach Marius Sepet, Les prophètes du Christ, Bibliothèque de l'Ecole des Chartes, XXIX[e] année 1867, vol. III & IV. von dem ich indessen in einigen Punkten abweiche.

[2] Propheten und Sibyllen, welche Christi Ankunft verkünden, sind ein gewöhnlicher Gegenstand kirchlicher Malerei, cf. Hist. littéraire de la France XXIV, 620.

[3] Du Cange, Glossarium mediæ et infimæ latinitatis s. v. festum asinorum, III. 255.

[4] Die Ausgaben dieser liturgischen Dramen s. bei L. Petit de Julleville, Les Mystères, Paris 1880, I. 18 ff. Ich benutze für den Daniel des Hilarius: Champollion-Figeac, Hilarii Versus et Ludi, Paris 1838. — Der Daniel von Beauvais ist etwas länger (etwa 400 Verse), pomphafter und zeigt noch mehr Spuren der Verweltlichung; er verschmäht nicht, wie leider derjenige des Hilarius, die Angaben der Bibel, um einen Versuch der Darstellung wechselnder Stimmungen zu machen.

[5] Cf. Julleville l. c. p. 39. — auch der Nicolas des J. Bodel schließt mit einem Tedeum.

[6] Der des Hilarius enthält keine französischen Verse; wohl aber die beiden andern Ludi desselben Autors: Lazarus und Nikolaus.

[7] Wie oberflächlich die Anfügung der einzelnen Theile ist, zeigt das legatur in choro (Adam, p. p. L. Palustre, Paris 1877, p. 110) als ob die ganze Representatio Adæ, wie ursprünglich das Prophetendéfilé, noch im Chor gespielt würde. — Dieser Titel, Repr. Adæ, kömmt nach mittelalterlicher Auffassung augenscheinlich nur dem ersten Stück zu. Der Ordo (die Inszenirungsanweisungen) enthält nur auf dasselbe bezügliche Angaben. — Ich ergänze sie nach Sepet's Vorgang durch Berücksichtigung späterer. Der noch unbeholfene Autor hat über der zunächst in Frage kommenden Szene des Paradieses die Hölle vergessen, ein Mangel, dem die folgenden Rubriken nur theilweise abhelfen.

[8] Monmerqué et Michel, Théâtre français au moyen âge, Paris 1847, p. 10—20.

[9] ib. p. 157—207.

[10] Violet le Duc, Ancien théâtre français VIII. p. 10.

[11] Einige nähere Ausführungen über diese Stellung Corneille's in meinem Aufsatz: Pierre Corneille, in der „Nation" 1887 Nr. 47.

(782) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Die Dampfmaschine

im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland.

Von

Dr. E. Gerland.

Mit fünf Holzschnitten.

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Kein Ereigniß der Kulturgeschichte ist wohl so oft behandelt worden, wie dasjenige, dem die bei weitem größte Tragweite in ihr zukommt, wie die Erfindung der Dampfmaschine. In den Geschichten der Technik und den daraus schöpfenden Konversationslexiken, wie in den Geschichten der Physik findet man dieselbe ausführlich besprochen, wer aber daraus sich von der Art, wie jene Erfindung zustande gekommen ist, ein von Widersprüchen freies Bild machen wollte, der würde zu seinem großen Verdruß finden, daß das geradezu ein Ding der Unmöglichkeit ist. Jeder Schriftsteller denkt, wenn er überhaupt darüber eine eigene Meinung hat, anders. Da findet man die Namen Worcesters, Saverys, New Comens und Papins in buntem Durcheinander, und eine solche Unklarheit herrscht noch hinsichtlich dieser Frage, daß man nicht selten erst weitläufig auseinandersetzt, daß die Apparate jener Männer, Papin mit eingeschlossen, so geistreich ausgedacht sie auch waren, noch keine Dampfmaschine genannt werden konnten, daß aber trotzdem Papin auf einem Dampfschiff von Cassel bis Münden gefahren sei.[1]

Diese Lage der Dinge hatte mich in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, als ich daran ging, einen Bericht über den historischen Theil der internationalen Ausstellung wissenschaftlicher Apparate, welche im Sommer 1876 in South Kensington Museum in London stattfand, zu liefern. Indessen schien damals die umfassende

Arbeit Aragos[2] über diesen Gegenstand den Streit zu Gunsten Papins entschieden zu haben, und ich glaubte, seinen Resultaten um so mehr mich anschließen zu dürfen, als sie mit der in Cassel herrschenden Ueberlieferung im Einklang waren. In Cassel hatte ja Papin gerade den arbeits- und erfolgreichsten Theil seines Lebens zugebracht, und wenn auch die von ihm hinterlassenen Apparate bis auf einen zur Zeit des Königreichs Westfalen verloren gegangen waren, so schien dieser eine, ein großer gußeiserner Cylinder, welcher als „Papins Dampfcylinder" in South Kensington Museum das größte Aufsehen erregt hatte, geeignet, über jene Verluste zu trösten, denn er konnte nur ein Theil einer großen, ganz bestimmt betriebsfähigen Dampfmaschine gewesen sein.

Ein genaueres Eingehen auf die wichtige Frage ergab jedoch bald, daß sie sich in noch größerer Verwirrung befand, als es anfangs den Anschein gehabt hatte. Die von Henschel[3] als Erinnerung an Papin in Cassel aufbewahrte Ueberlieferung erwies sich als in allen ihren Einzelheiten unhaltbar und ebensowenig war der Cylinder zu einem der uns von Papin hinterlassenen Entwürfe in irgend welche Beziehung zu bringen. Da sich nun auch Poggendorff[4] in seiner 1879 erschienenen Geschichte der Physik auf Grund einer weitläufigen Untersuchung für die Erfindung der Dampfmaschine durch Worcester aussprach, da man in technischen Kreisen[5] mehr und mehr für Savery diese ruhmvolle That in Anspruch nahm, so erschien eine abschließende Untersuchung der Frage nach dem wirklichen Erfinder der Dampfmaschine um so mehr geboten, als auf der anderen Seite mehrere französische Biographien Papins an seiner Priorität zwar festhielten, infolge der unkritischen Behandlung ihres Gegenstandes aber nicht geeignet waren, Zutrauen zu ihren Resultaten zu erwecken.

Indem ich nun diese Arbeit unternahm, ergab sich sehr bald

die Nothwendigkeit, auf die Quellen zurückzugehen, als welche sich neben den Schriften Papins die Briefe erwiesen, die Leibniz mit ihm und anderen Gelehrten gewechselt hatte und die theils in Reinschrift, theils nur im Konzept in der Königlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrt werden. Aus ihnen ließ sich, wie ihr sorgfältiges Studium ergab, jede gewünschte Auskunft erhalten. Eingeleitet durch die Biographie Papins ist im Jahre 1881 diese ganze Korrespondenz auf Kosten der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin von mir veröffentlicht[6] worden und dabei der Nachweis geführt, daß der eigentliche und einzige Erfinder der Dampfmaschine Papin war. Ich durfte erwarten, daß, wenn meine Untersuchungen zu Bedenken Anlaß gaben, solche begründet und mir entgegengehalten worden wären, daß im anderen Fall aber ihre Ergebnisse als die allein aufrecht zu erhaltenden sich allgemeiner Annahme erfreut hätten. Es zeigte sich aber, daß man in naturwissenschaftlichen und technischen Kreisen so wenig weiß, welche Bedeutung kritische Quellenstudien für geschichtliche Arbeiten beanspruchen dürfen, daß man, obwohl auch nicht von ferne der Versuch gemacht worden ist, meinen Arbeiten entgegenzutreten, doch sich nicht entschließen konnte, ihnen beizupflichten. Und doch sind seitdem in Deutschland zwei Werke erschienen, die den Titel einer Geschichte der Physik in Anspruch nehmen,[7] schickt man sich an, der ersten betriebsfähigen Dampfmaschine in Deutschland fern von Cassel, wo sie doch gebaut wurde, ein Denkmal zu setzen.[8] Ist nun aber Papin der Erfinder der Dampfmaschine, so gehört ihre Erfindung, mag er auch in Frankreich geboren sein, unserem Vaterlande, im anderen Falle aber den Engländern, und so dürfte es eine patriotische Pflicht sein, für Papins Priorität auch vor einem größeren Leserkreise Zeugniß abzulegen. Dies ist die Veranlassung des vorliegenden Aufsatzes.

Der ihm somit gestellten Aufgabe werden wir am besten

gerecht werden, wenn wir zunächst die Arbeiten Papins und seiner Zeitgenossen auf dem in Rede stehenden Gebiete kurz darstellen, sodann aber seine Ansprüche auf den Ruhm des Erfinders der Dampfmaschine entwickeln. Indem sich diese Darstellung nur auf seine Werke und Briefe stützt, wird sie vor anderen größere Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen dürfen.

Die Versuche der Heron, Salomon de Caus u. a., aus heronsballartigen Gefäße mit Hülfe von Dämpfen Wasser emporschleudern zu lassen, wird niemand für Dampfmaschinen halten wollen. Dazu fehlte der bewußte Zweck, die Einsicht in den stattfindenden Vorgang und vor allem die Möglichkeit einer wirklichen Verwendung. Es waren zufällig gemachte Experimente, fast nur Spielereien, die dann freilich zu phantastischen Deutungen und Hoffnungen Anlaß gaben. Es ist auch von der Wissenschaft nie ein früherer als Erfinder der Dampfmaschine angesehen worden, als der Marquis of Worcester, und zwar auf Grund seines Buches: A century of inventions, deren 68. Erfindung die Beschreibung einer Maschine enthält, die so genau auf die später von Savery angegebene paßt, daß Desaguiliers[9] diesen ernstlich des Plagiats zeiht.

Aus der Beschreibung, die Worcester von seiner Maschine giebt, dürfte dies freilich, wenn man unbefangen prüft, nicht herzuleiten sein. Als Versuch beschreibt der edle Marquis nur den, daß er durch Erhitzen ein theilweise mit Wasser gefülltes und dann verstopftes Kanonenrohr gesprengt habe, und schließt daran die Beschreibung einer Maschine, die auch Poggendorff[10] nicht umhin kann, dunkel zu nennen. Nicht klarer wird sie durch den schwungvollen Bericht über die Leistungen seiner Maschine in der hundertsten seiner Erfindungen, da er eine genauere Beschreibung auch ihr nicht zufügt, und die, wenn sie wahr sein sollte, eine Maschine von solcher Vollkommenheit voraussetzt, wie sie als erste Dampfmaschine nie und nimmer

ins Werk gesetzt werden konnte. Die begeisterten Erklärungen des Erfinders haben dieselbe Beweiskraft für den kühnen Flug seiner Phantasie, wie gegen die wirkliche Ausführung der Maschine, und wenn sich Poggendorff weiter darauf beruft, daß der Sohn des Großherzogs Ferdinand II. von Toskana, Cosimo, die Maschine auf einer im Jahre 1667 unternommenen Reise sah, so ist es einmal zu verwundern, daß trotz des offenbar falschen Datum, an welchem die Maschine besichtigt sein soll, dann aber namentlich trotz des offenbar gegen Worcester sprechenden Umstandes, daß in der Beschreibung die Anwendung von Dampf oder Feuer mit keinem Worte erwähnt wird, Poggendorff darin eine Bekräftigung seiner Ansicht sehen konnte.[11] Man wird demnach diese Erfindung Worcesters auf dieselbe Linie stellen müssen mit der Erfindung des Fernrohrs durch den 1292 verstorbenen Oxforder Franziskaner Roger Baco. Wenn Poggendorff[12] keinen Augenblick im Zweifel ist, daß die ebenso unverständliche wie viel verheißende Beschreibung des 300 Jahre nach Bacos Tode thatsächlich erfundenen physikalischen Apparates zu der Annahme zwingt, daß sie lediglich ein Phantasiegebilde war, so hätte es ihm nicht entgehen dürfen, daß wir hinsichtlich der Beurtheilung Worcesters uns genau in derselben Lage befinden.

So sind die Ansprüche Worcesters so schlecht begründet, daß man sie für völlig unberechtigte zu erklären genöthigt wird. Immerhin könnten seine Mittheilungen auf spätere Erfinder anregend gewirkt haben. Auf Papin nun wohl nicht, denn er erhielt, wie gleich gezeigt werden soll, die Anregung zu seinen Arbeiten in dieser Richtung ganz wo anders her, aber wenn ein Geschichtchen, welches Desaguiliers[13] uns auftischt, wahr ist, auf Savery. Gehen wir nun auf die Wirksamkeit beider Männer, welche am häufigsten als Erfinder der Dampfmaschine gepriesen sind, etwas genauer ein.

Dem Beispiele italienischer Städte folgend, hatte man in England und kurz darauf in Frankreich Gesellschaften gegründet oder zu Staatseinrichtungen erhoben, deren Zweck die Pflege der Wissenschaften sein sollte. Man hatte zu Mitgliedern die berühmtesten Gelehrten berufen, und so war 1666 der treffliche Physiker, Mathematiker und Astronom Christiaan Huygens[14] van Zuylichem nach Paris gekommen, wo ihm in der Königlichen Bibliothek Wohnung angewiesen worden war. Ihm gesellte sich um 1672 Denis Papin als Amanuensis zu, ein in Angers nicht lange vorher zum Doktor der Medizin promovirter junger Gelehrter, der die Ausführung der Versuche übernahm, welche Huygens gemacht zu haben wünschte. Zu dieser Zeit war Ludwig XIV. mit der Anlage seiner berühmten Gärten in Versailles beschäftigt, und da der König dort mannigfache Wasserkünste einzurichten beabsichtigte, für welche das Wasser aus der unterhalb der Gärten vorbeifließenden Seine gepumpt werden mußte, so bemächtigten sich Ingenieure, wie Physiker dieser interessanten Aufgabe und überboten einander in der Konstruktion von Maschinen, die diese Arbeit leisten sollten. Die originellste derselben konstruirte wohl Huygens mit seiner Pulvermaschine, einem großen, oben offenen, unten geschlossenen Cylinder, in welchem sich luftdicht ein Kolben bewegte, während der Cylinder in der Nähe seines oberen Randes zwei sich nach außen öffnende Ventile, im Boden aber eine durch eine Schraube verschließbare Oeffnung hatte. Der Kolben hing an einem starken Strick, welcher über eine Rolle lief und an seinem anderen Ende einen Pumpkolben tragen sollte. Die Gase, welche die Verbrennung einer kleinen Menge durch die Bodenöffnung mit einem Stück brennender Lunte in den Cylinder gebrachten Schießpulvers lieferte, sollten den Kolben emporheben und dann, zum Theil aus den Ventilen entweichend, einen luftverdünnten Raum unter ihm zurücklassen, worauf dann der Druck der

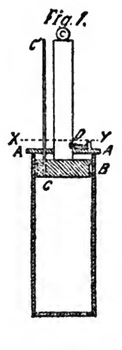
atmosphärischen Luft ihn wieder in den Cylinder herabpressen würde. Huygens' Idee fand volle Beachtung, Papin wurde mit der Ausführung derselben beauftragt und stellte das zu voller Zufriedenheit gelingende Experiment in Gegenwart des bekannten Minister Ludwigs, Colbert, an. Angenommen aber wurde diese neue Art von Pumpmaschine, was freilich kaum verwundern kann, nicht, sondern die von den Zeitgenossen angestaunte Wasserkunst bei Marly aufgestellt, welche das Wasser mit Hülfe gewöhnlicher Wasserräder heb. Huygens und Papin verfolgten die angeregte Idee zunächst nicht weiter, vielmehr beschäftigte sich der letztere in London, wohin er sich von Paris aus begeben hatte, mit mannigfachen Arbeiten ganz anderer Art.

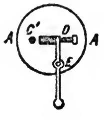
Im Anfang des Jahres 1688 finden wir unseren Experimentator in Cassel, wo er sich dem Landgrafen Karl von Hessen vorstellte, der ihn zum Professor an seine Universität Marburg berufen hatte. In Cassel wurde er an jene früheren Versuche auf das lebhafteste erinnert; denn indem der Landgraf, dem Könige von Frankreich nacheifernd, gerade mit der Anlage der Karlsaue beschäftigt war, stand auch er vor der Lösung der Aufgabe, große Wassermassen in kurzer Zeit zu heben. Freilich war das Gelingen derselben für seine Anlage in ganz anderem Sinne Lebensfrage, wie für die Anlagen zu Versailles. Denn das von ihm ausgewählte Terrain lag nur wenig über dem Spiegel der es einschließenden Arme der Fulda, und wenn man es auch durch Dämme vor Ueberschwemmungen geschützt hatte, so versuchte man mit zunächst sehr zweifelhaftem Erfolge, Theile desselben zu Teichen und Bassins auszutiefen, da die von unten nachdringenden Wassermassen sich durch die damals gebräuchlichen Pumpmaschinen durchaus nicht bewältigen ließen.

Lebhaften Geistes faßte Papin, Abhülfe suchend, sogleich

die Sachlage auf. Er gab zunächst eine neue Pumpe an, die Centrifugalpumpe, einen Apparat, der, seit er auf der ersten Londoner Weltausstellung als neue Erfindung auftrat, in der Technik von durchgreifender Bedeutung wurde und der ganz besonders für den Scharfsinn und das Erfindungstalent seines Urhebers Zeugniß ablegt. Aber dieser Apparat konnte nur brauchbare Resultate geben, wenn er in so rasche Rotation versetzt wurde, daß Menschenkräfte dazu nicht mehr ausreichten. So war die Konstruktion eines neuen Motors nothwendig, und während der Marburger Professor damit beschäftigt war, Huygens' Pulvermaschine zu diesem Zwecke zu verbessern, kam er auf die Idee, sich von dem Pulver ganz zu emanzipiren, mit dessen Anwendung sich die vorliegende Aufgabe nur unvollkommen und in höchst unbequemer Weise lösen ließ.[15] Die hauptsächlichsten Uebelstände der Pulvermaschine waren aber die, daß der Kolben immer nur um vier Fünftel des ganzen Hubes wieder in den Cylinder hereingepreßt wurde, weil der Druck der zurückgebliebenen Verbrennungsgase alsdann dem der Luft gleich wurde und daß vor jedem Hub Pulver und Lunte in den Cylinder eingeführt werden mußte, was zeitraubend und keineswegs ungefährlich war. Beide Nachtheile aber waren zu vermeiden, wenn man das Pulver durch ein wenig Wasser ersetzte und dies erhitzte. Der entwickelte Dampf hob dann den Kolben empor; da er sich aber bei nunmehr folgender Abkühlung völlig wieder niederschlug, so wurde der Kolben durch den Luftdruck bis zu seiner ursprünglichen Stellung wieder herabgedrückt. Indem somit der Hub vollkommen ausgenützt werden konnte, fiel zugleich die Nothwendigkeit, den Cylinder vor jedem Hub zu öffnen, fort und auch die Herstellung desselben mit undurchbrochenem Boden wurde eine viel einfachere. Dagegen ergab sich eine andere Schwierigkeit durch die Nothwendigkeit, den Cylinder bis zur Dampfentwickelung zu erhitzen.

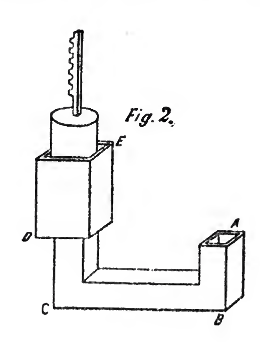
Dieser suchte Papin dadurch zu begegnen, daß er nach Erhitzung des Cylinders den Kolben in seiner höchsten Stellung festhielt, den ganzen Apparat alsdann an den Ort brachte, wo er Arbeit verrichten sollte, oder das Feuer unter ihm wegnahm und den Kolben nun erst wieder losließ. Er wurde dann vom Luftdruck herabgepreßt und hob mittelst eines an ihm befestigten, über eine Rolle geschlungenen Strickes Wasser in die Höhe oder drehte mit Hülfe von Zähnen, die an seiner Stange angebracht wurde, eine Welle oder verrichtete auf irgend welche andere Weise Arbeit. Wie dies geschehen sollte, zeigt Figur 1, welche den Apparat im Querschnitt und im Grundriß (Schnitt längs der Linie X Y) darstellt. B ist der Kolben, dessen Stange, ohne luftdicht zu schließen, durch den Deckel A geht und einen Ring zur Befestigung des Strickes (wie in der Figur angenommen ist) oder auch Zähne trägt. Ziemlich weit unten besitzt dieselbe einen Einschnitt, in welchen das kürzere Ende eines um E drehbaren Hebels paßt, den eine Spiralfeder D fortwährend gegen die Kolbenstange drängt. Steigt der Kolben so hoch, daß der Einschnitt vor den Hebel zu stehen kommt, so schnappt dieser mit hörbarem Geräusche ein und hält ihn fest. Das geschieht, wenn der Dampf den Kolben zu seiner höchsten Stellung emporgetrieben hat. Der Cylinder wird nun vom Feuer genommen und kann dann zur Arbeitsleistung bereit gehalten werden, welche er verrichten wird, sobald man mit der Hand auf das längere Ende des Hebels schlägt. Um aber den Apparat von vornherein zusammensetzen zu können, muß man der Luft, die nach Einsetzen des Kolbens im Cylinder zurück-





bleibt, einen Ausweg verschaffen, und dazu dient die Oeffnung C im Kolben, welche durch den unteren Theil der gleichfalls den Cylinderdeckel durchdringenden eisernen Stange CC schließlich verstopft wird.

Sollte die geschilderte Einrichtung aber brauchbar werden, so war eine unerläßliche Bedingung, daß die Erhitzung und Verdampfung des Wassers mit genügender Schnelligkeit vor sich gehen, daß nachher der zur Arbeit bereite Cylinder rasch vom Feuer entfernt werden konnte. Die damals zur Verfügung stehenden Ofenkonstruktionen waren aber weit davon entfernt,



derartigen Bedingungen zu genügen, und so mußte Papins erfinderisches Genie auch hier wieder Rath schaffen. Da die Cylinder von geringem Gewicht herzustellen waren, so hielt er es für zweckentsprechender, sie vom Feuer zu heben, wie umgekehrt, und gewann dabei den weiteren Vortheil, einen Ofen mit sehr kräftigem Zuge anwenden zu können. Den Ofen und die Art, wie der Cylinder darauf gesetzt wurde, zeigt in schematischer Darstellung Figur 2. In dem unteren Theil CB des Ofens sollte das Brennmaterial eingebracht und dann mit Hülfe eines kräftigen Luftstromes, welcher durch A Zutritt hatte, zu

heftiger Gluth entfacht werden. Die so entstehende Flamme sollte in den weiteren Raum DE hineinschlagen und den hier aufgestellten Dampfcylinder umspülen. Papin fand, daß bei dieser Einrichtung eine viertel Minute genügte, um hinreichend Dampf zu entwickeln. Für den Augenblick des Herausnehmens freilich mußte die Flamme unterdrückt werden, und dies geschah einfach dadurch, daß die Oeffnung bei A zugedeckt wurde.

Den Luftstrom ließ Papin durch seine Centrifugalpumpe liefern. Wenn sie auch als Wasserpumpe bei nicht ausreichender Betriebskraft noch nicht verwendbar war, durch Menschenhand in Bewegung gesetzt, lieferte sie als Ventilator Luft genug, und es ist ja bekannt, welche Verbreitung sie in dieser Form als Kornreinigungsmaschine gewonnen hat. Somit waren alle Schwierigkeiten beseitigt. Während Papin im Jahre 1690 der wissenschaftlichen Welt den ersten Plan seiner Dampfmaschine vorlegen konnte, war er fünf Jahre später imstande, denselben zu dem so wohl durchdachten Ganzen zu vervollständigen, welches wir soeben kennen gelernt haben. Dabei gereichte es dem genialen Forscher zu nicht geringem Ruhme, daß er keineswegs von auszuprobirenden Vorschlägen redete, er hatte alles, wenn auch durch Experimente in kleinerem Maßstabe, geprüft und als völlig durchführbar gefunden, und so beruhten seine Vorschläge, welche in nichts Geringerem bestanden, als jede mechanische Arbeit, auch den Betrieb von Fahrzeugen zu Wasser und Land, durch die neue Maschine verrichten zu lassen, nicht auf Ideen oder Wünschen, sie hatten die Feuerprobe des Versuchs bereits bestanden. Namentlich hielt er den Gedanken, mit Hülfe seiner Maschine ein Dampfschiff zu treiben, mit solcher Zähigkeit fest, daß derselbe das Fatum seines Lebens wurde.

Indessen entging ihm die Schwerfälligkeit seines Apparates, die auch in damaliger Zeit schon seiner Einführung sehr im

Wege stehen mußte, nicht. Sie hatte zumeist ihren Grund in dem Umstand, daß, nach unseren Kenntnissen zu reden, Cylinder und Kessel nicht getrennt waren, und da die Technik seiner Zeit hauptsächlich das Bedürfniß eines selbstthätigen Motors für Pumpmaschinen hatte, das Hin- und Hertragen der Cylinder aber diese Selbstthätigkeit ausschloß, so sann er auf andere Einrichtungen und entschloß sich dazu, den Dampf in einem besonderen Gefäße zu erhitzen, ihn von dort durch Drehung eines Hahnes in einen mit Wasser gefüllten Behälter treten zu lassen und dieses durch ein Ventil in das Steigrohr einer Pumpe zu treiben. Darauf sich niederschlagend, sollte der Dampf den Behälter luftleer zurücklassen und nunmehr durch ein sich in ihm öffnendes Ventil mit frischem Wasser von neuem vollsaugen, das Wasser aus einem tiefer liegenden Behälter mittelst eines Saugrohres entnehmend. Bei Verwirklichung dieser Idee stieß er aber sofort auf die Schwierigkeit, daß sich der auf das kalte Wasser treffende Dampf verdichtete, ehe er eine nennenswerthe Kraft hatte ausüben können, und so wählte er den Ausweg, das Wasser mit einem Schwimmer zu bedecken, auf den der Dampf stieß, und so seiner vorzeitigen Verdichtung vorzubeugen. Zu seiner Freude erhielt er nun Gelegenheit, seine Pläne auch im Großen zu verwirklichen, indem ihm der Landgraf den Auftrag ertheilte, das Wasser der Fulda bis zu seinem an derselben auf felsiger Höhe liegenden Schlosse zu heben. Die Ausführung dieses Auftrages ließ nicht auf sich warten. Das Fundament, welches die Maschine tragen sollte, war errichtet, aber leider noch nicht genügend befestigt, als ein ganz ungewöhnlich früher Eisgang im November 1698 dasselbe wieder wegriß, ein Unglücksfall, dessen bedauerliche Folge war, daß der Landgraf einstweilen von weiteren Versuchen in dieser Richtung abstand.

Papin, der seit 1695 in Cassel wohnte, entmuthigte diese

Widerwärtigkeit indessen keineswegs. Er that, was in seinen Kräften lag, um den Landgrafen zur Fortsetzung der so überaus wichtigen Versuche zu bewegen. Der Erfolg seiner Bemühungen war zunächst freilich gering, da sich sein fürstlicher Gebieter nunmehr für ein ihm von anderer Seite vorgelegtes Projekt, Wasser aus der Fulda zu heben, entschieden hatte, von dem Papin überzeugt sein mußte, daß es doch zu nichts führen könne. Obwohl die Thatsachen ihm Recht gaben, so war doch erst ein weiterer Anstoß nöthig, die Angelegenheit in ein für ihn günstigeres Fahrwasser zu lenken, und diesen lieferte im Jahre 1705 Leibniz, mit welchem Papin seit 1690 in eifrigem Briefwechsel stand, durch Uebersendung der Zeichnung einer vor kurzem in England patentirten Dampfmaschine. Trotzdem Leibniz versäumt hatte, der Zeichnung die Beschreibung zuzufügen, die noch bei seinen Papieren in Hannover liegt, gelang es doch Papin leicht, den Landgrafen zu überzeugen, daß dieser Entwurf mit dem von ihm bereits früher vorgelegten, später allerdings wesentlich verbesserten, übereinstimme. Er hatte die Genugthuung, das Interesse seines Herrn für seine Ideen in solchem Grade wieder zu erwecken, daß er den Auftrag erhielt, dieselben nunmehr im Großen zu verwirklichen.

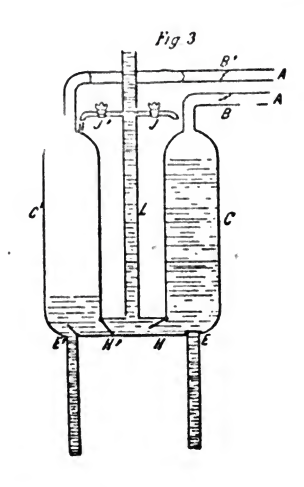
Die Maschine, deren Zeichnung Leibniz nach Cassel gesandt hatte, war die Saverys. Es wird nöthig sein, ehe wir Papins Arbeiten weiter verfolgen, zunächst auf die Thätigkeit dieses seines Nebenbuhlers einen Blick zu werfen. Ueber sie verbreitet sich Desaguiliers ausführlicher, dabei freilich eine schlecht verhehlte Geringschätzung durchblicken lassend, wie dies vor allem das oben bereits erwähnte Geschichtchen zeigt; Savery habe, so erzählt Desaguiliers, nur Worcesters Maschine nachgebildet, dann aber, um dies zu verheimlichen, die Exemplare von dessen Century of Inventions, deren er habhaft werden konnte, aufgekauft und verbrannt, ein Geschichtchen,

welches um so weniger Wohlwollen verrieth, als mir durchaus kein Grund vorhanden zu sein scheint, in Saverys eigene Erzählung über die Art, wie er auf die Idee seiner Maschine gekommen sei, Zweifel zu setzen. Er habe, erzählt dieser, in einem Weinhaus eine Flasche Florentiner Wein getrunken und dann die leere Flasche auf den Ofen gelegt. Als er sich darauf ein Becken mit Wasser habe reichen lassen, um seine Hände zu waschen, habe er bemerkt, daß die geringe Menge Wein, die in der Flasche zurückgeblieben war, dieselbe mit Dampf gefüllt habe. Er habe sie nun am Hals genommen und ihre Oeffnung in das Wasser gehalten, worauf das Wasser sogleich in die Flasche getrieben sei. Der Grund, den Desaguiliers gegen diese Erzählung anführt, daß ihm selbst, als er den Versuch wiederholte, die Flasche aus der Hand geschleudert sei, ist durchaus nicht stichhaltig, aus seiner Beschreibung geht hervor, daß er die Flasche viel stärker erhitzt hatte, so stark, daß er sie nur mit einem dicken Handschuh anzufassen imstande war, wenn er sich nicht verbrennen wollte.[16]

Von dieser zufällig gemachten Beobachtung ausgehend, konstruirte nun Savery seine Maschine, den Versuch nur dahin abändernd, daß er einen besonderen Kessel zur Erzeugung des Dampfes zufügte. Figur 3 giebt einen Durchschnitt derselben.[17] Durch das zum Kessel führende Rohr A dringt der heiße Dampf, wenn die Klappe B geöffnet wird, in das Gefäß C und treibt das es anfüllende kalte Wasser vor sich her. Zurückweichend schließt dieses das Ventil E, öffnet aber das bei H und tritt nun in das Steigrohr L. Wird alsdann der Hahn B geschlossen, J auf kurze Zeit geöffnet, so ergießt sich ein Strom kalten Wassers über den Dampfbehälter, und verdichtet so den vom Kessel abgeschlossenen Dampf in C. Derselbe wird zu Wasser und, das Entstehen eines luftverdünntrn Raumes verhindernd, treibt der Luftdruck von Neuem Wasser durch das Saugrohr E nach C. Gleich

zeitig wird der Kesseldampf durch B in das andere Wassergefäß C¹ geleitet, wo sich der nämliche Vorgang wiederholt.

Wie schon Desaguiliers tadelte und vor ihm bereits Papin als großen Fehler der Savery'schen Konstruktion hervorgehoben hatte, mußte sich der heiße Dampf, wenn er gegen das Wasser, welches er zurücktreiben soll, trifft, in großer Menge niederschlagen. Der größte Theil der dem Kessel zugeführten Wärme wurde also nicht in mechanische Kraft um-



gesetzt, sondern diente dazu, das Wasser in C zu erwärmen, welche Wärme auf jeden Fall verloren war. Obwohl es Savery nicht an Mühe fehlen ließ, seine Maschine zur größten Vollendung zu bringen, so erreichte er doch nur, daß er Springbrunnen damit betreiben konnte. Für Auspumpen von Bergwerken oder Versorgen von Städten mit Wasser reichte sie nicht aus. Doch versuchte er in York-Buildings Dampf anzuwenden von sieben bis acht Atmosphären Ueberdruck, aber er mußte dazu

seine Maschine so stark erhitzen, daß das gewöhnliche Loth, welches er benutzt hatte, schmolz. Zudem öffnete sich der Dampf eine Menge Fugen an der Maschine und blies heraus, so daß es viele Mühe machte, dieselben mit Hartloth wieder zu schließen.[18]

Namentlich um der Annahme der beiden Cylinder willen vermuthet Desaguiliers, daß Savery seine Ideen von Worcester entnommen habe. Wenn dies nun auch der Fall gewesen sein sollte, so hätte er doch bei der ganz dunkeln Beschreibung Worcesters den brauchbaren Theil der Maschine selbständig erfinden müssen, und sollte die Anwendung der beiden Wassergefäße C, die auf den ersten Blick freilich viel Bestechendes hat, wirklich von Worcester herrühren, so dürfte auch dies nur ein gewichtiges Argument dagegen sein, daß dieser seine Maschine, so wie er sie schildert, auch ausführte. Die Zwillingsbildung ist ganz fehlerhaft, und es ist sehr möglich, daß Savery selbst bereits ihre Unzweckmäßigkeit einsah, denn er hatte eine Maschine für einen Herrn Ball in Kensington gebaut, die nur ein solches Wassergefäß besaß und sich trotzdem bewährte.

Diese Sachlage übersahen Desaguiliers und 'sGravesande sogleich, als sie Saverys Werk genauer untersuchten. Der letztere, später Professor der Physik in Leiden, war 1716 als Sekretär der holländischen Gesandtschaft nach London gekommen und folgte mit Eifer den Vorlesungen, welche Desaguiliers damals hielt. Nachher die Gegenstände derselben, unter anderem die Maschine Saverys besprechend, kamen beide überein, daß der fortwährend mit dem kalten Wasser der Wassergefäße in Verbindung stehende Kesseldampf sich in unverhältnißmäßiger Menge verdichte und deshalb nie zu genügender Druckkraft gelangen könne, während dies sehr wohl geschehen würde, wenn der Kessel nach jedem Hub eine Zeitlang geschlossen blieb. Sie nahmen sich vor, die Sache auf experimentellem Wege zu entscheiden, indem

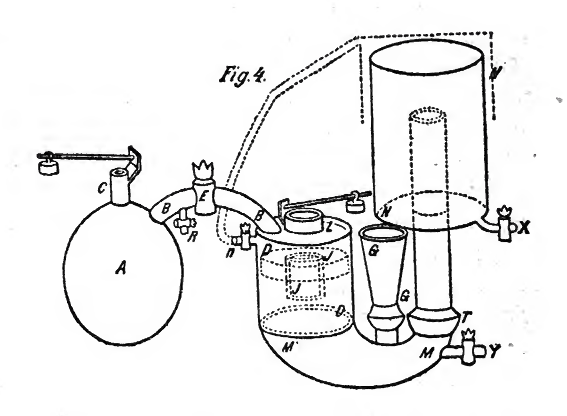
sie ein Modell bauten, welches mit einem oder auch mit zwei Wassergefäßen wirken konnte. Der Versuch fiel zu Gunsten der Maschine mit einem Wasserrohr aus. Bei größerer Einfachheit und Billigkeit hob sie um ein Drittel mehr an Wasser, und dies spornte Desaguiliers an, unter Anbringung einiger geringfügiger Verbesserungen, die namentlich die Füllung und Erhitzung des Kessels, sodann die Konstruktion der Hähne betrafen, aber wohl kaum von ihm herrührten, selbst derartige Maschinen zu bauen. Es fehlte ihm nicht an Bestellungen, er lieferte von 1717 oder 1718 bis 1725 sieben derselben, da er das Glück gehabt hatte, die erste für den Garten des Zaren Peter des Großen in Petersburg ausführen zu dürfen.

Die Zeichnung dieser Maschine also war es, welche 1705 Leibniz seinem Freunde in Cassel übersandte. Für ihn stellte sie allerdings einen überwundenen Standpunkt dar. Er hatte längst, wie er bei dieser Gelegenheit seinem Freunde in Hannover erwidert, dem Uebelstand, daß die heißen Dämpfe auf das kalte Wasser trafen, abgeholfen, er hatte Vorkehrungen getroffen, daß er den Dampf viel stärker erhitzen konnte, und endlich hielt er die Einrichtung für verbesserungsbedürftig, daß die Pumpen nur durch Ansaugen des Wassers gefüllt werden sollten.[19] Wenn also auch durchaus für nichts, was die Einrichtung seiner Maschine betraf, so hatte Papin Savery doch dafür zu danken, daß der Landgraf durch die Kenntnißnahme des englischen Apparates von neuem für die Sache interessirt wurde und endlich seinem damaligen Rathe den Auftrag gab, eine Dampfmaschine zum Betrieb einer Mahlmühle zu konstruiren. Mit großem Eifer ging dieser an die Ausführung, und die nunmehr von ihm gebaute Maschine wurde die erste wirklich betriebsfähige ihrer Art, die die Welt gesehen hat.

Unsere Figur 4 stellt sie nach Papins Zeichnung im verkleinerten Maßstabe dar. Sie unterscheidet sich von ihrer

Vorgängerin zunächst durch den Umstand, daß sie einen eigenen Kessel besitzt, sodann dadurch, daß als wirkende Kraft nicht der Luftdruck, sondern die Expansionskraft des Dampfes selbst zur Verwendung kommt. War also der erste Papin'sche Entwurf der der sogenannten atmosphärischen Maschine, so haben wir hier die erste Hochdruckmaschine vor uns.

Der Kessel A derselben war eine kupferne Retorte von 20 Zoll Breite und 26 Zoll Höhe, aus welcher ein Rohr B zu dem gleichfalls kupfernen Cylinder DD ging, während ein



Sicherheitsventil C, bekanntlich eine frühere Erfindung Papins, das Eintreten einer gefährlichen Dampfspannung verhinderte. Der Cylinder D hatte einen Durchmesser von 20 Zoll bei 15 Zoll Höhe. Der Hahn E erlaubte, nach Bedürfniß den Dampf abzuschließen oder in den Cylinder treten zu lassen. Hier traf derselbe auf das emporzutreibende Wasser, welches durch das trichterförmige Gefäß GG, ein nach unten sich öffnendes Ventil aufstoßend, fortwährend eindrang, so lange es durch den Dampf nicht zurückgestoßen wurde oder der

Wasserstand in DD so hoch wie in GG geworden war. War der Hahn E geschlossen, derjenige n offen, so stieg das Wasser im Cylinder DD langsam empor, dabei den hutförmigen, aus hohlen Blechwänden hergestellten Schwimmer JJ langsam hebend. Der Schwimmer aber hatte die Form eines Hutes, um in seiner Vertiefung ein Stück glühendes Eisen aufnehmen zu können, welches durch die mittelst des Sicherheitsventils L zu schließende Oeffnung hereingebracht werden konnte. Hatten Wasser und Schwimmer ihren höchsten Stand erreicht, so öffnete ein Arbeiter den Hahn E. Mit voller Kraft strömte der überhitzte Kesseldampf gegen den Schwimmer, wurde hier durch das Eisen momentan noch stärker erhitzt, expandirte plötzlich und trieb nun, das nach oben sich öffnende Ventil T aufreißend, das Wasser in den mit Luft gefüllten allseitig geschlossenen Cylinder NN, dessen Höhe 3 Fuß, dessen Durchmesser 23 Zoll betrug. Die dadurch zusammengepreßte Luft lieferte alsdann, sich langsam wieder ausdehnend, die Triebkraft, welche das Wasser in das mit Hahn oder Ventil zu verschließende Steigrohr X trieb und auf die gewünschte Höhe emporhob. Der gebrauchte Dampf entwich nach Oeffnung des Hahnes n, so daß nach beendetem Hube der Cylinder sich sofort wieder mit frischem Wasser anfüllen konnte, die Hähne R und Y aber erlaubten nöthigenfalls, den Dampf aus dem Kessel oder das Wasser aus dem Cylinder abzulassen. Leitete man nun eine Quelle oder einen Bach in das Gefäß GG, so genügte ein Arbeiter, welcher den Kessel zu heizen und die Hähne E und n richtig zu drehen hatte, um große Wassermassen auf beträchtliche Höhen zu heben.

Wenn es nun auf den ersten Blick unmöglich erscheint, daß diese Maschine mit Vortheil habe arbeiten können, da ja der in den Cyliuder strömende Dampf den eine Atmosphäre bald überschreitenden Gegendruck der in NN zusammengepreßten Luft überwinden muß, so wird man, wenn man genauer zusieht,

gerade hierin einen besonderen Grund sehen müssen, Papins überlegenes Genie zu bewundern.[20] Denn ebenso richtig seine Konstruktion war, die dem Dampfe in dem Augenblicke, wo man es von ihm verlangte, die größte Kraftleistung ermöglichte, indem er sich zu expandiren gezwungen wurde, ebenso fehlerhaft war die Saverys und Desaguiliers', welche ihm in diesem Momente die Fähigkeit dazu nahm, indem sie ihn sich niederschlagen ließ. Und um diesen üblen Umstand noch besonders zur Wirkung gelangen zu lassen, bürden ihm die letztgenannten Techniker auch noch das Gewicht der ganzen Wassersäule im Steigrohr plötzlich auf, so daß die Arbeit der Maschine, wenn sie überhaupt gelingt, ohne heftige Stöße nicht von statten gehen kann. Bei Papins Maschine dagegen wird der Stoß, mit dem der Dampf das Wasser vor sich hertreibt, durch das elastische Luftpolster in NN aufgefangen und kann nur dieses, Wasser durch MM ergießend, nach Maßgabe seiner Kraft zusammendrücken. Während sich nun der Cylinder DD von neuem füllt, treibt die sich wieder ausdehnende Luft das Wasser in das Steigrohr, was jedoch infolge ihrer Elasticität ohne jeglichen Stoß vor sich gehen muß. Der Dampf selbst aber hat nie die Wassersäule unmittelbar zu tragen.

Es sind hier bereits Grundsätze angewendet, welche erst von Leibniz in die wissenschaftliche Mechanik eingeführt worden waren, und einem jeden die Maschine ohne Vorurtheil betrachtenden Ingenieur muß sie das nämliche Vergnügen bereiten, das wir sonst beim Vertiefen in ein Kunstwerk empfinden. Wenn auch noch ungeschickt in den Einzelheiten, so steht dieser Entwurf im Gegensatz zu den zeitgenössischen Arbeiten seinen Ideen nach auf der Höhe der gegenwärtigen Technik, und so kann es uns denn auch nicht verwundern, wenn Leibniz und Papin in ihrem Meinungsaustausch über dieselbe bereits Fragen anregen, die uns auch sehr modern anmuthen, die

Savery und anfangs auch New Comen noch recht fern lagen, die Fragen nach der Erneuerung des Wassers im Kessel, während die Maschine im Gange blieb, und die weitere nach möglichster Ersparung des Brennmaterials. Um erstere Aufgabe zu lösen, schlug Leibniz einen mit einer Nische versehenen Hahn vor, der in der einen seiner Stellungen die leere Nische nach oben kehrte, so daß sie mit Wasser gefüllt werden konnte, das er dann, wenn er gedreht wurde, in den Kessel ergoß. Die dabei unvermeidlichen Dampfverluste hatte dagegen Papin bei der von ihm angenommenen Einrichtung vermieden, indem er ein Zuleitungsrohr mit zwei Hähnen verwendete. War der Raum zwischen beiden mit Wasser gefüllt und öffnete man den unteren Hahn, so fiel dasselbe in den Kessel, während an seine Stelle Kesseldampf trat, welcher jedoch bei Oeffnen des oberen Hahns nicht in die Luft auszuströmen brauchte, sondern von dem vorher aufgegossenen kalten Wasser, dieses erwärmend, niedergeschlagen und aufgenommen werden konnte. Um aber die Wärme des aus n strömenden Abgangsdampfes noch zu verwenden, der überdies sehr schädlich wirkte, weil er dem die Maschine bedienenden Arbeiter die Hand verbrannte, beabsichtigte Papin, ihn gegen die mit einem Blechmantel umgebene Retorte behufs deren Erwärmung strömen zu lassen, während hier der Vorschlag Leibnizens vielleicht der bessere war, denselben in der Weise, wie es die punktirten Linien andeuten[21], unter eine Kappe H strömen zu lassen, die den oberen Theil des Windkastens NN umgab, und die Expansion der Luft jedesmal dann zu erhöhen, wenn sie vermöge derselben das Wasser in das Steigrohr treiben sollte. Das kalte in den Windkasten tretende Wasser hätte sie hinreichend wieder abgekühlt, und so kommt dieser Vorschlag auf die Heißluft-Maschine der Neuzeit heraus, bei der auch ein und dieselbe Luftmenge erhitzt einen Kolben hebt und wieder abgekühlt einem

äußeren Drucke gestattet, denselben wieder herabzudrücken. Den nunmehr noch überflüssigen Dampf, sowie die Verbrennungsgase des Ofens will Leibniz endlich zum Vorwärmen des Wassers in dem Trichter GG verwenden, was für die Bewahrung der Wärme des Kesseldampfes allerdings vortheilhaft gewesen sein würde, und endlich meint er, daß sich unzweifelhaft leicht ein Mechanismus ersinnen ließe, um die Hähne E und n durch die Maschine selbst in richtiger Weise zu bewegen, eine Aufgabe, deren Lösung bekanntlich ein günstiger Zufall später New Comen mühelos in den Schoß warf.

So war hier am Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Werk vollendet, das sich trotz aller einstweilen noch entgegenstehenden, vielfach tendenziösen Verkennung je länger je mehr seinen Platz in der Geschichte als die der Zeit nach erste aller betriebsfähigen Dampfmaschinen erobern wird, ein Werk, das nicht nur auf dem Papier entworfen, sondern unter Schwierigkeiten, für die unsere Zeit kaum noch ein Verständniß hat, in die Wirklichkeit übergeführt und auf ihre Brauchbarkeit geprüft wurde. Diese Schwierigkeiten lagen aber hauptsächlich in der unglaublichen Unbeholfenheit der Technik der damaligen Zeit, und nichts bezeichnet dieselbe schärfer, als der Umstand, daß, wie erwähnt, diese Maschine gebaut wurde, um eine Kornmühle zu treiben. Da sie lediglich eine Pumpmaschine war, so konnte dies nur so geschehen, daß man das durch sie gehobene Wasser auf ein Mühlrad fallen ließ. Aber es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß diese überaus ungeschickte Fragestellung einem Erfinder nicht zur Last gelegt werden kann, der die Pläne eines Dampfschiffes, eines Dampfwagens und mannigfacher anderer Anwendungen der Dampfmaschine fertig mit sich herumtrug, der aber an der Stellung der Aufgabe nichts ändern durfte, wenn er seine Maschine überhaupt verwirklichen wollte. Er war viel zu wenig Geschäftsmann, als daß er nach Art

der Savery oder New Comen hätte arbeiten können, aber wir Jetztlebenden dürfen ihm daraus um so weniger einen Vorwurf machen, als ja unsere Patentgesetze namentlich auch in der Absicht gegeben wurden, der auf demselben Mangel beruhenden gewohnheitsmäßigen Ausbeutung des Erfinders durch die ihre Werke in den Gebrauch Einführenden ein Ende zu machen.

Für die Ausführung seiner Ideen fand Papin so gut wie gar keine Hülfe bereit. Aber glücklich, endlich die dazu nöthigen Mittel erhalten zu haben, fertigte er mit eigener Hand an, was die Arbeiter der damaligen Zeit ihm nicht leisten konnten. So vollendete er nach und nach die Maschine und war Mitte des Jahres 1706 bereit, sie in Thätigkeit zu setzen. Der Landgraf selbst wollte sie prüfen, und das sollte in der Weise geschehen, daß in einem dazu aufgerichteten Steigrohre das Wasser emporgehoben würde. Die Herstellung dieses Steigrohres war den im Dienste des Landgrafen stehenden Arbeitern übertragen, mit deren Machwerk Papin indessen nicht zufrieden war. Sie hatten das Rohr aus einzelnen Stücken zusammengesetzt, welche sie mit einem Kitte verbanden, der nach des Erfinders Meinung unmöglich dem Wasserdruck widerstehen konnte. Indessen drang er mit seiner Meinung nicht durch und der Versuch begann im Beisein des Landgrafen. „Als man nun", schrieb er darüber am 19. August 1706 an Leibniz,[22] „zum Versuch kam, sah man, daß in der That das Wasser aus allen Verbindungsstellen heraustrat, und dies geschah an der untersten derselben in so starkem Strahl, daß Seine Hoheit sich bald dahin aussprach, dieser Versuch könne nicht gelingen. Aber ich bat ihn ganz unterthänig, ein wenig zu warten, weil ich glaubte, daß die Maschine genug Wasser liefern würde, um es trotz der beträchtlichen Verluste in die Höhe zu bringen. Und in der That, als die Operationen fortgesetzt wurden, sahen

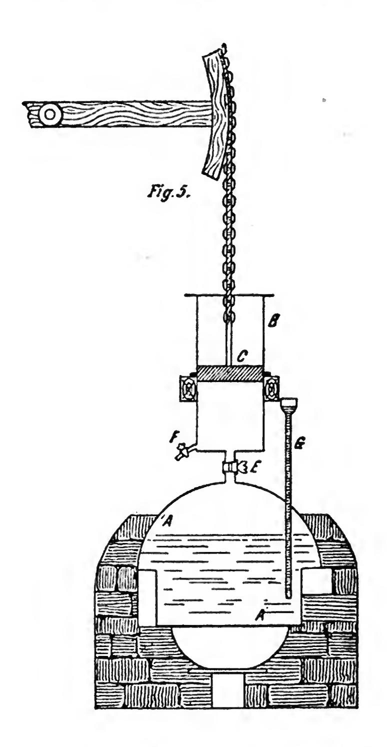
wir vier- oder fünfmal das Wasser bis zum Ende des Rohres steigen. Man versuchte nun, dieses mit neuem Kitt zu dichten, da er aber sehr warm war, fiel eine große Menge in die Röhren und auf die Ventile, welche sich dadurch bei dem zweiten Versuche, den man anstellen wollte, nicht mehr richtig schlossen." Spätere Messungen ergaben die Höhe, bis zu der das Wasser in dem 600 Pfund haltenden Steigrohr stieg, auf 70 Fuß. Mit dem Experimente höchlichst zufrieden, gab der Landgraf Befehl, das Steigrohr aus verlötheten Kupfertheilen herzustellen. Dies geschah, und lange lag es fertig da, ohne daß der vielbeschäftigte Fürst Zeit fand, den Versuch wiederholen zu lassen. Dann behauptete man, es zu anderen Arbeiten nöthig zu haben, es wurde weggenommen und damit die Fortsetzung jener Versuche unmöglich gemacht. Die Stelle, wo sie auf dem damaligen Hofe des jetzigen Naturalien-Museums angestellt wurden, ist heute Straße; sie wurde neuerdings durch eine Gedenktafel bezeichnet.

Papin's Aerger war groß. Er verzweifelte daran, im Dienste des Landgrafen seine Pläne weiter verfolgen zu können, und führte nun die mehrmals gehegte Absicht, seine Entlassung zu nehmen, wirklich aus. Unter allen Zeichen der Gnade seines fürstlichen Gebieters wurde ihm dieselbe gewährt. Seine Absicht war, sich nach England zu begeben, um seine Pläne, die auf nichts Geringeres, als den Bau eines Dampfschiffes hinausgingen, dort zu verwirklichen. Auch für diese hatte er in Cassel bereits mancherlei vorbereitende Arbeiten ausgeführt. Um zunächst die Wirkung der Ruderräder, die er anwenden wollte, zu prüfen, hatte er auf eigene Kosten ein kleines Schiff mit solchen gebaut. Der Landgraf aber ließ ihn nicht ziehen, bevor er ihm nicht die Wirkung derselben vorgeführt hatte. Leibniz kam dazu von Hannover herüber und machte die vortrefflich gelingenden Versuche mit. Dies Schiff gedachte Papin

mit nach England zu nehmen, um auf ihm dann eine Dampfmaschine anzubringen. Es ist bekannt, daß er es in Münden, wo man ihm auf Grund des Stapelrechtes der dortigen Schiffergilde die Durchfahrt verwehrte, verlor, daß er in England, wohin ihm Leibniz einen Empfehlungsbrief mitgab, bei der Royal Society, auf deren Unterstützung er sicher gerechnet hatte, nicht durchdrang und daselbst im Jahre 1712 starb. Besessen hat er also kein Dampfschiff, alle dies behauptenden Nachrichten gründen sich auf einen ganz in der Luft schwebenden Ausspruch in Piderits Geschichte von Cassel, der leider auch in der neuen Bearbeitung nicht unterdrückt ist.[23]

Während so Papin im Gegensatz zu den anderen Männern, welche an der Erfindung und Ausbildung der Dampfmaschine betheiligt sind, der einzige war, welcher Bildung genug besaß, um auf wissenschaftlicher Grundlage seine Arbeiten aufzubauen und mit einer zähen Konsequenz, stets sich an den Versuch haltend, in um so mehr unsere Bewunderung verdienender Weise vorging, als er unter den Verhältnissen, in denen er arbeitete, die unerhörtesten Schwierigkeiten zu überwinden hatte und schließlich immer siegreich aus dem Wege räumte, war das entgegengesetzte Schicksal New Comen beschieden. Er war ein Schmied[24] in Darlmouth und hatte durch Hooke Kenntniß von Papins erster (atmosphärischer) Maschine erhalten.[25] Im Verein mit dem Glaser Cawley hatte er bereits 1710 viele Versuche mit der Feuermaschine, wie man damals die Dampfmaschine nannte, angestellt, in der Absicht, sie für Pumpen in größerem Maßstabe nutzbar zu machen. Durch Saverys Maschine zudem auf die Anwendung eines Kessels geführt, änderte er Papins Apparat dahin ab, daß er einen besondern Kessel anbrachte. Schwierigkeit machte ihm diese Veränderung nicht, denn der Zweck, den er allein verfolgte, erlaubte ihm von vornherein, darauf zu verzichten, die Maschine beweglich zu

machen. Der Kessel A Figur 5 konnte deshalb mit seiner Feuerung eingemauert werden. Ueber ihm wurde der Cylinder B mit dem Kolben C angebracht, welcher an einem Ende eines zweiarmigen durch einen Balken hergestellten Hebels hing, dessen



anderes Ende das in den Schacht reichende Pumpgestänge trug. Durch den Hahn E konnte der Dampf eingelassen, durch den Hahn F das Kondensationswasser aus dem Cylinder entfernt werden. 1711 übernahmen New Comen und Cawley die

Aufstellung einer Pumpmaschine zu Griff in Warwickshire. „Aber", so berichtet Desaguiliers[26] über ihre weiteren Arbeiten, „da ihre Erfindung sich nicht bewährte, schlossen sie einen Vertrag mit Hülfe des Herrn Potter von Bomsgrave in Worcestershire, um Wasser für den Herrn Back in Woolverhampton zu pumpen, wo sie nach vielen mühevollen Versuchen die Maschine in den Gang brachten. Da sie aber weder Naturkundige waren, um die Ursachen zu verstehen, noch hinreichend Mathematiker, um die Kräfte zu berechnen, und den Maschinentheilen ihre richtigen Verhältnisse zu geben, fanden sie zu ihrem großen Glück durch Zufall das, was sie suchten. Sie waren wegen der Pumpen in Verlegenheit, aber da sie so nahe bei Birmingham waren und die Unterstützung von so vielen vortrefflichen und geschickten Arbeitern hatten, kamen sie rasch hinter die Kunst, die Ventile und Gefäße zu verfertigen, wovon sie vorher nur einen sehr unvollkommenen Begriff hatten. Ein Ereigniß war sehr merkwürdig; als sie einmal an der Arbeit waren, sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß die Maschine verschiedene Hübe sehr rasch aufeinander machte, worauf sie, die Sache untersuchend, ein Loch im Kolben fanden, welches kaltes Wasser einließ,* um den Dampf im Innern des Kolbens niederzuschlagen, was sie bisher immer von außen zu bewirken versucht hatten. Sie waren zuvor gewohnt gewesen, mit einer in eine Röhre eingeschlossenen Kette im Cylinder zu arbeiten, welche Kette stieg, sobald der Dampf kräftig wirkte, die Einspritzvorrichtung öffnete und einen Hub bewirkte. So erhielten sie nur sechs, acht oder zehn Hübe in der Minute, bis ein Junge, Humphry Potter, welcher die Maschine beaufsichtigte, einen Stift (den er Scoggan nannte) zufügte, welcher die Steuerung fortdauernd bewirkte. Nun konnte dielbe fünfzehn

* Die Kolben wurden damals durch Aufgießen von Wasser gedichtet.

oder sechszehn Hübe in der Minute vollführen. Da die Steuerung durch Stifte und Taue komplizirt war, nahm Herr Henry Beighton in einer Maschine, welche er zu Newcastle am Tyne im Jahre 1718 gebaut hatte, diese sämmtlich weg und führte eine bessere Steuerung ein.“ Dem fügt dann Desaguiliers noch folgendes hinzu: „Etwa im Jahre 1717 hatte ich dem Herrn Beighton den Gebrauch des Wagebalkens über dem Ventil oder das Sicherheitsventil mitgetheilt, welches er einigen Maschinen zufügte. Die Art, den Kolben mit Leder zu dichten, ist zufällig um 1713 gefunden. Es war damals ein großes und breites Stück Leder an den Kolben geschraubt, welches an den Wänden des Cylinders zwei oder drei Zoll emporstieg. Der aufrechte Rand wurde durch den Gebrauch durchgescheuert, brach von dem andern Stück ab und, glatt auf den Kolben niederfallend, arbeitete es mit seiner Kante gegen den Kolben und war zuletzt, da es dort lange Zeit blieb, sehr dünn geworden. Nachdem man den Rand herausgenommen hatte, faßte man den glücklichen Gedanken, daß ein Pferdezaum oder selbst ein dickes weiches Stück Tau oder Lunte, rund um den Rand auf den Kolben gelegt, denselben wasserdicht machen konnte.“[27]

Es wird nicht nöthig sein, die von Desaguiliers angeführten Mechanismen ausführlich auseinanderzusetzen, die Aehnlichkeit mit den Katarakten der Wasserhaltungsmaschinen haben. War es mir doch nur darum zu thun, aus dem Berichte eines Zeitgenossen nachzuweisen, daß die weiteren Fortschritte in der Entwickelung der Dampfmaschine nicht konsequenter wissenschaftlicher Arbeit, sondern zu günstiger Stunde gemachten zufälligen Beobachtungen zu danken waren. New Comen und Potter waren eben intelligente Arbeiter, die bei sonst beschränktem Gesichtskreis sich in das Wesen der sie interessirenden Maschine hineingelebt hatten und, jede Abweichung vom Gewohnten sorgfältig beachtend, durch die Maschine selbst zu Ver-

besserungen geführt wurden, die sie auf anderem Wege nie gefunden hätten. So bildete New Comen denn die Anwendung rascher Kondensation weiter aus, indem er aus einem besondern Apparat jedesmal, wenn der Kolben oben war, nach abgeschlossenem Dampfanlaßhahn Wasser unter ihn spritzte und dadurch seinen rascheren Niedergang bewirkte. Unter diesen Umständen verräth es aber eine arge Unkenntniß der geschichtlichen Thatsachen, wenn man Papin und New Comen auf eine Stufe stellen will. Letzterer hätte, wenn er nicht des ersteren Entwurf gekannt hätte, aus sich selbst die Dampfmaschine nie erfunden, das ergiebt die Art, wie er zu den von ihm angebrachten Verbesserungen gelangte, mit aller Sicherheit. Unrichtig ist auch Poggendorffs Ansicht, welche dahin geht, Papin habe, da er den Kolben durch den unter ihm gebildeten Dampf heben und nachher durch dessen Kondensation wieder habe senken wollen, seine auf- und abgehende Bewegung durch die Dampfkraft zu bewirken gesucht, während bei New Comen diese nur den Niedergang habe hervorrufen sollen. Es ist allerdings wahr, daß bei New Comen das Gewicht des Pumpgestänges den Dampf darin unterstützt, aber am Anfange des Hubes hatte er, wie Desaguiliers nachweist, einen Ueberdruck von 0,1 Atmosphäre. Deshalb mußte er das unten offene Rohr G, Figur 5, welches dem Kessel Wasser zuführte, so hoch machen, daß eine Wassersäule von 3′ Höhe darin Platz hatte, doch ermöglichte der geringe Dampfdruck diese einfache Art, den Kessel zu speisen. Was Poggendorff damit sagen will, daß die Kondensation den Kolben habe herabbewegen sollen, ist unverständlich. In beiden Maschinen drückt ihn der Luftdruck in den durch den Niederschlag des Wassers verdünnten Raum, in diesem wesentlichsten Punkte kommen beide Maschinen überein, und die zu Grunde liegende Idee ist, wie wir sahen, eine Erfindung Papins, nicht Saverys.

Nun soll keineswegs geleugnet werden, daß diese und andere sehr sinnreichen Verbesserungen, die New Comen an seiner Maschine anbrachte, obwohl es nach Desaguiliers' Schilderung nicht unwahrscheinlich ist, daß sie ihm von anderen vorgeschlagen wurden, die Maschine für den praktischen Gebrauch in hohem Grade bequem machten. Es kann deshalb nicht verwundern, daß man sie an mehreren Orten aufstellte und sie gerechtes Aufsehen erregte. Daß sich der Landgraf Karl nach wie vor lebhaft dafür interessirte, ist ebenso natürlich, und den Beweis dafür liefert eine Anfrage des von ihm nach England gesandten Kapitäns Weber, ob er eine solche mitbringen solle. Er erhielt sofort den Auftrag, und so wurde denn im Jahre 1715 eine solche in Cassel an der Wallmauer, ganz in der Nähe des Platzes, wo Papin seine oben beschriebenen Versuche gemacht hatte, aufgestellt, um einen Springbrunnen zu treiben. Sie stand dort nachweislich bis zum Jahre 1765, wenn sie damals auch nicht mehr in Thätigkeit war. Von da an fehlt jede Nachricht über sie, statt dessen aber befand sich in diesem Jahrhundert im herrschaftlichen Gießhause in Cassel der oben erwähnte Cylinder, der unter dem Namen des Papin'schen Dampfcylinders bekannt war. Das Gießhaus brannte im Jahre 1837 ab und der Cylinder kam mit allen sonst noch geretteten brauchbaren Maschinen ꝛc. auf käuflichem Wege in die damals gegründete Maschinenfabrik von Henschel und Sohn. Hier sah ihn einer der französischen Biographen Papins, und ohne den mindesten Zweifel in seine Echtheit zu setzen, suchte man nun von Frankreich aus, ihn zu erwerben. Der jetzige Besitzer erklärte sich bereit, ihn herzugeben, wenn ihm sein Werth mit den Zinseszinsen seit der Zeit seiner Herstellung erstattet werde. Das ergab freilich eine Summe, welche den Franzosen zu hoch war, und Herr Henschel schenkte die werthvolle Reliquie, wie dies längst seine Absicht gewesen war, kurze

Zeit darauf dem Königlichen Museum in Cassel, wo sie noch aufbewahrt wird. Direkt mit Papin hat der Cylinder nun freilich nichts zu thun, er ist ganz sicher der Dampfcylinder jener New Comen'schen Maschine von 1715, wie er denn in allen seinen Einzelheiten auf den Abbildungen der New Comen'schen Maschine zu finden ist. Wenn es demnach auch Papins Cylinder nicht ist, so hat er doch hohen Werth für die Geschichte der Technik, einmal, weil er zeigt, was für schwierige Eisengußstücke die Engländer damals bereits herstellen konnten — bei 1,24 m Höhe und 1,25 m lichter Weite hat er nur eine Metallstärke von 1,28 cm —, und zum andern, weil er der Cylinder der ersten Dampfmaschine ist, welche in Deutschland dauernd in Betrieb kam.

Die erste blieb sie freilich nicht lange. 1722 kam der Kaiserliche Rath Fischer von Erlachen zur Besichtigung der neuen Maschine nach Cassel, um nach ihrem Muster für das noch jetzt berühmte fürstlich Schwarzenberg'sche Palais in Wien zum Betrieb von Wasserkünsten gleichfalls eine solche bauen zu lassen. Eine Notiz, die sich in einem von Weidler 1728 verfaßten Buche findet, welches den Titel trägt: Tractatus de Machinis hydraulicis toto terrarum orbe maximis Marlyense et Londinensi et aliis rarioribus similibus, hat zu der irrthümlichen Annahme Veranlassung gegeben, Fischer von Erlachen habe die Maschine in Cassel erbaut. Obwohl dieselbe von vornherein ganz unwahrscheinlich war, ist es mir auch gelungen, aus den Gewährsschriften, auf die sich Weidler beruft, nachzuweisen, daß der Hergang, wie ich schon vorher vermuthen mußte, der eben geschilderte ist.

Namentlich den Umstand, daß der Landgraf Karl trotz des großen Antheils, den er an Papin nahm, und obgleich er die Maschine Papins doch behalten hatte, so bald nach seinem Weggang eine New Comen'sche aufstellen ließ, hat man zur Unterstützung der Behauptung herangezogen, daß Papin's

Maschine denn doch nicht betriebsfähig gewesen sei.[28] Für dieselbe dürfte indessen jede Berechtigung fehlen. Zunächst ist es sehr unwahrscheinlich, daß man die werthvollen Kupfertheile lange unbenutzt daran gelassen hat, wie man ja das kupferne Steigrohr bereits wegnahm, als Papin noch in Cassel war; aber selbst wenn dies geschehen wäre, so hätte doch Niemand die Maschine wieder in Gang bringen können — und wollen, als eben Papin. Die Art, wie der Landgraf mit ihm arbeitete, war ferner nicht eine solche, daß der fürstliche Herr selbständig die Versuche hätte fortführen können, und wenn Papin in der Vorrede zu seiner Ars nova &c. sagt: „Das aber ist mein Wunsch, daß es alle wissen, daß man in erster Linie dem erlauchten Fürsten, dem Herrn Landgrafen, einen so nützlichen Plan[29] verdankt", so läßt sich zum Ueberfluß aus dem Briefwechsel mit Leibniz beweisen, daß dies eine dankbare und höfliche Redewendung dem Landgrafen gegenüber, aber nichts weiter war. Für den dem prachtliebenden Ludwig XIV. nacheifernden Fürsten konnte der Gedanke, die Arbeiten zur Fortsetzung jener Versuche selbst zu übernehmen, gar nicht in den Bereich der Möglichkeit fallen, aber unbeschränkt in seinen Mitteln, lag ihm nichts näher, als sogleich eine neue Maschine zu bestellen.

Obwohl New Comen'sche Maschinen immer mehr in Gebrauch kamen, so ist bis auf die Zeiten von Watt von an ihnen angebrachten wesentlichen Aenderungen nicht zu berichten. Denn der Vorschlag, den Leupold 1724 machte, durch den hydrostatischen Druck des Wassers das Dampfrohr der Savery-schen Maschine füllen zu lassen und demgemäß dieselbe tief genug aufzustellen, war ja bereits von Papin in seiner zweiten Maschine verwirklicht gewesen, und der weitere, die New Comen sche Maschine mit zwei Cylindern zu versehen, welche durch einen Vierweghahn abwechselnd mit der Luft und dem Dampf-

kessel in Verbindung gesetzt werden sollten, war weiter nichts, als die Uebertragung dieser Savery'schen Konstruktion auf jene Maschine. Ebensowenig dachte man daran, die neue Pumpmaschine für technische Zwecke dienstbar zu machen, und erst als ihre Leistungsfähigkeit durch Watt eine unvergleichlich viel größere geworden war, änderte sich die Sache. Es ist möglich, daß Friedrich der Große selbst damals den Anstoß dazu gegeben hat, die neue Maschine im Bergbau einzuführen, jedenfalls hat er die dahin zielenden Bestrebungen, die im Jahre 1782 von dem Oberbergamt zu Rothenburg an der Saale ausgingen, den Bergwerken im Mansfeldischen damit hülfreich unter die Arme zu greifen, auf das eifrigste unterstützt.[30] Indem er die Kosten der Anschaffung einer solchen dem Landesmeliorationsfond überwies, aus dem sonst nur Unternehmungen, die der ganzen Monarchie zu gute kamen, wie die der Kolonisation der Oder-, Warthe- und Netzebrüche, der Anlagen von Kanälen u. s. w., bestritten wurden, gab er deutlich genug zu verstehen, welche Hoffnungen er von der Einführung dieser neuen Maschine für seine Länder hegte.

Nachdem man sich in Rothenburg zur Aufstellung einer solchen entschlossen hatte, blieb freilich zunächst nichts übrig, als sich um das Muster nach England zu wenden. Man sandte in der That in dem genannten Jahre 1782 den damaligen Berginspektor Bückling dorthin, damit derselbe sich über die Dampfmaschine informire. Nach mehrmonatlicher Abwesenheit zurückgekehrt, fertigte Bückling ein Modell an, welches in Berlin geprüft und angenommen wurde. Ein Mechaniker und ein Kupferschmied wurden nach Rothenburg geschickt und diese begaben sich unter Bücklings Anleitung sogleich an die Anfertigung der Maschine. Der Cylinder wurde aus Kanonenbronze in der Königlichen Geschützgießerei in Berlin, der seitwärts von ihm aufgestellte Kessel aus Kupfer auf dem damals

Königlichen Kupferhammer am Finowkanal bei Neustadt-Eberswalde angefertigt, die Kolbenstange und einige andere schmiedeeiserne Theile lieferte ein Frischhammer in Oberschlesien. So brachte man wirklich die Maschine zustande und 1785 in den Gang. Anfangs war jedoch ihre Leistung trotz eines übermäßigen Brennmaterialgebrauchs nur gering, wie sich bei eingehender Untersuchung ergab, weil man die Kesselfeuerung viel zu tief gelegt hatte. Gerade diesem Theil der Dampfmaschine hatte zur Zeit Papin, wie wir sahen, in hohem Grade seine Aufmerksamkeit zugewendet und Ofenkonstruktionen angegeben, über die man auch heute noch nicht viel hinausgekommen ist.[31] In England hat man sie wohl zu würdigen verstanden, für Deutschland waren sie zunächst ohne Nutzen geblieben. Als man dann diesen Fehler verbessert hatte, war die Wirkung doch nicht größer, und als man weiter nach dem Grund des Mißerfolges suchte, fand man zu größter Ueberraschung, daß infolge eines starken Absatzes von Kesselstein der Kessel durchgebrannt war und durch einen neuen ersetzt werden mußte. Endlich war alles im Stand, aber nun ergab sich das höchst mißliche Resultat, daß die Maschine doch nicht groß genug war, um den Wasserzudrang im Schacht zu bewältigen.

Trotz dieser Schwierigkeiten war man aber in Rothenburg bereits zu sehr von der Brauchbarkeit der neuen Maschine überzeugt, als daß man den einmal gefaßten Plan hätte aufgeben mögen. Bückling wurde zum zweitenmale nach England geschickt, um einen größeren gußeisernen Cylinder zu bestellen, auch gelang es ihm, allerdings nicht ohne Schwierigkeit, daselbst einen Mechaniker Richards zu engagiren, welcher bereit war, die Wartung der Maschine zu übernehmen. Die kupfernen Kessel ersetzte man durch solche aus Eisen, die von deutschen Hüttenwerken bezogen wurden. Die umgebaute Maschine versah nun ihren Dienst bis zum Jahre 1794 ohne weitere Störung. Dann

aber machte der fortschreitende Bergbau die Aufstellung einer noch größeren nothwendig. Die mit so großer Mühe beschaffte Maschine wurde abgebrochen, aber 1797 an einem anderen Schachte wieder aufgestellt, wo sie bis 1848 Wasser ununterbrochen gepumpt hat. Der Maschinenmeister Richards baute sodann mit Unterstützung der Bergbehörde in Rothenburg auch neue Maschinen, deren gußeiserne Dampfcylinder jedoch aus England bezogen werden mußten; so namentlich eine für Harzgerode und zwei weitere für Salinen in Westfalen bestimmte. In Berlin ließ man nach wie vor diesen Bestrebungen jede mögliche Unterstützung angedeihen und so wurde diese Maschine der ruhmvolle Ausgangspunkt zunächst eines Aufschwunges des Bergbaues und dann der Entwickelung der deutschen Maschinenindustrie überhaupt.

So sind wir denn an dem Punkte angelangt, wo wir die Fragen nach dem eigentlichen Erfinder der Dampfmaschine entscheiden können. Für die erste hat man diejenige erklären wollen,[32] welche imstande gewesen sei, längere Zeit zweckentsprechende Arbeit zu leisten, und aus der sich in ununterbrochenem Fortgange unsere heutigen Maschinen entwickelt haben. Daß dies die erste Papin'sche Maschine war, daß das erste Kriterium aber auch von der zweiten gilt, glaube ich nachgewiesen zu haben. Würde somit auch nach dieser Definition der ersten Dampfmaschine Papins Priorität bei genügender Berücksichtigung der bekannten Thatsachen unbestreitbar sein, so sehe ich doch keinen Grund, bei der Dampfmaschine von den in Physik und Technik sonst üblichen Gebräuchen abzuweichen. So ist bisher noch niemandem eingefallen, jemand anderen wie Otto von Guericke für den Erfinder der Luftpumpe zu erklären, obwohl doch die jetzige Luftpumpe von der ersten Guericke'schen nur noch den Recipienten und den Pumpenstiefel mit Kolben beibehalten hat. Den jetzt gebräuchlichen Bewegungsmechanismus

aber verdankt man Boyle — auch der nachher von Guericke angenommene hat sich nicht erhalten — die Verbindung des Recipienten und Stiefels mittelst des doppelt durchbohrten Hahns Papin, und da bereits Galilei durch Anwendung des Pumpenstiefels und Kolbens einen luftleeren Raum herstellte, so bliebe für Guericke nur die Zufügung des Recipienten.[33] So nothwendig derselbe nun auch ist, so würde seine Anwendung Guerickes Ruhm allein gewiß nicht rechtfertigen, wenn wir ihm nicht das ungleich Größere verdankten, die zum erstenmale klar gefaßte Idee des leeren Raumes und die zielbewußt angestellten Versuche zur Herstellung desselben. In gleicher Weise gilt, um ein anderes Beispiel heranzuziehen, Huygens mit Recht als Urheber der Undulationstheorie des Lichtes, obwohl Grimaldi und Hooke bereits daran dachten, daß das Licht eine Wellenbewegung sein möchte, obwohl Huygens' Theorie, in der Form, wie er sie gab, gar nicht imstande war, Erscheinungen, die er selbst zuerst verständlich gemacht hatte, zu erklären; erst nachdem Young und Fresnel Huygens' Idee von Grund aus geändert hatten, konnte die Theorie das leisten, was ihre allgemeine Annahme forderte. Aber Huygens konsequente, in meisterhaft geometrischer Darstellung zu voller Klarheit gebrachten Ideen unterscheiden sich so völlig von allem anderen vor ihm und bis auf Young zur Begründung der Wellentheorie des Lichtes Vorgebrachten, daß jedem, der sich in seinen traité de la lumière vertiefte, sich sogleich die Ueberzeugung aufdrängt, daß hier wirklich zuerst die Lehre mit vollem Bewußtsein ihrer Bestimmung und ihrer Tragweite ausgesprochen ist, welche alle anderen zu gleichem Zwecke angestellten Versuche siegreich überdauern sollte.[34] Auch die neueste Zeit belegt diesen Gebrauch durch die jetzt wohl allgemein gewordene Annahme, für die auch namentlich der Engländer Silvanus Thomson[35] thätig gewesen ist, daß Philipp Reis, nicht Bell der Erfinder des

Telephons sei. Dabei hat man ganz davon abgesehen, daß die Apparate beider in den wichtigsten Theilen völlig verschieden sind, daß Reis' Telephon nie in Anwendung gekommen ist und seiner mannigfachen Unvollkommenheiten wegen auch nicht dazu kommen konnte, während Bell's Telephon dasjenige war, auf dem die jetzige weite Verbreitung des Instrumentes beruht. Aber Reis war der erste, der die Idee hatte und ihre Ausführbarkeit durch Experimente bewies, und diesen Umstand hat man vor allem berücksichtigen zu müssen geglaubt.

Genau dasselbe Recht, welches Guericke auf die Urheberschaft der Luftpumpe, Huygens auf die der Undulationstheorie, Reis auf das Telephon hat — um es bei diesen Beispielen bewenden zu lassen — hat nun Papin unverkennbar auf die der Dampfmaschine. Er allein unter seinen Mitbewerbern geht mit sicheren Schritten auf das Ziel los, welches zu erreichen ist, jeder Versuch, weil zu wohldurchdachtem Zwecke angestellt, nähert ihn demselben mehr, nichts verdankt er, wie die Savery und New Comen einem glücklichen Zufall, und sein Verdienst wird nur um so größer, je größer die Schwierigkeiten waren, die seine Lebensverhältnisse ihm bereiteten. Weil er als der erste den durch Kondensirung von Wasserdampf entstandenen luftverdünnten Raum herstellte, um mit Hülfe des dadurch zur Wirkung kommenden Luftdruckes mechanische Arbeit verrichten zu lassen, ist er der Erfinder der atmosphärischen Maschine und weil er die Spannkraft überhitzten Wasserdampfes in korrekter Weise zu demselben Zwecke benutzte, derjenige der Hochdruckmaschine. Das Beispiel Otto von Guerickes läßt auch ihm nicht den Vorwurf machen, der zudem, wie wir sahen, unrichtig ist, daß ja seine Maschine nicht in die Praxis eingeführt worden sei. Denn, wenn auch New Comens Maschine sich nicht ähnlich zu seiner verhielte, wie Boyles Luftpumpe zu der Guerickes, wenn sie nicht eine Einführung der Papin'schen in die Praxis

wäre, seine Apparate konnten die Arbeit leisten, wenn man an ihre Ausführung das nöthige Kapital nur hätte wagen wollen, wenn in der damaligen Zeit, die von der Spannkraft des Wasserdampfes noch keine Ahnung hatte, außer Leibniz und dem Landgrafen Karl jemand die Wirkungsart der Maschine verstanden hätte. Daß die Engländer, denen man in Deutschland ihre Erfindung so hartnäckig zueignet,[36] dazu nicht imstande waren, sondern völlig im Dunkeln tappten, davon hat den Leser unsere Darstellung, wie ich meine, überzeugen müssen.

Papins Lebensschicksale sind nun derart gewesen, daß er Frankreich, England und Deutschland Bildung und Anregung verdankt. Insofern sind an der Erfindung der Dampfmaschine alle drei Nationen betheiligt. Die eigentlichen Arbeiten, die diese Erfindung hervorriefen, sowie die specielle Anregung dazu hat er aber erst in Deutschland erhalten, und wie man die Erfindungen von Engländern, die ihre wissenschaftliche Ausbildung in Deutschland erhielten, oder von Deutschen, welche, wie Sir William Herschel oder Sir William Siemens, solche als nationalisirte Engländer machten, stets als England gehörig betrachtet, so werden wir die bei uns gemachten Erfindungen Papins auch als deutsche in Anspruch zu nehmen berechtigt sein, und eine solche Erfindung, wie die der Dampfmaschine für unser Vaterland zu erobern oder zu erhalten, wäre gewiß der Mühe werth. Papin hat sich zudem in Cassel nie mehr als Franzosen gefühlt, er hat im Auftrage eines deutschen Fürsten seine Maschine aus deutschem Material mit deutschen Arbeitern, durch den Deutschen Leibniz so vielfach angeregt, hergestellt, und da seine zweite Maschine, wie jeder unbefangen Urtheilende zugeben muß, für die Zwecke der Industrie völlig brauchbar war, so kann ein Denkmal, welches beabsichtigt, das Ereigniß zu feiern, daß in Deutschland aus deutschem Material die erste deutsche, für die Zwecke der Industrie wirklich brauchbare Dampf-

maschine erbaut und in Betrieb gesetzt worden ist, nicht mit der Jahreszahl 1785 in Hettstedt, sondern nur mit der 1706 in Cassel errichtet werden.[37] Dazu dürften die vorgeführten geschichtlichen Thatsachen ebenso zwingen, wie ein von Kirchthurmspolitik freier Patriotismus. Ist Papin nicht der Erfinder der Dampfmaschine, so ist es ja Savery oder gar New Comen und dann gehört der Ruhm ihrer Erfinder eben den Engländern und nicht den Deutschen. Es ist wohl ein in der Geschichte einzig dastehender Fall, daß eine Nation einen Ruhmestitel, den ihr eine vorurtheilsfreie Betrachtung der Thatsachen auf das allerklarste zuweist, in unbegreiflich hartnäckiger Weise immer und immer wieder von sich abwehrt.

Anmerkungen.

[1] So u. a. Springmann in einem: „Die ersten Dampfmaschinen in Deutschland" betitelten Aufsatz in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1879, p. 1.

[2] Arago, Sur les machines à vapeur. Annuaire du Bureau des Longitudes. Paris 1829, 1830 und 1837. Auch in Sämmtliche Werke. Bd. V.

[3] Henschel, Die Erfindung der Dampfmaschine. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Bd. V. Kassel 1850.

[4] Poggendorff, Geschichte der Physik. Leipzig 1879.

[5] Namentlich Springmann, a. a. O.

[6] Gerland, Leibnizens und Huygens' Briefwechsel mit Papin, nebst der Biographie Papins und einigen zugehörigen Aktenstücken. Berlin 1881.

[7] Rosenberger, Die Geschichte der Physik in Grundzügen. Braunschweig I. 1882. II. 1884. II. p. 264 und Heller, Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die neueste Zeit. Stuttgart I. 1882, II. 1884. II. p. 345 ff.

[8] Der Thüringer Bezirksverein des Vereins deutscher Ingenieure beabsichtigt mit Unterstützung des Hauptvereins zu Hettstedt im Mansfeldischen durch ein Denkmal das Ereigniß zu feiern, daß im Jahre 1785 in Deutschland aus deutschem Material die erste deutsche, für die Zwecke der Industrie wirklich brauchbare, durch mehrjährige ununterbrochene Dienste erprobte Dampfmaschine erbaut und in Betrieb gesetzt worden ist. S. Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1886, p. 1049.

[9] Desaguiliers, A cours of experimental philosophy, London 1725. Ich zitire nach der 1751 in Amsterdam erschienenen Uebersetzung: De Natuurkunde uit ondervindingen opgemaakt. Dort ist die Erfindungsgeschichte der Dampfmaschine im 3. Theil p. 80 zu finden.

[10] Poggendorff, a. a. O, p. 534 ff.

[11] Es ist unbegreiflich, wie Heller dies übersehen konnte. Erklärt doch Poggendorff selbst, daß wir von der Einrichtung der Maschine nichts wissen, daß sie trotz ihrer mächtigen Wirkungen, ihren geringen Betriebskosten, ihres leisen Ganges und ihrer wunderbaren Dauerhaftigkeit „sehr unvollkommen" gewesen sei, daß „die meisten der hundert Erfindungen (außer eben der einen) von keinem sonderlichen Belang, zum Theil sogar lächerlich, ganz nutzlos und unausführbar" sind. Nun hat man aber doch bei der Frage nach einem Erfinder die anderen Werke desselben zu Rath zu ziehen, um zu entscheiden, ob derselbe überhaupt imstande war, sie zu machen. Diese Entscheidung fällt gänzlich gegen Worcester aus, und doch will er ohne jedes Vorbild ein bereits sehr vollkommenes Wunderwerk geschaffen haben, hinsichtlich dessen nur bedauert werden muß, daß es niemand jemals gesehen hat.

[12] Poggendorff, a. a. O. p. 82 und 174.

[13] Desaguiliers a. a. O. III. p. 81.

[14] So die richtige in Holland allgemein angenommene Schreibweise statt der trotz aller Rüge in Deutschland noch immer üblichen Huyghens. Heller schreibt richtig. Wenn er aber (a. a. O. p. 180) mehrere in Namur befindliche von C. Huygens gezeichnete Linsen als von dem berühmten Niederländer selbst geschliffene ansieht, so ist dies wohl ein Irrthum und dürften dieselben von Christiaans Bruder Constantyn herrühren (s. darüber meinen Bericht über die historischen Apparate der internationalen wissenschaffentlichen Ausstellung in London in Hofmann, Bericht ꝛc. I. p. 47). Hinsichtlich der Schreibweise des Namens dürfte dies indessen nicht von Bedeutung sein. Ueber seine Pulvermaschine s. Hugenii opera varia. I. p. 280.

[15] Diese Thatsachen beweisen, daß die Erzählung Poggendorffs, (a. a. O. p. 547) gänzlich aus der Luft gegriffen ist.

[16] Desaguiliers a. a. O. III. p. 81.

[17] Die neueren Werke (Gehlers physikalischem Lexikon, Delaunay Cours de Mecanique u. a.) geben wesentlich verbesserte Maschinen, wie sie Savery keineswegs kannte,

[18] Desaguiliers a. a. O. III. p. 82.

[19] Papin, Ars nova ad aquam ignis adminiculo efficacissime elevandam. Cassellis (Francofurti a. M.) 1707 p. 26. Poggendorff zitirt ihren Titel in französischer Sprache und dokumentirt dadurch, daß er das allerdings sehr seltene Buch nicht eingesehen hat. Vgl. darüber Briefwechsel p. 137.

[20] Den Schwimmer JJ nennt ein englischer Schriftsteller Ainger eine kindische Erfindung und Poggendorff (a. a. O. p. 558) pflichtet ihm bei. Während Papin (Ars nova etc. p. 16) sagt: „Der Kolben ist ein hohler Cylinder aus Metall, nach allen Seiten sorgfältig geschlossen, damit das Wasser nicht eindringe und den Cylinder zu schwer mache: denn dieser Kolben muß frei auf dem Wasser schwimmen und wieder von dem Wasser selbst emporgehoben werden, welches in die entleerte Pumpe eindringt. In diesem Kolben sieht man ein Rohr, dessen oberes Ende offen, das untere aber geschlossen ist. Genanntes Rohr geht durch die Achse des Cylinders," lesen wir bei Poggendorff, daß der Schwimmer nicht von einem so guten Wärmeleiter, wie Gußeisen hätte verfertigt sein sollen. Wie hat sich Poggendorff nur das Schwimmen dieses Gußstückes mit Eiseninhalt

gedacht? Gerade auf diese „kindische Erfindung“ ist Papin besonders stolz, seitdem er durch Experimente festgestellt hatte, daß er ohne den Schwimmer nicht imstande war, Wasser in den Windkessel zu treiben, mit seiner Hülfe aber einen Druck von zehn bis zwölf Atmosphären bequem überwand. Besonders dieser Versuch dürfte geeignet sein, zu entscheiden, was kindischer und was praktischer war, die Savery'sche freie Wasserfläche oder der Papin'sche Schwimmer.

[21] Dieselben sind von Leibnizens Hand in eins der Exemplare der Ars nova eingezeichnet, welche Papin nach Hannover gesandt hatte.

[22] Briefwechsel p. 367.

[23] Von Hofmeister 1885.

[24] So nach Desaguiliers und Stuart, dem Munke folgt. Weshalb ihn Poggendorff und ebenso Heller und Rosenberger zum Eisenhändler machen, ist mir unerfindlich.

[25] Siehe Poggendorff a. a. O. p. 551.

[26] Desaguiliers a. a. O. p. 92, Note.

[27] Ob man nicht in Deutschland schon früher Leder, um Kolben von Feuerspritzen zu dichten benutzt hat, ist mir nicht unwahrscheinlich geworden, nachdem ich in Leibnizens Nachlaß eine von Gengenbach in Zerbst angefertigte Zeichnung eines solchen gefunden habe, die bereits eine sehr vollkommene Lederdichtung aufweist. Da Leibniz den Namen des Zeichners eigenhändig unter die Zeichnung gesetzt hat, aber schon 1716 gestorben ist, so muß man entweder annehmen, daß sich die neue Verwendung des Leders sehr rasch verbreitete oder daß man sie in Deutschland bereits kannte. Für die letztere Annahme wird auch die Bemerkung sprechen, daß man das nach längerem Gebrauch undicht gewordene Leder durch Klopfen desselben wieder dicht machen könne, weil diese Erfahrung doch einen längeren Gebrauch bereits voraussetzt.

[28] Hammer, Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1886, p. 1048.

[29] Papin sagt ausdrücklich consilium, nicht inventum, wie kurz vorher bei der Erwähnung von Savery's Arbeiten.

[30] Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1886, p. 721 u. 1047.

[31] Vgl. Gerland, Die Ofenkonstruktionen Papins, Glasers Annalen, 1884, November, p. 162.

[32] Rosenberger a. a, O. II. p. 264.

[33] Vgl. Gerland, Bericht ꝛc. ꝛc. p. 33, Die Geschichte der Luftpumpe im siebenzehnten Jahrhundert, Wiedemanns Annalen XIX., p. 534, und: Der leere Raum, diese Vorträge XVIII. S. Heft 416, p. 6.

[34] Vgl. Poggendorff a. a. O. p. 644 ff, und Rosenberger a. a. O. p. 245.

[35] Silvanus P. Thomson, Philipp Reis, inventor of the telephone. London 1883.

[36] Daß dies von Poggendorff geschieht, ist ihm selbst weniger zur Last zu legen, da seine Vorlesungen über die Geschichte der Physik erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden, während er bei Lebzeiten dahin zielende Aufforderungen stets ablehnte, weil es ihm an Zeit fehle, seine Aufzeichnungen so zu vervollständigen und kritisch zu sichten, wie es seiner Ansicht nach für den Druck erforderlich sei. Ueber Hellers und Rosenbergers Arbeiten läßt sich nicht dasselbe sagen. Ihre Bücher haben die Lücke in der Literatur ausgefüllt, die Lücke in der Wissenschaft haben sie offen gelassen, auch da, wo ihnen vorbereitende Studien den Weg geebnet hatten. Man

wird deshalb alle drei Werke nur mit Vorsicht benutzen können, und leider ist dies hauptsächlich in dem die Erfindungsgeschichte der Dampfmaschine behandelnden Abschnitte nothwendig, der zuma bei Poggendorff an Unklarheiten und Widersprüchen überreich ist.

[37] Im Oktober 1885 hatte der Thüringer Bezirksverein deutscher Ingenieure in Hettstedt durch eine Rede des Herrn Hammer das hundertjährige Jubiläum der im Texte beschriebenen Dampfmaschine gefeiert, im August vor. J. bewilligte der Vorstand des Hauptvereins 1000 Mark für ein Denkmal, welches in Hettstedt das Ereigniß, daß dort die erste Dampfmaschine in Deutschland aus deutschem Material, durch deutsche Arbeiter ohne jede ausländische Zuthat gebaut sei, der Vergessenheit entreißen solle. Hiergegen erhob ich in einem kleinen Aufsatz, der in Nr. 48 des vorigen Jahrganges der Zeitschrift des genannten Vereins abgedruckt wurde, Einsprache, indem ich auf die wirklich erste deutsche Dampfmaschine hinwies und meine Bedenken gegen das Vorgehen des Thüringer Bezirksvereins geltend machte. Ich zitirte dort nur meine Arbeiten, welche die Beweise für meine Behauptungen enthalten, da ich ihren Inhalt als bekannt, jedenfalls als dem Thüringer Bezirksverein zugänglich, annehmen zu dürfen glaubte. In der meinem Aufsatz sogleich folgenden Antwort des Herrn Hammer — das Manuskript meiner Arbeit war ihm zur Einsichtsnahme zugeschickt worden — suchte derselbe meine Einwände zu entkräften, führte aber nur Beweisgründe dagegen an, deren Unhaltbarkeit meine Arbeiten bereits dargethan hatten. Doch mußte ich daraus entnehmen, daß Herr Hammer dieselben nicht kannte, auch nicht, wie es sonst bei derartigen wissenschaftlichen Kontroversen üblich ist, zum Zwecke seiner Entgegnung eingesehen hatte, wozu ihm die Zeit nicht gefehlt haben würde. So führte ich denn nunmehr in einem weiteren in Nr. 4 des diesjährigen Jahrganges der genannten Zeitschrift abgedruckten kleinen Aufsatz aus den Schriften und Briefen Papins die Beweisgründe vor, die dem Leser aus dem Texte bekannt sind. Auch von dieser Arbeit erhielt Herr Hammer einen Korrekturabzug zugeschickt, aber, obwohl mit der Veröffentlichung derselben entsprechend gewartet wurde, zog er es vor, darauf zu schweigen. Dagegen trat der Thüringer Bezirksverein für ihn ein, indem er in seiner Sitzung vom 11. Januar dieses Jahres trotz meines unentkräfteten Beweises den Beschluß faßte, daß er in keiner Weise die hohen Verdienste Papins um die Erfindung der Anwendung der Dampfkraft verkennt, jenen Apparat jedoch nicht als Maschine im heutigen Sinne bezeichnen kann, daß er deshalb keine Veranlassung habe, von seinen früheren (im Texte mitgetheilten) Beschlüssen abzugehen. Man wird es für den Versuch eines Gegenbeweises annehmen dürfen, wenn dem Sitzungsberichte, in Nr. 16 der Zeitschrift des genannten Vereins eine Kopie unserer Figur 4 beigefügt wird. Dieser Versuch fällt leider sehr zu Ungunsten des Thüringer Bezirksvereins aus; denn einen Haupttheil jener Maschine, den Dampfauslaßhahn n, läßt die Kopie einfach weg! Darüber, daß diese so völlig entstellte Maschine keine Dampfmaschine im heutigen Sinne ist, bin ich freilich mit dem Vereine einverstanden; leider sehe ich mich zu dem weitern Zugeständniß gezwungen, daß er die Verdienste Papins, weil er sie eben nicht kennt, auch zu verkennen gar nicht in der Lage ist.

(826) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Entwickelung des Welthandels.

Von

Dr. Victor Pfannschmidt.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Mit dem Zusammenbruche des gewaltigen Römerreiches, welches das letzte Glied in der Entwickelungskette der alten Welt bildet, beginnt eine neue, die zweite Periode der Welt- und Kulturgeschichte. Ein neues Volk trat von da ab in den Vordergrund des historischen Schauplatzes, das neue Ideen, zukunftsreiche Keime der politischen und sozialen Entwickelung der Menschheit in sich trug, sie überallhin ausstreute und zur kräftigen Entfaltung, zum segenvollsten Blühen und Fruchttragen brachte — das germanische. In der alten Welt war der eigentliche Lebensnerv, das staatgründende und staatregierende Prinzip der schroffste Absolutismus gewesen, dessen Hauptziel die Konzentration des gesammten Staatswesens zu einer höchsten Spitze, dessen Folge ein starrer, undurchbrechbarer Schematismus des Ganzen war, der jegliche Individualität und Sonderentwickelung vernichten mußte. Dieses Prinzip, das zwar ein Reich zu einer bedeutenden politischen Machtstellung und auch zu einer gewissen, vielleicht sogar ziemlich hohen Kulturstufe zu erheben vermag, das aber doch in Momenten ernster Gefahr und bei allzu langer und allzu scharfer Ausübung kraft- und haltlos zusammenbricht, weil es nicht auf dem sicheren und unerschütterlich treuen Grunde des Volkes ruht, aus dem es gleich dem Riesen Antäus neue Kräfte zum Widerstande und zur Verjüngung ziehen konnte — dieses Prinzip hatte sich in langer Kette von dem einen weltbeherrschenden Volke auf das andere vererbt und jedesmal den

Besiegten an dem Sieger durch dessen dadurch unvermeidlich gewordenen Untergang gerächt. Von Babylon war diese verhängnißvolle Theorie des rücksichtslosen Despotismus mitsammt der von ihm gezeitigten Kultur auf Assyrien übergegangen. Dann hatte Persien die Hinterlassenschaft beider angetreten und war nach kurzer Blüthe, durch orientalischen Luxus entkräftet, eine leichte Beute des großen Makedoniers und des von ihm vertretenen und im Orient zum Siege geführten Hellenismus geworden. Dieser aber erlag seinerseits bald wieder dem in jener Theorie enthaltenen Fluche und wurde seiner hohen Aufgabe, den Osten zu verjüngen, untreu. Selbst das Römervolk, das doch aus stärkerem Stamme gewachsen war und neuer, bis dahin in dem Maße unbekannter Tugenden, der Arbeitsamkeit, Sitteneinfachheit, eines ausgeprägten Rechtssinnes und patriotischer Hingebung an das Vaterland sich rühmen konnte, war, sobald es auf seinem Eroberungszuge bis nach Asien vorgedrungen war und die Schätze, die Lebensweise des Orients in seine gewaltige Hauptstadt aufgenommen hatte, jenem Herrsch- und Kulturprinzipe in der Kaiserzeit unweigerlich zum Opfer gefallen. Dies Prinzip hatte selbst die Römer dem orientalischen Luxus willenlos überliefert und entnervt, ihre eigenthümliche Kultur verdrängt, sie dem politischen und dem Kriegsleben entfremdet und sie so völlig unfähig gemacht, der kühn vorstürmenden Tapferkeit, der zähen Ausdauer ihres gefährlichsten Feindes energischen und erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen.

In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts unterlag denn auch das römische Reich gänzlich dem unaufhörlichen Ansturme der Germanen, die es in Stücke zerrissen und ihre Heimath auf seinen Ruinen gründeten, aus denen dann in der Folgezeit neues Leben erblühen sollte. Die ersten Jahrhunderte der neuen Periode freilich sind erfüllt von den ärgsten Greueln in der noch völlig unkultivirten germanischen Welt, und es schien, als

wäre eine bittere Klage über die barbarische Vernichtung des Kulturgehalts der alten Zeit nur zu berechtigt. Trotz alledem aber leuchtete doch in den neuen und hohen Ideen, welche das Germanenvolk beseelten und charakterisirten, das Morgenroth einer neuen, vorschreitenden, die Menschheit auf allen Gebieten fördernden Zeit durch diese trüben Nebel hindurch. Gleich bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte nämlich zeigen die Germanen ein scharf ausgeprägtes Streben nach Ausbildung, Bethätigung und Wahrung der Individualität, einen unwiderstehlichen Drang nach Freiheit sowohl der Person wie des Staates, und eine lebhafte, fast allgemeine Neigung für Selbstverwaltung: sie zeigen mit einem Worte den demokratischen Grundzug ihres Charakters. Ihr ganzes staatliches und bürgerliches Leben war gegründet auf hohe Tugenden: auf tiefinnere Religiosität, die sie gerade vor allen anderen Völkern befähigte, den befreienden und menschenbildenden Gehalt des Christenthums voll in sich aufzunehmen, es zu vertiefen und aller störenden Schlacken des Wunderglaubens und der Dogmensucht zu entledigen; es war ferner gegründet auf strenge Wahrheitsliebe, reges Ehrgefühl und unwandelbare Treue, die ihren poetisch verklärten Ausdruck im Nibelungen- und Gudrunliede gefunden. Es war in der That nicht tendenziöse Schönmalerei, sondern ein Ausdruck der Wahrheit, ein Akt der Gerechtigkeit, wenn Tacitus von ihrem Lande rühmte: Plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges. (Dort wirken gute Charaktereigenschaften mehr, als anderswo gute Gesetze.)

Ein Volk mit einem so tief angelegten Charakter mußte, sobald es erst aus dem nebelhaften Dunkel epischen Lebens in das helle Tageslicht der Geschichte eingetreten war, sehr bald einen weitgehenden Einfluß auf die Weltgeschicke gewinnen, einen Einfluß, der jetzt, im Verlaufe der Jahrhunderte, auf oft eigenthümlichen Wegen zu einem weltbeherrschenden geworden ist.

Das beweisen einige Zahlen, die in ihrer Einfachheit wahrhaft überwältigend sind. Von den ca. 20 Millionen Tonnen der Rhederei aller Völker der Erde kommen auf die germanischen: Großbritannien, Nordamerika, Deutschland, Norwegen, Schweden, Holland, Oesterreich und Dänemark allein ca. 16 Millionen, und von dem Waarenhandel aller Länder, der nach neueren Berechnungen ca. 60000 Millionen Mark beträgt, entfallen auf die wenigen germanischen ca. 37000 Millionen. Freilich mußte das Germanenvolk vorher noch mannigfache Wandlungen durchmachen: viele Stämme gingen zu Grunde, spurlos, wenn auch ruhmvoll; einige wurden dem germanischen Nationalcharakter untreu und nahmen widerstandslos römische Sprache und Kultur an. Die Ueberdauernden aber und fester Gefügten brachten, wenn auch erst nach langen und blutigen, oft völlige Vernichtung drohenden Kämpfen gegen die allen freien Fortschritt lähmenden Gewalten der Hierarchie und des von neuem sein Haupt erhebenden Absolutismus, unbeirrbar und stets aus dem unzerstörbaren Volksthum sich verjüngend, jene Freiheits- und Selbstverwaltungsideen, jene sittlichen Tugenden zur siegreichen Entfaltung und, freilich noch immer nicht vollständigen, Verwirklichung im bürgerlichen und staatlichen Leben. Sie erst waren es, welche die gänzliche Loslösung der Arbeit von allem gesellschaftlichen Zwange und allen staatlichen Beschränkungen nach und nach begannen und durchführten, welche den auf Sklaventhum und strenger Kastenordnung beruhenden Staaten des Alterthums unbekannt blieb und wegen der egoistischen Unterdrückung des größten Theils auch der an und für sich Freien durch die verhältnißmäßig wenigen Reichen und Vornehmen unbekannt bleiben mußte. Und erst durch die Entfesselung der Arbeit und durch energische Verwerthung aller Volkskräfte war es den Germanen möglich, die Weltherrschaft zu erringen und die gewaltigsten Fortschritte in der Industrie und im Welthandel

hervorzurufen, gegen deren jetzige ungemessene Ausdehnung und Bedeutung alles, was das Alterthum und das sogenannte Mittelalter darin geleistet haben, in den dunkelsten Schatten zurücktritt.

In einem Zeitpunkte nun, wo auch Deutschland, das bisher nur durch Privatthätigkeit einzelner Städte Antheil am Welthandel gehabt, sich anschickt, geeint durch gewaltige Kriege und als erste Landmacht anerkannt, auch von Staatswegen und geschlossen den ihm gebührenden Rang als Seemacht einzunehmen, wo es mit glücklichstem Erfolge in die Reihe der älteren Kolonialmächte eingetreten ist, dürfte eine kurze Betrachtung der Entwickelungsgeschichte des Welthandels angemessen erscheinen.

So wenig direkte Zeugnisse wir auch haben, so dürfen wir doch mit vollem Rechte annehmen, daß schon seit den ältesten Zeiten ein verhältnißmäßig belebter Handel in Asien zwischen den beiden wichtigsten Ländern, Indien und Mesopotamien, stattgefunden hat. Der Sitz der ältesten Weltherrschaft war in dem fruchtbaren Tieflande zwischen Tigris und Euphrat, fruchtbar freilich nur durch künstliche Bewässerungsanlagen. Indien aber bot damals, wie noch heute, eine unerschöpfliche Fülle von köstlichen Gewächsen, edlen Schätzen der Erde und kunstreichen Arbeiten des Gewerbfleißes. Wenn auch wegen der Beschwerlichkeit und der weiten Entfernung nicht häufig, so zogen doch zu bestimmten Zeiten große Karawanen aus dem wichtigen, fast einzigen Thore Indiens, dem Kheiberpasse im Hindukusch, durch Irans wüste Gegenden auf der später sogenannten „Königsstraße“ über Kâbul, Herât, Meschhed, wo ein anderer, ebenfalls seit lange betretener Handelsweg von China durch den Terekpaß im Pamirplateau mündete, über Teherân, Hamadân nach Babylon und Ninive. Von hier aus kamen die Waaren dann sehr bald, ebenfalls auf Wüstenwegen, nach Syrien, an die Küste des Mittelländischen Meeres, wo die Phönizier und später die

Griechen die wichtige Aufgabe übernahmen und mit größtem Eifer durchführten, die viel begehrten Schätze an Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen und Korallen, an Sandel- und Ebenholz, Salböl, Räucherwerk, Gewürzen, Baumwollen- und Seidengeweben nach allen Küsten dieses großen Kulturmeeres zu verführen. Die Phönizier waren recht eigentlich das Bindeglied zwischen Asien und Europa, und wenn sie auch nicht gerade eine selbständige Kultur ausgebildet hatten, so haben sie doch das große Verdienst, die verhältnißmäßig hohe Kultur und Bildung des Ostens durch ihre Handelsthätigkeit den Mittelmeerbewohnern gebracht und zukunftsreiche Keime neuer, eigenartiger Bildung, namentlich in Griechenland, befruchtet und entwickelt zu haben.

Um den weitgehenden Anforderungen an ihre Waarenvermittelung reichlicher genügen zu können, hatten die Phönizier noch einen zweiten Weg für Produkte und Fabrikate aus Indien eröffnet, einen zur See, den die eigenthümliche Erscheinung des Monsuns in dem indischen Ozean zu einem bequemeren und schnelleren machte. Er zog sich von der reich mit Handelsstädten besetzten Westküste Indiens längs der Küste Persiens und Südarabiens hin, und die auf ihm kommenden Waaren fanden ihren Stapelplatz in der heutigen Provinz Jemen und auf der jetzt ganz unbedeutenden Insel Sokotora, wohin auch noch die Produkte von dem nahen Ostafrika gebracht wurden. Von hier holten sie ägyptische Kaufleute nach Aegypten, und phönizische das Rothe Meer hinauf nach dem wichtigen Handelsplatze Eziongeber am Meerbusen von Akaba, um sie von da über die nun verschwundene Stadt Petra, die kurze Strecke zu Lande, nach Tyrus zu bringen. Diese fast zwei Jahrtausende währende Handelsthätigkeit war, zumal ihr eine sorgfältig ausgebildete und rührige Industrie in Kleinasien, Phönizien, Aegypten und Griechenland zur Seite stand, den Verhältnissen nach sehr bedeutend, und es erlaubt uns einen Rückschluß auf die übrigen

Handelszweige, wenn wir bei dem älteren Plinius lesen, daß der Export von Indien nach Italien allein in Luxusgegenständen, namentlich in seidenen Gewändern und Edelsteinen, jährlich ca. 16 Millionen Mark betragen habe. Derselbe berichtet uns auch, daß der Edelsteinschmuck einer Lollia Paulina 6 Millionen Mark werth gewesen sei.

Mit dem Untergange des weströmischen Reiches und während der Staatsgründungen der Germanen in seinen Provinzen sank allmählich dieser ausgedehnte Handel bis zu tiefer Ebbe; nur das byzantinische Reich wußte allein noch die Genüsse des Orients zu schätzen und sich zu verschaffen. Denn die Germanen lebten meist einfach; die Erzeugnisse ihres Bodens im Verein mit der Beute der Jagd genügten ihnen, und der Luxus war dem rauhen, unkultivirten Volke noch etwas Unbekanntes. Die wilden Fehden der Stämme gegen einander und die grausigen Bürgerkriege, namentlich im Frankenlande, hätten auch die nöthige Sicherheit des Handelsverkehrs in größerem Maßstabe nicht aufkommen lassen, falls sich wirklich Konsumenten genug gefunden hätten. Zu diesen inneren Gründen für den gänzlichen Zurückgang des Handels in der ersten Zeit des Mittelalters kommt noch ein äußerer. Im wilden Eroberungszuge schritt ein neuer furchtbarer Feind einher, der Muhamedanismus, der sowohl die Reste der antiken Welt um das Mittelmeer herum niederwarf, als auch die eben erst in dem neuen Boden Wurzel schlagenden Keime des Germanenthums zu vernichten drohte und von Westen her die Unterwerfung Europas unter die Oberherrschaft des Islams versuchte, die ihm im Osten der zähe Widerstand des byzantinischen Reiches wehrte.

Unaufhörlich quoll der Strom der fanatischen Anhänger eines echt orientalischen Religionswesens aus den Wüstengegenden Arabiens hervor und fluthete mit unwiderstehlichen Wellen über Syrien, Nordafrika nach Spanien hinüber und schließlich sogar nach Gallien.

Allein schon war das Frankenvolk unter der Führung eines wahrhaft schöpferischen Geschlechts so weit gefestigt und erstarkt, daß es jenen zerstörungssüchtigen Schaaren Halt gebieten und die „Unbesieglichen“ über die Pyrenäen zurückzugehen zwingen konnte. Der siebentägige heiße Ringkampf in der Ebene zwischen Tours und Poitiers rettete die edlere Zukunft Europas und erwies aufs Glänzendste die Ueberlegenheit des freien germanischen Geistes über den Fanatismus der Barbaren und den in ihrem Gefolge ziehenden Absolutismus. Nun konnte sich die germanische Welt ungehindert von äußeren Einflüssen nach natürlichen Bedingungen entwickeln. Es folgte der theils friedliche, theils gewaltsame Zusammenschluß aller germanischen Einzelstämme zu einem Weltreiche unter Karl dem Großen, seine für Jahrhunderte maßgebende Staatsorganisation in Verwaltung und Aufsicht und die weitere Ausbildung des für das Mittelalter so wichtigen Lehnwesens. Freilich mußte sich erst noch bald nach dem Tode dieses großen Herrschers eine geschichtliche Nothwendigkeit vollziehen: die Trennung der unverschmelzbaren Glieder des Volkes, der romanisirten und der germanisch gebliebenen, zu selbständigen Staatsganzen, die Trennung in Frankreich und Deutschland, die dann beide neben einander die eigenthümlichen Pfade ihrer Entwickelung gingen.

Während nun beide in den folgenden Jahrhunderten an dem inneren Ausbau ihrer Verfassung arbeiteten und vor allem erst eine politische Machtstellung in Europa zu erlangen suchten und wirklich errangen, Deutschland sogar eine leitende, bekam, freilich von anderer Seite her, der Handel eine erneute Anregung, aus der sich in der Folge eine ganz bedeutende Handelsthätigkeit entwickeln sollte. Diese Anregung gaben die fast zwei Jahrhunderte währenden Kreuzzüge, welche die romanischen Völker wiederum, die germanischen zum ersten Male in ausgedehnterem Maße mit dem Oriente, seinen Erzeugnissen und

höheren Genüssen bekannt machten. Freilich waren schon hier und da von Italien, das, wenn auch schüchtern noch, die alten Pfade wieder aufsuchte, von Ravenna, Venedig und Rom einzelne fremde Erzeugnisse nach Deutschland gekommen, freilich hatte sich schon von Byzanz her auf der Donau ein reger Handelsverkehr gebildet, der, als die Ungarn im neunten und zehnten Jahrhundert diesen Fluß sperrten, auf dem Landwege durch Rußland nach den nördlichen Gegenden Deutschlands, nach der Ostsee sich gewendet — aber das wollte noch wenig sagen. Erst mit dem Beginn und im Verlaufe der Kreuzzüge traten die Deutschen und Franzosen in engere Verbindung mit dem Morgenlande. Die Kreuzfahrer lernten auf ihren Zügen nach dem gelobten Lande und bei ihrem bisweilen längeren Aufenthalte dort aus eigener Anschauung die Annehmlichkeit des orientalischen Lebens und den dort herrschenden Luxus kennen und schätzen und wollten auch nach ihrer Heimkehr diese Genüsse nicht entbehren; sie verpflanzten dann die Kunde davon nach der Heimath und erregten dadurch den zurückgebliebenen Volksgenossen die Sehnsucht nach ihnen. Wiederum, wie einst, wurde das Mittelmeer der lebens- und bewegungsvolle Schauplatz des Handels, aber eines bei weitem ausgedehnteren Handels, dessen Erträgnisse namentlich den italienischen Städten Venedig, Pisa, Lucca, Genua zugute kamen und ihnen zu ungeahnter Blüthe verhalfen. Denn nicht mehr blos die Länder des Mittelmeers umfaßte das Absatzgebiet dieses Handels, sondern auch den ganzen Nordwesten und Norden Europas, der den Alten so gut wie unbekannt gewesen und damals noch im dämmernden Dunkel der erweckenden Sonne geharrt hatte. Von den italienischen Städten, die auf ihren Flotten die Waaren von der kleinasiatischen und syrischen Küste, später auch vom schwarzen Meere und von Alexandria nach der Heimath holten, kamen sie über die Alpenpässe zuerst nach den im Gebiete der oberen Donau gelegenen, nun schnell empor-

blühenden Städten Augsburg, Nürnberg, Ulm, Regensburg, Ingolstadt, Wien. Von hier aus wurden sie durch ganz Deutschland vertrieben, über Leipzig, Erfurt, Braunschweig, Dortmund, Soest, Köln nach Holland und den Städten im Gebiet der Nord- und Ostsee, Bremen, Osnabrück, Hamburg, Lübeck, Danzig und Stettin, die sich dann später zum Schutze ihres nordischen Handels zu dem so wichtigen Hansabunde zusammenschlossen. Hier mündete auch der schon vorher erwähnte, nun ebenfalls stärker frequentirte Handelsweg vom schwarzen Meere über Kiew, das auch mit Nürnberg in direkter Verbindung stand, und Nowgorod. Die aus dem Orient massenhaft herbeiströmenden Rohprodukte riefen dann sehr bald eine bedeutende Industrie in Italien, besonders aber in Deutschland hervor, die dessen Städte zu reichen und mächtigen Plätzen erhob und die vorher blos Empfangenden nun auch zu Gebenden machte. Es war eine frische, freudig aufstrebende Zeit, in der Hand in Hand und in lebendigster Wechselwirkung mit der Blüthe des Handels und des materiellen Lebens auch Kunst und Wissenschaft zu dem höchsten, ihnen im Mittelalter erreichbaren Gipfel emporklommen und später, nach dem Verfall des Ritterwesens, eine erfreulich allgemeine Verbreitung über alle Länder Westeuropas gewannen.

Je größer aber im Verlaufe des 13. und 14. Jahrhunderts die Zufuhr fremder Natur- und Industrieprodukte aus Ost- und Südasien wurde, je stärker noch ferner Bedürfniß und Nachfrage darnach sich erhoben, um so schwerer empfand es die Handelswelt, daß der Transport der Waaren ein so zeitraubender und mit vielfachen Schwierigkeiten verbundener war. Die Waaren mußten erst auf langen und äußerst beschwerlichen, oft von nomadischen Räuberhorden unsicher gemachten Karawanenwegen nach den Küsten des Mittelmeers geschafft, dort in die Schiffe gebracht und in Italien wieder umgeladen werden, um

dann den nicht minder beschwerlichen, nicht minder gefährlichen Weg über die Alpenpässe nach Deutschland anzutreten. Es machte sich infolge dessen im 15. Jahrhundert, namentlich in Portugal und Genua, das Bestreben geltend, einen neuen, wenn auch nicht kürzeren, so doch bequemeren Handelsweg nach dem durch die ausgedehnten Reisen des berühmten Marco Polo in Indien, China und dem indischen Archipel bekannter gewordenen, unerschöpflichen Ost- und Südasien zu eröffnen. Man nahm zu diesem Zwecke die Versuche, südlich an der westafrikanischen Küste vorzudringen und dort diesen ungeheuren Erdtheil zu umschiffen, wieder auf, die, wie die Geschichte lehrte, die Phönizier und besonders die Karthager unter Himilko (500 v. Chr.) und Hanno (470 v. Chr.), der schon bis über die Kanarischen Inseln hinausgelangt war, einst unternommen, aber aus Mangel an Muth und an geeigneten nautischen Hülfsmitteln nicht zu Ende geführt hatten. Ueberall in den betheiligten Kreisen wurde die Frage nach der Ausführbarkeit dieses Unternehmens erörtert, und in Portugal schritt man rüstig zur praktischen Lösung derselben. Hier wurzeln die kühnen Fahrten unter dem Infanten Heinrich und König Johann II. Eine andere Lösung der Frage, wie man bequemer nach Indien gelangen könne, ging von Genua aus. Hier war einer der kühnsten und genialsten dieses an unternehmenden Männern so reichen und von fast fieberhafter Entdeckungslust ergriffenen Jahrhunderts erstanden, in dessen Seele der Gedanke emporgetaucht war, man müsse, da die Erde eine Kugelgestalt habe, unter sorgsamer Anwendung des Kompasses auch auf einer stetig westwärts gerichteten Fahrt über den offenen Ozean endlich nach dem indischen Archipel und von da nach Indien gelangen. Je mehr Columbus diesen seinen Gedanken verfolgte und nach allen Konsequenzen prüfte, desto unumstößlicher wurde ihm die Wahrheit und Folgerichtigkeit desselben, und von dem Augen-

blicke an war ihm das Ziel seines Lebens gewonnen. Für die Verwirklichung seiner Idee und an der Hinwegräumung aller entgegenstehenden Hindernisse, die blöde Unwissenheit, mönchische Kabalen und kleinliche Eigensucht ihm in den Weg legten, arbeitete nun dieser seltene Mann mit einer Energie und Beharrlichkeit, der unsere rückhaltlose Bewunderung gebührt. Diese vielversprechenden Bestrebungen nach beiden Richtungen hin und zugleich die ganze Periode des Mittelalters brachten fast gleichzeitig zwei weltumgestaltende Ereignisse zum Abschluß, die zugleich als mächtige Grund- und Eckpfeiler am Eingange einer neuen, auch auf anderen Gebieten hochbedeutsamen Zeit stehen: die endliche Auffindung des Seeweges nach Indien um Afrika herum und die Entdeckung Amerikas.

Beide Ereignisse aber waren in ihrer Ausnutzung, ihren Folgen und ihrer Bedeutung für die Entwickelung des Welthandels sehr von einander verschieden. Was zuerst den Seeweg nach Indien betrifft, so war dieser in der ersten Zeit unstreitig der frequentere und für den Handel vortheilhaftere. Mit rühmenswerthem Eifer und vielversprechender Energie machten sich die Portugiesen daran, die Früchte ihrer fast hundertjährigen Bemühungen einzuernten. Sie brachten es in kurzer Zeit durch die Tapferkeit ihrer Vizekönige, besonders des Almeida und Albuquerque, dahin, ihre Herrschaft über Vorder- und Hinterindien, freilich nur in den Küsten- und Hafenstädten, wie Ormuz, Diu, Goa, Calicut und Malacca, und über die Inseln des indischen Archipels durch Handels- und Freundschaftsverträge, die häufig zu Schutz- und Trutzbündnissen und Klientelverhältnissen führten, auszudehnen, festen Fuß in China zu fassen und von dort aus mit Japan Handelsverbindungen anzuknüpfen. Nun strömten die kostbaren Waaren, Seidenstoffe, Droguen und Gewürze, nach Portugals Hauptstadt Lissabon, die dadurch mit einem Schlage, kann man sagen, die

Metropole des Welthandels wurde. Hier häuften die Portugiesen die Produkte ihrer Kolonien in riesigen Massen auf, von hier bezogen sie die niederländischen Städte Brügge, Gent und vor allen Antwerpen in ihren eigenen Schiffen, um sie geschäftig nach dem Norden und Nordosten weiter zu verbreiten und dadurch den Handel von Italien durch Deutschland lahm zu legen. Ja selbst die Italiener, die bisher den Haupthandel mit Indien in Händen gehabt und sich im Verein mit den indischen und ägyptischen Fürsten vergeblich bemüht hatten, die Portugiesen aus dem indischen Ozean wieder zu verdrängen, sahen sich nun gezwungen, um die Waaren möglichst schnell, ja überhaupt zu bekommen, auch ihrerseits nach Lissabon zu segeln und sie von dort zu holen. Dadurch sank der Handel im Mittelmeer von im Anfange nur langsam, später immer schneller. Die ehemals so reichen Städte verarmten, die Industrie nahm ab, der Waarenumsatz nach Deutschland ging zurück, wilde Fehden tobten zwischen Fürsten und Städten und unter den Bürgern selbst. Fremde Eroberer: Spanier, Schweizer, Franzosen und Deutsche drangen in das Land und verheerten es, und die stolze Königin der Meere mußte ihr hohes Haupt unter die Zwingherrschaft Fremder beugen. Und bald kam die Zeit, wo sich das Mittelmeer, nun wieder ein Tummelplatz gieriger Korsaren, mit dem obskuren Range eines Binnenmeeres von mäßiger Bedeutung begnügen mußte.

Aber dem so schnell aufgeblühten Portugal war es trotz seiner Großthaten nicht beschieden, den Welthandel dauernd an sich zu fesseln. Die Portugiesen besaßen nicht die geistige Freiheit und Schwungkraft, die zu einer welthistorischen Kulturaufgabe befähigen: wagelustig und tapfer, vermochten sie wohl den Impuls zu Eroberungen zu geben; aber die zähe Ausdauer, die der Siegerkunst als erhaltendes Element zur Seite stehen muß, die scharfe Erwägung und Verfolgung der Konsequenzen einer

kühnen That und schöpferische Gestaltungskraft gingen diesen Südländern ab. Während ihr Blick in die Ferne gerichtet war und nach mühelos erworbenen goldenen Früchten geizte, siechten im eigenen Lande die Mittel und die treibende Arbeitslust dahin, welche allein einem Volke dauernden Wohlstand zu schaffen vermag. Daheim verschmähten sie Ackerbau und Kleinhandel und ließen die Industrie verfallen. In den Kolonien aber mußte ihr ausgedehntes Raub- und Bedrückungssystem, ihre Verachtung der Eingeborenen, ihrer Gesetze und Gebräuche, ihre Betrügereien bei Kauf und Verkauf sehr bald ihre Herrschaft, zumal die Krone fast allein den Vortheil aus den Einkünften zu ziehen suchte, verhaßt machen und einem gewandteren und klügeren Konkurrenten überliefern. Und dieser Konkurrent erstand in den gewerbthätigen und unternehmungslustigen, schon längst indirekt an dem ostindischen Handel sich betheiligenden Niederlanden. Holland folgte den Eroberern Schritt für Schritt nach und wußte in kurzer Zeit die Portugiesen von Indien und den übrigen Handelsgebieten abzudrängen und an ihrer Stelle sich niederzulassen, besonders da diese durch die drückende Inquisition aller freieren Regung verlustig gegangen waren und von 1580—1640 unter dem nicht minder drückenden Joche Spaniens schmachteten.

Der fanatische Unterdrückungseifer Philipps II. war es, der, außer dem staatlichen Ruin Portugals, die Verlegung des Welthandelssitzes nach Holland veranlaßte. Schon im 15. und 16. Jahrhundert war in den Niederlanden reger Handelsverkehr und namentlich war hier die Haupthandelsstadt Antwerpen ein Weltmarkt ersten Ranges. Hierhin strömten die Waaren der Portugiesen, das Gold Spaniens, die Wolle und Wollenfabrikate Englands, indische Produkte und Industrieartikel aus Italien; hierher kamen die Schiffe der Hansa, um die Ostseeländer, die britischen, um England zu versorgen; aus riesigen Stapellagern

wurden die Handelsartikel überallhin verführt. Zeitgenossen behaupten, daß Antwerpen in der Zeit seiner Blüthe in einem Monat mehr Geschäfte gemacht habe, als Venedig während seiner glänzendsten Periode im ganzen Jahre. Dieser bedeutendste Handelsplatz wurde indessen gegen Ende des Jahrhunderts ein Opfer der hartherzigen Politik König Philipp's, seines grausamen Absolutismus und seines gegen Holland geführten Vernichtungskrieges. Die Stadt wurde 1576 drei Tage lang von den wilden Horden Spaniens geplündert und aufs Grauenhafteste mit Mord und Brand gemißhandelt, dann 1585 von Alexander von Parma erobert und viele ihrer Bewohner zur Auswanderung gezwungen. Infolge dieses furchtbaren Verlustes und der unmenschlichen Verwüstung der Niederlande ging der Handel Hollands sehr zurück, um jedoch bald darauf weit glänzender und großartiger sich wieder zu heben. An Antwerpens Stelle, dessen Handel eigentlich nur passiv, das nur der Versammlungspunkt fremder Kaufleute gewesen war, trat Amsterdam und übernahm, die Vorgängerin bald überstrahlend, die Führerrolle in dem nun folgenden Kampfe gegen Philipp's Seeherrschaft. Um nämlich die Holländer für ihren Abfall von seiner Krone zu züchtigen, hatte Philipp II. ihnen 1584 den Hafen von Lissabon, aus dem sie fast allein die Waaren bisher bezogen, verschlossen, und so sahen sie sich gezwungen, selbst auf Eroberungen auszugehen, um die für sie so nothwendigen Produkte sich zu verschaffen, des Feindes Anschläge zunichte zu machen und im Offensivkriege ihn an der einzigen verwundbaren Stelle zu fassen. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts waren Holländer in Indien gelandet, hatte Cornelius Houtmann, Mitglied einer Gesellschaft „für die Ferne", die Insel Java umsegelt, die bis auf den heutigen Tag eine so große Bedeutung für das holländische Handels- und Kolonial wesen behalten hat. Ermuthigt durch solche Privatunter-

nehmungen, gründeten die Holländer im Jahre 1602 die „Vereinigte Ostindische Kompagnie" und sandten ihre Flotten gegen die spanischen und die unter Philipp's Herrschaft stehenden portugiesischen aus, und es gelang ihnen aus den vorher erwähnten Gründen leicht, ihre Feinde fast gänzlich aus Südasien, dem indischen und großen Ozean zu vertreiben. Von da ab ist Holland die erste See- und Handelsmacht der Welt, und Indiens Reichthümer flutheten nun direkt nach diesem äußerst günstig gelegenen Lande. Und gerade die ein halbes Jahrhundert vorher erfolgte grenzenlose Verwüstung und das schreckliche Elend, das die Niederlande unter den Händen des spanischen Würgers zu erdulden gehabt, rückte die nunmehrige Erhebung und Machtentfaltung der nördlichen Provinzen, die sich vom Joche losgerissen und kühnen Muthes ihre Freiheit standhaft vertheidigt hatten, in das glänzendste Licht.

Die dominirende Stellung Hollands währte bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts; dann aber trat ein Stillstand, zuerst langsam, schließlich immer rapider ein Rückgang ein. Dieser wurde hauptsächlich herbeigeführt durch das aufstrebende England, das, nach innen und außen mächtig emporgehoben durch die segensreiche Regierung der Königin Elisabeth, schon lange durch die Menge und Güte seiner Industrieartikel ein gefährlicher Konkurrent im Handel für Holland gewesen, wenn es auch mit diesem Lande politisch eng verbunden war in den Kämpfen der germanisch-protestantischen gegen die romanisch-katholische Welt. Das anfängliche Bündniß aber löste sich nach Besiegung der gemeinsamen Feinde bald zwischen den neidischen Nebenbuhlern. Die erste und schwerste Wunde erlitt der Handel Hollands durch die Navigationsakte Oliver Cromwell's vom 9. Oktober des Jahres 1651. Diese, die Grundlage und das treibende Moment für Englands Größe zur See, bestimmte außer Anderm, daß Einfuhr von Gütern in die britischen

Kolonien nur britischen Schiffen gestattet sein solle, daß außereuropäische Waaren nur in britischen Schiffen nach England gebracht, daß ferner europäische Produkte nur in englischen Fahrzeugen oder denen des Erzeugungslandes eingeführt werden dürften. Es war klar, gegen wen die Spitze dieser Akte gerichtet war. Die Holländer, deren großartiger Zwischen- und Frachthandel eine Hauptquelle ihrer Einkünfte war, die im eignen Lande nur wenig Handelsartikel hatten, sahen sich dadurch, daß sie nun mit einem Schlage vom Handel mit England und dessen Kolonien ausgeschlossen waren, in ihren Interessen empfindlich geschädigt und begannen einen Krieg, um das verlorene, durch den Usus geheiligte Recht zu behaupten. Dieser Krieg von 1652—1654 aber fiel, wenn auch nicht momentan ungünstig für die Holländer, so doch infolge der Tapferkeit und des Geschicks der englischen Admirale Blake und Monk nicht siegreich aus: der Glaube an die Unüberwindlichkeit und die unbedingte Seeherrschaft der Holländer war dahin und — was das Schlimmste war — die ausschließende Navigationsakte blieb in Kraft. Diese folgenschweren Bestimmungen des allmächtigen Lord-Protektors von England aber zwangen nun das Volk, dessen Unternehmungsgeist schon von Elisabeth so kräftig erweckt war, den bisherigen passiven Handel aufzugeben und aktiv eingreifend jene schon unentbehrlichen Produkte Asiens, die es bisher fast ausschließlich von Holland bezogen hatte, sich selbst zu holen. Schon während der bürgerlichen Unruhen unter den letzten Stuarts und dann im großartigsten Maßstabe nach ihrer endlichen Beilegung und der Thronbesteigung des Hauses Hannover verfolgten die Engländer diesen Zweck, der sie in einen langen und heftigen Kampf mit den im indischen Ozean die Vorherrschaft besitzenden Holländern bringen mußte. Und sobald sie dort nur erst festen Fuß gefaßt hatten, was ihnen bei dem nun auch gegen die Holländer sich überall

zeigenden Hasse nicht schwer fiel, war es ihr Hauptbestreben, sie wenigstens von Indien ganz abzudrängen und hier die alleinige Herrschaft an sich zu bringen. Und sie haben ihr Ziel im Laufe der Zeit erreicht, erreicht durch ihre beispiellose Unermüdlichkeit, ihren spekulativen Handelsgeist, ihre diplomatisch-gewandte Benutzung aller nur irgend sich bietenden Vortheile, glänzend erreicht, wenn auch mit oft nicht allzu lauteren und milden Mitteln. Ihre dominirende Herrschaft in Süd- und Ostasien ist unbestritten, so überwältigend, daß alle übrigen Seehandel treibenden Mächte dort nur geduldet erscheinen.

Mit der Auffindung des direkten Seeweges nach Indien war der Handel in eine andere Bahn gelenkt; das Mittelmeer und die früher üblichen Handelswege wurden vernachlässigt, wenn auch nicht ganz verlassen. Der Schauplatz und der Sitz des Welthandels war nach den Ländern am atlantischen Ozean verlegt worden, den Endpunkten des neuen Weges, zuerst nach Portugal, dann nach Holland und schließlich nach England. Die Handelsobjekte aber, die auf ihm kamen, waren durchaus dieselben geblieben wie im Mittelalter, wenn sie auch wegen des leichteren Transportes, des von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich mehrenden Umsatzes und des stärker sich erhebenden Handelsgeistes in weit größeren Massen, als vorher, nach Europa gebracht und da verbraucht wurden. Es war der alte Inhalt geblieben, er war nur in eine neue Form gegossen worden; es hatten wohl die Zahlen in den einzelnen Handelsartikeln zugenommen, aber kaum die Zahl derselben. Und so kann sich denn dies Ereigniß, so segensvoll es auch gewesen ist, in Bezug auf seine weltumgestaltende Bedeutung in keiner Weise mit jenem zweiten Ereigniß vergleichen, das zwar erst bei weitem später, aber dafür um so werthvollere Früchte gezeitigt hat.

Die Entdeckung Amerikas — diesen Namen erhielt der

neue Erdtheil, nachdem des Columbus Meinung, an den äußersten Grenzen des indischen Archipels angekommen zu sein, durch weitere Entdeckungen und schließlich durch Bilbao's Uebersteigung der Landenge von Darien und den Anblick des großen Ozeans unwiderleglich als falsch erkannt worden war — kam im Anfange ausschließlich dem Königreich Spanien zugute. Sie erhob dieses Land, das kurz vorher noch in viele kleine Staaten getheilt gewesen war und infolge der Vertreibung der fleißigen und gewerbsamen Mauren, durch die dadurch hervorgerufene Verödung des Ackerbaues und durch die Vernichtung der einst so blühenden arabischen Kultur sich in armem und elendem Zustande befand, mit einem Schlage zu einer Welt- und Seemacht ersten Ranges. So war im 16. Jahrhundert, da auch der ostindische Handelsverkehr seinen Sitz in Portugal aufgeschlagen hatte, die pyrenäische Halbinsel der Mittelpunkt des gesammten Welthandels, und vor allen übrigen Handelsplätzen der Erde leuchteten, ein strahlendes Dreigestirn, Sevilla, Cadix, Lissabon.

Allein die Spanier verstanden es nicht, die tiefe Bedeutung des neuen Erdtheils zu würdigen, den Markt Europas mit seinen bis dahin unbekannten Produkten zu bereichern, altbekannte und bewährte in den weiten und fruchtbaren Länderstrecken rationell anzupflanzen und so eine ungemessene und lange dauernde Steigerung ihrer Produktion herbeizuführen: sie zeigten mit einem Worte einen fast unglaublichen Mangel an organisatorischer und kolonistischer Begabung. Ihr ganzes Bestreben, fast die einzige Ausnutzung des neuen Ertheils ihrerseits bestand darin, die sich in Amerika findenden Edelmetalle, vorzüglich in Peru, Bolivia und Mexiko, auf alle Weise zusammenzubringen. Ungeahnte Massen Goldes und Silbers — Spanien hat bis zur Mitte unseres Jahrhunderts mehr als 7 Milliarden daher bezogen — flossen nun in scheinbar unversieglichem Strome

nach Europa, überschwemmten dort den Geldmarkt und machten die Preise in unerhörter Weise fallen. Aus allen Ländern drängten sich Abenteurer herbei, aus dem goldenen Strome zu schöpfen und fast mühelos Reichthümer zu erwerben. Dadurch wurde ein enormer Luxus in Spanien großgezogen und eine unersättliche Genußsucht der spanischen Großen und derer, die so bevorzugt waren, Monopole zur Ausbeutung der Gold- und Silberminen und damit gewissermaßen die Aufforderung zu Veruntreuungen und Unterschlagungen zu erhalten. Diese wieder mußten eine weit in alle Schichten greifende Korruption erzeugen; selbst Könige unterlagen der Bestechung und den verführerischen Reizen des Goldes. Edelmetall war schließlich fast der einzige Artikel, den die Spanier auf den Markt brachten. Dafür tauschten sie alle übrigen Bedürfnisse des Lebens und des Luxus ein und zwar noch so, daß nicht sie die Waaren holten, sondern daß fremde Nationen: Holländer, Portugiesen, Deutsche und Engländer, die ihren Ländern eigenen und zugänglichen Waaren nach Spanien brachten und so den gesammten auswärtigen Handel an sich rissen. Noch heute hat Spanien an den Folgen jener Ueberhebung und Arbeitsscheu zu leiden, noch heute befindet sich der größte Theil seines Handels in den Händen der Engländer, und das Land wird nicht eher auch nur einigermaßen wieder in den Kreis der Kulturmächte eintreten, ehe es nicht die einzig richtigen Wege der schmählich unterdrückten und schließlich unduldsam verjagten Araber wieder einschlägt. In gleichem Maße wie der Handel verfiel die Industrie: Fremde mußten in das Land gezogen werden, um nur die nothwendigsten Fabrikate herzustellen. Der schroffste Ausdruck der Verachtung aller Gewinn und Bildung bringenden Thätigkeit aber war, daß der König den Kaufleuten als unehrenhaften Menschen ein besonderes Stadtviertel in Madrid anweisen ließ.

Je unerschöpflicher nun die Minen von Peru und Mexico

zu sein schienen, je zahlreicher die Gold- und Silberflotten Spaniens wurden und je öfter sie in den Hafen von Sevilla und später von Cadix einliefen, die allen Verkehr mit dem neuentdeckten Lande infolge ihres Monopols in Händen hatten, desto brennender wurde die Gier, desto rücksichtsloser und verheerender der Drang nach jenen edlen Schätzen der Erde. Aber die „auri sacra fames" Virgils sollte auch hier zum Verderben führen. Die unerhörte Bedrückung der wehrlosen Eingeborenen durch die spanischen Beamten und Soldaten, das raffinirte Ausbeutungssystem, die unverantwortliche Monopolwirthschaft, die außer den Bevorrechteten allen Uebrigen das Land und seine Produkte verschloß, ferner das grausame Verbot, europäische oder indische Gewächse außer Zuckerrohr in Westindien anzupflanzen und die heimischen dort industriell zu verwerthen, nur gegeben, damit die Kolonien vom Mutterlande kaufen müßten, ruinirten die Kraft der neuen Welt von Grund aus und beraubten Spanien der wichtigsten Stütze, die es in den folgenden Kämpfen allein hätte emporhalten können. So lange nämlich die Goldströme reichlich genug flossen, verdeckten sie noch mit ihrem Schimmer das Elend und die vielen innern Wunden, die dem Lande Spanien die Habgier der Geistlichkeit, die Verfolgungssucht der Inquisition, die durch das Gold ermöglichte Vernichtung der Autonomie in den einzelnen Städten und Staaten, der unerträgliche, über alles Maß ausgedehnte Steuerdruck, die verderbliche Verachtung des Ackerbaues und schließlich der alles niederdrückende Absolutismus seiner Könige geschlagen hatten. Als nun aber infolge jenes Raubsystems die reichlichen Quellen an Kraft verloren, einige sogar ganz versiegten, als statt der früheren zwei Fahrten im Jahre mit über 100 Galeonen nach Amerika gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts nur noch einmalige mit höchstens zehn Schiffen stattfanden, und schließlich nur noch aller sechs bis acht Jahre Silberflotten aus-

gesendet wurden, die häufig auch noch den holländischen und englischen Kapern in die Hände fielen, da erblich mehr und mehr jener blendende Schimmer. Das Land, ehemals das reichste der Welt, sank in die tiefste Armuth, die wahnsinnige Ausübung des thörichten Merkantilsystems und die grenzenlose Vernachlässigung des eigenen Bodens rächten sich aufs Bitterste. Die Bevölkerung hatte sich in schreckenerregender Weise gemindert, ehemals fruchtbare Landschaften waren mit Dornen und Disteln und Gestrüpp bedeckt, viele Häuser waren verfallen und nicht wieder aufgebaut worden, ganze Ortschaften verödet, die Menschen verwildert. Und zu alledem hatte sich Spanien zu jener Zeit auch noch in langwierige Kriege verstrickt, mit den Türken, den Holländern und zuletzt mit England, und zur Bekämpfung seiner Feinde gewaltige Flotten ausgerüstet, die ungeheuere Summen verschlungen hatten und doch von den Feinden besiegt und von Stürmen zertrümmert wurden. Von da ab war die Weltherrschaft Spaniens auf immer dahin.

Der tiefste Grund aber, weshalb Amerika trotz seiner Fruchtbarkeit in den ersten Jahrhunderten nach seiner Entdeckung bei weitem dem Welthandel nicht die Vortheile und die Anregung gewährte, wie der zu gleicher Zeit aufgefundene Seeweg nach Indien, lag nicht so sehr in der selbstmörderischen Ausbeutung und kurzsichtigen Politik von Seiten Spaniens, als vielmehr in dem Umstande, daß Amerika in gänzlich unkultivirtem Zustande sich befand und daß seine Bewohner in jeder Weise unkultivirbar waren. Denn einerseits waren die centroamerikanischen Eingeborenen zu schlaff und widerstandslos, andererseits verschmähte der trotzige Freiheitssinn der nordamerikanischen die Güter europäischer Civilisation. In den asiatischen Ländern des indischen und großen Ozeans lag das Verhältniß wesentlich anders. Hier war der Boden seit Jahrtausenden auf das sorgfältigste bebaut, hier blühte seit Jahr-

tausenden eine rege und vortreffliche Industrie, deren Erzeugnisse durch einen lebhaften Binnen- und Küstenhandel überallhin verführt wurden. Das mußte den europäischen Kaufleuten und Kolonisten ihre Thätigkeit sehr erleichtern und ihr sogleich reichste Früchte verschaffen. Sollte also Amerika selbständig und thatkräftig auf den Welthandel einwirken und die Stelle einnehmen, die ihm vermöge der äußerst günstigen Natur und der unerschöpflichen Hülfsmittel des Landes zukam, so mußte die unfähige Ureinwohnerschaft zurückgedrängt und vernichtet und das Land von Europa aus durch Kolonisten besetzt werden, die ohne weiteres in Handelsbeziehung zu der alten Welt standen und, mit ihren geistigen Errungenschaften und praktischen Kenntnissen ausgerüstet, die rationelle Nutzbarmachung des Landes nach allen Richtungen in Angriff nehmen konnten. Diese zukunftsreiche Kulturmission erkannt, kühn begonnen und ausdauernd durchgeführt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst eines germanischen Stammes.

Die Engländer, durch die Erfolge und den Aufschwung namentlich Spaniens und Portugals angereizt, begannen, nachdem erst die früheren Religionsstreitigkeiten durch den Sieg der Hochkirche unter Elisabeth vorläufig beseitigt waren, anfangs noch schüchtern, bald aber immer kühner dieselben Pfade, wie jene, aufzusuchen. Die Ankunft Francis Drake's in der Themse von seiner Weltumsegelung 1577—80, die anregenden Berichte dieses kühnen Mannes, die unermeßliche Beute, die er mitgebracht, das großartige Fest auf seinem Admiralsschiffe, das auch die Königin Elisabeth mit ihrer Gegenwart beehrte, hatten eine Unternehmungslust erweckt, die durch die siegreichen Kämpfe mit Spanien, durch die Vernichtung der drohenden Armada später noch bedeutend gesteigert wurde. Die Feindschaft mit Spanien führten die kühnen Seehelden auch dazu, den Spaniern in Amerika Konkurrenz zu machen, dadurch, daß sie dort Kolonien

zu gründen suchten. Epochemachend ist hier die Thätigkeit des berühmten Sir Walter Raleigh, der 1585 die erste Kolonie, Virginia, anlegte und fest begründete. Wie großartig die Engländer ihre Aufgabe erfaßten, wie ganz anders sie befähigt waren, den neugewonnenen Erdtheil und seine Produkte für Europa nutzbar zu machen und für Entwickelung und Fortschritt zu arbeiten, zeigt uns die im folgenden Jahre unternommene Reise Francis Drake's nach Amerika, der von ihr die Kartoffel, heute ein unentbehrliches Nahrungsmittel, mitbrachte, in Europa heimisch machte und zuerst die Aufmerksamkeit der Welt lebhafter auf den Tabak richtete, der heute ebenso unentbehrlich ist und dessen Verbrauch — ca. 7 Millionen Centner — allgemeinste Verbreitung gefunden hat. So war der Weg gewonnen, auf dem erfolgreich weiter gearbeitet werden konnte an der Hebung und Verwerthung der reichen Produkte Amerikas. In schneller Folge sehen wir nun dort englische Kolonien entstehen, die im Anfang zwar viele moralisch schlechte, jedenfalls aber unternehmende und thatkräftige Personen anlockten. Später änderte sich auch das. Während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts strömte eine Menge von Leuten, die mit den politischen Verhältnissen des Vaterlandes unzufrieden waren, oder die wegen ihres Glaubens bedrückt und verfolgt wurden, nach Nordamerika, um sich hier anzusiedeln und sich hier eine zweite, nicht von religiösen Wirren und Schrecknissen erschütterte Heimath und ein neues Arbeitsfeld zu suchen. Und das waren wahrlich nicht die Schlechtesten der Nation. Diese Männer nun, im Norden von französischen Einwanderern, wenigstens hierin, unterstützt, drängten unter fortwährenden, blutigen Kämpfen die ohne festen Zusammenhalt, ohne Staatsverfassung lebenden Indianer zurück und gewannen, Schritt für Schritt unter Entbehrungen und Mühsalen aller Art ins Innere vordringend, den Boden für ihre kolonisirende Thätigkeit, die hauptsächlich auf rationelle und

ausgedehnte Benutzung des Ackerbaus, auf die Pflege einheimischer und die Einführung fremder Produkte hinauslief.

So wurde langsam aber stetig, trotz der fast ununterbrochenen Kämpfe mit Indianern und Franzosen, an der Kultivirung Amerikas gearbeitet. Die Früchte dieser Arbeit kamen jedoch nur in nothdürftigstem Grade den Kolonien zugute. Habsüchtig und kurzsichtig nahm das Mutterland fast den alleinigen Gewinn davon. Da die Navigationsakte auch für die Kolonien gültig war, so waren dadurch die Nordamerikaner verhindert, mit anderen Staaten Handel zu treiben und ihnen ihre Produkte direkt zuzuführen. Handel durften sie also — und zwar übernahmen ihn meistens britische Schiffe — nur mit dem Mutterlande treiben, und dorthin mußten sie alle Produkte ihres Landes ausführen, auch die, welche in England nicht gebraucht wurden. Dieses exportirte dann die billig erstandenen Artikel und verkaufte sie mit großem Nutzen für sich. Die ostindischen Produkte aus den dortigen Kolonien der Engländer durften nach jener Akte ebenfalls nur britische Schiffe nach Amerika bringen, und so wurden die Kolonisten genöthigt, sie mit schwerem Gelde zu erkaufen. Zudem wußten die Engländer zu verhindern, daß sich in Amerika Fabriken erhöben und Industrie eigene und fremde Produkte verwerthe. So sahen sich die Amerikaner gezwungen, den ganzen Bedarf selbst an den nothwendigsten Industrieartikeln aus dem Mutterlande zu beziehen, dessen Fabriken dadurch sehr an Zahl und Bedeutung zunahmen. Aus dieser gedrückten und auf die Dauer unerträglichen Lage befreite die Kolonien, deren Zahl auf 13 angewachsen war, erst der große Unabhängigkeitskampf, von dem an man mit Recht eine neue Periode der Handelsgeschichte rechnet. Denn erst von dem Augenblicke an, wo Amerika frei und selbstthätig in die Reihe der Handelsmächte eintritt und ebenbürtig eintritt, entsteht in Wahrheit ein freier, von keinem System kommerzieller Beschrän-

kungen zwischen den einzelnen Staaten gehemmter Welthandel, ein Welthandel von der allergrößten Bedeutung, ein Produktenbau im großartigsten Maßstabe, eine Industrie von riesiger Massenhaftigkeit und Vielseitigkeit, gegen deren Blüthe in unserem Jahrhundert selbst die stolzesten Zahlen des Alterthums und Mittelalters, ja selbst der ersten Periode der neuen Zeit bescheiden verschwinden müssen.

Die nächste Folge der Losreißung Nordamerikas von England war das massenhafte Hinüberströmen von Angehörigen auch anderer Nationen, namentlich aus Deutschland, die alle in dem freien und von gesellschaftlichen Vorurtheilen und Standesunterschieden nicht gehemmten Lande einen fruchtbaren Boden zu fröhlich aufkeimender Saat fanden und rüstig daran arbeiteten, Amerika den zweiten Rang in der Reihe der Welthandelsmächte zu verschaffen. Die Zahl der von 1790—1878 nach Amerika Eingewanderten beträgt mehr als 10 Millionen, und diese brachten die dem Lande so nöthigen Arbeitskräfte und die eben so nöthigen Kapitalien mit. Von da an entspinnt sich zwischen Amerika und Europa der allerregste Wechselverkehr, der grandioseste Austausch von Produkten und Industrieartikeln. Vor allem aber waren es zwei Ereignisse, die, fast gleichzeitig mit der Befreiung Amerikas eintretend, den riesigen Aufschwung des Handels und der Gewerbthätigkeit in unserem Jahrhundert befördert, ja fast allein verursacht haben: die französische Revolution und die Erfindung der Maschinen und die Verwerthung der ebenfalls damals erst entdeckten Dampfkraft für sie.

In ihren Grundideen ein Kind der englischen Revolution und des nordamerikanischen Freiheitskampfes, eine gewaltige und weit folgenreichere Nachahmung dieser beiden, war die französische Revolution der endliche gewaltsame Ausbruch eines langen, alle Schichten der Menschheit durchwühlenden Gährungsprozesses. Sie machte den Sturz der alten feudalen Staatsverfassung un-

vermeidlich und bezeichnet den endgültigen Sieg des dritten Standes über die beiden in jener allein herrschenden Stände, den Triumph der Intelligenz, der Freiheit, der Humanität über den starren Absolutismus und die brutale Privilegienwirthschaft. Und tief bedeutsam ist es, daß gerade in den erregtesten Zeiten der Aufklärung vor der französischen Revolution eine ganz neue Wissenschaft auftauchte, welche die Quellen des Nationalreichthums aufsuchte und die Hebung des Volkswohlstandes ins Auge faßte — die Nationalökonomie. Das alte unselige Merkantilsystem, die ruinirende Monopolisirung der einzelnen Handelszweige, die namentlich Spaniens Blüthe vernichtet, wurden in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gestürzt von den sogenannten Physiokraten unter der siegreichen Führung Quesnay's. Nach ihm ist die einzige Quelle des Reichthums der Grund und Boden, der alle Stoffe hervorbringt; nur der Ertrag des Bodens ist ursprüngliches und sicheres Einkommen. Daher gelten ihm nur die Ackerbauer und Grundherren als die produktive Klasse der Gesellschaft; alle anderen Stände und Berufsklassen aber sind unproduktiv, „steril", sie vermehren den Reichthum nicht und stehen höchstens im Solde der Ackerbauer. Um für sie Lebensunterhalt zu schaffen, ist der unbedingteste Freihandel nöthig. Diese Lehre, von dem edlen Menschenfreund Turgot weitergebildet, war aber zu einseitig und wissenschaftlich unhaltbar. Einem Größeren war es vorbehalten, sie zu ergänzen, zu erweitern und zu vertiefen und damit den unumstößlichen Grund für das Gebäude der modernen Nationalökonomie zu schaffen, an dessen Vollendung freilich noch immer gearbeitet werden muß, — dem Schotten Adam Smith. Er nahm in seinem berühmten, epochemachenden Werke von 1776: „An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations" statt der Produktionskraft des Bodens als Quelle des Reichthums die menschliche Arbeit in allen ihren einzelnen Bethäti-

gungen an. Nicht allein die Erzeugnisse des Bodens, sagt er, liefern Gewinn und schaffen Wohlstand, sondern ebenso sehr ihre industrielle Verarbeitung, ihre Verbreitung und Verwerthung durch den Handel. „Es ist," wie Wilhelm Roscher sagt, „gewiß nicht zu viel behauptet, daß die rasche Entfaltung der modernen Weltindustrie in ihrer kolossalen Größe und mit ihren tausendfachen Rückwirkungen auf den Atlasschultern dieses Mannes ruht, der die gigantische Kraft ihrer Hebel, der Arbeitstheilung, der Maschinenanwendung, der freien Konkurrenz im Gewerbebetriebe des Binnenmarktes und im Handelsverkehr der Weltmärkte, die magische Kraft des Kapitals und die Arkana des Geldes und des Bankwesens erkennen und anwenden lehrte."

Die französische Revolution war der große Centralpunkt aller dieser und ähnlicher, befreiender Bestrebungen: sie hat unabweisbare soziale Forderungen aufgestellt und Fragen ein dringlicher und allgemeiner aufgeworfen, deren für Alle segensreiche Lösung in der Folgezeit die Politiker und Nationalökonomen beschäftigt hat, noch heute beschäftigt und voraussichtlich noch auf Jahrhunderte hinaus in rastloser Thätigkeit erhalten wird. Ihre nächste und für den Welthandel wichtigste Folge aber war die Befreiung der Arbeit von den Fesseln des Sklaventhums, in dem ein großer Theil der Bewohner Europas bis zum Ende des achtzehnten nnd dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts schmachtete. Die ewig denkwürdige Sitzung der Nationalversammlung am 4. August des Jahres 1789 mit ihrer wetteifernden Begeisterung war unverloren: die Erklärung der Menschenrechte hatte in ganz Europa gezündet. Nach und nach sahen sich die europäischen Herrscher gezwungen, dem drängenden Freiheits- und Gleichheitsbegehren der Massen nachzugeben, die schmachvolle Leibeigenschaft aufzuheben und die ungerechten Privilegien des Adels und der Geistlichkeit zu mindern und später fast gänzlich zu vernichten. Der Bauer und Arbeiter

wurde frei und konnte von nun an die Früchte seiner Arbeit, die er bisher immer hatte an den Grundherrn abgeben müssen, so daß ihm nur das Nothdürftigste zum Leben blieb, selbst genießen, ein Umstand, der natürlich eine wohlthätige Rückwirkung auf seine Arbeitskraft und seinen Fleiß ausüben mußte: er trat nun selbständig auf und reihte sich ein in den Kreis der Produzirenden und Konsumirenden. Durch Aufhebung der Leibeigenschaft wurden so dem Welthandel ca. 50 Millionen neuer Konsumenten in Europa gewonnen.

Noch gewaltiger aber war die Wirkung, welche von der Erfindung und allmählichen Verbesserung der Maschinen und von der Benutzung der Dampfkraft für sie ausging. Der sklavische Dienst der Menschen, ihre mühsame Arbeitsqual, die doch nur wenig Früchte und nur langsam eingetragen hatte, war auf immer vorbei; sie konnten sich nun freier erheben, die Kräfte ihres Geistes der Wissenschaft allgemeiner zuwenden, um mehr und mehr noch die hemmenden Bedingungen ihres Lebens aufzuheben, ihr Dasein zu verbessern und menschenwürdiger zu gestalten. Denn es war herrliche Wahrheit geworden das unglaubliche Wunder, von dem über zwei Jahrtausende vorher Aristoteles ahnenden Geistes gesprochen: „So lange die Weberschiffchen nicht von Männern von Eisen bewegt werden können, ist die Sklaverei eine Nothwendigkeit.“

Namentlich war es England, wo die folgenreichsten Entdeckungen und Erfindungen gemacht wurden. So konstruirte Arkwright 1769 die Baumwollspinnmaschine, Cartwright 1785 den mechanischen Webstuhl, Erfindungen, die später noch sehr verbessert und durch neue auf fast allen Gebieten industrieller Thätigkeit ins Unglaubliche vermehrt wurden. Wahres Leben aber, frisch pulsirendes, rastlos schaffendes Leben hauchte jenen Maschinen erst eine andere Entdeckung ein, die folgenreichste von allen, die der Dampfkraft durch James Watt. Freilich war

diese gigantische Kraft des vorher so unbeachteten luftigen Elements im Anfang noch schwer zu beherrschen; aber im Verlaufe der Zeit fingen denkende und unternehmende Männer an, sie zur Fortbewegung von Lasten in neu erfundene Maschinen zu lenken. Fultons Dampfschiff auf dem Hudson 1807 und Stephensons erste Lokomotive auf der Eisenbahn von New-Castle 1814 verkündigten den Anbruch einer neuen Epoche für den Transport. Von da ab beginnt die steigende Verwendung der von Wind und Wetter unabhängigen, schneller fahrenden Dampfschiffe erst allmählich, dann immer schneller die schwerfälligen und nur geringe Tonnenmassen bergenden Segelschiffe zu verdrängen; von da ab wächst eine Eisenbahn nach der anderen aus dem Erdboden hervor in rapider Folge, so daß jetzt über alle größeren Kulturländer ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz ausgebreitet ist, das alle irgend bedeutenderen Handels- und Industrieplätze berührt und den Waarenaustausch in einer früher nie begreiflichen Kürze der Zeit vermittelt. Die Eisenbahnen im Verein mit der späteren Erfindung des gedankenschnellen Telegraphen haben den Begriff der Entfernung fast aufgehoben; ihre Schranken sind gefallen und in denkbar kürzester Zeit fliegt heute der Wille des Menschen von einem Ende der Welt zum andern, Befehle auszutheilen, zu empfangen, zu vollziehen.

Die großartige Anwendung, Vermehrung und Verbesserung der Maschinen — in der Baumwollenbranche allein arbeiten in Europa und Amerika 70 Millionen Feinspindeln — hat die Arbeit des Menschen ins Hundertfache, ja Tausendfache gesteigert und so eine enorme Billigkeit der Industrieartikel herbeigeführt, die ihrerseits wieder einen ungeheueren Verbrauch derselben zur Folge gehabt hat. Mit dieser Steigerung haben die anderen Zweige menschlicher Arbeit gleichen Schritt gehalten. Gegenwärtig steht in fast allen bedeutenderen Staaten der Erde, voran

in England, Amerika und Deutschland, der Acker- und Bergbau in hoher Blüthe, überall arbeitet eine qualitativ und quantitativ vortreffliche Industrie, und der allerlebhafteste Handel blüht zu Lande, auf Flüssen, Binnenmeeren und den Ozeanen und führt die Produkte der Arbeit in staunenerregenden Massen von dem einen Volke zum andern. Einige Zahlen mögen das zeigen. Es wurden im vorigen Jahrzehnt jährlich produzirt an Salz: 60 Millionen Centner, an Kohlen 4000 Millionen Centner, an Edelmetallen für ca. 1200 Millionen Mark, an Eisen 300 Millionen Centner, an Getreide in Nordamerika allein 1200 Millionen Scheffel, an Wein in Europa für 4200 Millionen Mark, an Kaffee 11 Millionen Centner, an Thee etwa 200 Millionen Pfund, an Zucker 35 Millionen Centner, an Pfeffer 55 Millionen Pfund, an Indigo 15 Millionen Pfund, an Baumwolle ca. 30 Millionen Centner, an Schafwolle 18 Millionen Centner, an Rohseide 400000 Centner. In diesen und hundert anderen Artikeln betrug die Handelsbewegung der wichtigsten Länder allein im Seeverkehr 4500 Millionen Centner und in Deutschland z. B. betrug die Summe der Postsendungen im Jahre 1884 1720 Millionen Stück gegen 1520 Millionen im Jahre 1882.

Zu einer solchen Höhe ist heutzutage diese Seite menschlicher Thätigkeit emporgestiegen; Millionen ernährt sie, und selbst Unbemittelte können sich jetzt Lebensgenüsse für ein Billiges verschaffen, die im Alterthum sowohl wie in den ersten Zeiten des Germanenthums völlig unbekannt, die selbst im Mittelalter und den folgenden Jahrhunderten nur den Wohlhabenden, ja oft nur den Reichen zugänglich waren und als Luxus und Verschwendung galten. Und das Größte bei dieser großen Errungenschaft des strebenden Menschengeistes, bei diesem Triumphe der Freiheit über den Absolutismus in allerlei Gestalt ist, daß diese Thätigkeit noch längst nicht ihrem Ziele nahe, noch längst nicht auf dem höchsten Gipfel angelangt ist. Vielmehr wird mit

allen Kräften, in allen Staaten, von den Vertretern der Wissenschaft und der Praxis, von Privaten und von Staatswegen daran gearbeitet, sie noch auszudehnen, bessere Methoden zu erdenken und anzuwenden, neue Absatzgebiete für neu ersonnene Industrieartikel zu finden, damit so ein sich immer noch steigernder und verallgemeinernder Wohlstand erzielt und selbst den untersten Klassen der Arbeiter ein menschenwürdigeres, ein wahrhaft lebenswerthes Dasein ermöglicht werde.

(860) Druck von J. F. Richter in Hamburg

Der kulturgeschichtliche Werth der römischen Inschriften.

Von

Gymnasial-Professor A. Zimmermann
in Posen.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wie schwer wird es uns doch, Völker, die zu derselben Zeit und auf demselben Erdtheile, wie wir leben, richtig zu beurtheilen! Falsche Ansichten, Vorurtheile entstehen sehr leicht, pflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und sind sehr schwer auszurotten.

Um wie viel schwerer wird es aber sein, sich eine richtige Ansicht von einem Volke zu bilden, das schon seit mehr als einem Jahrtausend aufgehört hat als ein politisches dazustehen! Ich meine das römische Volk. — Die heutigen Italiener wird man doch schwerlich als unverfälschte Abkömmlinge der alten Römer betrachten können. — Mag es aber auch schwer sein, man muß es versuchen. Denn ist es nicht im höchsten Grade lehrreich und anziehend für uns, dies gewaltige Volk, das seinesgleichen in der Weltgeschichte nicht gehabt, genauer kennen zu lernen? Und wahrhaftig an Eifer in dieser Hinsicht hat es die neuere Zeit nicht fehlen lassen. Hat man aber auch immer die richtigen oder vielmehr alle zur Verfügung stehenden Mittel angewandt, um zum erstrebten Ziele zu gelangen?

Das letztere müssen wir verneinen. Denn, abgesehen von einzelnen Werken der neueren Zeit, wie z. B. Friedländers Sittengeschichte, hat man die Quelle der Erkenntniß römischen Wesens, die uns aus den Inschriften fließt, fast ganz unbenutzt gelassen. Allerdings ist der Schatz der römischen Literatur ein so schwer zu erschöpfender, daß es nicht zu verwundern ist, daß

man bei solchem Reichthum des in Schutt und Staub vergrabenen Gutes, d. h. der Inschriften, entrathen zu können glaubte. Und doch war das ein Fehler; denn es war das doch immer nur ein ganz bestimmter Kreis des Volkes, für den die Schriftsteller schrieben, ein Kreis, aus dem sie entweder selbst hervorgegangen waren oder dem sie wenigstens durch ihre schriftstellerische Thätigkeit näher gebracht wurden, von dessen Ideen sie mehr oder weniger beeinflußt wurden. Und so konnte man denn bei bloser Befragung der römischen Literatur leicht zu einseitiger Beurtheilung des römischen Wesens gelangen. Wollte man diese Klippe umschiffen, so mußte man sich nach Quellen umsehen, in denen der Geist, die Denkweise des gewöhnlichen Volkes mehr zum Ausdruck kam, und eine solche Quelle sind unleugbar die Inschriften.

Unter diesen nehmen nun der Zahl nach den ersten Platz ein — alle andern zusammen befinden sich ihnen gegenüber in der Minderheit — die Gräberinschriften. Sie sind aber auch für den obengenannten Zweck die wichtigsten; denn in ihnen kommt das ganze Volk zum Wort, und naturgemäß der Arme, der Ungebildete, selbst der Sklave mehr als der Reiche, der Gebildete. Und somit müssen gerade sie geeignet sein, als willkommene Ergänzung oder zur Berichtigung unserer Ansichten über das römische Volk zu dienen.

Hierzu kommt ein Umstand, der ihre Glaubwürdigkeit noch mehr erhöht und sie in dieser Hinsicht über unsere christlichen Inschriften setzt. Während nämlich bei uns Staat und Kirche die höchste Aufsicht über die Begräbnißplätze und somit auch über die dort anzubringenden Inschriften haben, welche Aufsicht ihnen um so leichter wird, als wir gemeinsame Begräbnißstätten haben, war bei den alten Römern der Ort, wo jemand begraben werden sollte, sodann die Art der Abfassung der Inschriften vollständig Sache der dabei interessirten Privatpersonen.

Verboten war nur das Begraben in der Stadt; indes konnte Triumphatoren, anderen hochberühmten Männern und Vestalinnen durch Volksbeschluß auf dem Forum eine Grabstätte angewiesen werden. Gewohnheit war, daß man zu diesem Zwecke Grundstücke außerhalb der Stadt benutzte, besonders solche, die an belebten Straßen lagen. Wenn die Todten nur[1] überhaupt begraben wurden, dann bekümmerte man sich um das übrige nicht weiter. Das „wie" war Sache Derer, die es besonders anging. Und so war denn auch der Wortlaut der Grabschriften vollständig in das Belieben Derer gestellt, die sie eingraben ließen. Finden wir doch zuweilen eine Grabschrift materialistischen Inhalts neben einer, welche die tiefste Religiosität athmet. Daß dies aber für ihre Glaubwürdigkeit ein wichtiges Moment ist, liegt auf der Hand.

Der Umstand, der bis in die neueste Zeit eine erfolgreiche und gründliche Ausnutzung der Inschriften sehr erschwerte, ja fast unmöglich machte, war der, daß man sie nicht zusammen hatte, abgesehen davon, daß ihre große Anzahl — sie sind zehnmal so zahlreich als die griechischen — hierbei auch noch schwer ins Gewicht fällt. Erst seitdem die Berliner Akademie auf Anregung Mommsens es 1854 unternommen hatte, die Inschriften der Kaiserzeit, geographisch nach Provinzen geordnet, herauszugeben, und nachdem das ungeheuere Werk, genannt corpus inscriptionum Latinarum, unter der Redaktion von Mommsen, Henzen und de Rossi heute schon soweit vorgeschritten ist, daß dessen Vollendung doch schon abzusehen, seit der Zeit dürfen wir auch hoffen, einst den vollen Nutzen aus den Inschriften zu ziehen. Aber auch heute schon läßt sich aus den vorliegenden Bänden mancher Schluß ziehen, da anzunehmen ist, daß durch die späteren Veröffentlichungen die jetzt gewonnenen Ergebnisse nicht werden in Frage gestellt, sondern im Gegentheil eine noch stärkere Stütze erhalten werden. Es dürfte selbst

jemand, der nur einzelne Bände des corpus inscriptionum Latinarum durcharbeitet, dies nicht ohne Nutzen thun; denn die einzelnen Bände, deren Scheidung eben nur von geographischem Prinzip aus erfolgt ist, können in ihrem ganzen Bestande im großen und ganzen sich nur wenig unterscheiden.

Ich habe nun für meinen Zweck den zweiten Band, der die spanischen, den dritten, der die griechischen und orientalischen und zum Theil den sechsten (nämlich VI 1. und VI 2.), der die Inschriften der Stadt Rom enthält, durchgesehen, und will es nun versuchen, meine Beobachtungen, soweit sie sich auf Familienleben, Sittlichkeit und Religiosität der Römer in der Kaiserzeit beziehen, hier vorzutragen. Die Ergebnisse dieser Beobachtungen werden in gewissem Sinne auch für die Zeit der Republik[2] ihre Geltung behalten, in der Weise nämlich, daß man diese Zeit mindestens als auf einem gleichen Standpunkte stehend wird betrachten können, keineswegs auf einem niedrigern, eher auf einem höheren.

I.

Sittlichkeit und Familienleben der Römer.

Die römischen Schriftsteller zur Zeit des Augustus und später entwerfen uns von den Sitten der Römer ein trauriges Bild. Namentlich ist es das Familienleben, das ihren Zorn herausfordert. Horaz z. B. sagt in der sechsten Ode des dritten Buches: „Das schuldvolle Jahrhundert hat zuerst die Heiligkeit der Ehe angetastet, alle Familienbande zerrissen und aus dieser Quelle ist alles Unglück des Vaterlandes geflossen.“ Darauf giebt er eine Schilderung der Töchter des Hauses, sowie der Hausfrauen, die so schlimm ist, daß ich auf ihre Wiedergabe hier verzichten muß, und sagt dann am Schluß: Was hat die verderbenbringende Zeit uns nicht schon für Unheil ge-

bracht? Das Zeitalter unserer Väter, schlimmer als das unserer Großväter, hat uns als noch schlimmere Geschöpfe gezeugt; die allerschlimmsten aber werden unsere Nachkommen sein.“ In einer ähnlichen Tonart lassen sich die anderen Schriftsteller vernehmen, namentlich die Satiriker Juvenal und Persius. Mit dieser Schilderung des Familienlebens stimmen nun die Inschriften gar nicht überein. Trotzdem, wie ich oben schon bemerkte, der Inhalt der Inschriften keiner Art von Kontrolle unterlag, ist der Ton derselben, soweit sie das Familienleben berühren, doch ein durchaus würdiger, anständiger, ja nicht selten ein uns in höchstem Grade anmuthender.

Gehen wir zum Einzelnen über und sehen zuerst, wie sich nach den Inschriften das Verhältniß der Ehegatten zu einander darstellt. Da finden wir zwar auch den einfachen Ausdruck „die Frau ihrem Manne, der Mann seiner Frau“, aber bei weitem häufiger in Verbindung mit einem ehrenden Beiwort. So ist der Gatte, der um seine Gattin wohlverdiente, der beste, der nachsichtigste, zärtlichste, unvergleichlichste, tugendhafteste, süßeste, willfährigste rc. Die Gattin erhält dieselben lobenden Beiwörter, außerdem noch die reinste, keusche, treueste rc. Zuweilen werden zwei, ja drei von diesen ehrenden Bezeichnungen zusammen der betreffenden Person zuertheilt. Nicht selten finden sich kurze Appositionen beigefügt, z. B. der treueste Freund, die beste Seele rc. Dann finden sich auch häufig Bemerkungen längerer Art, so z. B., wie lange ihr eheliches Zusammenleben gewährt, daß es ohne Zwist verlaufen, daß, nachdem sie im Leben so glücklich und einträchtig zusammengelebt, sie auch im Tode nicht von einander getrennt sein wollen und darum eine gemeinsame Grabstätte erworben haben[3] oder „man verliere einen Lebensgefährten, dem an Liebe kein anderer gleichzustellen“[4] oder „betrübt habe der eine Theil den anderen nur dadurch, daß er gestorben[5]“ rc. rc. Als großes Lob für eine

Frau gilt es, wenn dieselbe nach dem Tode ihres Mannes sich nicht wieder verheirathet; daher heißt sie auf dem Grabe dann „die mit einem Manne zufriedene“.[6] An einer Stelle scheint sogar der Mann sich diese Zurückhaltung auferlegt zu haben. Er sagt dort zu seiner Frau:

Asche wardst du, doch soll auf dem Grab die Cikade dir singen,
Daß du gewesen allein deines Vermählten Frau.[7]

Eine Frau läßt den Schmerz über den Tod ihres Gemahls in folgender Weise aus (II. 4427): „Wenn die Manen dächten wie ich, dann würden sie mich zu sich nehmen, damit ich dort lebte; denn hier mag ich das Licht nicht mehr schauen. Seit ich dich verloren habe, theuerster Mann, seit dem Tage ist für mich die Sonne auf immer untergegangen. In meinem Schmerze vergieße ich Thränen um dich, und wenn Thränen für Geistererscheinungen wirksam sind, dann zeige dich jetzt mir; denn dies ist ja dein Haus. Lebe auf ewig wohl, mein herzliebster Mann!“

Schmerzlich berühren beim Lesen kurze Bemerkungen, wie folgende: „T. und seine Frau, die so brav, so rechtschaffen, so treu, so einträchtig waren, erlagen nach schwerer Pein dem Tode.“ Bd. II. 2215. Oder „Die junge Frau stirbt einen Tag nach der Hochzeit, und der unglückliche Vater setzt ihr die Inschrift.“ Bd. VI. 7732.

Zum Schluß will ich noch ein paar Gedichte bringen, die man dem spröden Steine aufgezwungen. So heißt es auf einem:

Glücklich wohnt ich bis jetzt im Haus des geliebten Gatten.
Ach nun bin ich verbannt! Ist doch der Hades mein Haus.[8]

Nicht minder schön drückt sich diese Frau aus, wenn sie sagt:

Liebster, dir setzte dies Denkmal die liebende Gattin,
Sterben in deinem Arm — war stets mein sehnlichster Wunsch.
O, des bösen Geschicks, das dich mir so frühe entrissen!
Erde, ich flehe zu dir, — sei diesem Ruhenden leicht![9]

Aber auch von Männern haben wir rührende Nachrufe an ihre Frauen in dichterischer Form. Sehr schön ist folgender:

Daß, auf liebliche Rosen gebettet, stets ruhest im Grabe,
Aelia, theures Weib, drum bitt' ich die Kön'gin der Schatten.
Denn, du Gute, du hast es um mich auch redlich verdient.
Ist doch zu schnell dir gelöst vom Geschicke der Faden der Parzen,
Der, vom Knäuel gewickelt, der Sterblichen Ende bedeutet.
Wie du im Leben gewesen, sodann, wie groß deine Keuschheit,
Könnt' ich es singen zur Zither, ich rührte die Manen.
Rein war vor allem ihr Herz — wie gerne vernimmt man doch solches!
Voll ist davon diese Welt, es wissen's die Todten im Hades.
Laß drum, Herrscherin, öffnen vor ihr die Thore Elysiums,
Wo man ihr schmücke mit Myrten das Haar, mit Rosen die Schläfe.
Schutzgeist war sie des Hauses, mir einzige Hoffnung des Lebens.
Unsere Wünsche trafen sich stets, wir mieden dasselbe;
Heimlichkeiten, sie liebte sie nicht, ich wußte von allem.
Thätig war sie; wie schön verstand sie die Wolle zu spinnen!
Sparsam war sie in allem, verschwenderisch nur in der Liebe.
Weder der Ceres Frucht, noch des Bacchus herrliche Gaben,
Konnten, befand sich der Liebste in weiter Fern, sie erlaben.
Trefflich im Rath, voll kluger Gesinnung, ward stets sie bewundert.
Du, der Herr dieses Grab's, nimm gütig dieses Gedicht auf,
Wolle auch diesen Raum aufs schönste hegen und pflegen,
Wenn im Lenz, durch den Tau erfrischt, die Rosen erblühen.[10]

Hierherzuziehen sind auch solche Inschriften, wo der Geliebte der Geliebten einen Nachruf weiht. Von den zweien, die ich gefunden, ist die eine ganz einfach abgefaßt: „Seiner um ihn sehr verdienten Braut setzte den Denkstein Corinthus." Bd. VI. 12114. Die andere lautet: „Der so schönen, süßen, theuren Honoratia . ., der liebeswürdigen, welche sechszehn Jahre alt dahinschied, setzte die Inschrift ihr sie liebender Saturninus." Bd. VI. 9800.

Nur eine Inschrift unter so vielen ist in einem unpassenden Tone abgefaßt, es ist eine der Stadt Rom. Hier sagt der überlebende Mann: „Am Tage ihres Todes habe ich meinen

tiefsten Dank ausgesprochen vor den Göttern und den Menschen",[11] nachdem er sie kurz vorher seine theuerste Gattin genannt.

Betrachten wir nun an der Hand der Inschriften das Verhältniß der Kinder zu den Eltern und umgekehrt, so ist auch hier der Eindruck ein ganz anderer, als der, den die Werke der Schriftsteller in dieser Hinsicht auf uns machen. Auch hier sind die Inschriften mit einfacher Angabe von Vater, Mutter, Sohn, Tochter seltener als die, wo zur Bezeichnung noch ein ehrendes Beiwort hinzutritt. Ein großer Theil dieser Beiwörter stimmt naturgemäß mit den für Mann und Frau üblichen überein. Die Kinder z. B. setzen ein Denkmal den Eltern, die es in hohem Grade um sie verdient haben, den theuersten, den seltensten, den liebenswürdigsten, den besten, den unvergleichlichen, den nachsichtigsten und sind infolge dessen die unglücklichsten; als neues Epitheton findet sich recht passend auf die Eltern angewandt „den weisesten". Die Eltern sind ebenfalls „die unglücklichsten" und bezeichnen ihre Kinder ebenfalls als die liebenswürdigsten ꝛc.; an die Stelle des „den weisesten" tritt hier „den gehorsamsten". Einmal heißt der gestorbene Sohn sogar „süßer als Honig".[12] Auch die Anwendung der Kosenamen für Vater und Mutter „Mamma" und „Tata" — Papa habe ich nicht gefunden — läßt auf ein inniges Familienverhältniß einen berechtigten Schluß zu. „Er setzt seinem um ihn sehr verdienten Tata den Stein".[13] So heißt es an einer Stelle, an einer anderen „seinem so süßen Mamachen".[14]

Kurze Bemerkungen, entweder in Form einer Apposition oder eines ganzen Satzes fehlen gleichfalls hier nicht. So wird die Mutter „eine Frau von unvergleichlicher Liebenswürdigkeit und Reinheit", cf. II. 4403, ein im Alter von zwei Jahren stehendes Kind „ein süßer Trost" cf. II. 2293, ein anderes „meine Wonne",[15] cf. II. 1852, genannt. Kürzere Sätze finden sich ebenfalls häufig. So sagt z. B. der trauernde Vater

II. 2274: „Was dem Vater naturgemäß die Tochter hätte thun müssen, das hat hier zu früh der Vater der Tochter gethan“[16] oder „Der einzige Fehler, den Julia beging, war der, daß sie starb“ II. 2294,[17] oder „Wenn ich, die Mutter, es könnte, so würde ich an des Sohnes Stelle gleich hier sterben“ II. 3453[18], oder VI. 14569 „Der so süßen, so frommen und unvergleichlichen Tochter und dem Sohne, den die Sehnsucht nach seiner Schwester nur einen Tag noch länger leben ließ“.[19]

Von den vielen längeren Inschriften will ich hier nur drei prosaische und zwei poetische erwähnen.

VI. 12649 heißt es von der Tochter: „Ihr Vater, zum Unglück geboren, hat in seiner Sehnsucht nach der Tochter Tag und Nacht unter Thränen sein Leben hingebracht .... Meine Gebeine sollen am Altar vereint mit denen meiner Tochter gemeinsam ruhen: Dieser Trost soll mir wenigstens bleiben .... Dem Freigelassenen Atimetus, durch dessen Hinterlist ich die Tochter verlor, wünsche ich einen Strick und einen Nagel, um sich daran aufzuhängen.“[20] III. 3241: Ich, Asclepiades, habe meinen Lieben nicht eine so traurige Inschrift aufsetzen können, als sie verdienten. Nach Verlust von vier Kindern muß ich dich, den fünften, o Salvius, unablässig beweinen, bis mein Schicksal mich ereilt. Durch deinen Hingang ist mein Haus in seinen Grundfesten erschüttert. Aufhören zu trauern werde ich erst, wenn ich dir folge ins Schattenreich. Gestattet muß es mir wenigstens sein, meinen süßen Salvius immer im Munde zu führen. Mit Recht suche ich dich überall, o Theurer.“[21]

II. 3534: „Gefangen sterbe ich in der Fremde; meine Eltern sind so unglücklich, daß sie nicht einmal auf den Grabstein dessen ihren Namen setzen können, dessen Gebeine in Germanien ruhen.“[22]

II. 3501:

O unglücklicher Vater, zuerst verlorst du die Tochter,
Und nicht lange darauf folgte die Mutter ihr nach.[23]

II. 2295:

Seht hier das Kind, um das der Vater noch lange wird trauern,
Das unter Thränen und Schmerz ewig die Mutter ersehnt,
Und dies herzige Ding, dies einzige Wesen,
Kurz ein Kind, wie nur eine Mutter es wünschet zu haben,
Schaute im zehnten Jahr — nicht mehr der Sonne Licht.
Leser wirst du nun noch lobpreisen das grausame Schicksal?[24]

Nur eine Inschrift und zwar eine der Stadt Rom, legt uns Zeugniß von einem traurigen Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern ab. Dort — VI. 14672 — nimmt der Vater dem Sohn die Berechtigung in seinem Grabgewölbe beigesetzt zu werden, weil er außer vielen sonstigen Unbilden, die er ihm zugefügt, ihn auch als seinen Vater verleugnet habe.[5]

Aber nicht blos bei wirklichen Kindern und ihren Eltern, sondern auch bei angenommenen Kindern — ein Fall, der nach den Inschriften zu urtheilen, ziemlich häufig vorgekommen sein muß — und ihren Pflegern und Erziehern ist dies innige Freundschaftsverhältniß zu konstatiren. So heißt es an einer Stelle, VI. 15049: „Ihrem sehr süßen Pflegekinde die sehr liebenden Eltern"[26] und VI.: 14636 „Ihrer Pflegetochter setzt die Inschrift Aia Isias, die schmerzvoll und sehr unglücklich ihr Leben jetzt hinbringt".[27]

Ein ähnlich inniges Verhältniß scheint auch zwischen Lehrern und Schülern bestanden zu haben. Die Inschriften liefern hierfür ziemlich viele Belege. Bald setzt der Schüler seinem um ihn wohlverdienten Lehrer, bald der Lehrer seinem pflichttreuen Schüler die Inschrift. An einer Stelle heißt es sogar, VI. 10013: „Seinem Schüler der Lehrer, der ihn mehr liebte als seinen eigenen Sohn".[28]

In derselben herzigen Weise sprechen ihre Klagen aus Geschwister und andere Verwandte, als da sind Tante, Onkel, Großvater, Großmutter, Enkel, Enkelin, Neffe, Nichte 2c. Es finden sich hier nicht so häufig ehrende Beiwörter beigefügt,

jedoch auch nicht zu selten, so namentlich bei Geschwistern. So heißt es VI. 11570: „Dem liebsten Bruder, der bis zum Tage seines Todes in aufrichtiger Liebe und einer Gesinnung mit mir lebte, seinem süßesten und unvergleichlichen Bruder ließ er dies Denkmal setzen.“[29]

Ja selbst die Schwiegermutter und gar die Stiefmutter, die doch beide wenig Gnade vor den römischen Schriftstellern finden, erhalten hier ehrende Beinamen. So heißt die Schwiegermutter „die beste“, „die unvergleichliche“, die Stiefmutter„ die liebende“.[30]

Ein engeres Verhältniß bestand im alten römischen Reiche auch zwischen Patronen und Klienten, d. h. zwischen den römischen Vollbürgern und den nicht vollberechtigten Bürgern. Die unterworfenen Völkerschaften begaben sich ebenfalls in die Klientel irgend eines römischen Großen und die vielen Freigelassenen traten zu ihrem früheren Herrn in dasselbe Verhältniß. Der Patron hatte seine Schutzbefohlenen gerichtlich zu vertreten und auch sonst zu schützen, sie ihm dafür gewisse Dienste zu leisten, so ihn morgens zu begrüßen &c. Dies Verhältniß muß, nach den Inschriften zu schließen, häufig ein sehr inniges gewesen sein. Die Klienten, die Freigelassenen, nehmen den Familiennamen des Patrons an; in ihre gemeinsame Grabstätte nahm die vornehme Familie die Klienten, die Freigelassenen mit auf, wie der so häufige Ausdruck „der Patron für sich und die Freigelassenen“, so z. B. VI. 14462 beweist. Hat sich indes ein Freigelassener dieser Ehre durch schlechtes Benehmen unwürdig gemacht, so wird er wohl ausdrücklich auf dem Grabmal als solcher gekennzeichnet. So habe ich drei Stellen gefunden, VI. 11027, VI. 8857 und VI. 14949, wo einem Freigelassenen in der Begräbnißstätte des Patrons der Platz versagt wird, und in der ersten Stelle wird als Grund angegeben: „wegen seiner Vergehen“. Umgekehrt setzt auch der Freigelassene seinem Patron

nicht selten einen Denkstein, z. B. VI. 11999 ꝛc. Sie beerben sich auch wohl gegenseitig. Alle jene oben genannten ehrenden Benennungen, womit Kinder Eltern zieren, finden sich auch hier und ziemlich häufig von den Klienten den Patronen gegenüber angewandt. Und auch der umgekehrte Fall, daß Freigelassene von Patronen solche ehrenden Bezeichnungen erhalten, ist nicht selten. So setzt ein Patron einer um ihn, wie er sagt, sehr verdienten Freigelassenen sogar einen Altar, cf. II. 4372.[31] Auf einer anderen Inschrift bedankt sich der todte Patron für das Denkmal, indem er sagt: „Beste Freunde, gehe es euch gut, und lebt wohl", III. 2277.[32]

Das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren war im alten Rom — das läßt sich nicht leugnen — im allgemeinen kein rosiges, und doch finden wir eine Anzahl von Inschriften, die ein sehr gutes Einvernehmen zwischen den Sklaven und ihrer Herrschaft voraussetzen. Besonders gut scheinen es gehabt zu haben die im Hause geborenen Sklaven, die dann mit den Kindern des Hauses zusammen aufwuchsen; denn auf den Inschriften finden wir für sie fast dieselben Liebkosungsausdrücke in Anwendung gebracht, wie für die Kinder. So heißen sie bald „meine Wonne", VI. 14990, „der süßeste", VI. 10461 ꝛc., „der theuerste", VI. 11630, ꝛc. und ähnlich.

Aber auch andere Sklaven müssen gut gehalten worden sein. So ruhen Herr und Dienerin in demselben Grabe und haben nur eine einzige Inschrift, cf. II. 2955: „Hier ruht Minicius Florus, siebenzig Jahre alt und Medanica, des Florus Magd, fünfzehn Jahre alt. An einer anderen Stelle, II. 1454, ruht eine Dienerin, von der es heißt, sie war ihrer Herrschaft theuer; anderswo erhält eine Sklavin ein Denkmal von der Herrschaft gesetzt, weil sie es um sie verdiente, II. 4327, anderswo ein Sklave, weil er treu war, II. 2645. Die Herrschaft bestimmt ein Denkmal für sich und den Sklaven, III. 4982. Umgekehrt

setzt auch eine ehemalige Sklavin ihrem Herrn ein Denkmal, III. 3069, ein Sklave der Herrin, II. 957. In einem Falle bedauert die Herrin, daß ihre Dienerin gestorben, bevor sie sie freigelassen, III. 2469. Die Herrschaft giebt den Platz für die Begräbnißstätte her, cf. III. 3172, 5695 ꝛc., II. 3354, VI. 11998 ꝛc. Interessant ist folgender Dialog auf einer Inschrift, III. 1653. Da sagt der verstorbene Herr: „Ich war nicht verheirathet und hinterließ doch „liberos“, letzteres Wort bedeutet sowohl „Kinder“ als „Freie“. Ein Wortspiel, durch welches angedeutet wird, daß er seine Sklaven freigelassen habe. Darauf antworten die gewesenen Sklaven ihn dankend, „Heil dir, o Herr, lebe wohl!“[33]

Die Beiwörter endlich, die sowohl Vornehme wie Niedere so häufig mit ins Grab bekommen, „gut zu den Seinen, lieb den Seinen“, können nicht blos auf die nächsten Blutsverwandten allein gehen, da dies Verhältniß meist außerdem schon hinlänglich bezeichnet ist; es muß auch das Verhältniß zur Dienerschaft damit gemeint sein.

Hieraus dürfen wir wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß es auch römische Große gegeben, die ihre Sklaven gut behandelten, und vielleicht ist nach dem Letztgesagten ihre Zahl nicht so ganz klein gewesen. Einen anderen Beweggrund aber, als den der Pietät, der Menschlichkeit solchen Inschriften unterzuschieben, ist meiner Ansicht nach kaum möglich. Vortheilsrücksichten mußten umgekehrt dazu rathen, solche Inschriften nicht zu setzen, schon aus dem Grunde, um nicht etwa bei den hartherzigern Standesgenossen anzustoßen.

Solcher Unglücklichen, denen die letzte Ruhestätte weder Ehegatte, resp. Ehegattin, noch Eltern, noch Kinder, noch Verwandte, noch Patron oder Klient, noch eine gütige Herrschaft bereiten und schmücken können, müssen sich natürlich andere annehmen, und da ist es in erster Linie die Freundschaft, die sich hier werkthätig erweist. Und solcher Inschriften finden wir

eine große Anzahl. Sehr selten sind sie nur durch die einfache Bemerkung „dem Freunde“ gekennzeichnet, sondern es heißt auch hier entweder „dem wohlverdienten“ oder „dem besten“, „dem treuesten“ 2c. Auf einer Inschrift, II. 1753, heißt es: „Dies weiht als letzte Gabe dem Freunde in dankbarer Erinnerung Stabilion“, auf einer anderen, II. 5094, setzen die Freundinnen der Freundin sogar einen Altar. VI. 11464 sagen die Freunde von dem Freunde:

Mocht' er auch sagen, was immer er wollte, lieb blieb er den Freunden,
Drum beweinen ihn auch die Freunde nach seinem Hinscheiden.[34]

VI. 14537, — um noch diese Inschrift anzuführen, — bedankt sich der Todte für die ihm von den Freunden erwiesene Liebe, indem er sagt:

Gehabt euch wohl, Freunde und Freundinnen!
Ich danke euch dafür, daß ihr an mich gedacht;
Da ihr gut, gehe es euch gut![35]

In zweiter Linie sind es dann Standes- und Berufsgenossen oder Landsleute, die es übernehmen, einem so Verwaisten den letzten Liebesdienst zu erweisen. Und daher heißt es dann häufig: „Die Kollegen, die Genossen thaten es“, „Der Hausgenosse dem Hausgenossen“, „Der Sklave dem Mitsklaven“, „der Freigelassene dem Mitfreigelassenen“, „der Soldat dem Kameraden“ 2c. Auf der einen Inschrift, III. 4222, heißt es: „Zwei fremden Malern (folgen die Namen und das Alter) haben die Kollegen dies Andenken gestiftet.“[36] III. 331 lautet folgendermaßen: „An diesem Orte ist Eurhalus gebettet, er stammte aus Armenien, lebte ungefähr 25 Jahre. Ein Mann aus seiner Heimath, Eros, der die landsmännische Liebe noch sich erhalten, hat ihm die Inschrift gesetzt.[37]

Im allerschlimmsten und allerseltensten Falle ist der Gestorbene dann noch auf die allgemeine Menschenliebe angewiesen.

Auch in diesem Falle finden sich Menschenfreunde, die ihm sein Bett in der Erde bereiten, wie es uns die Inschriften bezeugen. Es heißt da gewöhnlich kurz: „Dem in der Fremde Verstorbenen", „Dem auf der Straße Gestorbenen" ꝛc. Offenbar gehört hierher der größere Theil der Inschriften, wo nur die Person des Todten einfach genannt ist, z. B. II. 4619, 4623, 4625 ꝛc.

Aus dem Gesagten geht also wohl das hervor, daß das, was wir bei römischen Schriftstellern von dem Familienleben, dem ehelichen Leben der Römer lesen, ganz und gar nicht zu dem Bilde stimmt, das uns aus den Inschriften entgegenstrahlt. Desgleichen finden wir unsere Ansichten über die kalte, mitleidslose Natur der Römer, namentlich Fremden und Sklaven gegenüber, hier nicht bestätigt. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären?

Ich komme auf das am Anfange Gesagte noch einmal zurück. Für wen schrieben die römischen Schriftsteller? Doch offenbar nur für die reiche und gebildete Welt Roms. Diese allein konnte ihrer Erziehung nach aus deren Geisteserzeugnissen Nahrung ziehen. Welchem Kreise gehörten die Schriftsteller selbst an? Natürlich verkehrten auch sie nur mit der gebildeten und reichen Klasse; hatten sie aber nicht die Mittel zu einem solchen Leben, so fanden sich immer reiche Römer, die sie unterstützten. Ich erinnere hier nur an das Verhältniß eines Mäcenas zu Horaz, Vergil ꝛc. Für diese Schriftsteller war nun diese Welt, die sie immer vor Augen hatten, die ganze Welt. Um das, was außerhalb dieses Kreises lag, sich viel zu kümmern, daran dachten sie nicht. Schilderungen aus anderen Kreisen würden auch ihren Lesern nicht zugesagt haben; sie müßten denn dazu gedient haben, jene niederen Kreise lächerlich zu machen. Nun war die Sittlichkeit dieser reichen Römer im allgemeinen sehr verderbt. Das Bewußtsein, als römische Aristokraten sich alles erlauben, ungestraft alle Schranken überschreiten zu dürfen, die Verführungen ihres unermeßlichen Reichthums,

die Größe der Stadt, das Zusammenströmen der schlechtesten Subjekte nach der Hauptstadt, alles das wirkte zusammen zur Entsittlichung, namentlich der reichen Einwohner von Rom. Aber auch die Plebs der Stadt Rom, die zur Faulheit herangezogen worden, die durch die Hefe aller dem römischen Volke unterworfenen Länder alljährlich vergrößert wurde, war sehr verderbt. Da ist es denn fast ein Wunder zu nennen, daß es in der Stadt Rom doch noch Kreise gab, die selbst in diesem Lasterpfuhle ihre Reinheit sich bewahrten; ich erinnere hier nur an Seneka, Persius 2c. Wenn darum die römischen Schriftsteller eine so traurige Schilderung von den damaligen Sitten entwerfen, so haben sie eben nur diese ganz bestimmte Welt vor Augen. Darauf hat schon Friedländer in seinen Schilderungen aus der römischen Sittengeschichte aufmerksam gemacht.

Freilich wird man auch nicht alles, was die Inschriften sagen, als mit voller Ueberzeugung gesagt, annehmen dürfen. Vieles wird nur so hingesetzt sein, weil man sich mit der herrschenden Sitte in Einklang setzen wollte. Aber, wenn überhaupt eine solche Sitte noch herrschte, wenn wir überhaupt nur zwei gegen die Innigkeit im Familienleben sprechende Inschriften[38] — und zwar beide aus der Stadt Rom selbst — zu erwähnen imstande waren, dann kann es noch so schlimm nicht gewesen sein. Die Sitte wird doch von der Mehrzahl gemacht, und war doch die Form der Inschrift dem Belieben jedes überlassen.

Es weht — diese Ueberzeugung drängt sich jedem Leser der Inschriften recht bald auf — der Hauch der Liebe durch alle diese Grabesinschriften, sei es der Gatten-, der Eltern-, der Freundes-, oder endlich der einfachen Menschenliebe, die in dem Fremden, ja in dem Sklaven noch den Menschen sieht; und das nimmt uns von Anfang an sofort ein. Wir können uns nicht denken — namentlich Fällen gegenüber, wo es heißt, der Sklave ruhe an derselben Stätte dicht neben seinem Herrn —,

daß alle die herzlichen Worte dort nur Phrasen seien, wenngleich wir zugeben müssen, daß im Angesichte des Todes, sowie des Todten, die edle Seite des Menschen am meisten zu Tage tritt und das Gemeine nur selten seine Stirn zu zeigen wagt, daß also der Mensch im allgemeinen hier besser erscheint als er in Wirklichkeit ist. Wir können also mit Fug und Recht annehmen, daß die große Mehrzahl jener Worte der Liebe auch wirklich empfunden gewesen. Wahre Liebe ist aber mit Unsittlichkeit unvereinbar, und ich ziehe daraus weiter den Schluß, daß der größere Theil des römischen Volkes nicht so verderbt gewesen, als es nach den Schilderungen der römischen Schriftsteller erscheinen dürfte. Die Landbevölkerung, die Provinzialstädte waren wohl wenig von der Verderbniß angesteckt, und das Verhältniß der Stadt Rom zu ihnen war damals ungefähr wohl dasselbe, wie heute das von Paris zur Landbevölkerung etwa der Normandie. Und wollte man sich aus den Romanen und Lustspielen der heutigen französischen Dichter allein ein Bild von den sittlichen Zuständen Gesammtfrankreichs machen, so würde man ebenso fehlgehen.

Da die Statistik heute so in Mode gekommen, so habe auch ich dieser Richtung Rechnung getragen und einen Vergleich zwischen damals und jetzt versucht. Ich will jedoch damit nicht gesagt haben, daß ich diese Resulte als unumstößlich sichere ansehe, und führe sie auch nur an, weil sie für meine, wie ich glaube, schon vorher bewiesene Ansicht sprechen. Ich habe nämlich die Inschriften des zweiten Bandes, enthaltend die der Provinz Spanien — wie überall, sind auch hier alle Stände vertreten, und die niederen in höherem Maße wie die oberen — soweit auf ihnen die Lebensjahre angegeben sind, zusammengestellt; es sind ungefähr 2000 Inschriften. Darauf habe ich die siebenzig und mehrere Jahre alt Gewordenen mir ausgesucht und den Prozentsatz zu der Summe der Gestorbenen

ermittelt. Dann habe ich, da mir andere Mittel nicht zu Gebote standen, die mir freundlichst zur Verfügung gestellte Sterblichkeitsliste der Stadt Posen vom April 1884 bis April 1885 eingesehen und dasselbe Verfahren beobachtet — es sind in der Zeit gestorben 1994 Menschen. Das Ergebniß dieser Vergleichung war, daß der Prozentsatz der siebenzig und mehrere Jahre alt Gewordenen im damaligen Spanien $11^7/_8$ betrug, während der für „Posen" nur $9^5/_{12}$ hoch war. Bedenkt man nun noch, um wie viel geringer damals die persönliche Sicherheit war — heißt es doch bald von einem, daß er „von Räubern getödtet", cf. II. 2968, 3479 ꝛc., und wie wenig die Arzneikunde damals vorgeschritten war — steht doch öfter als Todesursache angegeben „Schuld des Arztes" cf. III. 3355 — so wird man daraus doch vielleicht auch den Schluß ziehen können, daß die Leute damals im Verhältnisse ebenso alt geworden, wie heute. Finde ich doch dort Leute in einem Alter von 125, cf. II. 1450, von 113, cf. II. 1456, von 115 Jahren, cf. II. 1920 und 2065, und heißt es von einem griechischen Pädagogen II. 4319: „Er lebte 97 Jahre, ohne je einen Schmerz empfunden zu haben."[39]

Steht aber Sittlichkeit und langes Leben irgendwie in Wechselwirkung, so konnten auch die Menschen jener Zeit so schlecht nicht gewesen sein.

II.

Religiosität der Römer.

Ich komme nun zum zweiten Punkte und will die Frage behandeln: „Was lassen sich aus den Inschriften für Aufschlüsse gewinnen hinsichtlich der religiösen Anschauungen der Bewohner des römischen Reiches zur Kaiserzeit?"

Die römischen Schriftsteller drücken sich meist so aus, als wenn zu ihrer Zeit der Glaube an die Götter, an die Fortdauer

nach dem Tode ꝛc. schon sehr in Abnahme gekommen sei. So läßt selbst schon Cicero in den tuskulanischen Untersuchungen, I., Kap. 5—6, die Person A auf die Frage, ob sie etwa vor dem Cerberus, dem Rauschen des Cocytus, der Ueberfahrt über den Acheron, dem Zusammensein mit Tantalus, Sisyphus, Minos, Rhadamanthus so große Angst habe, antworten: „Wer ist so thöricht, daß auf ihn solche Dinge überhaupt noch einen Eindruck machten!“ Und kurz vorher nennt derselbe all das Hirngespinnste der Dichter und Maler.

Die Inschriften geben uns auch hier wieder ein ganz anderes Bild und lassen uns vermuthen, daß jene Schriftsteller eben nur die in ihren Kreisen hauptsächlich herrschende Ansicht wiedergegeben haben. Vor der unendlichen Masse echt religiöser Inschriften verschwindet nämlich die kleine Zahl irreligiöser oder auch nur zweifelnder vollständig.

Einen großen Theil der Inschriften neben den Gräberinschriften machen die sogenannten Votivinschriften aus, wo Leute entweder auf göttliche Aufforderung oder aus eigenem Antriebe, namentlich aus Dankbarkeit, z. B. für Rettung aus irgend welcher Gefahr, den Göttern einen Tempel, einen Altar oder sonst etwas weihen. Aufgefordert sieht sich der Gelobende entweder durch eine Erscheinung im Traume oder durch die Orakel, durch die Priester, durch ein Zeichen. Gelübde aus eigenem Antriebe legt man ab für das allgemeine Beste, cf. III. 3475, „für das Heil des römischen Reichs“, cf. II. 180 und 3580, III. 1061, besonders aber für die eigene oder der Seinen Rettung, für Erlangung der Freiheit ꝛc., cf. III. 1054, II. 4502. So stattet der eine den Göttern seinen Dank auf diese Weise dafür ab, daß er die Seereise glücklich überstanden, cf. III. 1562, der andere, daß er an seinem wasserarmen Orte Wasser entdeckt, cf. III. 3116; die meisten dieser Inschriften aber beziehen sich auf Rettung aus schwerer Krankheit, z. B. II. 2036 ꝛc. Als interessant erwähne

ich noch, daß in zwei Fällen auch hier schon die Bäder sich als heilkräftig mit Hülfe der Gottheit erweisen.[40]

Da diese Inschriften so zahlreich sind und da sie von Personen aller Stände gesetzt sind, so lassen sie auch einen Schluß auf die gläubige Gesinnung der Mehrzahl des römischen Volkes zu. Ja, wenn wir nach der Zahl der Götter auf die Stärke der religiösen Gesinnung schließen dürften, dann müßte diese Zeit in dieser Hinsicht sehr hoch gestanden haben. Mit der Vergrößerung des römischen Reiches hatte sich nämlich auch der Götterkreis von Jahr zu Jahr vergrößert. Allen wurde göttliche Verehrung gezollt, den neuen indes, vielleicht weil sie für hülfreicher galten, oft mehr als den alten, so namentlich den orientalischen Göttern, einer Isis, einem Serapis, einem Sonnengotte Mithras. In Spanien müssen, den Inschriften nach zu urtheilen, mindestens 117 Götter und Göttinnen verehrt sein, im Orient 129, von denen mehrere infolge von verschiedenen Benennungen noch wieder in so und so viele zerfallen. Hierbei sind nun gar nicht gerechnet die mehr dämonenartigen Wesen, so z. B. die Genien, die Hausgötter und die Todesgötter, genannt Manen. Mit den Genien war die ganze Oberwelt bevölkert, mit den Manen die Unterwelt.

Wenn aber die vorhandenen Götter dem Volke nicht mehr genügten, so spricht das doch in keinem Falle für ein Abnehmen des religiösen Sinnes.

Zu demselben Schluß kommen wir nun auch, wenn wir die Grabschriften auf diesen Punkt hin genauer untersuchen. Die meisten von ihnen tragen die Ueberschrift: „Den unterirdischen guten Göttern (den Manen)[41] geweiht.“ Wer sind die guten Götter? Es sind die Seelen der Abgeschiedenen, welche ewig weiter fort in der Unterwelt leben, zu bestimmten Zeiten in den Grabesraum zurückkehren, um dort mit den noch lebenden verwandten oder befreundeten Menschen zu verkehren. In jeder

Stadt befand sich eine Oeffnung gegraben, die man „Welt",[42] d. h. wohl Unterwelt, nannte; dieselbe war mit einem Steine, dem sogenannten „Manensteine",[43] verschlossen, und an den Erinnerungsfeiern der Todten, so besonders am Todtenfeste[44] vom 13. bis 21. Februar wurde der Stein gelöst, damit die Manen freien Zutritt zu ihren Gräbern hätten. Zu dem Zwecke ihrer je nach dem Glauben der Alten bald längeren bald kürzeren Anwesenheit war nun auch das Grab, den Vermögensverhältnissen der Angehörigen entsprechend, mehr oder weniger als ein zu bewohnender Raum eingerichtet. So war es Sitte, das Grab für die Todten zu erleuchten, bald durch eine sogenannte ewige Lampe, bald wenigstens jährlich am Todestage. Jene soll z. B. aufgestellt werden II. 2102,[45] dagegen VI. 10248 nur an bestimmten Tagen im Jahre.[46] Ferner pflegte man vieles von dem, was der Todte gebraucht hatte, ihm ins Grab mitzugeben oder mitzuverbrennen, in der Ansicht, daß er es da wie bei Lebzeiten brauchen werde. Speisen sowie Blumen wurden ebenfalls am Todestage für die Todten niedergelegt. Solches verlangt denn auch der Todte auf den Inschriften ausdrücklich. So heißt es III. 4185:

Wer du auch seiest nach mir des Gartens und Hauses Besitzer,
Pflücke für mich aus der Nähe die Rosen, leg' nieder am Grabe
Lilien mir zur Freude, als Gabe des grünenden Gärtchens.[47]

Die Mittel zu alledem wurden wohl aus einem dazu gehörigen Grundstück bestritten, cf. die oben schon erwähnte Inschrift VI. 10248.[48] Tragen aber die meisten Inschriften die Ueberschrift „Den unterirdischen guten Götttern geweiht" und finden wir in den Gräbern auch heute noch häufig Gegenstände, wie sie oben genannt, so beweist das wohl zur Genüge, daß dieser Manenglaube bei der Mehrzahl der damaligen Menschen noch lebendig war. Heißt es doch an einer Stelle ganz deutlich II. 2255: „Die guten Götter haben die Abullia zu sich

genommen.[49] Sodann enthalten sehr viele Inschriften den Ausdruck „Leicht sei dir die Erde",[50] ein Ausdruck, der unsinnig ist, wenn man mit dem Tode alles Empfinden aufhören läßt.

Der so häufige Abschiedsgruß an den Todten: „Gehab dich wohl" oder „Lebe wohl" oder „Es gehe dir wohl"[51] bestätigt das Vorhergesagte.

Ebenso geschieht auf den Inschriften, wenn auch nicht zu häufig, des Königs der Unterwelt, bald Dis, bald Pluto, bald Orkus genannt, sowie seiner Gemahlin Proserpina Erwähnung, für Dis vgl. III. 4935 2c., für Pluto und Proserpina III. 5796 2c., für Orkus II. 488, für Tartarus III. 2628. Häufig wird Gottes Rache auf den Verschulder des Todes herabgefleht, namentlich ist es der Sonnengott, der alles sieht, der den Thäter ans Tageslicht bringen und seine Bestrafung anzeigen soll, vgl. VI. 14098 und 14099.

Eine tiefreligiöse, ziemlich pythagoreische Anschauung vom Tode begegnet uns bei einem Priester der Kybele, der sogenannten großen Mutter, VI. 13528, wo er sagt: „Was ich gewesen, das bin ich jetzt nicht; bald bin ich, was früher. Fallen und Steigen ist gleich, ebenso Leben und Tod."[52] Auch für den Glauben, daß gute Menschen zur Belohnung nach den Elysischen Gefilden kommen, finden sich in den Inschriften nicht selten Belege. Gewöhnlich heißt es dann: „Er lebt im Elysium." Zuweilen wird auch die Begründung in poetischer Form gegeben. So III. 1759.

Schönster Schmuck dem Manne, den Eltern lieb wie das Leben,
Ausgezeichnet an Geist — herrlich und schön anzuschaun,
Also erliegt dem tück'schen Geschick in der Blüthe der Jahre
Vor dem Vater das Kind. — Erde, du birgst nur den Leib!
Denn ihr seliger Geist weilt ewig, so ist es beschlossen,
Im Elysäschen Gefild, — das dem Verdienst sich erschloß.[53]

An einer andern Stelle heißt es theils in Prosa, theils in Versen, nämlich III. 686: „Und neugeboren lebst du

ebenfalls im Elysium. So hat es den Göttern gefallen, daß derjenige ewig dort lebe, wer es sich auf der Oberwelt verdient hat."[54]

Für Schmerzen hingegen, die man in der Unterwelt als Strafe zu erleiden hat, spricht wohl folgende Stelle (III. 3989): „Ihr unterirdischen Götter, zu denen die oberen Götter mich jählings hinuntergetrieben haben, nehmet mich mit so geringer Pein als möglich an!"[55]

Ein anderer wieder giebt seiner Freude darüber Ausdruck, daß er im Leben sich gut geführt habe (III. 2835):

Arm zwar war ich im Leben, doch nährt' ich mich ehrlich und redlich.
Daß ich keinen betrog, — froh ist darüber mein Herz.[56]

Nun finden sich auch Inschriften atheistischen, materialistischen Inhalts, solche, in denen die Fortdauer nach dem Tode entweder ganz geleugnet oder wenigstens in Zweifel gezogen wird. Die Existenz derselben ist vor allem ein Beweis dafür, daß, wie ich oben schon gesagt, die Art der Abfassung der Inschriften vollständig im Belieben der Angehörigen lag; beeinflußt wurden letztere höchstens in etwas durch die herrschende Sitte. Diese war aber, wie wir oben sahen, der Religiosität hold, nicht der Irreligiosität. Ein interessantes Beispiel für den Einfluß der Sitte, der öffentlichen Meinung, scheint mir die Inschrift VI. 14672 zu sein. Dieselbe fängt mit der bekannten religiösen Formel: „Den guten Göttern geweiht" an und geht in dem allbekannten Tone weiter. Da auf einmal stoßen wir auf griechische Verse. Hören wir, was diese uns erzählen, — es sind theils Jamben, theils elegische Distichen:

Geh' nicht an meinem Grab vorüber, Wandersmann,
Vielmehr steh' stille, hör' mein Wort und dann geh' fort!
Nicht giebt's im Hades einen Kahn, den Charon lenkt,
Nicht Aiakos schließt auf, nicht bellt dort Kerberos.
Wir aber alle, die hier unten liegen blaß,

Zu Knochen, Asche wurden wir, o glaub' mir das!
Belehrt zieh' weiter nun des Weges, lieber Freund,
Damit der Todte dir ein Schwätzer nicht erscheint!
Spende der Säule nicht Myrrhen, nicht Kränze, da nur sie von Stein ist,
Nicht auch die Lampe entzünd', — schade wär's um's viele Geld!
Hast du's, so gieb mir's im Leben; berauschest du aber die Asche,
Schmutz nur erstehet dir dann. — Nicht ist's der Todte, der trinkt.
Werd' ich doch Asche auch werden! Du aber bewirf uns mit Erde!
Was ich vor meiner Geburt, — dieses bin wieder ich jetzt.[57]

Also selbst in der Stadt Rom schien es dem Schreiber bedenklich, solche Ansichten in der allgemein verständlichen Sprache vorzutragen, er wählte die nur dem gebildeten Theil bekannte, die griechische.

Ich will nun die wenigen irreligiösen Inschriften in lateinischer Sprache, die bei der Lektüre mir aufgestoßen sind, besprechen.

Eine materielle Auffassung eigenthümlicher Art begegnet uns II. 2146. Da heißt es: „Meinen Erben trage ich auf, daß sie auch meine Asche mit Wein besprengen, damit aus derselben mein Schmetterling sich trunken emporschwinge."[58] Die Seele verläßt also hier oben den Körper als Falter und berauscht sich an dem gespendeten Weine.

III. 3247 sagt ein Sklave von sich:

Leib, du gehörest der Erde, du, Name, dem Stein, du Seele, den Lüften.[59]

Derselbe Gedanke findet sich III. 6384:

Staub ist geworden der Leib, die Seele entschwebt in die Lüfte.[60]

Die persönliche Fortdauer nach dem Tode leugnen ferner noch ein paar andere Steine, auf denen es, so z. B. II. 1434, heißt: „Vor meiner Geburt existirte ich nicht und jetzt nach dem Tode existire ich wieder nicht, und du, der du existirst, iß, trink, scherze und dann folge mir nach!"[61] Aehnlich sind aufgefaßt worden die nicht zu zahlreichen Inschriften mit der Ueberschrift: „Dem ewigen Schlafe geweiht." Da indes bei

mehreren derselben, z. B. VI. 13073, ebenfalls auch die Widmung an die sogenannten guten Götter, d. h. die Manen, sich findet, so soll das wohl dem oben entwickelten Glauben gemäß nur heißen: „Der Körper ruht ewig im Grabe, und nur an bestimmten Festtagen finden sich die Manen, d. h. die Seelen der Verstorbenen, aus der Unterwelt im Grabesraum ein.“[62]

Nicht nothwendig sind ferner in diesem Sinne zu fassen Ausdrücke wie: „Du bist gewesen, gehab dich wohl!“[63] cf. II. 3676, 3689, 3690, 3671 u. s. w. Sagen wir doch auch: „Dieser ist gewesen“, ohne einen solchen Sinn hineinlegen zu wollen, und hätte dann auch das „Gehab dich wohl“ keinen Sinn.

Auch halte ich die Ueberschrift: „Perpetuae securitati“ nicht für eine irreligiöse. Schon der Umstand, daß sie mit der Widmung an die Manen oft zusammen sich findet, spricht nicht dafür. Sie bedeutet meines Dafürhaltens nur „Der ewigen Sorglosigkeit“ und will den Tod als denjenigen bezeichnen, mit dessen Eintreten unsere Sorgen auf ewig ein Ende haben.[64] Derselbe Gedanke liegt in Ausdrücken wie: „Sie bettet ihre Glieder in ein ewiges Bett“, III. 2490,[65] oder: „Sie bewohnt auf ewig dieses Haus,“ III. 3171,[66] oder: „Sie gründete dieses ewige Haus des Todes für sich“, III. 2165,[67] oder endlich in der Ueberschrift: „Der ewigen Wohnung“, III. 6463;[68] denn das Grab wird auch hier nur als fortdauernde Wohnung für den Leib betrachtet, in die die Seele nur zu Zeiten einziehe. Die Ansicht aber, daß der Tod ein Befreier, ein Erlöser sei von den Plagen und Mühsalen des Lebens, ist mit dem Gedanken einer Fortdauer nach dem Tode wohl vereinbar.

Ich will für obige Ansicht noch drei Inschriften als Beleg anführen. Auf der einen VI. 10251a sagt der Todte: „Endlich einmal bin ich ohne Sorgen;“[69] auf der zweiten heißt es von ihm: „Er ruht hier aus von den Kümmernissen des Menschenlebens“ III. 276.[70] III. 1552 sagt ein Veteran:

Langen Mühen zum Lohn ist diese Stätte gegründet,
Als ein Plätzchen, geeignet, die müden Glieder zu bergen:
Ulpius, der nach so langem Dienst nun hat ausgedienet,
Hat sich selber die Grabschrift verfaßt und das Grab erworben,
Wo er im Tode den Gliedern ein gastliches Bette bereite.[71]

Nun kamen auch Inschriften vor, wo der Glaube an des Fortbestehen nach dem Tode, an die Manen, nur angezweifelt wird. So heißt es II. 4427 in Form eines irrealen Bedingungssatzes: „Wenn die Manen Empfindung hätten;"[72] wo offenbar der Sinn ist: „aber sie haben wohl keine." Weniger schroff ist der Zweifel ausgedrückt, z. B. III. 6383: „Wenn die Manen im Schattenreiche noch irgend welches Bewußtsein haben"[73] oder II. 59: „Wenn ich mir meiner Ruhe hier bewußt sein werde."[74]

Hierher gehört wohl auch III. 3351. Der Schreiber, übrigens ein schlechter Grammatiker, erlaubt sich einen schlechten Witz. Er sagt: „Hier ruhen zwei Mütter, zwei Töchter, aber der Zahl nach machen sie nur drei aus; und außerdem zwei kleine Ankömmlinge. Auferwecken wird sie, wen das angeht."[75]

Solch einen bedingten Glauben tragen dann noch zur Schau VI. 9752[76], VI. 7579[77] und VI. 11357.[78]

Wie wir sehen, sind also diese weniger religiösen oder irreligiösen Inschriften nicht zahlreich genug, um den Eindruck, den die Inschriften im allgemeinen auf uns machen, in etwas abzuschwächen, und dieser Eindruck ist der, daß das römische Volk zur Kaiserzeit noch zum größten Theil an dem alten überkommenen Glauben festhält. War doch der religiöse Drang so groß, daß die eigenen Götter dem Volke nicht mehr genügten. Natürlich gab es daneben eine kleine gebildete und zum Theil auch nur gebildet sein wollende Minderheit, namentlich stark vertreten in der Stadt Rom,[79] die dem Glauben des Volkes fernstand oder es wenigstens vorgab. Auch die ersteren kehrten wohl zum Volksglauben zurück, wenn Unglück, auffallende

Naturerscheinungen sie erschütterten, so z. B. Horaz, als ein Blitz aus heiterem Himmel dicht vor ihm zur Erde niederging.

Etwas aber ist es, was wir an dieser Religiosität des Römers vermissen; es fehlt ihr die Liebe, das kindliche Vertrauen zur Gottheit. Immer ist es nur ihre Macht, die ihm imponirt, die er fürchtet, und Opfer und Gelübde werden in viel geringerem Maße den segensreichen guten Gottheiten zutheil als den gefürchteten. Die letzteren ja nicht zu reizen, durch eine Unterlassung zu beleidigen, ist seine größte Sorge. Je furchtbarer sie sind, um so freundlicher werden sie angesprochen. Wie der Grieche die Erinyen Eumeniden nennt, d. h. die Gutgesinnten, so der Römer die Geister der Verstorbenen Manen, d. h. gute Götter, weil er vor ihnen besonders Angst hatte.

Der Römer glaubt ferner von den Göttern, daß sie die Menschen um ihr Glück beneiden; er glaubt, daß das Schicksal, das die Geschicke der Menschen leite, grausam und ungerecht sei. Der Gedanke aber, daß in den Elysäischen Gefilden der Mensch für sein gutes Handeln auf der Erde belohnt werde, war doch zu wenig in das Volk eingedrungen. Das beweist schon die verhältnißmäßige Seltenheit solcher Inschriften, in denen dieser Gedanke ausgesprochen ist. Dagegen tritt uns der Glaube an die Unerbittlichkeit, Grausamkeit des Fatums, der Parzen sehr häufig in den Inschriften entgegen, so daß diese dadurch eben einen düsteren, traurigen Charakter erhalten. Ausdrücke wie: „O ihr grausamen Parzen! Das neidische Geschick hat ihn dahin gerafft. Du, der du das liest, beklage die Ungerechtigkeiten des Schicksals"[80] und andere begegnen uns fast auf jeder Seite. Besonders stark sprechen sich in dieser Hinsicht zwei Inschriften aus. Die erste, III. 2341 lautet deutsch ungefähr so:

Herzlos seid ihr, o Parzen, so sagte die arme Mutter,
Deren niedliche Tochter im Grabe hier ruhet gebettet.
Wär' ich doch selbst nach dem Lauf der Natur als die Erste gestorben!
Doch der Götterverehrer, er fällt, der Verächter bleibt leben![81]

Die zweite, III. 2083, ist also abgefaßt:

Deine Gelübde, o Vater, sie sind dein Unglück gewesen,
Gab doch der Gott nur soviel, um dir dann mehr noch zu nehmen.[82]

Am weitesten geht auch hier wieder eine Inschrift der Stadt Rom, VI. 10192,[83] denn in herausfordernder Weise weiht der Setzer der Inschrift das Grab nicht den Manen, d. h. den guten Göttern, sondern den „ungerechten Göttern“.

Interessant endlich ist in dieser Hinsicht noch folgende Stelle, II. 3871:

Schon im einundzwanzigsten Jahre verließ uns Fontanus,
Als er mit Jugendmuth sich stürzt in des Kampfes Gewühl.
Doch vergällt ist den Parzen die Freude, die ihn uns raubten,
Denn die Erinnerung an ihn — lebet ja ewig bei uns.[84]

Diese düstere Auffassung des Göttlichen ist natürlich auch mit Schwarzseherei in Bezug auf das menschliche Leben verbunden. „Vom Leben ist wenig zu erwarten; genieße, soviel du kannst; der Tod kommt schnell,“ so und ähnlich lauten die Lehren, die uns auf den Inschriften gegeben werden. Sei es mir gestattet, ein paar Beispiele hierfür anzuführen.

II. 4426 heißt es:

Siehe, wie schnell im Leben hinwelkt, was eben noch blühte;
Schau, wie plötzlich vergeht, — was noch soeben bestand!
Tod und Geburt sind innig verwandt und Anfang und Ende.[85]

II. 4137 ist in Trochäen abgefaßt und lautet:

Lebe fröhlich, der du lebst; das Leben ist ein klein Geschenk.
Bald entstanden, geht es mählich in die Höhe, mählich sinkt es dann hinab.[8]

II. 391:

Wem das Leben noch winket, ihn mahn' ich, es rasch zu genießen;
Weiß doch jeder von uns, daß ihm der Tod ist gewiß.[87]

In mehr heiterem Tone dagegen, wenn sie gleich denselben Gedanken enthalten, sind folgende Inschriften abgefaßt.

III. 4483:

Lebet glücklich ihr alle, die ihr noch länger dürft leben;
Lebt' ich doch auch, als es ging, — stets einen herrlichen Tag.[88]

III. 293:

So lange ich lebte, trank ich gern; trinkt ihr, die ihr lebt![89]

II. 2262:

Spiele, scherze und dann komm![90]

Besonders verhaßt war von diesem Gesichtspunkte aus angesehen den Alten der Geiz. Ich will darum ein passendes Beispiel aus den Inschriften hier noch anführen. VI. 14618 heißt es:

Ihr, die ihr hascht nach dem Gold, euch warne ich ernstlich.
Nackend lagt ihr nach eurer Geburt in dem Arme der Mutter,
Nackt auch seid ihr im Tod. — Todten wird nichts mehr gewährt.[91]

Mit diesem Verhältniß zur Gottheit hing es, glaube ich, auch zusammen, daß das Fortleben nach dem Tode, insofern es ein engeres Verhältniß zu der so gefürchteten Gottheit zur Folge hatte, für den Römer wenig Werth hatte. Werth hatte es nur insofern für ihn, als er dann noch ferner mit seinen Landsleuten verkehren, ihr Streben weiter verfolgen, seines Ruhmes bei den Menschen theilhaftig werden und den Erfolg seiner etwaigen Schöpfungen noch sehen konnte. Leitet z. B. doch Cicero in den Tuskulanen, I., Kap. 14, § 31 den Glauben der Menschen an die Fortdauer nach dem Tode nur aus dem Umstande her, daß sie vieles thäten, was ihnen im Leben gar nicht mehr zugute kommen könnte, so z. B., wenn der Landmann Bäume pflanze, deren völliges Heranwachsen er offenbar nicht mehr erleben werde.[92] Vorbedingung, damit solch ein Glaube innigen Zusammenlebens zwischen Todten und Lebenden, besonders zwischen todten und lebenden Verwandten, entstand, war natürlich ein inniges Familienleben, eine große Liebe zum Vaterlande. Von ersterer haben wir uns oben überzeugen können, von letzterer legt die Geschichte ein glänzendes Zeugniß ab. Und so bieten

uns denn auch die Inschriften Gelegenheit genug, dieses pietätvolle Verhältniß zwischen Lebenden und Todten, dem es jedoch auch nicht an einer humoristischen Beimischung fehlt, zu beobachten. Der Vorübergehende, der Wanderer wird von dem Todten ersucht, ihm das übliche „Leicht sei dir die Erde"[93] zu sagen, cf. II. 1821, oder wenigstens ein Lebewohl, cf. III. 3171.[94] Gewöhnlich geschieht es in der Form eines verstümmelten Hexameters, z. B. II. 1837, 1229 &c.:

Ach, ich bitte dich Wanderer, sag': — „Sei dir die Erde recht leicht![95]

Eine längere Form dafür findet sich II. 558:

Du, der eilenden Schrittes des Weges dahinziehst,
Halte ein wenig doch an, ich bitte nur um ein Geringes,
Sage zu mir im Gehen: Es möge die Erde dir leicht sein.[96]

Die Antwort des Todten für die Erfüllung der Bitte pflegt einen Wunsch für den Lebenden zu enthalten, z. B. II. 4174: „Es möge dir gut gehen dafür, daß du an mir nicht vorübergegangen bist."[97] Zuweilen enthält die Bitte des Todten schon einen Wunsch für den Lebenden, um diesen so willfähriger zu machen, z. B. III. 1992: „Du sollst wohlleben, der du sagen wirst: Er (der Todte) lebt im Elysium"[98] oder III. 3397: „Du, der du von unserem Kummer liesest; so wahr ich wünsche, daß du einmal im Elysium lebest, bitte ich dich, sage: Sei dir die Erde leicht,[99] oder II. 1821: „Ihr Oberen, es gehe euch gut!"[100 u 101]

Im Falle der Wanderer aber keinen frommen Wunsch gesprochen, so bekommt er wohl etwas Bitteres zu hören, z. B. VI. 1431: „He, du Wanderer, der du an mir vorbeigehst, du magst noch so lange laufen, kommen mußt du doch mal hierher!"[102]

Daß der Todte es damit nicht bewenden läßt, sondern auch dem Lebenden Lehren mit auf den Weg giebt, haben wir schon

oben gesehen, z. B. bei der Inschrift über den Geiz, VI. 14618. Ebenso habe ich ein Beispiel eines Dialogs zwischen Todten und Lebenden schon oben citirt, bei Besprechung des Verhältnisses der Sklaven zu dem Herrn und zwar die Inschrift III. 1653.

Ich komme zum Schlusse. An der Hand der Inschriften glaube ich gezeigt zu haben, daß die Mehrzahl der Bewohner des römischen Reiches sittlich nicht so verderbt war, als wir es den Berichten der Schriftsteller nach annehmen mußten. Das Wort: „Ich bin ein Mensch und empfinde mit aller menschlichen Noth mit" hat doch auch ein Römer gesprochen,[103] und es hat gewiß in jener Zeit viele gegeben, die ebenso dachten und handelten. Aber auch in religiöser Hinsicht war es nicht so schlimm bestellt. Es war vielmehr ein Glaubensdrang vorhanden, der an dem ihm Gebotenen nicht mehr seine volle Befriedigung fand, da der Inhalt des überkommenen Glaubens zu wenig geeignet war, erhebend und läuternd auf den Menschen einzuwirken. Die tiefen Spekulationen der Philosophen, denen ein großer Theil der Gebildeten anhing, wurden vom Volke nicht verstanden und konnten darum das religiöse Gefühl desselben nicht befriedigen. Jenes religiöse Sehnen, das die damaligen Menschen in Ermangelung von etwas Besserem zu den ägyptischen, orientalischen Kulten ihre Zuflucht hatte nehmen lassen, verstummte erst dann, als die erhabene Religion zu ihnen kam, die nicht sklavische Furcht, sondern die kindliche Liebe zur Gottheit begehrte, nicht den Haß, sondern die Liebe der Menschen zu einander predigte. Und so erklärt sich denn die große und schnelle Verbreitung des Christenthums im römischen Reiche sehr leicht. Nicht weil die Welt so verderbt war — die recht Verderbten, d. h. die höheren und philosophisch gebildeten Kreise sträubten sich sehr lange noch gegen die Annahme des Christenthums, — sondern weil das Christenthum in dem bessern Theile

der Menschheit einen tiefempfundenen Herzensbedürfnisse entgegenkam, machte es solche Fortschritte.

Da man aber zu einem solchen Schlusse ohne Zuhülfenahme der Inschriften schwerlich hätte gelangen können, so ist auch dieser Umstand wieder ein recht deutlicher Beweis für die Wichtigkeit der römischen Inschriften.

Anmerkungen.

[1] Nur hingerichtete Verbrecher durften nicht begraben werden; man ließ sie zur Warnung für andere solange auf der Richtstätte liegen, bis sie verwest waren.

[2] Leider sind Inschriften aus der Zeit der Republik in zu geringer Anzahl vorhanden, als daß man aus ihnen allein sichere Schlüsse in dieser Hinsicht ziehen könnte; sie machen alle zusammen nur einen mäßigen Band aus.

[3] cf. II. 3596 marito pio et incomparabili commune monumentum fecit, ut ab eo, cum quo per annos 35 socia iucundam vitam aequabili concordia vixisset, nec sepulcro separaretur.

[4] II. 1399 coniugis obsequio cum pietate fui, coniugis illius, quem vix aequare mariti affectu poterint aut bonitate pari.

[5] VI. 9438 feminae iucundissimae, ex qua nihil unquam dolui nisi annos cum decessit und VI. 9810 cum quo vixit a virginitate anno 35 sine ullo dolore nisi diem mortis.

[6] VI. 13303 univiriae . . . etc.

[7] VI. 14404:

In cineres versa es tumuloque inclusa, cicadae
Dicēris coniunx — una fuisse viri.

Mommsen freilich erklärt die Stelle so, als ob die Frau sich mit einem Gemahl begnügt habe; was meines Erachtens nur mit Schwierigkeit aus der Stelle herauszulesen ist.

[8] Bd. II. 3301:

Servavi thalamum genio dulcissime coniux,
Servandus nunc est pro thalamo tumulus.

[9] Bd. II. 1504:

Uxor cara viro monumentum fecit amanti,
Optaram in manibus coniugis occidere;
Quem quia fata nimis rapuerunt tempore iniquo,
Ossibus opto tuis: „Sit tibi terra levis!“

[10] Bd. III. 754, Seite 992:

Floribus ut saltem requiescant membra iucundis
Aeliae carae mihi nunc hoc . . . sepulcro
Regina Ditis magni regis precor hoc te
— Nam meruit haec multa suis pro laudibus a me —
Immeritae propere solventem fila dearum,
Quae globo parcarum revoluta cuncta gubernant.
Qualis enim fuerit vita, quam deinde pudica,
Si possem effari cithara, suaderem ego manes.
Haec primum casta, quod (par te) audire libenter,
Et mundi spatia, Ditis quoque regia norunt.
Hanc precor Elysiis iubeas consistere campis
Et myrto redimire comas et tempora flore.
Lar mihi haec quondam, haec spes haec unica vitae,
Et vellet quod vellem, nollet quoque ac si ego nollem.
Intima nulla ei, quae non mihi nota fuere
Nec labos huic defuit nec vellerum inscia fila.
Parca manus et larga meo in amore mariti.
Nec sine me cibus huic gratus nec munera Bacchi,
Consilio mira cata mente, nobili fama.
Carmini, possessor, faveas precor ac precor ut tu
Hanc tituli sedem velles decorare quotannis
Et foveas aevi monumentum tempore grato,
Roscida si. . .

Das Uebrige unleserlich oder wenigstens unverständlich. Das Metrum ist nicht immer richtig, und das Latein nicht immer mustergültig.

[11] Orelli, Inschriften der Stadt Rom Nr. 4636. „In die mortis gratias maximas egi aput deos et aput homines.“ Vorher heißt es M. Ulpius . . titulum posuit Claudiae coniugi carissimae etc.

[12] VI. 13148 Filio melle dulciori“ fecerunt.

[13] VI. 15009 Tatae suo b(ene) m(erenti) fecit.

[14] VI. 14347 Mammulae dulcissimae b(ene) m(erenti) fecit.

[15] Der lateinische Ausdruck dafür „delicium“ wurde so häufig angewandt, daß er fast für „Kind“ selbst steht, cf. VI. 14523.

[16] Quod parenti facere debuit filia, id immaturae filiae fecit pater.

[17] Julia nihil unquam peccavit, nisi quod mortua est.

[18] Mater si possem, fili vice morti succumberem.

[19] Filiae dulcissimae et piissimae et incomparabili et Communi filio, qui post desiderium sororis suae una die supervixit.

[20] Cuius pater, natus miser, desiderio natae diem et noctem cum lacrimis traxit vitam malam. . . . . Ossa mea in aram mixta cum filiae una requiescunt: Hoc solacium mecum erit. . . . Atimeto liberto, cuius dolo filiam amisi, restem et clavom, unde sibi collum alliget.

[21] Jul. Asclepiades caris suis hunc titul(um) posui, miserabile munus non satis, ut meruistis, quattuor amissis te quintum, Salvi, flere necesse est adsidue, dum mea fata resistent. Te nunc amisso domus inclinata recumbit. Depon(am) luctus, cum te sequar, care, per umbras. Dulc(em) meum Salvium liceat mihi dicere semper. . . . Merito te, care, requiro.

[22] Captus talis miseris . . . . parentibus istis, quibus . . . cippo inscribere nomen . . . cuius ossa in Germania.

[23] Filiolam amisit pater heu materque secuta est.

[24] Hic sitast infans patri per saecula flenda
Quam raptam assiduo mater maerore requirit,
Grata blanditiis . . . unaque talis
Quales quisque sibi cupiat producere natos.
Hunc annus decimus privavit munere lucis;
Casum quisque legat, fato maledicat iniquo.

[25] . . excepto M. Antonio Athenione, quia me post multas iniurias parentem sibi amnegaverit (für abnegaverit).

[26] Alumno dulcissimo parentes piissimi.

[27] Alumnae . . . . . Aia Isias, quae cum dolore vitam infelicissima exigo.

[28] . . . magister, qui plus amavit, quam si filium suum.

[29] Fratri piissimo, qui ad diem mortis suae simplici adfectione unoque animo egit mecum . . . fieri curavit fratri dulcissimo atque incomparabili.

[30] III. 2118 gener matri incomparabili, II. 530 socrae optimae, II. 5008 piae novercae, VI. 14289 privignae carissimae.

[31] Helpidi libertae bene merenti Salvius . . patronus aram posuit.

[32] Amici optimi, avete et valete.

[33] Non fui maritus et reliqui liberos. Servi: Macte tu, domine, vale!

[34] Qui, quidquid dixit — dulcis amicis erat.
Hunc quoque post mortem deflemus amici.

[35] Havete amici et amicae . . .; ago memoriae vestrae gratias. B(onis) b(ene).

[36] Memoriam
Duobus pelegrinis pictoribus
. . . . .
?
fecerunt collegas. (ae).

[37] Hoc in loco tegitur Euryalus, oriundus ex Armenia, is vixit

annos plus minus 25, cuius de patria Eros civium pietatem custodiens titulum statuit

[38] Von diesen Inschriften sind natürlich zu scheiden die scherzhaften, die der weniger offizielle und geistliche Charakter der dortigen Begräbnißstätten wohl zuließ, so z. B., wenn einem Mimen, der schon oft im Schauspiele den Tod über sich hatte ergehen lassen müssen, die Worte in den Mund gelegt werden: „Aliquoties iam mortuus sum, sed sic nunquam“, d. h. manchmal bin ich schon gestorben, aber so noch nie III. 3980.

[39] Qui vixit annos nonaginta septem sine dolore . . .

[40] III. 1566 Herculi genio loci et fontibus calidis Calpurnius . . . v(otum) l(ibens) s(olvit)., d. h. dem Herkules, dem Genius des Ortes und den heißen Quellen hat C. mit Freude sein Gelübde erfüllt.

III. 1561: Aesculapio et Hygiae pro salute Juniae, quod a longa infirmitate virtute aquarum numinis sui revocaverunt, d. h. dem Aeskulap und der Göttin der Gesundheit geweiht für die Rettung der Junia, weil sie dieselbe durch die Kraft der Bäder ihres Machtbezirks wieder zum Leben gebracht haben.

[41] Lateinisch lautet sie „Dis inferis manibus sacrum“.

[42] Lateinisch „mundus.“

[43] „Lapis manalis“ auf Lateinisch.

[44] Lateinisch „parentalia“.

[45] Rogamus . . . . ut huius manibus lucerna quotidiana ex ratione publica vestra poni (placeat).

[46] . . ita ut . . . omnibus calendis nonis suis quibusque mensibus lucerna sibi ponatur lucens . .

[47] Quisquis eris post me dominus Laris huius et horti,
Vicinas mihi carpe rosas mihi lilia pone
Candida, quae viridis dabit hortulus! Ita beatum.

[48] Ita ut ex reditu eius insulae quotannis . . memoriam sui sacrificiis quater in annum factis celebrent . ., d. h. so daß aus dem Ertrage dieses Gebäudes jährlich man eine Erinnerungsfeier abhalte ꝛc.

[49] Dii manes receperunt Abulliam.

[50] Sit tibi terra levis.

[51] Ave, vale, salve.

[52] Quod fueram, non sum; sed rursum ero, quod modo non sum.
Ortus et occasus, vitaque morsque itidem est.

[53] Connubii decus egregium, lux alma parentum,
Eximiumque bonum corporis atque animi,
Invidia fati rapitur Vincentia florens
Et nunc ante patrem conditur Helionem,

Quin potius corpus, nam mens aeterna profecto
Pro meritis potitur sedibus Elysiis.

[54] Et reparatus item vivis in Elysiis. Sic placitum est divis aeterna vivere forma, qui bene de supero lumine sit meritus.

[55] Vos itaque inferi, ad quos me praecipitem di superi coegerunt, minimo me cum tormento admittite.

[56] Vixi, quad (quoad?) potui, semper bene pauper honeste,
Fraudavi nullum — nunc iuvat ossa mea.

[57] *Μή μου παρέλθῃς τὸ ἐπίγραμμα, ὁδοιπόρε*
Ἀλλὰ σταθεὶς ἄκουε καὶ μαθὼν ἄπι
Οὐκ ἔστι ἐν Ἅιδου πλοῖον, οὐ πορθμεὺς Χάρων
Οὐκ Αἰακὸς κλειδοῦχος, οὐχὶ Κέρβερος κύων.
Ἡμεῖς δὲ πάντες οἱ κάτω τεθνηκότες
Ὀστέα, τέφρα (γ)εγόναμεν, ἄλλο δὲ οὐδὲ ἕν.
Εἴρηκά σοι ὀρθῶς, ὕπαγε ὁδοιπόρε,
Μὴ καὶ τεθνακὼς ἀδόλεσχός σοι φανῶ.
Μὴ μύρα, μὴ στεφάνους στή(λ)ῃ χαρίσῃ, λίθος ἐστίν,
Μηδὲ τὸ πῦρ φλέξεις. ἴς κενὸν ἡ δαπάνη.
Ζῶντι μοι, εἴτι ἔχεις, μετάδος τέφραν δὲ μεθύσκων
Πηλὸν ποιήσεις, καὶ οὐχ ὁ θανὼν πίεται.
Τοῦτ᾽ ἔσομαι γὰρ ἐγώ, σὺ δὲ τούτοις γῆν ἐπιχώσας
Εἰπέ· Ὅτι οὐκ(ὢν) ἦν, τοῦτο πάλιν γέγονα.

[58] Heredibus mando etiam, cinerem ut m(eum vino spargant ut super eum) volitet meus ebrius papilio.

[59] Terra tenet corpus, nomen lapis atque animam aër.

[60] Corpus habent cineres, animam sacer abstulit aër.

[61] Nil fui, nil sum et tu, qui vivis, es, bibe, lude, veni!

[62] Es steht VI. 9280 oben „Somno aeternali" und am Ende „Tu qui leges et non oraveris, erit tibi deus testimonio. Der Schreiber glaubt also mindestens an Götter.

[63] Fuisti, vale! oder fuistis, valete!

[64] „Aeternae quieti" als Ueberschrift III. 4275, 4277, 4315 (hier verbunden mit Dis manibus) ist ebenso zu fassen. Heißt doch der christliche Wunsch für die Todten auch: „Requiem aeternam dona eis, Domine!"

[65] Aeterno iungit pia membra cubili.

[66] Habitat in aeternum hanc domum.

[67] Leti domum perpetuam hanc sibi etc.

[68] „Domo aeternae". (Domui) aeternae, VI. 11252.

[69] VI. 10251a . . qui vixit annos 87 v(itam)? v(exatam)? Aliquando securus sum.

[70] . . requiescit ab humanis sollicitudinibus.

[71] Hanc sedem longo placuit sacrare labori,
Hanc requiem fessos tandem, qua conderet artus.
Ulpius emeritis longaevi muneris annis
Ipse suo curam titulo dedit, ipse sepulchri
Arbiter hospitium membris fatoque paravit.

[72] Si manes saperent . . .

[73] Si quid manes sapiunt in mollibus umbris etc.

[74] Si sensus erit meae quietis etc.

[75] Hic quiescunt duas (?) matres, duas (?) filias (?), numero tres faciunt, et advenas? duas(?) parvolas(?). Suscitabit, cuius condicio est.

[76] Si qua tamen pietas gelidos movet rustica m(anes).

[77] Si quae sunt manes.

[78] Si quicquam sapiunt inferi.

[79] Zu dem Schlusse komme ich auch deswegen, weil die besonders auffälligen Inschriften so die unzarte auf den Tod der Gattin, Orelli 4636, die wo der Sohn den Vater verleugnet, VI. 14672, und endlich die irreligiöse griechische ebenfalls, VI. 14672, der Stadt Rom angehören.

[80] O crudeles parcae! Invidia fati rapitur.
Quisque legat, fato maledicat iniquo!

[81] Crudeles parcae nimium; matercula dicit,
Quojus in hoc tumulo filia parva iacet.
Debueram prius ipsa mori; sed numina vestra
Qui coluere, cadunt — neglexere, manent.

[82] Vota, parens, nocuere tibi, cui numina saeva
Ut plura eriperent, plura dedere bona.

[83] Dis iniquis (Ueberschrift)
qui rapuerunt animulam tam innocuam etc.

[84] Eripuit nobis undevicensumus annos
Ingressum iuvenem militiam cupide.
Parcae falluntur, Fontanum quae rapuerunt,
Cum sit perpetuo fama futura viri.

[85] Aspice quam subito marcet, quod floruit ante.
Aspice quam subito, — quod stetit ante, cadit,
Nascentes morimur, finisque ab origine pendet.

[86] Vive laetus, quisque vivis, vita parvom munus est.
Mox exortast sensim vigescit, deinde sensim deficit.

[87] Vivite victuri moneo, mors omnibus instat.

[88] Vivite felices, quibus est data longior hora;
Vixi ego, dum licuit, dulciter ad superos.

[89] Dum vixi, bibi libenter, bibite vos, qui vivitis. Zugleich Wortspiel, da b und v in jener Zeit kaum noch unterschieden wurden.

[90] Lude, iocare, veni!

[91] Vos ego nunc moneo, semper qui vivitis avare,
Nudus natura fueras a matre creatus,
Nudus eris, obitis — gratia nulla datur.

[92] „Serit arbores, quae alteri saeclo prosint, quid spectans nisi etiam postera saecula ad se pertinere?

[93] „Sit tibi terra levis". Lector discedens dicat.

[94] Viator rogo dicas: „Vale."

[95] Te rogo praeteriens dicas: „Sit tibi terra levis!"

[96] Tu qui carpis iter gressu properante viator,
Siste gradum, quaeso; quod peto, parva mora est.
Oro, ut praeteriens dicas: „Sit tibi terra levis."

[97] Bene sit tibi viator, qui me non praeteristi!

[98] Vivas, qui dixeris: vivit Elysiis!

[99] Quicunque legis nostros dolores, sic apud Elysias vivas . . etc.

[100] Valete superi!

[101] Derselbe Sinn liegt wohl auch in der Formel „Et Tu et Tibi!" III 3195b, „Thust du den Todten Gutes, so wird auch dir ein Gleiches zutheil werden."

[102] Heus tu viator lasse, qui me praeteris, cum diu ambularis, huc tamen veniundum est tibi.

[103] Terentius Heauton Timorumenos I. 1, 25: „Homo sum: humani nihil a me alienum puto."



(900) Druck von J. F. Richter in Hamburg.







